Digitized by Google

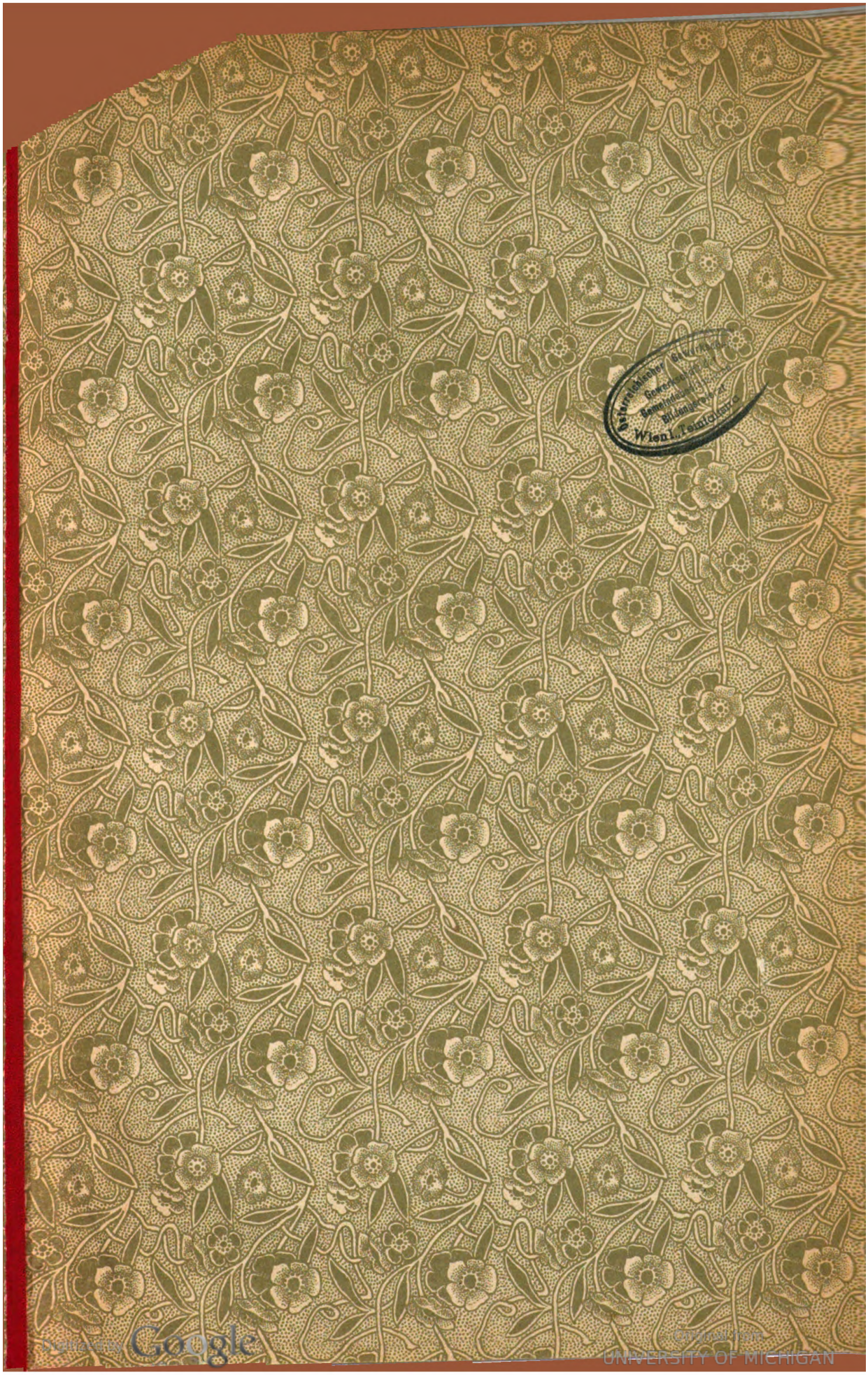
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google
Digitized from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte

58. Jahrgang. 116. Band. 2. Teil

Juni 1914 bis August 1914

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

830.6
W53
v.116
pt. 2

Verzeichnis der Mitarbeiter

Bab, Julius, in Berlin-Grunewald, 923. Behaghel, Otto, Prof. Dr., in Gießen, 651. Bethge, Hans, Dr. phil., in Berlin-Wilmersdorf, 765. Braun, Reinhold, in Berlin, 533. Chriſtaller, Helene, in Jugenheim, 534. Diercks, Guſtav, Dr. phil., in Berlin-Steglitz, 521. Doderer, Otto, in Biebrich a. Rh., 529. Düſel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 623. El-Correï, in Magugnano ſul Garda, 920. Engelbrecht, Louis, in Braunſchweig, 853. Fendrich, Anton, in Freiburg i. B.-Zähringen, 552. Fraenger, Wilhelm, in Heidelberg, 477. Freimark, Hans, in Berlin-Friedenau, 572. Gabelentz, Georg von der, in Dresden, 789. Gagel, C., Prof. Dr., in Berlin-Dahlem, 769. Geiger, Albert, in Berlin-Steglitz, 599. Goltz, Bruno, Dr. phil., in Leipzig, 824. Gregori, Ferdinand, Prof., in Wien, 799. Hadina, Emil, Dr. phil., in Wien, 494. Haefcke, Hans, in Berlin-Pankow, 757. Hagen-Thürnau, Carl, in Berlin-Südende, 687. Havemann, Julius, in Charlottenburg, 633. Hayek, Max, in Wien, 537. Herdan, Johannes, in Wien, 922. Heſſe, Hermann, in Bern, 673. Jürgenſen, H. C., in Reinbeck, 495. Klonower, Amalie, Dr. phil., in Berlin, 669. Knöfel, Heinrich, in Dortmund, 774. Köpp, Fritz, in Berlin, 672. Kriſche, Paul, Dr. phil., in Berlin-Lichterfelde, 589. Kuſig, Valeska, in Berlin, 672. Lambrecht, Nanny, in Aachen. 688. Lenz, Friedrich, Prof. Dr. jur. et phil., in Braunſchweig, 646. Laufen, Paula, in Nürnberg, 497, 708, 854. Lorenz, Felix, in Berlin-Wilmersdorf, 837. Lucka, Emil, in Wien, 907. Maaß, Harry, in Lübeck, 751. Manns, Alfred, in Bremen, 893. Mayer, Karl Adolf, in Wien, 652. Much, Hans, in Hamburg, 906. Natter, Ottilie, in Gmunden, 766. Osborn, Max, Dr. phil., in Berlin, 805. Platzhoff-Lejeune, Eduard, Dr. phil., in Lugano, 748. Neck, G., in Dornburg, 614, 645. Neichel, Eugen, in Berlin-Schöneberg, 668. Noloff, Max, in Breslau 929. Schattingen, Johannes, in Berlin-Friedenau, 913. Schmidt, Erich K., in Charlottenburg, 551. Schmidt, Everhard, Dr. phil., in Holzminden, 800. Schuſſen, Wilhelm, in Bruck b. München, 912. Sydow, Clara von, in Berlin, 551. Trinius, Auguſt, in Waltershauſen, 530. Unus, Walter, in Charlottenburg, 653. Uthmann, Victor von, in Poſen, 821. Waetzoldt, Wilhelm, Prof. Dr., in Halle, 735. Warſtat, W., Dr. phil., in Altona-Ottenſen, 901. Weber, Ottokar, Prof. Dr., in Prag, 693. Wegwitz, Franz, in Dresden, 820. Winkler, Chriſtine von, in Neudeck, 692, Wüeſt, Curt, in Arosa, 768. Willemſen, Heinrich, Dr. phil., in Düſſeldorf-Oberkaſſel, 880. Zimmer, Fritz Alfred, in Zwickau, 496.

Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt des hundertsechzehnten Bandes

2. Teil. Juni 1914 bis August 1914

Seite

Albert Welti. Ein Gedenkblatt zur zweiten Wiederkehr seines Todestages. Von Wilhelm Fraenger 477
Drei Birken. Gedicht von Emil Hadina 494
Ein paar Erinnerungen an Theodor Storm. Von H. E. Jürgensen 495
Abschied. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer 496
Dorothee Stauffer. Roman von Paula Laufen, 497, 708, 854
Braunfels. Von Dr. Gustav Diercks 521
Kleine Legende. Gedicht von Otto Doderer 529
Wandersehnsucht. Ein Lebensrückblick von August Trinius 530
Pfingstfrühgeläut. Gedicht von Reinhold Braun 533
Die kleine braune Geige. Eine Kindergeschichte von Helene Christaller 534
Ein Wiener Silhouettist. Von Max Hayek 537
Erinnerungen aus dem deutsch-dänischen Kriege. Von Max und Friedrich von Rottauscher 545
Geige in der Nacht. Von Erich K. Schmidt 551
Der Postillion. Gedicht von Clara von Sydow 551
Emil Himmelheber. Roman von Anton Jendrich . . . 552
Mediumistische Kunst. Von Hans Freimark 572
Deutschlands Kalibergbau. Eine Studie über den bedeutendsten Nationalschatz unsers Vaterlandes. Von Dr. Paul Krische 589
Die kleine Elsässerin. Novelle von Albert Geiger . . . 599
Begegnung. Gedicht von G. Reck 613
Stimmen der Stille. Novelle von Julius Havemann . . 633
Der Dorfschullehrer. Gedicht von G. Reck 645
Deutschlands dreifache Kriegsrüstung. Von Dr. jur. et phil. Friedrich Lenz 646
Eckenschrift und Deutschtum. Von Prof. Dr. Otto Behaghel 651
Pagenliebe. Gedicht von Karl Adolf Mayer 652
Unbekannte Meister. Von Walter Unus 653
Aphorismen. Von Eugen Reichel 668
Unter den Hufen der Pferde. Von Leo Tolstoi. Erzählt von J. Tenoromo. Berechtigte Übersetzung von Dr. Amalie Klonower 669
Röslein. Gedicht von Fritz Köpp 672
Die Nacht. Gedicht von Valeska Kusig 672
Im Pressel'schen Gartenhaus. Eine Zeichnung aus dem alten Tübingen. Von Herm. Hesse 673
Zeche Hölle. Von Nanny Lambrecht 688
Mutterherz. Gedicht von Christine von Winkler 692
Prag und seine Vergangenheit. Von Prof. Dr. Ottokar Weber 693
Malerromane und Gemäldegedichte. Von Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt 735
Vom Schmuggel und von Schmugglern. Von Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune 748
Der Erste Pariser Friede. Von Hans Haefcke 757
Einer Verstorbenen. Gedicht von Hans Bethge 765
Johannisnacht. Ein Märchen von J. J. David. Aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht von Ottilie Natter 766
Abendlied. Gedicht von Curt Wiest 768
Der Kaiser-Wilhelm-Kanal. Von Prof. Dr. C. Gagel . 769
Wiederkehr. Gedicht von Heinr. Knöfel 774
Der Jäger. Novelle von Georg v. d. Gabelentz 789
Im Felde. Gedicht von Ferd. Gregori 799
Die neuen Polarreisen und -forschungen. Von Dr. E. Schmidt, Holzminden 800
Die bildenden Künste. Von Max Osborn 805
Schwester Elisabeth. Gedicht von Franz Wegwitz . . . 820
Gunnar der Isländer. Gedicht von Victor von Uthmann 821
Zwei Lebensgeschichten. Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Bruno Golz 824
Moderne Herrensitze. Von Felix Lorenz 837
Sommermorgen auf Sylt. Gedicht von Hans Bethge . 853
Sommerabend. Gedicht von Louis Engelbrecht 853
Der deutsche Niederrhein. Von Heinrich Willemsen . . 880
Die Adoption. Novelle von Alfred Manns 893
Die freideutsche Jugendbewegung und ihre Psychologie. Von Dr. W. Warstat in Altona-Ottensen 901
Geschenk. Gedicht von Hans Much 906
Der Berg der Stürme. Novelle von Emil Lucka . . . 907
Abendglocke. Gedicht von Wilhelm Schussen 912
Ein Meister der modernen Silhouette. Von Johannes Schattingen 913
Das Totenmahl. Novelle von El-Correl 920
Sonett der Müden. Gedicht von Johannes Herdan . . 922
Frank Wedekind. Von Julius Bab 923
Wie sich Araber und Türken ihre Zukunft denken. Von Max Roloff 929

Namen- und Sachregister

Abendglocke. Gedicht von Wilhelm Schussen 912
Abendlied. Gedicht von Curt Wiest 768
Abschied. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer 496
Adoption, Die. Novelle von Alfred Manns 893
Aphorismen. Von Eugen Reichel 668
Begegnung. Gedicht von G. Reck 613
Berg der Stürme, Der. Novelle von Emil Lucka . . . 907
Bildenden Künste, Die. Von Max Osborn 805
Birken, Drei. Gedicht von Emil Hadina 494
Braunfels. Von Dr. Gustav Diercks 521
Deutsch-dänischen Kriege von 1864, Erinnerungen aus dem. Von Max und Friedrich von Rottauscher 545
Deutschlands dreifache Kriegsrüstung. Von Prof. Dr. jur. et phil. Friedrich Lenz 646
Dorfschullehrer, Der. Gedicht von G. Reck 645
Eckenschrift und Deutschtum. Von Professor Dr. Otto Behaghel 651
Elsässerin, Die kleine. Novelle von Albert Geiger . . . 599
Friede, Der Erste Pariser. Von Hans Haefcke 757
Geige, Die kleine braune. Eine Kindergeschichte von Helene Christaller 534
Geige in der Nacht. Gedicht von Erich K. Schmidt . . 551
Geschenk. Gedicht von Hans Much 906
Gunnar der Isländer. Gedicht von Victor von Uthmann 821
Herrensitze, Moderne. Von Felix Lorenz 837
Himmelheber, Emil. Roman von Anton Jendrich . . . 552
Im Felde. Gedicht von Ferd. Gregori 799
Jäger, Der. Novelle von Georg v. d. Gabelentz 789
Johannisnacht. Ein Märchen von J. J. David. Aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht von Ottilie Natter 766
Jugendbewegung, Die freideutsche. Von Dr. W. Warstat 901
Kaiser-Wilhelm-Kanal, Der. Von Prof. Dr. C. Gagel . 769
Kalibergbau, Deutschlands. Von Dr. Paul Krische . . . 598
Lebensgeschichten, Zwei. Eine kulturhistorische Studie von Dr. Bruno Golz 824
Legende, Kleine. Gedicht von Otto Doderer 529
Malerromane und Gemäldegedichte. Von Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt 735
Mediumistische Kunst. Von Hans Freimark 572
Meister der modernen Silhouette, Ein. Von Johannes Schattingen 913
Mutterherz. Gedicht von Christine von Winkler 692
Nacht, Die. Gedicht von Valeska Kusig 672
Niederrhein, Der deutsche. Von Dr. W. Willemsen . . 880
Pagenliebe. Gedicht von Karl Adolf Mayer 652
Pfingstfrühgeläut. Gedicht von Reinhold Braun 533
Polarreisen und -forschungen, Die neueren. Von Dr. Everhard Schmidt 800
Postillion, Der. Gedicht von Clara von Sydow 551
Prag und seine Vergangenheit. Von Prof. Dr. Ottokar Weber 693
Pressel'schen Gartenhaus, Im. Eine Zeichnung aus dem alten Tübingen. Von Hermann Hesse 673
Röslein. Gedicht von Fritz Köpp 672

Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Seite

Schmuggel und von Schmugglern, Vom. Von Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune 748
Schwester Elisabeth. Gedicht von Franz Wegwitz . . . 820
Silhouettist, Ein Wiener. Von Max Hayek 537
Sommerabend. Gedicht von Louis Engelbrecht 853
Sommermorgen auf Sylt. Gedicht von Hans Bethge . . 853
Sonett der Müden. Gedicht von Johannes Herdan . . 922
Staufer, Dorothee. Roman von Paula Laufen 497, 708, 854
Stimmen der Stille. Novelle von Julius Havemann . . 633
Storm, Theodor, Ein paar Erinnerungen an. Von H. E. Jürgensen 495
Totenmahl, Das. Von El Correl 920
Unbekannte Meister. Von Walter Unus 653
Unter den Hufen der Pferde. Von Leo Tolstoi. Erzählt von J. Tenoroms. Berechtigte Übersetzung von Dr. Amalie Klonower 669
Verstorbenen, Einer. Gedicht von Hans Bethge 765
Wanderſehnſucht. Ein Lebensrückblick von August Trinius 530
Wedekind, Frank. Von Julius Bab 923
Weg im Feld. Gedicht von Carl Hagen-Thürnau . . . 687
Welti, Albert. Ein Gedenkblatt zur zweiten Wiederkehr ſeines Todestages. Von Wilhelm Fraenger 477
Wiederkehr. Gedicht von Heinrich Knöfel 774
Wie ſich Araber und Türken ihre Zukunft denken. Von Max Roloff 929

Literariſche Rundſchau

Als Venedig noch öſterreichiſch war 940
Anleitung zur Lektüre. Von Prof. Rich. M. Meyer . . 788
Badiſche Malerei des 19. Jahrhunderts. Von Joſef Aug. Beringer 786
Bäumer, Gertrud: Die Frau in Volkswirtſchaft und Staatsleben der Gegenwart 937
Bienenſtein, Karl: Deutſches Sehnen und Kämpfen . . . 940
Bilderſchau der Kriegsjahre 1806—1815, Zeitgenöſſiſche . 786
Böhlers Schattenbilder, Dr. Otto. Hrsg. von Max Hayek 785
Bücher der Frau, Die 938
Deutſche Wanderungen 940
Diefenbach, K. Wilhelm: Göttliche Jugend 784
Düppelbuch (Stiftungsverlag Potsdam) 622
Enzyklopädie unſrer Kolonien. Hrsg. von Dr. H. Schnee . 788
Fauſt-Ausgabe des Einhornverlages 620
Fechner, Hans: Malerfahrten 782
Fiſchers neue Illuſtrierte Bücher 787
Grillparzers Werke. Hrsg. von Stefan Hock (Goldene Klaſſikerbibliothek) 619
Hammerſtein, Else Freiin von: Eine Norwegerin auf deutſchem Boden 938
Hegeler, Wilhelm: Die Leidenſchaft des Hofrat Horn . . 618
Herrmann, Paul. Hrsg. von Hans W. Singer 780
Holbeins Totentanz 787
Huch, Ricarda 936
Huch, Ricarda: Der Große Krieg in Deutſchland . . . 618
Im Ruderboot durch Deutſchland 939
Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich 619
Kunſt im Dienſte der Staatsidee, Die. Von Dr. Georg Malkowsky 786
Kunſt in Bildern, Die: Vlämiſche Malerei 786
Kunſtwiſſenſchaft, Handbuch der. Hrsg. von Dr. Fritz Burger 620
Liliencron, Adda Freifrau von: Fünfzig Jahre Krieg und Frieden 939
Lilienfein, Heinrich: Der verſunkene Stern 622
Literatur-Lexikon, Deutſches. Von Herm. Anders Krüger 620
Malerei im 19. Jahrhundert, Deutſche. Von Rich. Hamann 621
Meiſter-Novellen neuerer Erzähler 940
Meiſter der Zeichnung: Otto Greiner und William Strang 787
Perfall, Anton, Freiherr von: Meine letzten Weidmannsfreuden 622
Pingoud, Charlotte: Tagebuch einer ruſſiſchen Frau . . . 939
Rembrandts Handzeichnungen (Verlag Herm. Freiſe, Parchim) 621
Romane der Weltliteratur 939
Runge, Philipp Otto, Briefe von. Hrsg. von Erich Hancke 782
Schauſpielhaus in Dresden, Das neue Königliche (Verlag Alex. Koch, Darmſtadt) 621
Schorn, Adelheid von: Zwei Menſchenalter 938
Soden, Eugenie von: Das Frauenbuch 937
Stauffer-Bern, Karl, Familienbriefe und Gedichte von. Hrsg. von U. W. Züricher 782
Storm, Gertrud: Theodor Storm 939
Vollbehr, Ernſt: Mit Pinſel und Palette durch Kamerun 782
Weiberherrſchaft, Die. Hrsg. von Alfred Kind und Eduard Fuchs 782
York von Wartenburg, Das Leben des Feldmarſchalls Grafen. Von G. Droyſen 622

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Ein Brief Albert Weltis 583

Dramatiſche Rundſchau von Dr. Friedrich Düſel

Zwei Dramen von Auguſt Strindberg: »Nach Damaskus« und »Der Scheiterhaufen« — Herbert Eulenburg: »Alles um Liebe« — Hans Kyſer: »Die Erziehung zur Liebe« — Luſtſpiele und Komödien: »Rößſelſprung« von Karl Rößler — »Marys großes Herz« von Korfiz Holm — »Schneider Wibbel" von Hans Müller-Schlöſſer — »Was Ihr wollt« im Deutſchen Theater — Zwei Stücke aus China: »Mr. Wu« und »Die gelbe Jacke« — Max Halbes »Freiheit« und Karl Vollmoellers »Mirakel« . 623

Das Reich der Frau. XXVIII

Blumenſtrauß und Vaſe. Von Harry Maaß 751

Die bildenden Künſte von Dr. Max Osborn

Die Umgeſtaltung der Nationalgalerei — Eine »Ausgrabung« — Der Neubau der Königlichen Bibliothek zu Berlin — »Freie Seceſſion« — Die Große Berliner Kunſtausſtellung — Alte Kunſt aus Privatbeſitz . . . 805

Kunſtblätter und Einſchaltbilder

Juni:

Stoltenberg, Fritz: Blühende Kaſtanie.
Erler-Samaden, Erich: Heiße Stunden.
Corde, Walter: Frauenkopf.
Kruchen, Medardus: Stilleben.
Ehrhardt, Paul W.: Am Nähtiſch.
Schmoll von Eiſenwerth, Karl: Der Blumenſtock.
am Ende, Hans: Sommerwolken.
Thor, Walter: Ilſe Küſtner.
Klein-Diepold, Leo: Garten.
Woog, Raymund: Mutter und Kind.
Groeber, Hermann: Bauernfrau mit Kind.
Herz, Emil W.: Graf Otto von Baudiſſin.

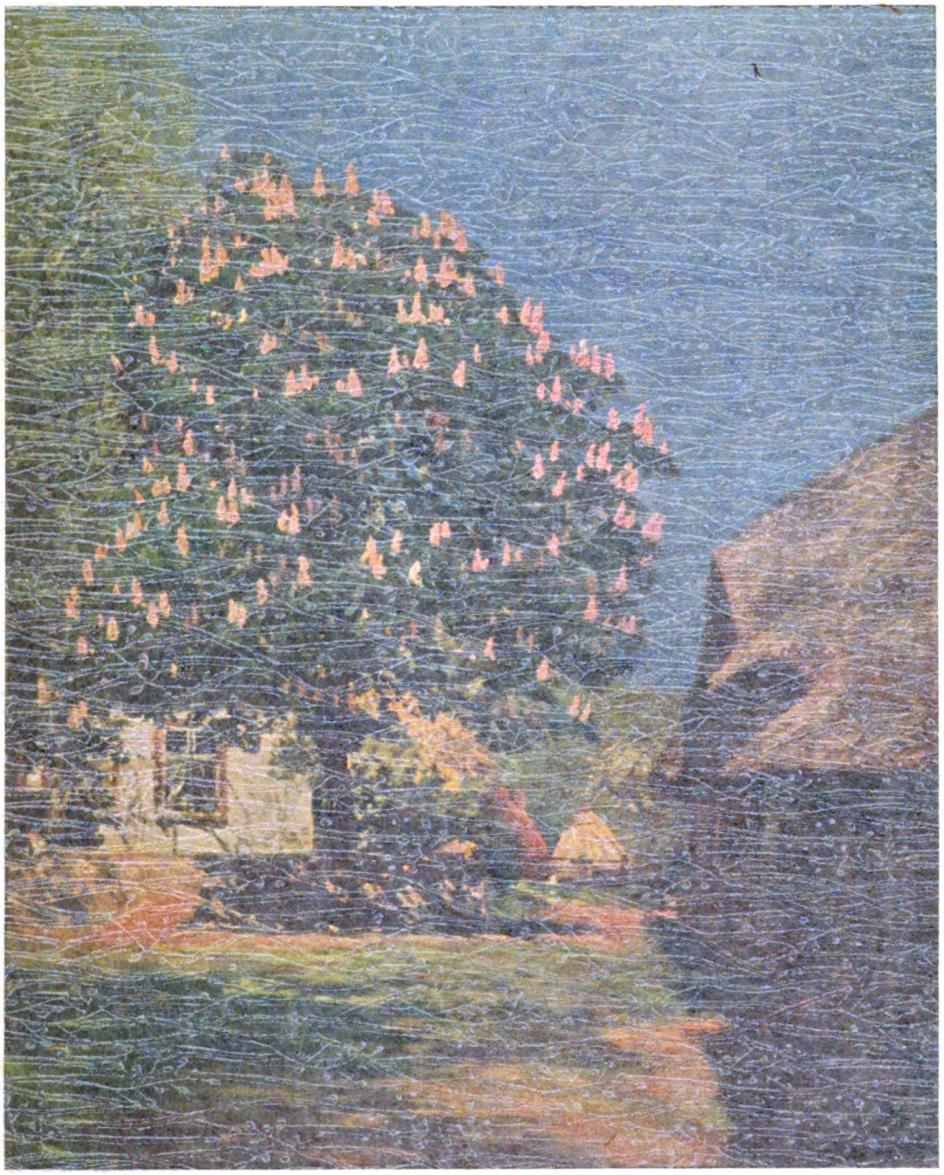
Juli:

Kruchen, Medardus: Feldblumen.
Schramm, Viktor: Junges Mädchen.
Mittelrheiniſcher Meiſter um 1500: Männliches Bildnis.
Unbekannter Meiſter: Bildnis der Herzogin von Angoulême.
Marquardt, Bruno: Sommertag.
Hentze, Charles: Stilleben.
Schuſter-Woldan, Georg: Bildnis eines jungen Mädchens.
Engelmann, Richard: Abſchied.
Lünſtroth, Franz Martin: Auf dem Felde.
Moriſſet, Henri: Bei der Lektüre.
von Kardorff, Konrad: Bildnis des Herrn Dr. G.
Whiſtler, James: Meine Mutter.
Hardt, Ernſt: Frühſtückstiſch.

Auguſt:

Renoir, Auguſte: Spazierritt.
Kraus, Friedrich: Auffahrt zum Ball.
Brekelenkam, Quiringh Gerritsz: Wirtshausſzene.
Schanze, Clemens Oskar: Weibliches Bildnis.
Hoffmann-Fallersleben, Franz: Gartentor.
Weſtfäliſches Dorf.
Prozeſſion an der Waldkapelle.
Krafft, Carl: Boote am Haveluſer (Radierung).
Scharf, Otto: Bruchlandſchaft bei Krefeld.
Eichhorſt, Franz: Im Korn.
Habich, Ludwig: Betender Knabe.
Schulz, Arthur: Pan und Nymphe (Parkgruppe).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Fritz Stoltenberg: Blühende Kastanie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Schmidt-Lauff von Schauenstein, Paul. Von Dr. Ernst ... 135
Schmitz, Oskar. Schwester Elisabeth. Erzählung aus Alt-Wolmirs ... 849
Schönherr, Max. Erzählungen. Von Max Geiger ... 737
Sommerabend. Erzählung von Ludwig Ganghofer ... 853
Sommermorgen auf Alt-Wolmirs. Erzählung von Hans Pfeiffer ... 653
Spruch der Mädchen. Erzählung von Julius von Wickede ... 841
Stanzen, Deutsche. Gesammelt von Max Friedrich Kurz. 1906. 634
Stimmen der Stille. Gedichte von Julius Rodenberg ... 633
Stolzen, Friedrich. Aus neuen Erinnerungen an Hans H. L. Stolzen ... 495
Stolzenhahl, Paul. Von Ost nach West ... 820
Tannhäuser-Lieder. Von Walter Hinck ... 853
Unter den Augen der Diktatur. Von Leo Gollasch. Mit einem Vorwort von E. Lemberg. Autorisierte Übersetzung von Hermann Oberländer ... 668
Weltkrieg, Der. Bd. VII von Hans Delbrück ... 765
Werkmeisterbuch. Ein Lehrbuch von Julius Thomas ... 870
Wiesenthal, Grete. Vom Jungen Gott ... 793
Weg im Licht. Gedichte von Karl Henckell ... 864
Wolff, Albert. Ein Gedenkbuch an unsere Wilderness-Jahre. Von Wilhelm Schmidt ... 847
Wüstenkrieg. Erzählt von Friedrich Feld ... 7
Wie ich Pferde und Leute sah. Erzählt von Hans Dahlen ...

Literarische Neuerscheinungen

Die Bergfee vom Hirschsee ... 1
Bernhard, Max Ludwig. Von Dr. Hans ... 1
Bibliothek Deutscher des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Hermann ... 1
Bahnsen, Gertrud. Die Frau in Technik und Staatsleben der Gegenwart ... 857
Bernstein, Karl. Deutsches Sehnen und Kämpfen ... 849
Bibliothek zu der Kriegszeit 1806—1815, herausgegeben ... 1
Bonner Schattenbilder. Von Otto Hans von Hanstein ... 1
Bücher der Frau, Die ... 1
Deutsche Wanderungen ... 1
Dickenbach, K. Richard: Gedichte und Spiele ... 1
Dürerbund (Stiftungsverlag) Flugschrift ... 1
Enzyklopädie unserer Kenntnisse. Herausgegeben von Dr. H. ... 1
Faust-Ausgabe des Tempelverlages ... 1
Frenssen, Hans: Gesammelte Schriften ... 1
Fischers neue illustrierte Bücher ... 1
Grimmelshausens Werke. Herausgegeben von Rudolf Hirsch ... 1
Hammerstein, Elsa Freiin von: Die Leidenschaft der Sängerin ... 1
Herrmann, Paul. Hexe von Hans Watzlik ... 1
Hermann Sudermann ... 1
Huch, Ricarda ... 1
Huch, Ricarda: Der Große Krieg in Deutschland ... 1
Im Kinderland durch Deutschland ... 1
Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich ... 1
Kunst in Dienste der Schönheit, Die. Von Dr. Georg Nielsen ... 1
Kunst in Büchern, Die. Von Dr. ... 1
Kunstwissenschaft Handbuch der. Herausgegeben von Dr. Erich Wasmuth ... 1
Lehmann, Wilda Freifrau von: Sechs Jahre Krieg und Frieden ... 1
Leuthein, Friedrich: Der versunkene Stern ... 1
Literatur-Lexikon, Deutsches. Von Herm. Anders Krüger ... 1
Mädchen in der Jahrhundertwende, Deutsche. Von Dr. ... 1
Meister-Novellen neuerer Erzähler ... 1
Meister der Kriminalistik, Otto Soyer und ... 1
Meyer, Anton, Friedrich von: Meine letzten ... 1
Pregaud, Charlotte, Tagebuch einer ... 1
Revolver des Handwerks, Verlag Herm. Krüger ... 1
Roman der Weltliteratur ... 1
Schaefer, Philipp Otto, Briefe von ... 1
Schauspielhaus in Dresden, Das neue Königliche ... 1
Schmidt, Richard: Zwei Menschenalter ... 1
Sievers, Gustav: Das Frauenbuch ...

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fritz Stoltenberg: Blühende Kastanie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 116. II — Juni 1914

Albert Welti

Ein Gedenkblatt zur zweiten Wiederkehr seines Todestages

Von Wilhelm Fraenger

In einer schlichten bäuerlichen Laube hielt die »Poesie« Einkehr. Sie hat in einem Brevier gelesen, ihr blumenumranktes Antlitz aber wandte sich von den Zeilen weg hinaus zur Landschaft, die sich, uns unsichtbar, jenseit des Flusses auftut. Verträumt sitzt sie da und ganz in sich versunken. Vom lauten Leben dringt kein Geräusch zu ihrem Aufenthalt. Sie liebt es, nur aus der Ferne ihm zuzusehen. Sie lebt ganz ihren Träumen und schönen Vorstellungen, die sie liebevoll hegt wie die Blumen in ihren bunten Gefäßen.

Albert Welti hat dieses Bild als »Poesie« bezeichnet. Er hätte es »Meine Muse« nennen können.

Seine Kunst, die gern das Leben in traumhafter Verklärung darstellt, ist in der Stille gepflegt worden. Sie drängt sich uns nicht mit lauten Worten auf, sondern sie wartet, bis wir zu ihr kommen. Sie fordert mehr als das landläufige »Interesse«, sie fordert Verweilen und ein Immerwiederkehren, bis man heimisch ward in der Welt, die sie uns auftut. War das zuviel verlangt? Es ist eine traurige Tatsache, daß so viele an Welti vorbeigegangen sind.

Jugendliches Selbstbildnis'

Doch das hat seine besonderen Gründe. Welti kam seiner Zeit eben gar nicht entgegen. Diese freute sich, über das Inhaltliche in der Kunst hinausgekommen zu sein. Die Bewältigung der Natur erschien ihr als Hauptaufgabe. Daneben her geht ein Bestreben zur Größe der Form, zur Monumentalität. Beiden Wegen stand Welti fern. Er schuf rein aus der Phantasie heraus wie Böcklin, sein großer Lehrer; er fühlte sich ganz als »Kopfkünstler« und nahm den »Naturalisten« gegenüber dieselbe Stellung ein wie der Basler Meister, der »alles,

 Copyright 1914 by George Westermann

Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

was einem aus dem Kopf von innen heraus gerät, mitsamt seinen Zeichenfehlern und andern Fehlern«, tausendmal höher schätzte »als eine noch so fleißig und noch so richtig nach der Natur gemachte Studie«. Statt in der Absicht auf große Wirkung das Kleine zu übersehen, wandte er gerade diesem seine ganze Liebe zu und pflegte in Gemälde und Radierung das Detail, wie wir es nur bei unsern altdeutschen Meistern finden.

Daß Böcklin sein Lehrer war, daß Richter und Schwind Gevatter standen an der Wiege seiner Kunst, stimmte eine allem »Literarischen« abholde Kunstkritik mißtrauisch, zugleich konnte seine Originalität dadurch in Frage gestellt erscheinen. Welti ist aber mehr als ein »Trabant Richters« und ein »Liebhaber Schwinds«, wofür man ihn in völliger Verkennung seiner Eigenbedeutung auszugeben versuchte. Nicht Unwesentliches trennt ihn von diesen beiden: Welti hat nicht den bürgerlichen Ton Ludwig Richters; von Schwind, dem er als Märchenerzähler innig verwandt, scheidet ihn sein Stil, der niemals »herkömmlich« wird. Um es kurz zu sagen: von Schwind trennt ihn die Formensprache, von Richter die Stoffwahl. Mit beiden aber teilt er den Humor und das freie Phantasieschaffen.

Man könnte meinen, diese natürliche Mitgift an Phantasie hätte es dem Künstler leicht gemacht, sein Schaffen sei mühelos gewesen. Daß dem aber nicht so ist, daß er gearbeitet hat wie nur irgendeiner seiner fleißigen Kollegen andrer Richtung, das zeigte uns ein Blick auf das überreiche Material an Skizzen und Entwürfen, das die Gedächtnisausstellung im Züricher Kunsthaus vereinigte.

Diese führte in fast lückenloser Reihe des Meisters Schaffen auf dem Gebiet der Malerei und Graphik vor. Wer ihn nur von seinen zum Allgemeingut gewordenen Werken her kannte, wie sie »Hochzeitszug«, »Königstöchter«, »Walpurgisnacht«, »Penaten« darstellen, war erstaunt angesichts der Vielseitigkeit seines Schaffens, die hier offenbar wurde. Wem er in seiner Losgelöstheit von unsrer Zeit, der er nur selten seine Stoffe entlehnte, unbegreiflich erschien, sah dort sein Werk als ein folgerichtig Gewordenes, von den frühen Zeichnungen des Knaben an bis zu den Spätwerken des mit fünfzig Jahren Vollendeten.

Poesie

Albert Welti ist am 18. Februar 1862 in Zürich geboren. Über die Jahre seiner Kindheit in dem lebhaften Hofe der väterlichen Fuhrhalterei, über die Jünglingsjahre im Züricher Realgymnasium und dann bei dem Onkel Photographen zu Lausanne berichtet Welti selbst in einem autobiographischen Briefe, den er an den Mannheimer Kunstschriftsteller Dr. Beringer gerichtet hat.* Der siebziger Krieg, der allerhand Ein-

* Diesen Brief finden die Leser im »Früchtekranz« dieses Heftes veröffentlicht. Die Redaktion.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

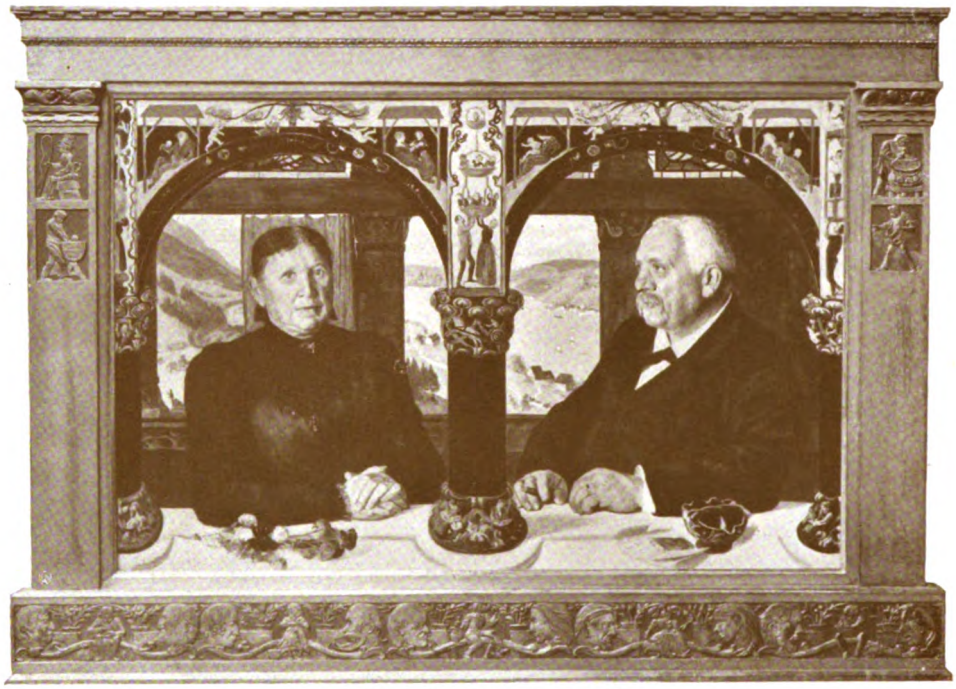
Hochzeitszug

quartierung ins Vaterhaus brachte, besorgte reichlichen Stoff für den Knaben Welti. »Die Rosse von Gravelotte«, »Preußische reitende Artillerie«, »Reitertod«, »Reiterüberfall« und ähnliches entstand damals an herzhaften Knabenzeichnungen; dazu übersetzte er seine historische und poetische Lektüre in die Sprache der Linie. Diesen Bildern, mögen sie nun »Karl XII.«, »Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe« oder »Lieblich war die Maiennacht« heißen, ist eins gemeinsam: die scharfe Beobachtung der natürlichen Erscheinungen. Besonders die Wiedergabe der Pferde gelingt ihm selbst in gewagten Verkürzungen.

Die Lehrzeit im Lausanner Photographenatelier brachte die Entscheidung. Welti setzte es durch, nach München auf die Akademie gehen zu dürfen, wo er bei Gysis und Löfftz studierte. Sein »Italienischer Knabe«, seine Akte und Kopfstudien, bei Gysis gefertigt, überragen kaum den Durchschnitt. Dafür aber verraten manche seiner freien Entwürfe die künftige Eigenart. So z. B. die reizende Federzeichnung »Dem Herrgott sein Mittagschläfchen« (1883), als Zeugdruck für Schnupftücher gedacht. Hier zeigt sich schon der künftige Märchenersinner an: in einem weichen Wolkenlehnstuhl sitzt da, die Hände im Schoß gefaltet, eine mächtige Zackenkrone auf dem Kopf, ein freundlicher alter lieber Gott. Ein Engelchen fächelt seinem Schläfchen Kühlung, indes zwei andre auf den Wolken umherklettern. Drunten der Erde dunkles Rund. Mehr verrät diese Skizze nicht, eine Beischrift erklärt aber, wie Welti sich's weiterdachte: »Auf der Erde könnte eine große Rauferei stattfinden«, und er überlegt noch, ob er nicht »Jupiter statt Herrgott« wollte duseln lassen.

Ohne großen Erfolg in der Malerei zu haben, studierte Welti sieben Semester lang in München. Da kamen seinem Vater mehr und mehr Bedenken gegen die Künstlerlaufbahn des Sohnes, und er wollte zu einem Weiterstudieren keine Erlaubnis erteilen, es sei denn, der Sohn bringe von Böcklin ein Zeugnis für seine Befähigung bei. In einem Brief an den Kunstwart (1. Februarheft 1910) erzählt Welti selbst, wie er »mit Zittern und Zagen« seine Zeichnungen hinaufschickte zu Meister Böcklin, wie ihm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Doppelbildnis der Eltern des Künstlers
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft, deponiert im Züricher Kunsthaus

am nächsten Tage recht freundlich aufgetan wurde, wie Böcklin es an Trost und Rat nicht fehlen ließ. Er erhielt sein Attest und durfte weiterstudieren. Aber wiederum gings über alle Maßen schlecht mit dem Malen, und nach einem verzweifelten Winter kehrt er wieder in die Heimat zurück. Böcklin läßt es auch diesmal nicht an Ermunterung fehlen und rät ihm, nach Italien zu gehen. Den Winter 1887 verbringt Welti in Venedig. Im Frühjahr kehrt er heim; in München, wohin er sich im Herbst wandte, erfährt er, »daß Böcklin einen Schüler und Famulus suche«.

Der Vater Welti vermittelt seinen Eintritt in Böcklins Atelier, wo dann Welti zwei Jahre (1888—91) an des Meisters Seite arbeitet. Diese Jahre waren entscheidend für Lehrer und Schüler. Denn damals trat Böcklins Kunst in ihre letzte Phase. Darstellungen, antik-mythologischem Stoffkreis entnommen, treten mehr und mehr zurück, Gemälde wie »Heimkehr«, »Vita somnium breve« und vor allem »Die Gartenlaube« entstehen in diesen Jahren. Werke, die in ihrer wesentlich deutschen Art uns unmittelbarer berühren als manche Tritonen- und Nereidenphantasie, obschon nur mit diesen Darstellungen, der Gewöhnung halber, Böcklins Name sich uns verknüpft. Auch technisch wandelte sich damals die Kunst des Meisters. Noch unerhörter als je zuvor macht sich die Buntfarbigkeit geltend. Prall und unverbunden stoßen die Farben aufeinander. Matthias Grünewalds Erbe wurde angetreten. Seine Technik verdankt Welti Böcklin, dazu viele Einsichten in die Regeln künstlerischer Gestaltung. Es ist sehr verständlich, daß dieser mächtige Lehrer den Schüler auch in der Stoffwahl eigner Bilder beeinflußte. Seine Gemälde »Bacchantenzug«, »Raub der Europa« und »Glöcklein des Eremiten« zeigen ihn ganz im Banne Böcklins. Damals galt Weltis Schaffen der Darstellung wildbewegtesten Lebens. Liebesfeste, Bacchantenzüge, Amazonenschlachten und Reiterkämpfe erfüllen seine Phantasie. Ein Auferstehungszyklus beschäftigt ihn. Etwas Gewaltsames steckt in all diesen Jugendwerken, und es ist vorläufig noch mehr gutem Glück als ziel- und wirkungsbewußtem Schaffen zu danken, wenn ein so prächtiger Wurf wie das Auferstehungsbild »Posaune des Gerichts« gelingt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß Welti sein Eigenstes und Bestes trotz dieser Beeinflussung nicht aufgab, beweist die 1888 entstandene Radierung »Spuk um Mitternacht«. Hier offenbart sich aufs stärkste die eine, zum Phantastischen hindrängende Seite seines Wesens. Idyllischer Art ist seine »Madonna« (1890), die uns ganz altmeisterlich anmutet: in tiefem Baumschatten sitzt sie geborgen und hebt ihr Kindchen dem andächtig knienden Manne zur Anbetung entgegen, während hell in der Sonne das mauergeschützte, burgbekrönte Städtchen liegt.

Des Künstlers Sohn (1899

Seine Ursprünglichkeit hatte sich Welti demnach gewahrt. Sein eignes Wesen war eben doch zu sehr von dem Böcklins unterschieden, um ganz in diesem auf- und untergehen zu können. Er sah selbst am besten, was ihn von seinem Meister schied, und es mußte so kommen, daß sie sich um Neujahr 1891 in aller Freundschaft trennten. Nochmals gebe ich dem Künstler selbst das Wort:

»Nach zwei Jahren empfand ich die Sehnsucht sehr stark wieder, ohne die Einrede irgendeines, und selbst dieses großen Geistes

Deutsche Landschaft

Eigentum der Gottfried-Keller-Stiftung, deponiert in der öffentlichen Kunstsammlung in Basel

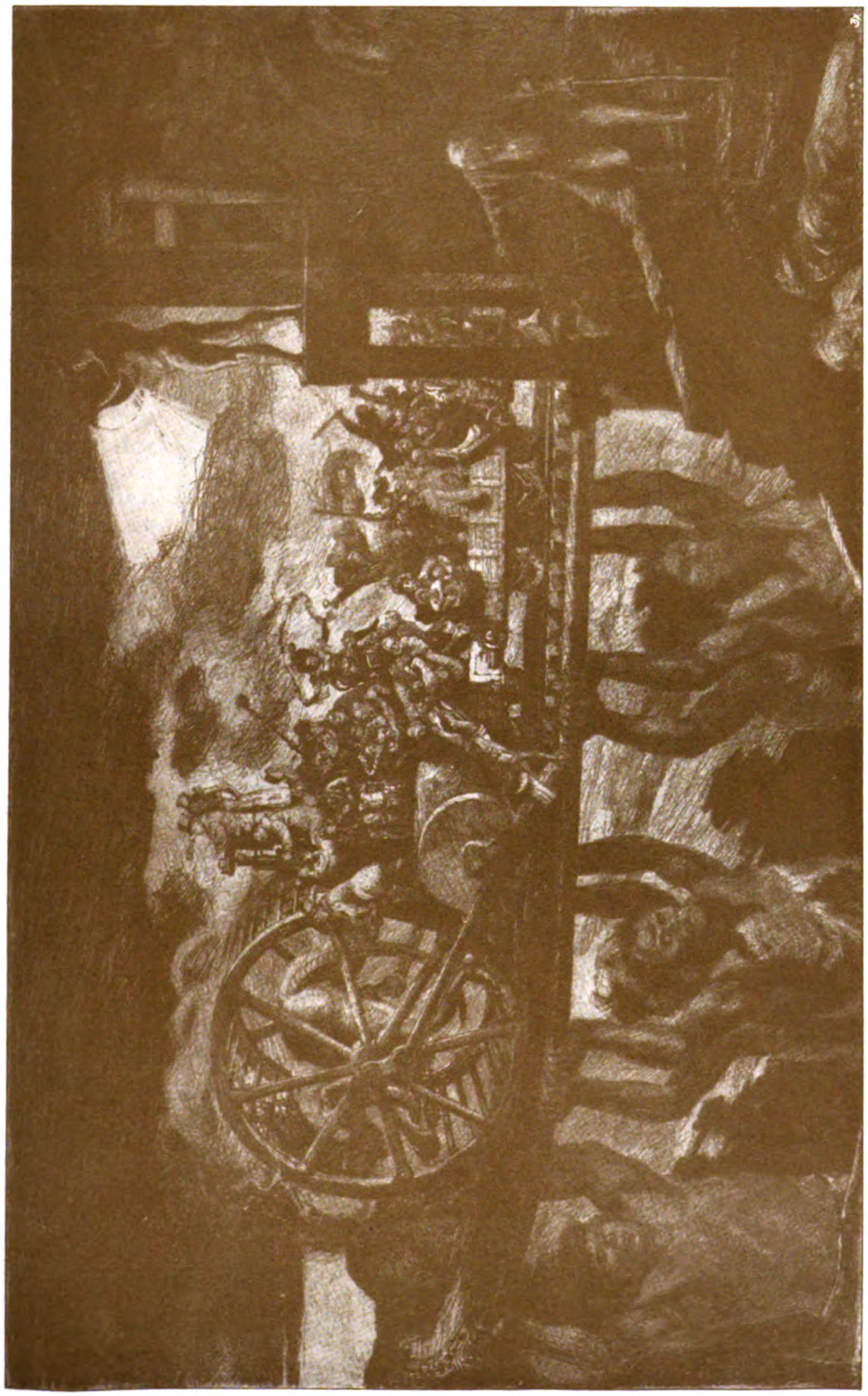
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mondnacht

einmal aus mir heraus etwas zu unternehmen und auch zu Ende zu bringen, denn die ganze Zeit über hatte ich bloß eine kleine Landschaft und einen Karton ohne des Meisters Eingreifen zeitig genug beiseiteschaffen können. Nicht daß ich daraus meinem ver-

Die Königstöchter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Die Fahrt ins neue Jahrhundert

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Walpurgisnacht

ehrten Meister auch nur den leisesten Vorwurf machen wollte, im Gegenteil, ich kenne keine Grenzen des Dankes für ihn, denn ich hätte auf der ganzen Welt vergeblich einen solchen Meister suchen können.«

Eine Studienreise führt Welti auf einige Zeit nach Paris. Er hat inzwischen geheiratet, wovon eine liebenswürdige Radierung »Die Liebeswage« von 1892 Zeugnis ablegt. Es folgen nun Jahre stiller, emsiger Arbeit in Höngg bei Zürich. 1901 zeigt er auf einer kleinen Radierung seinen Umzug nach Solln bei München an, die ihn darstellt, wie er abseits von der großen Straße sein luftiges Zelt aufschlägt. Er wandte sich dorthin auf Veranlassung von Herrn Rose-Döhlau, einem ostpreußischen Rittergutsbesitzer, der für die nächsten Jahre sein Mäzen wurde. Welti war einen Vertrag eingegangen, gegen festes Gehalt drei Jahre lang für ihn zu arbeiten. Ein großes Glück für den Künstler. Er war so nicht mehr darauf angewiesen, für den Kunstmarkt zu arbeiten, er konnte sich vielmehr ganz dem widmen, was ihm als das Wesentliche erschien. So sind es denn diese Jahre, in denen all das Ungestüme, das Aufgewirbelte seiner Anfänge sich setzte, in denen er sich zu der Ruhe und Abgeklärtheit jenes ersten Werkes sammeln konnte, das den reifen Welti uns schauen läßt, ich meine den »Hochzeitszug«.

Mitten auf der Brücke ist er angelangt. Aus der linken Gruppe, dem dahinhüpfenden Geiger und dem tanzenden Paar, spricht nichts als die Freude des Frisch-in-die-Zukunft-gehens; stiller wird es aber rechts, wo die junge Braut von ihrer alten Mutter Abschied nimmt. In dem Gefühl, nun ganz allein zu sein, hält sich die alte Frau noch einmal fest an ihrer scheidenden Tochter. Sie küssen sich nicht, doch in den Händen, den Köpfen, die sich zueinanderneigen, liegt mehr verhaltene Zärtlichkeit und Liebe. Die Brücke wird zum Gleichnis in diesem Zusammenhang. Die Landschaft im Hintergrund ist

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom Künstler mit größter Liebe behandelt. Im Dorfe rechts können wir jedes Fenster zählen, wir sehen die Leute ihren Geschäften nachgehen und erkennen auf den fernen Bergen jeden einzelnen Baum. Diese Art, das Ganze durch liebevoll beobachtetes Einzelne zu geben, eint Welti in der Gesinnung mit unsern alten deutschen Meistern.

Und noch etwas teilt er mit diesen: die Buntfarbigkeit. Man muß sich erst an das Bild gewöhnen, so überraschen zunächst die Farben: der blaue Rock des Bräutigams, das grüne Umschlagtuch der Braut, ihre gelbe Schürze, der zinnoberrote Rock der Tänzerin. Mancher könnte wohl wünschen, das Bild, wie manches Schwindsche Gemälde, nur in einfarbiger Reproduktion gesehen zu haben, welche, die harte Buntheit verdeckend, die andern Werte um so eindringlicher zur Geltung kommen läßt. Doch wir wollen hier nicht über diese Farben urteilen; denn fragen wir uns, wo wir schon Ähnliches gesehen, so fällt uns nur Albrecht Dürers Allerheiligenbild zu Wien ein, daß dieselben Farben in derselben Weise, ungebrochen und unverbunden, rein dekorativ nebeneinandergesetzt aufweist. Und wäre es nicht töricht, Dürers Kunstweisheit um des Farbengeschmacks unsrer Tage willen zu bekritteln?

Was die Wiedergabe der Natur betrifft, so ist die »Deutsche Landschaft« ganz entsprechend der des Hochzeitszuges behandelt. Das Neue aber sind hier die Menschen, die sich im Vordergrund des Bildes angesiedelt haben. Sie wohnen in einem Hause, wie wir es noch nie in der Wirklichkeit gesehen haben. Die Frauen sind gewandet wie die Figur der »Poesie« und tragen seltsamen Kopfputz. Das ist die Verklärung der Wirklichkeit, von der ich sprach, die Welti dadurch gewinnt, daß er die Gestalten seiner Phantasien in Verhältnisse bezieht, die nicht von heute und nicht von ehedem sind. Wer wollte etwa die Architekturen der »Mondnacht«, der »Vier Lebensalter« oder der »Penaten« historisch-stilistisch festlegen, wer nachsuchen, wo die Vorlagen zu den Gewändern von Weltis Huldinnen zu finden sind?

Auszug der Penaten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist eine zeitlose Zier, mit der Welti seine Schöpfungen schmückt, und durch die Beseitigung all dessen, was unsre Vorstellungen an den Alltag knüpfen könnte, entrückt er seine Gestaltungen in die Zeitlosigkeit mythisch-poetischer Welten. Sehr bezeichnend ist es denn auch, daß unser Zeitkostüm hauptsächlich in satirischen Darstellungen bei ihm vorkommt. Hie und da aber spielt die Wirklichkeit dem Künstler doch einen Streich, ohne daß er selbst es merkt. Zürichsees das Weltische Anwesen liegen, davor ein Wagen der Fuhrhalterei lustig des Weges fährt. Und erzählender Zierat bedeckt auch den umrahmenden Doppelbogen, unter dessen romantischer Erscheinung die beiden Eltern in all der körperlichen Realität umfänglicher Leiblichkeit Platz genommen haben. Diese Dissonanz zwischen Rahmen und Figur ist nicht wegzuleugnen, und das Bild wäre, als stilistisch verfehlt, unerfreulich, wäre es uns nicht ein Schlüssel zu Al-

Studie zu dem Auszug der Penaten

Solches geschah z. B. auf dem »Doppelbildnis seiner Eltern«. Dieses Bild entstand nach Ablauf der Vertragszeit mit Rose-Döhlau, als der Künstler, angewiesen, nun selbst für sich zu sorgen, auftragslos in der Heimat weilte. Er gab sich Mühe, zwei porträtähnliche Köpfe herauszubringen, und das erreichte er. Die Gesichter haben etwas überzeugend Lebensvolles. Er wollte aber noch ein Besonderes dazu tun. Er wollte seinen ganzen Dank den beiden Menschen gegenüber in dem Bilde niederlegen, er wollte so viel Persönliches, als nur immer möglich, hineinweben in die Darstellung. So sehen wir im Hintergrund am Ufer des bert Weltis geistiger Art, dem es auf nichts weniger ankam als auf eine Bindung an die Realität, und der da entgleist, wo er beides, Wirklichkeit und Phantasiegebilde, zu vereinigen sich bemüht.

Solche Entgleisungen kommen dem Künstler nie vor, wenn er frei schaffend uns seine Wirklichkeit darstellt, jene Welt, durch die ein Träumen weht, wie es der »Geizhals«, die »Deutsche Landschaft«, die »Vier Lebensalter«, von ihm selbst als »Das Haus der Träume« bezeichnet, offenbaren.

Hierher gehört auch die »Mondnacht«, eine zauberhafte, grüngetönte Radierung. In offener Halle wacht auf dem Bette die Frau.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ehehafen

Neben ihr, in schwerem Schlafe hingestreckt, liegt dunkel der Mann. Im weichen Wind der Nacht neigen sich Wunderblumen in hohen Gefäßen. Da tönt durch die Stille Hornesschall, und sehnsüchtigen Blickes gewahrt die Frau den jungen Jäger, der, die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mondhelle Halde emporreitend, all sein Sehnen hinaushürnt in die Nacht.

Ferner die Legende von Bertha und Hildegard von Baldern, den »Königstöchtern«, die am frühesten, taufrischen Morgen vom Gebirge herabschreiten. Blasse Gestalten, im Brevier lesend, die der treue Hirsch, Kerzen auf dem Geweih, durch den nächtlichen Forst zu der Stelle geleitet, da sie die Fraumünsterkirche stiften sollen.

Doch gibt uns Welti nicht nur die Elegie des Traums, sein herzhafter Humor, das gute Kraut, das ihm gegen alle verdrießliche Mühsal des Lebens gewachsen war, schafft auch erdfroh-kräftige Gestalten. So die in ihrer ungefügen Derbheit an Hans Baldung Grien erinnernden »Naturmenschen« und »wilden Männer« mancher Wunschkarten und Buchdruckradierungen, die in den ungeschlachten Riesen der »Fahrt ins neue Jahrhundert« würdige Brüder fanden. Rücken an Rücken gelehnt, tragen sie den schwanken Steg, auf dem sich der phantastische Zug dem neuen Jahrhundert entgegenwälzt, das sich in morgendlicher Helle am Horizont anzeigt. Das alte, ein müder, greiser Mann, schloß das Tor und schickt sich an, die tiefe Treppe hinabzusteigen, die zum Gewesenen, zum Vergangenen führt. Über dem Tor, auf des Hauses Vorbau, steht eine nackte Frau, Luna, die, den schwindenden Mond in den Händen, dem scheidenden Jahrhundert ihr letztes Licht spendet. Zwischen Dunkel und Tag treibt in brauendem Licht die Fahrt dahin. Ein Riesenrad, darein ein Dämon gespannt, bewegt den Zug. Ihn lenkt eine Gesellschaft feister Herren von der Börse. Sie spähen aus, wie der Kurs steht in der neuen Zeit. Darunter sitzt der Spekulant kleineren Formats: der geizige Sparer, der, auf seiner Truhe hockend, Heller und Pfennig zählt. Daneben zwei, die um einen Säckel streiten. Ein Pfaff reizt sie an, ein würdiger Tertius gaudens. Papst und Kaiser streiten sich dahinter. Auf dem ersten Wagen stürzt man den Gekreuzigten hinunter. Er ist entbehrlich in der neuen Zeit, an seiner Stelle hebt man die geschminkte Dirne auf den Thron. Ein toller Zecher, ein lustiger Verein, sich prügelnder Zwist in den letzten Wagen.

Neujahrskarte

In dieses Blatt wurde vom Künstler viel hineingeheimnist. Wir müssen deshalb doppelt froh sein, einen Fingerzeig zu einer authentischen Interpretation des Bildes zu erhalten. Auf zwei Studienblättern finden wir einige Notizen, die uns Aufschluß darüber geben, wie Welti sich die Sache dachte. Der einen zufolge sollten Nietzsche, Darwin und Haeckel am Steuer stehen, dies wurde dann aber fallen gelassen, und ihre Stelle ersetzen die »Geldgierigen«, deren »Diener die geistreichen Kerle, die alle die wunderbaren Maschinen erfinden und die Titanen bezwingen, in zweiter Linie auch sind.«

Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Alten

Hier schon schlägt die Phantasie um zu wilder Phantastik. Der ganz frühe »Spuk um Mitternacht« zeigte dies schon an. Es steckt also in dem Träumer eine Kraft der Leidenschaft, eine Fähigkeit, wildbewegtes Leben darzustellen, die weit gehen muß, heutzutage ihresgleichen zu finden. Wer empfände nicht die ungestüme Energie des Bewegungsausdrucks im Hexensabbat! Drei Frauen fahren da aus dem lohenden Schlot in die Lüfte. Walpurgisnacht ist es. Der Hausknecht ist erwacht ob des Gerumpels und Lärmens. Verschlafen streckt er den Kopf zum Fenster hinaus, da fährt ihm aber schon die oberste Hexe übers Gesicht und streicht ihm wenig sanft den Schlaf aus den Augen mit dem großen Besen, auf dem sie hinfegen wird zu dem brausenden Walpurgiszug, der oben in hoher Luft dahintollt. Nichts von dem Leben der oberen

Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Strömungen dringt hinunter zur stillen Tiefe des mondbeschienenen Städtchens. Aus einem Fenster scheint noch Licht, und der letzte Gast, der verspätet nach Hause strebt, wird nicht beunruhigt durch das wilde Leben in den Lüften.

Den künstlerischen Höhepunkt der Sollner Periode bilden die Gemälde »Der Auszug der Penaten« (1905), »Die drei Eremiten« (1906), »In treuem Gedenken« (1907), dazu die Radierung »Der Ehehafen« (1906). In den drei Gemälden offenbart sich eine vollkommene Stilwandlung. Welti verzichtet ganz und gar auf die Fülle beziehungsreichen Details, sein Hauptinteresse gilt nur der einfachen, harmonischen Struktur des Bildes, die er durch klare Raumdisposition, durch Symmetrie der Anordnung erreicht. Dabei geht aber nichts von der früheren Herzlichkeit verloren, die Strenge der Form wirkt nicht erkältend auf das Gefühl.

Für die Konzeption des »Auszugs der Penaten« sind folgende Verse Gottfried Kellers (»Poetentod«) bestimmend geworden:

Sie ziehen aus des Seligen Penaten,
In reiche Prachtgewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege schon beraten,
Was er in Liedern dann so schön erfüllt!

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz, mit leerem Becher, stolz und kalt.

Aus tiefer, altertümlicher Halle tragen vier seltsam mittelalterlich gekleidete Männer einen Toten. An seiner Bahre trauern sie alle: die Alten, die seine Jugend miterlebt; Männer und Frauen, denen seine Reife teilhaftig ward, dazu die Kinder, die nicht wissen, wohl aber ahnen, was hier der Tod getan — das alte Thema von den »Lebensaltern« ist hier berührt. Da beginnt ein seltsames Schauspiel oben in der Halle: aus den Nischen treten hehre Frauen in köstlichen Gewändern, zum Abschied bereit. Es sind die Penaten, Geister seines Lebens, Träume seiner Tage. Der Dichter ist tot, ihres Bleibens ist hier nicht länger. Unter dies Bild schrieb Welti folgende Verse:

Mit dem Toten wandern Geister aus,
Die im Leben ihm den Becher reichten.
Öd und leer wird nun das Haus,
Ohne Sang und ohne Leuchten.

Dem Herrgott sein Mittagschläfchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einzug der armen Sünder in den Himmel

Damit ist das Bild inhaltlich interpretiert. Das Begreifen des Bildvorgangs genügt bei diesem Werke jedoch noch nicht. Es will auch die Form gewürdigt werden, zumal da gerade bei diesem Bilde Form- und Sinnbedeutung nicht zu trennen sind. Die gedankliche Anregung ging von Kellers Gedicht aus, die Kompositionsidee von Böcklin, und zwar von dessen »Gartenlaube«. Besonders die untere Bildhälfte ist in ihrer Struktur Böcklins Bild fast analog. Die Treppe entspricht dem Mittelweg, der zur Laube führt, das Geländer dem Querweg, und schließlich kann man in dem Fensterbogen des Hintergrundes die Linie des Laubendaches verkleinert wiedererkennen.

Seltsam angezogen, doch gleichermaßen befremdet fühlt sich wohl jeder, der dieser Schöpfung Weltis zum erstenmal gegenübertritt. Und dieser Zwischenzustand, der sich fast nach der Seite der Befremdung hin entscheidet, erklärt sich aus jener mythologischen Ferne, in die der Vorgang gerückt ist; durch dessen Einbeziehung in eine Welt, zu deren Begreifen uns die Maßstäbe fehlen.

Wir, die wir uns als Menschen mit den kleinen der unteren Hälfte identifizieren müssen, gewinnen zunächst kein Verhältnis zu den göttlichen Frauen dort oben, empfinden vielleicht nicht gleich mit ihnen. Diesen Widerspruch beseitigte Welti auf dreierlei Weise. Die formale Einheit bildet die Architektur, deren äußerer Rahmen das Bild energisch zusammenfaßt. Mehr aber besagt die zweite Einheit, die des Gefühls. Laute Klage steht den Göttlichen nicht an. Und doch stehen sie, genau wie die Menschen, unter dem Druck der Stunde. Betrachten wir einmal die Hände, zunächst die der Träger: Wie fest umklammern die des vorderen Paars die Tragstangen! Und die beiden Graubärte dahinter: so viel Tote sie schon aus den Häusern getragen — heute ist's ihnen, als käme das Alter heftiger über sie; schwer legt der linke seine Hand auf das Geländer, stützt sich der andre auf seinen Stock. Wie unsicher, wie mit den Füßen tastend geht doch der Knabe! Und das Mädchen vollends muß sich am Kleid der Mutter halten. Doch auch deren Hand will sich

Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Letztes Geleit (1912)

nicht vom Geländer lösen, und der greise Mann zur Rechten (übrigens die erlebteste Figur der unteren Gruppe) faßt fest das Eck, sich zu stützen. Dieses Gefühl plötzlicher Fassungslosigkeit überkommt auch die Göttinnen. Schwer löst sich die erste aus der Nische, ihre Hand hält sich noch an der Leiste fest. Wie von schwächender Krankheit übermannt, bedarf die zweite der Schwester Stütze. Wie festgehalten trägt die dem Toten zunächst folgende das goldene Gefäß, daß es nicht niederklirre auf den Boden und sein Inhalt vergossen werde!

Als dritte Einheit kommt noch die der Stimmung hinzu. Die bringt die Landschaft mit, der Berg, der herbstsonnenbeschienen hereingrüßt, dazu das Licht und die festliche Farbe, die es uns fühlen lassen, daß es ein Sonntag ist.

Es möge erlaubt sein, eine allgemeinere Betrachtung an dieses bedeutende Werk zu knüpfen. Man betont heute gern das Schwinden religiöser Stoffe in der bildenden Kunst. Uhde, Gebhardt, Steinhausen und Thoma, das sind die Namen, an die man sich klammert. Es gibt aber eine religiöse Kunst, die sich nicht an die Darstellung der christlichen Heilsgeschichte zu binden braucht. Als solch ein religiöses Kunstwerk möchte ich Albert Weltis »Penaten« bezeichnen. Gedanken über das große Thema vom Sterben, vom Fortgehen sind die geradesten Wege zum Religiösen. Und Welti sagt es uns, was das Sterben heißt, was uns nie an diesen Gedanken gewohnt werden läßt, sooft wir es erleben, daß unsre Mitmenschen aus dem Leben scheiden: es ist die Unersetzlichkeit des Einzelnen, es ist die Trauer um diese kleine, aber ganze Welt, die mit ihm schied.

All seine, durch die strengen Formgesetze, die Welti sich als Maler auferlegte, immerhin gedämpfte Vielgestaltungslust tummelt sich aus in seinen Radierungen. Die Radiernadel spielt gern, sie gestattet auch die feinste Detailbehandlung eines Stoffes. Als einzigartiges Beispiel dafür sei hier nur der »Ehehafen« angeführt. Im Vordergrund tummeln sich allerhand lustige Weiblein im Wasser. Auf plumpen Kähnen nahen die heiratslustigen Burschen, die sich den rechten Fisch holen wollen. Und da kommt's nun zu den drolligsten Szenen: wie sie sich wehren, die Weiblein, wie sie sich andrängen und schmeicheln, wie Eifersucht losbricht. Ein Alter ist auch zu sehen. Der hat zwei Weibchen in seinem Kahn, die begreiflicherweise recht trübselig dreinschauen. Mit diesem reichlichen Fang will er eben den Ehehafen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Offset-Druck von George Westermann *Phot. Julius Söhn, Düsseldorf*

Erich Erler-Samaden: Heiße Stunden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

passieren, doch da sperren die beiden Wächter mit Stangen die Einfahrt: »Zu spät und zuviel!« Für ihn schickt's sich nicht mehr. Heraus aber will ein junger Jägersmann. Am Ende des Hafens, dort an der Brücke, wo die Kinder angeln, ist eben ein Mann mit seinem Fang angelangt. Eltern und Bekannte stehen schon bereit mit Tüchern und Hemden, die junge Braut zu trocknen und zu kleiden. Um den Hafen herum liegen die in den Fels gehauenen Behausungen der glücklich Verheirateten. Da ist Wochenstube und Kindtaufe, und da ist auch Meister Schuster, der vergnügt, von der Arbeit weg, dem lustigen Schauspiel dort unten zuguckt. Im Hintergrund zieht über eine Brücke ein Hochzeitszug mit Musikanten, dann folgt unser Blick der bergaufsteigenden Straße, darauf auch etliche Pärchen zu sehen. Über den hohen Viadukt rollt ein Hochzeitsreisewagen, auf der Höhe werden luftige Häuser gebaut, der ganze Berg ist mit solchen Siedlungen besät. Rechts aber erblicken wir der Ehe weniger erfreuliche Seiten. Vergeblich wehrt sich ein armer Mann gegen seiner Ehefrau schlagende Übermacht. Der alte Glöckner aber im Turm läutet die Glocke, denn überall, wohin man schaut, ist Hochzeit und Liebesfreude zu sehen — und da schickt's sich wohl, die Glocke zu läuten.

Dem Stoffe nach ist diesem Blatte die Radierung »Das Schloß des Don Juan« verwandt, deren eigenartige Entstehungsgeschichte ich hier nicht unerwähnt lassen möchte. Aus Weltis Frühzeit gibt es eine Federskizze »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen«, eine biblische Phantasie. Vorn links beugt sich Christus über eine knieende Frau, im Hintergrund aber erscheint als phantastische Architektur Gott-Vaters geräumige Wohnstatt. Und dieser religiöse Stoff wandelte sich dem Künstler im Laufe der Jahre zu der sehr weltlichen Form der Don-Juan-Radierung.

Einer besonderen Gattung Weltischer Kunst muß ich hier noch gedenken: das sind kleine Gelegenheitswerke, die fast ein Drittel seiner gesamten Produktion auf dem Gebiet der Radierung ausmachen. Bildarabesken, die um die kleinen Schicksale seines einfachen Lebens ranken. Es sind Einladungen zu Festen, Umzugskarten, Bucheignerzeichen und dann von 1899 an Glückwunschkarten zu jeder Jahreswende, bis 1910. Sie gehören zum Liebenswürdigsten, was unsre Kunst auf diesem Gebiet überhaupt besitzt. Die Neujahrskarte von 1905, »Die Hecke«, zeigt uns Welti noch einmal in seiner Freude, abgeschieden von der Welt zu schaffen, in all seinem Humor, mit dem er sich über ihre Widerwärtigkeiten hinwegsetzte. Auf stiller Bergeshöh', wo Fuchs und Has' sich gute Nacht sagen, steht der Maler hinter einer riesigen Staffelei, eingebaut in dichtes Heckengehölz. Davor eine Wiese, zaunumgeben. Auf einer Latte des Verschlages lesen wir folgendes Sprüchlein:

Das Volk der Denker und Lichter
Wird immer dichter.

Das Denkergelichter ist dann auf dem unteren Bildteil prächtig verkörpert zu sehen.

Ein andres solches Gelegenheitswerk, »Die Alten«, zur vierzigjährigen Hochzeit der Eltern geschaffen, ist in der Stimmung seltsam resigniert. Es ist, als ob Welti plötzlich gealtert wäre. Walthers von der Vogelweide Verse könnten daruntersthen:

O weh, wohin verschwunden sind alle meine Jahr'!
Ist mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?

Sie sind auf den Berg gestiegen, die beiden Alten, und sehen nun die vielerlei Veränderung, die sich da zugetragen in ihrer Heimat:

Die meine Gespielen waren, sind träge und alt,
Verödet ist das Feld, verhauen ist der Wald,
Nur das Wasser fließet, wie es ehemals floß ...

1908 zeigt Welti seine »Rückkehr in die liebe Heimat« in solch einer kleinen Radierung an. Ein Ehrenauftrag rief ihn zurück. Er sollte das Berner Ständerathaus mit dekorativen Gemälden schmücken. Der Karton zu dem Fresko — es stellt eine Schweizer Landsgemeinde dar — war das letzte Werk, an das er Hand legte, und das ganz zu Ende zu führen ihm nicht mehr gegeben war.

Wir kommen nun rasch zum Ende. Eine Radierung vom Jahre 1912 berichtet von dem Hingang seiner Gattin. Unerwartet schnell hat sie ihm der Tod entrissen. Durch eine Herbstlandschaft bewegt sich ein Trauerzug. Auf offener Bahre tragen vier Männer die tote Frau. Ihr folgt der Gatte, von seinen zwei Söhnen begleitet, deren jüngster einen Kranz trägt. Sie schreiten einem entlaubten Wald entgegen. Darunter stehen Worte, die, wenn auch nicht von Welti selbst stammend, uns doch seine Art und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesinnung klarer offenbaren, als irgendeines Interpreten Aufwand es vermöchte:

Glück und Unglück,
Beides trag in Ruh,
Alles geht vorüber
Und auch du.

Herber Schmerz zu verhaltener Wehmut gedämpft, das ist der Geist dieses kleinen ergreifenden Bildes. Und noch ein andres Blatt widmete er der Toten. Es gibt eine Radierung von Albert Welti, in wenigen Abzügen nur vorhanden, die seine Frau auf dem Totenbett darstellt. In der Auffassung herb und sachlich ernst. Dann zeigte die Gedächtnisausstellung eine kleine Zeichnung »Frau Welti auf dem Regenbogen in den Himmel wandernd«. Hoch spannt sich über der Schweizer Heimat der lichte Bogen, darauf zag noch und etwas scheu Frau Welti des ungewohnten Weges wandert. Auf dem Regenbogen aber sitzen liebe alte Züricher Freunde: Arnold Böcklin neben Frau Angelina, Gottfried Keller aber ist aufgestanden, die Ankommende herzlich zu begrüßen. Und diese Zeichnung wurde in der letzten Porträtradierung der Toten zu Häupten eingetragen. So ist sie für Albert Welti in dem Augenblicke schmerzlicher Betrachtung schon da, die schöne Vorstellung, daß sie's ja gut hat da droben, daß die alten Freunde auf sie warten. »Herrgott, was werden wir alles für liebe Leute antreffen, die alle schon längst droben sind«, und »Mein liebes treues Weib erwartet mich beim Petrus oben und hat ihm schon manches Extratrinkgeld gegeben, daß er mich bald einlasse«, so schreibt Welti selbst in dem herzlichen Abschiedsbrief, den er, ein Schwerkranker, kurz vor seinem Tode an den alten Gönner Rose-Doehlau richtete. Und dieser Brief voll heiterer Gläubigkeit sagt es uns, daß es ihm m e h r war als eine schöne Vorstellung, daß auch er selbst dereinst einziehen würde in den Himmel, hinschreitend auf dem Regenbogen, mit dem wilden Indianer, dem braven Handwerksmann, dem bleichen Studenten, dem bösen Mörder, an den sich das Töchterchen ängstlich drängt, wie er es im Bilde uns zeigt.

So verklingt denn Albert Weltis Leben, so tragisch es sich in den letzten Jahren gestaltete — durch den Tod seiner Frau, durch den großen Auftrag, an dem seine Kraft erlahmte, da er zu spät kam, und durch das schwere Leiden, das am 7. Juni 1912 zum Tode führte —, in Harmonie und in Versöhnung ...

Ein Bild zum Schluß. Fürs Elterngrab schuf Welti einen Grabstein, den ein Mosaik ziert: zwei Frauen in bäuerlicher und doch wie edler Gewandung sind an eine Schale, die der Toten Gedächtnis geweiht ist, getreten, und zu den alten fügen sie neuer Blumen Fülle, als ein Zeichen nie endenden Gedenkens. Keine laute Klage, kein zur Schau getragener Schmerz. Ganz die Stimmung der vorhin angeführten Verse:

Alles geht vorüber
Und auch du.

»In treuem Gedenken« heißt sich dies Bild. Der Lebende hat das Gefühl hier ausgesprochen, das wir dem Toten stets bewahren wollen, das Gefühl treuen, dankbaren Gedenkens.

Drei Birken

Es stehen drei junge Birken,
Die haben vom Frühling geträumt.
Sie heben die nackten Arme,
Von Morgenlicht umsäumt.

Die erste sprach: »Mir träumte
Von seliger Maienzeit;
In tausend leisen Wellen
Rauschte mein grünes Kleid.«

Die zweite: »Es waren zwei Menschen,
Die glühten wie junger Wein.
In meine weiße Rinde
Gruben ihr Glück sie ein.«

Die dritte schwieg mit Beben.
Sie sah ein Kirchentor,
Wo sie in Weihrauchdünsten
Ihr junges Leben verlor ...

Emil Hadina

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein paar Erinnerungen an Theodor Storm

Von H. E. Jürgensen

Ich lernte Theodor Storm im Jahre 1882 kennen. In diesem Jahre zogen wir nach Hademarschen, und ein Jahr vorher war Storm auch dorthingezogen. Er hatte sich ein sehr behagliches Haus bauen lassen, das allerdings von außen einen recht plumpen Eindruck machte. Dafür war es aber im Inneren desto behaglicher. Um das Haus herum entstand ein Garten, dessen Bäume und Blumen von ihm selbst oder unter seiner Leitung gepflanzt waren; der Dichter liebte sie wie Kinder, und er erzählte gern ausführlich deren Lebensgeschichten. Es war ihm eine Entbehrung, daß er in seinen letzten Lebensjahren den Duft der La-France-Rose, die sein besonderer Liebling war, nicht mehr genießen konnte, weil der Geruchssinn versagte.

Von Storms Studierstube, die oben im Hause lag, hatte man einen besonders schönen Blick über die Felder und Wiesen bis auf einen ausgedehnten Buchenwald »Rehers«, vom Volk »Rees« genannt. Die Landschaft war oft in dichten Nebelschleier gehüllt, ohne den sich der Schleswig-Holsteiner ja sein lieb' Heimatland kaum denken kann.

Die jüngste Tochter, Dodo, wurde von meiner Schwester und mir mit andern Mädchen zusammen unterrichtet. Wir wurden beide im Dichterhause heimisch, so daß wir dort viele genußreiche Stunden verlebten. Sehr gern hatte es der »Herr Rat«, wenn man unangemeldet zur Kaffeestunde kam, die im Sommer in der Veranda, im Winter in der Wohnstube abgehalten wurde. Dann saßen wir gemütlich plaudernd zusammen, das Kaffeetrinken dehnte sich sehr in die Länge, und dabei las wohl Storm aus seinem Briefwechsel mit Gottfried Keller oder Paul Heyse oder Wilhelm Jensen vor. Sehr oft wurden ihm Manuskripte zur Beurteilung zugeschickt, die auch in der Kaffeestunde vorgelesen wurden. Sie waren häufig etwas wundersamen Inhalts, und ich muß gestehen, daß sie oft genug unsre Lachlust hervorriefen. Storm selbst urteilte aber immer am mildesten darüber und freute sich, wenn er nur irgend etwas Gutes aus dem Machwerk herausfinden konnte. Bisweilen las er uns auch aus seinen eignen Manuskripten vor; so haben wir besonders die Entstehung der »Chronik von Griefshuus« und des »Schimmelreiters« verfolgen können. Wurden wir zu ungeduldig, die entstandenen Werke im ganzen gedruckt zu sehen, so schickte er uns sogar die Korrekturbogen.

Auch an vielen Abenden waren wir, ich mit den Eltern, im Stormschen Hause. Dann wurde nach dem Essen fleißig musiziert, denn die ganze Familie Storm war, mit wenig Ausnahmen, musikalisch. Er selbst hatte ein sehr scharfes Urteil; hatte er doch in früheren Jahren in Husum einen Gesangverein gegründet und selbst geleitet, der noch heute nach ihm »Theodor-Storm-Gesangverein« heißt. Auch ich habe im Hause oft gespielt, und er ließ mir nichts durchgehen; besonders erinnere ich mich, daß ich ihm ein Impromptu von Schubert durchaus nicht zu Dank spielte, während er ein andres Schubertsches Stück so gut fand, daß er meinte, es sei wohl von Beethoven. Er liebte auch ganz einfache Musikstücke, aber sie mußten gut vorgetragen werden.

Mit mehreren Familien hatte Storm einen Klub gebildet, der alle vierzehn Tage nach dem Abendessen zusammenkam. Es wurde einfach Tee mit Kuchen gereicht; freilich, der Punsch, den unsre Mutter nach Storms Rezept braute, durfte nie fehlen. Wer von den Familien Besuch im Hause hatte, brachte ihn mit; es war ein durchaus zwangloses Zusammensein, bei dem auch musiziert und vorgelesen wurde. Storm hatte eine Vorliebe, wenn es gerade angebracht war, auch Schauergeschichten vorzulesen, oder auch solche, die einen mystischen Hintergrund hatten. Es bereitete ihm Vergnügen, wenn er bemerkte, daß uns dabei gelegentlich mal eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Nie habe ich einen vorzüglicheren Vorleser gehört als Theodor Storm. Vielleicht machte es die doppelte Begabung, die musikalische und die dichterische, daß die nicht sehr kräftige, aber sehr modulationsfähige Stimme den Hörer in so hohem Maße gefangennahm. Unvergeßlich ist mir z. B. der Vortrag des Kellerschen »Augen, meine lieben Fensterlein« oder der Verse von Schöll:

Löse die Ankerbande,
stoße mein Schiff vom Strande,
seliger Schiffer, schlaf!

Von seinen eignen Sachen liebte Storm besonders »Beim Vetter Christian«, worin er das alte Husumer Leben so köstlich schildert; daraus las er uns oft vor. »Hab' ich's gut gemacht?« fragte er dann wohl. »Mögt ihr's wirklich leiden?« Und wie glänzten seine Augen, wenn er unsre Begeisterung sah!

Rückte Weihnachten heran, so suchte er selbst die Weihnachtstanne aus. Auch die Ausschmückung leitete er und nahm es damit sehr genau. Weiße und silberschimmernde Netze wurden geschnitten und mit Bonbons gefüllt, Rotkehlchen und andre Vögel fanden ihren Platz auf den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zweigen des Baumes, und halb versteckt unter dem Baum lehnte ein großes Pärchen, eine Art »Adam und Eva«, aus braunem Honigkuchen, ein Festgeschenk, das ein Verehrer aus Braunschweig alljährlich stiftete. Auch durften die vergoldeten Tannenzapfen und die »Blitze« nicht fehlen, und wunderschön sah vor allem der »Märchenzweig« aus, ein Lärchenzweig mit kleinen Zapfen, der mit Schaumgold überzogen war.

Zu Weihnachten kam auch der »Musikante« nach Hause, der dritte Sohn, Karl, der als Musiklehrer im Oldenburgischen lebte. In der Neujahrszeit sahen wir uns besonders oft, und da wurde hauptsächlich von alten Zeiten geplaudert. Ich hörte da auch zum erstenmal von »Martje Flors Trinkspruch« erzählen: Schleswig-Holstein hatte in den schweren Kriegszeiten viel zu leiden gehabt; besonders Eiderstedt und die Umgegend von Husum durch die Schweden unter dem General Steenbock. Die Schweden müssen furchtbar gehaust haben; wochenlang lagen sie in den Häusern der Bauern und mißhandelten die Bewohner. Einst, im Florschen Bauernhof, verlangten sie in trunkenem Übermut, daß alle auf das Wohl des Schwedenkönigs trinken sollten, und bedrohten den mit dem Tode, der nicht in das Hoch einstimmte. Mit dem Starrsinn des Friesen weigerten sich der Bauer und seine Frau, und schon waren die Schwerter erhoben, um sie niederzuschlagen, da ergriff die vierzehnjährige Tochter Martje Flor einen Becher, erhob ihn und sprach eindringlich und langsam die Worte: »Up dat uns dat wohl gah up unsern olen Dagen!« Diese Worte brachten die trunkene Schar zur Besinnung, und ihnen verdankten die Bewohner des Hauses ihr Leben. Seitdem findet keine Festlichkeit in Eiderstedt und Umgebung statt, ohne daß Martje Flors Trinkspruch ausgebracht wird.

Im Winter 1886 war Theodor Storm sehr krank, und es gab ein trauriges Weihnachtsfest im Stormschen Hause. Mit schwerem Herzen reiste ich ab, da ich in jener Zeit gerade Erzieherin in der Nähe von Eckernförde war. Groß aber war meine Freude, als ich zu meinem Geburtstage auf der Karte, die mir Dodo schrieb, las: »Auch einen herzlichen Gruß von dem endlich genesenden Freunde Theodor Storm.«

Den siebzigsten Geburtstag (14. Sept. 1887) feierte das ganze Dorf Hademarschen mit, wie ein großes Familienfest. Auch aus der Ferne waren von allen Seiten Verwandte und Freunde herbeigeeilt. Bei dem Festessen hielt Wilhelm Jensen, der Landsmann des Dichters, der damals in Freiburg lebte, die Festrede. Kinder führten am Abend Storms Märchendichtung »Schneewittchen« auf, was ihm ebensoviel Freude machte wie ein Fackelzug der Dorfkinder, die freilich in Ermangelung von Fackeln nur Papierlaternen trugen.

Bis wenige Wochen vor seinem Tode war Storm dichterisch tätig. Nach dem »Schimmelreiter« beschäftigte er sich mit dem Entwurf einer Novelle, in der das Armesünderglöckchen eine Rolle spielen sollte. Wie bei allen Arbeiten, so hatte er auch hier an berufenen Stellen Erkundigungen eingezogen, die ihm über das Armesünderglöckchen authentisch berichten sollten. Es kam aber nicht mehr zum Niederschreiben.

Unvergeßlich ist mir der Tag, da ich ihn zuletzt lebend sah. Er fühlte sich recht krank und wollte keinen Fremden mehr sehen. Auch ich war nur hingegangen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber Frau Rat führte mich hinauf in seine Stube, und da saß er vor seinem Schreibtisch, den Kopf mit der Hand gestützt, und sah mit wehmütigem Blick über seinen geliebten Garten hin zum Walde. Das Sprechen wurde ihm schwer, und eigentlich waren die Worte »Ach, liebe Elfriede, es ist nichts mehr mit mir!« die einzigen, die er zu mir sprach. Als ich fortging, fühlte ich, daß ich ihm zum letztenmal die Hand gereicht hatte.

Und dann habe ich ihn noch einmal, auf dem Totenlager, gesehen (4. Juli 1888). Wie er so still und friedlich dalag, umgeben von den Blumen seines Gartens!

Abschied

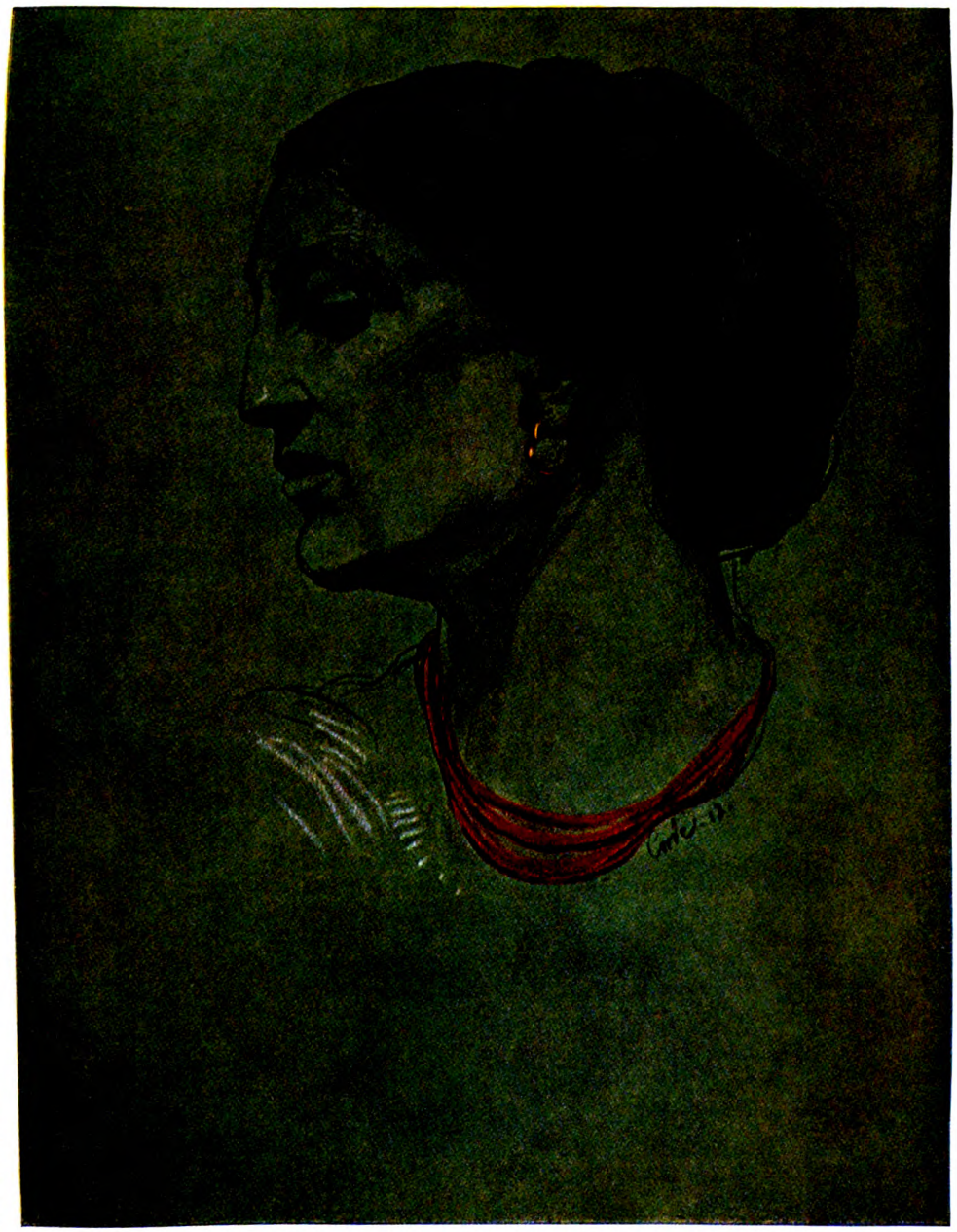
Nun gib mir beide Hände
Und laß dein Herz mich recht verstehn!
Wenn alles geht zu Ende,
Werden noch stille Sterne stehn.

Ich weiß: nicht einen Sommer wird es währen,
Da wird am alten Apfelgartenzaun
Ein andrer dir inmitten reifer Ähren
Durchs tiefe Auge in die Seele schaun.

Und ich? Ich seh' auch ferne ohne Grämen
Noch oft vor mir ein Sommerröslein stehn,
Das einst ich fand so im Vorübergehn,
Und das zu schön war, um es mitzunehmen!

Fritz Alfred Zimmer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Walter Corde: Frauenkopf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dorothee Staufer

Roman von Paula Laufen

II

Magda Becker war überrascht und sah sich in allen ihren Voraussetzungen über Dorothee betrogen, als sie die Entwicklung beobachtete, die das Leben für diese zu nehmen schien. Sie hatte sich ihr eignes Bild gemacht über Dorotheens Zukunft; in feinstes Grau gehüllt, mit zarten silbernen Lichtern, ein ferner Abglanz nur des farbigen Lebens, suggestiv wie ein milder, grauer Herbsttag über abgeernteter Flur und winterlichem Wald, so sah sie das stille Witwenleben an und fand etwas Erbauliches darin, etwas, was Wünsche, Gedanken, ehrgeizige Hoffnungen zu einer seltsamen Beruhigung brachte.

Magda brauchte Gegenmittel gegen solche weltliche Verführungen, die sich in ihrem Wesen umtrieben, gegen ihren Willen und zu ihrem Verdruß. Sie litt darunter, wenn sie sich zur Geltung brachten und ihr das Gleichgewicht einer zufriedenen Seele raubten, ihr das eifrig angestrebte Wohlwollen gegen die Umwelt verkürzten.

Und nun mußte sie diese Störenfriede zur Ruhe verweisen, als das Leben wieder an Dorothee herantrat, nicht mit phantastischen Lockungen und überschwenglichen Anerbietungen, aber doch kräftig und voll — mit dem Ausblick in eine Richtung, die Magda selbst stets angezogen hatte, und die auch ein gewisses Maß innerer und äußerer Auszeichnung versprach.

Aber sooft Magda auch einen Schritt auf das Feld öffentlicher Frauenintereſſen getan hatte, eine geheime Macht hatte sie immer wieder in den engumschriebenen Kreis ihrer häuslich-mütterlichen Pflichten zurückgeführt.

Hier freilich fühlte sie sich sieghaft sicher und außerhalb aller denkbaren Rivalität mit Dorothee. Der dankbaren Aufgabe, das deutsche Bürgerhaus im vollkommensten Sinne zu repräsentieren, fühlte sie sich ohne Einschränkung gewachsen.

Es erstand ihr um diese Zeit auf diesem breiten Gebiet eine besonders dankbare Aufgabe: zu gleicher Zeit traten ihre beiden ältesten Kinder, der früh- und beinahe schon überreife Karl Heinrich und die selbständige, bewußte, kühle und klare Erna, ins Leben ein. Das elterliche Haus sollte ihnen Glück und Lebensfreude in so reichem Maße bieten, daß ihnen nie der Gedanke kommen sollte, aus seinem Kreis hinaus in jene gefährlichen Sphären zu streben, wo so viel Jugend, Gesundheit und Zukunftshoffnungen einem unersättlichen Baalsdienst zum Opfer fallen.

Und da sie mit Mitgefühl bedachte, daß es die Verhältnisse Dorothee nicht erlaubten, ein gleiches für die Ihrigen zu tun, nahm sie auch diese Aufgabe auf sich. Der Höhepunkt ihrer weitherzigen Bestrebungen in dieser Richtung war der Ball, den sie Ernst zu Ehren gab, als dieser Offizier wurde.

Ernst war mit dieser Auszeichnung durch Tante Magda nicht ganz einverstanden. Er machte sich nicht viel aus dem Tanzen, denn die harmlosen Jugendinstinkte fristeten um diese Zeit ein kümmerliches Leben in seiner hochgespannten Seele; und so fühlte er nur, daß Tante Magda ihn mit einer Dankesschuld belastete, die er mißtrauisch betrachtete, im dunklen Argwohn, daß sie ihm zu ungelegener Zeit zur Einlösung vorgelegt werden könnte.

So stand er denn am Ballabend mit etwas ablehnendem Gesicht hinter seiner Schwester und begrüßte Tante Magda mit einiger Zurückhaltung.

Er tat ihr bitter unrecht. Wie sie so unter der Tür ihres hell erleuchteten Salons stand, um ein junges Gesicht ums andre Revue passieren zu lassen, war sie von weit selbstloseren Gefühlen erfüllt, als sie Ernst vorausetzte.

Prüfend blickte sie in all die jungen Augen und glaubte in manchen schon das zukünftige Geschick zu lesen. Nur bei den Geschwistern tauchte Rätsel um Rätsel auf. Irgendeine Empfindung tieferer und stärkerer Art, als sie dem Durchschnittsgeschick eigen ist, lag mit geheimnisvoller, fast tragischer Stärke um die beiden vaterlosen Kinder. Es durchschauerte Magda: das menschliche Wesen, das ihr sonst Stoff zur Beob-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

achtung, Unterhaltung zu tätiger Teilnahme bot, ergriff sie hier mit einer tieferen, fast mystischen Gewalt. Sie sah sich um, ob auch andre ihre Empfindung zu teilen schienen. Sie freute sich, daß ihr Ältester, Karl Heinrich, überrascht auf Gertrud blickte. Sie wußte, welch starkes Interesse er am weiblichen Geschlecht zu nehmen pflegte, und daß es seine spekulative Ader einstweilen noch mehr beschäftigte als irgendeine Sparte des väterlichen Betriebes, in den man begann ihn einzuführen. Aber an Mädchen von Gertruds zarter Art war er bisher immer vorübergegangen.

Und auch heute war es nur ein kurzes Aufschauen, ein befriedigter Kennerblick nach der zarten Frühlingswolke von morgendlicher Rosenfarbe, aus der das goldbraune Köpfchen der kleinen Kusine hervorlugte, wie eine Putte aus einem Rokokohimmel.

Jetzt ärgerte sich Magda; sah denn niemand, wie niedlich Gertrud war? Sie ersehnte ihr in diesem Augenblick einen kleinen Triumph. Sie hatte denn auch die Freude, zu erleben, daß er ihr zuteil wurde. Der junge Graf Kentzen, der weltgewandt und artig ein Gespräch mit der Tochter des Hauses unterhielt und die andern jungen Mädchen noch keines Blickes gewürdigt hatte, bat, mit Gertrud bekannt gemacht zu werden.

Und als Magda sich weiter umsah, bemerkte sie, daß Sascha Krüth unverkennbar nach dem hübschen Ernst schielte, wenn sie auch in etwas salopper Künstlerinneneleganz und mit der Unabhängigkeit des großen Geistes, die schlanken bloßen Hände am Rücken verschränkt, die Bilder und Kunstgegenstände mit Nachsicht musterte, die sich in den Zimmern vorfanden. So waren es denn die beiden »Outsiders« der Gesellschaft, die das feinste Gefühl hatten für den eigentümlichen Reiz des Geschwisterpaares. Der erste kam aus dem feudalen Lager, war Reichsrat und Standesherr, Träger eines erlauchten Namens. In früher Erkenntnis der sozialen und politischen Pflichten, die ihm aus diesen Umständen erwuchsen, verschmähte es Emmerich Kentzen nicht, jene Welt kennenzulernen, in der einst zu herrschen er sich berufen fühlte. Magda war diesem Streben, das ihn in ihr Haus geführt hatte, mit Freundlichkeit und Würde entgegengekommen. Hier konnte er einen guten Begriff von Wesen und Wert der deutschen Mittelklasse bekommen, die Magda mit dem Selbstgefühl des liberalen Bürgertums als den eigentlichen Kern der Nation ansah. — Erziehliche Absichten hatten auch Sascha das Beckersche Haus geöffnet. Das talentvolle Mädchen schien in Gefahr, vom Strudel der Bohême, die starke Lockung auf sie ausübte, in irgendeine gefahrvolle Szylla oder Charybdis des gesellschaftlichen Lebens hinabgewirbelt zu werden, aus der es kein Wiederauftauchen in die klaren Gewässer bürgerlicher Wohlanständigkeit gibt. Magda, die das Mädchen seit Jahren mit Interesse beobachtet hatte, hoffte ihr den Geschmack an Ordnung und Sitte noch beizubringen, ehe dieser verhängnisvolle Moment eintrat. Denn sie freute sich der energischen Begabung der kleinen Studentin, die Aussichten zu eröffnen schien auf ein schönes Leben selbständiger Arbeit und äußerer und innerer Unabhängigkeit.

Augenblicklich hatte Sascha ihre Kunstreise durch die Beckerschen Salons beendet und unterhielt sich eifrig mit Karl Heinrich, der das temperamentvolle Mädchen immer wieder auf gefährliche Gesprächsstoffe zu bringen wußte, wo sie sich dann in Kühnheiten erging, auf die er mit Spannung wartete. Denn er liebte es, den Typus »Weib« in allen ihm zugänglichen Spielarten zu studieren, und hatte mit Umsicht und Talent, die viel für seine geschäftliche Zukunft erwarten ließen, eine reichliche Erfahrung mit wenig Unkosten auf erträglich legitimem Wege erworben.

Magda ließ den Abend, nachdem alle Gäste versammelt waren, mit einem guten und reichlichen Souper beginnen. Aus hygienischen und aus geselligen Gründen: weil die jungen Leute nicht allzu lange »Hunger leiden« sollten und weil die rechte Stimmung immer erst kam, wenn eine gute Mahlzeit die Lebensgeister wachgerüttelt hatte.

Dafür hatte sie denn auch gesorgt. So dachte wenigstens Graf Kentzen, der Erna zu Tisch geführt hatte. Die überlebensgroßen Lachse, die unergründlichen Schüsseln von Ragouts und Gemüsen, die zahllosen Rehrücken schienen auf eine homerische Welt junger Heldenappetite abgestimmt zu sein, und der junge Graf konnte es sich nicht versagen, durch eigne Enthaltsamkeit eine diskrete Kritik an dieser bürgerlichen Üppigkeit zu üben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erna nahm keine Notiz davon. Sie saß neben ihm, groß, blond, von tadelloser Frische der Haut, der Haare, der Kleidung. Ihre schönen, kräftigen Linien, die gesunde Eindeutigkeit ihrer Erscheinung kamen in der gediegenen, kostbaren Schlichtheit ihres Anzuges am besten zur Geltung. Sie wurden auch von dem jungen Grafen verstanden und gewürdigt.

Das Gespräch war ebenso gegenständlich, klar und verständlich: es wurde von der jungen Dame mit einer zweckbewußten Treffsicherheit geführt, die den Grafen belustigte und ihm zugleich gefiel. Zuerst über Wintersport: Erna war leidenschaftliche und geschickte Skiläuferin und sah auf das Rodeln in seinen einfacheren Formen als auf eine leicht pathologische Manie mit Hochmut herab. Sie bekannte auch, daß sie deshalb viel Zeit auf Sport verwende, weil im mütterlichen Haushalt kein Arbeitsfeld für zwei tatkräftige Frauen sei. Zuletzt zog sie klar und präzis die Linien ihrer allgemeinen Bildung: nach der Mädchenschule mit abschließendem Sprachexamen ein Jahr Haushaltungsschule. Augenblicklich war sie Hörerin auf der Universität: Nationalökonomie. Sie entwickelte ihre Ansichten: Freiheit und Fortschritt auf allen Gebieten, mit verständigem Maße, und Graf Kentzen hatte es kaum nötig, ihre lebendige Rede anders als durch ein paar fördernde Fragen zu unterstützen.

Er fühlte sich lebhaft interessiert. Hier war deutsches fortschrittliches Bürgertum, gesund, kräftig, selbstbewußt bis ins Mark und im Begriff, sich die Welt zu erobern. Er schlug sich an die Brust: er wenigstens würde diese gesunde Kraft nie unterschätzen oder unterdrücken, in Standesdünkel oder gar in der engen Luft der bürokratischen Regierungsformen. Wer konnte sagen, ob nicht vielleicht ein Ministerportefeuille ihn einmal in die Gefahr bringen würde, seine freie Seele in Ketten zu legen? Er würde dann an dieses Mädchen denken, das entschieden einen größeren Zug an sich hatte als mancher Kollege im Auswärtigen Amt, wo er eben arbeitete.

Alles ringsum sprach von gleicher Gediegenheit: der Hausherr, den man in Gedanken nicht trennen konnte von seinem stattlichen geschäftlichen Hintergrund; die freundliche und gewandte Hausfrau von patrizischer Würde, die ihm entgegenkommend und selbstbewußt zugleich auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung begegnete; die breite, geräumige Wohnung mit ihrem schwerfälligen und teuren Gerät; die reichliche Silberausstattung des Tisches: es war ihm nicht entgangen, daß jedes Besteck die Chiffre des Hauses trug.

Aber nach Tisch, als sich alles zum Tanz in dem großen, gleißendhellen Saale drehte, überkam ihn eine plötzliche Flauheit. Die Luft hier war zu heiß, zu hell, zu nüchtern, und das Tanzvergnügen mit den harmlos vergnügten, unverbildeten Mädchen wenig verführerisch.

Einen Augenblick beobachtete er Sascha, die in ihrem dunkelvioletten Kleid mit der orangegelben Stickerei auffallend aus dem Bilde fiel. Sie tanzte mit Karl Heinrich mit verhaltenem Feuer, und das schwere dunkle Haar, das ihr schlicht und tief in die leuchtendweiße Stirn hing, und der sonderbar verträumte Ausdruck ihrer Augen und Lippen gab ihrer Erscheinung einen großen Zug, wie von einer unbewußten Bacchantin, die vom Dienste ihres Gottes weg in diese bürgerliche Welt versetzt worden war.

Aber als er ihr eine Zeitlang zugesehen hatte, setzte ein eingeborener Rasseninstinkt bei ihm ein und warnte ihn, daß hier der dunkle Trieb halbbarbarischer Völker aus dem Osten in wildem Drange umgehe. Er kannte Saschas Herkunft und haßte den verzweifelten Intellektualismus der russischen Studentenschaft, der in ihr offenbar lebendig genug war.

Er wandte sich Gertrud zu, deren zartes Köpfchen er während des Soupers öfters an einem benachbarten Tische hatte auftauchen sehen, in einer mädchenhaften Süßigkeit, die ihn wohltuend berührte. Nun war es ihm, als sei sie die einzige, in der noch irgendein Geheimnis verborgen liege, über die er sich nicht so schnell orientieren könne. Er näherte sich ihr, dirigierte sie in Magdas kleines verlassenes, schwachbeleuchtetes Boudoir und sprach nun allerlei Schönes auf sie ein, von seinen Gedanken, seinen Liebhabereien, seinen Gewohnheiten, von dem, was er hatte, und von dem, was er nicht hatte.

Es erhöhte den Reiz des jungen Mädchens, daß sie gut zuhörte. Gertrud hatte nicht das Bedürfnis der jungen Kühlein auf der Weide, ihr Glöckchen beständig bimmeln zu lassen, und ihre Stimme erklang nur sel-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten und kurz. Ihm war es gerade recht so, denn er sprach selbst gern und gut. Ihm genügte es, in ihren hübschen Augen den wechselnden Eindruck seiner Worte zu verfolgen, der, von goldenen Lichtern in den hellbraunen Sternen begleitet, kam und ging. Und als er sie absichtlich schüchtern frug, ob er sie nicht langweile mit seinen Selbstbekenntnissen, da lächelte sie, die geschwungenen Lippen in reizender Kurve bewegt, und sagte, das täte sie nicht, sie würde sich im Gegenteil alles, was er gesagt hatte, mit der Zeit noch einmal überlegen. »Überlegen« — das Wort klang reizend, ein bißchen nachdenklich und ein bißchen spöttisch aus dem klugen und schweigsamen Munde.

Er lachte erfreut und führte die kleine Dame zum Tanz. Er sah dabei sehr hübsch aus, hübsch und vornehm, und das kleine Mädchen mit seiner scheuen Psycheanmut vollendete das Bild und gab ihm einen besonderen Akzent.

Die andern Paare gaben das Tanzen bald auf, vielleicht im unbesieglichen Zwang dieser Konkurrenz, und es war wie eine wohlklingende, schwärmerische und etwas wehmütige Melodie, die beiden sich bewegen zu sehen.

Magda sah ihnen gespannt zu: sie hatte sich mit Bruder und Schwägerin, den beiden Nachzüglern beim Fest, auf einen geeigneten Beobachterposten zurückgezogen.

»Gertrud scheint ihre besonderen Gaben zu haben,« sagte sie jetzt nachdenklich zu Dorothee. »Man kann nicht sagen, sie glänzt. Aber es ist, als habe sie eine magnetische Kraft an sich, die auf manche Menschen unwiderstehlich wirkt. Und so jemand hat sich schon, wie es scheint, gefunden.«

Dorothee lächelte. »Man soll sie mir in Frieden lassen, ich bin so froh, sie endlich wieder im Gleichgewicht zu haben. Es hat lange genug gedauert.« Sie sah zu Gertrud hinüber, froh, auf dem Mädchengesicht einen heiteren, gelassenen Ausdruck zu finden, den das Kindergesicht in den letzten Jahren verloren hatte.

Magda beobachtete dasselbe. »Ich kann mir's wohl denken, daß du noch keine Sehnsucht hast nach neuen Entwicklungsstadien. Aber sie kommen, Dorothee, darüber dürfen wir Mädchenmütter uns nicht täuschen.«

Dorothee schwieg, und es wirkte wie eine Überraschung, daß Staufer das Wort an sich nahm: »Ich glaube, ihr merkt es gar nicht, wenn ihr andre um ihre Ruhe bringt.« Er war heute lebhafter als sonst, denn ihm war in seinem Beruf eine glänzende und unerwartete Auszeichnung zuteil geworden, und der leise glimmende, von Skeptizismus gekreuzte Ehrgeiz in seinem Wesen brannte mit gesättigterer Flamme und verbreitete ein stärkeres Licht um ihn. »Spürt ihr wirklich gar nichts von den geheimen Wünschen, die um euch herum leben, und wie bitter vielleicht so ein armer Teufel darunter leidet?«

Er sprach bestimmt, mit einer Art von Schärfe im Ton. Dorothee errötete aus einem unklaren Gefühl heraus, das ihr plötzlich ans Herz griff. Magda aber durchzuckte ein heftiger Schlag. Sollte Heinrich — Dorothee? Sie konnte den Gedanken nicht ausdenken. Zitternd regten sich die schönen und erlesenen Empfindungen, die sie für die Schwägerin hegte. Es war ihr, als stünden sie vor einer Prüfung, und es ergriff sie eine Art von Angst, ob sie sie bestehen würde, um so mehr, als sie sich den ganzen Abend nicht mehr freimachen konnte von einem gewissen Wettersturz der Gefühle, der mit dem Augenblick ihrer Wahrnehmung eingesetzt hatte.

Sie war fast erleichtert, als die Gäste schließlich fortgingen. Vom Fenster aus sah sie noch zu, wie Dorothee und Gertrud in den Wagen stiegen. Zweifellos sah es gut aus, wie Dorothee den schmalen Fuß auf das Trittbrett stellte, wie der Mantel ihr lose und schlank von den Schultern fiel, und wie sie den kleinen dunklen Kopf noch einmal wendete und grüßte.

Dann wurde es dunkel und still im Hause. Und Magda lag in ihren Kissen und grübelte darüber nach, warum der Duft einer unfaßbaren Poesie von manchen Menschen untrennbar ist, was immer auch das Schicksal beginnen mag, um die leuchtende Flamme ihres Lebens zu dämpfen, und warum andre immer wie auf staubiger Landstraße zu wandern scheinen, wieviel auch die Sonne eines freundlichen Geschicks für sie tun mag.

Ernst und Kentzen fanden sich auf der Straße vor dem Beckerschen Hause noch einmal zusammen.

Ernst hatte sich den Abend über nur mäßig unterhalten, bis Erna ihn unter ihre kräftigen schneeweißen Fittiche nahm und ihn halb schwesterlich begönnerte. Das war ihm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht unangenehm, nahm es doch wenigstens den Fluch des Überflüssigseins von ihm, der ihn bisher bedrückt hatte.

Nun wandte sich der junge Aristokrat an den Offizier: »Gehen Sie noch mit mir ins Café? Einen Abend in Damengesellschaft soll man stets in einem Männergespräch ausklingen lassen. Meine Maxime, die ich Ihnen nur empfehlen kann.«

Ernst willigte ein. Aber er war durch die lebensweisen Worte des andern gewarnt und auf Verteidigung seines jungen Selbstgefühls gestimmt, als Kentzen im Café den Simplizissimus zur Hand nahm und in etwas überlegener Weise sagte: »Sehen Sie, so etwas lese ich immer hier, außerhalb meiner vier Wände. In mein Haus kann ich das nicht mitnehmen, weil zu der großen Bude« — mit flüchtiger Handbewegung deutete er das stattliche Palais im Inneren der Stadt in der Nähe der königlichen Residenz an — »ein rechtes Junggesellenleben nicht paßt. Mit dem Haufen Personal muß ich dort immer als würdiger Pater familias auftreten. Drum bringe ich solche Sachen lieber erst gar nicht hinein. Aber schließlich, kennen muß man sie doch. Man muß auch mit der Opposition eine gewisse Fühlung haben. Unter meinen verehrten Standesgenossen läßt man es daran fehlen. Sehr mit Unrecht: man muß seine Gegner verstehen, wenn man durch das Schicksal oder die Natur oder durch das Gesetz der Auslese oder auch durch den bloßen Zufall — ich gebe Ihnen den Namen frei, denn es ist einer so gut wie der andre — nun einmal zu ihrem Antagonisten bestimmt ist.«

»Ja,« sagte Ernst, »man muß die Leute kennen, um sie verachten zu können.«

»Verachten?« Kentzen sah Ernst überlegen an. »Das möchte ich Ihnen nur sehr mit Maß raten. Es ist verflucht viel Talent bei der Gesellschaft.« Er strich sich über die schmale und hohe Stirn, die jetzt schon ihr zukünftiges Schicksal andeutete, mit der Zeit in eine distinguierte Glatze überzugehen. »Ich kenne die Leute,« sagte er eindringlich. »Das Studium sind sie schon wert, wenn auch viel Haltloses an ihnen ist, an ihren Persönlichkeiten und an ihren Ansichten. Man wird ihrer deshalb auch mit der Zeit ziemlich satt, ich bin jetzt ungefähr an diesem Punkt. Aber undankbar darf man nicht sein, mich haben sie manchmal tüchtig durchgerüttelt, die Männer und die Frauen.« Er blickte auf und überraschte Ernst durch den hellen Ausdruck seiner Augen, in denen es von lebhaftesten Erinnerungen umzugehen schien. Er lehnte sich zurück. »Ich habe mich vor ihrem Einfluß gerettet,« sagte er. »Auf festen Boden, auf *den* festen Boden, auf den Boden der Wissenschaften.«

»Studieren Sie Jurisprudenz oder Staatswissenschaften oder Geschichte?« fragte Ernst.

Kentzen schüttelte den Kopf. »Ich arbeite im Auswärtigen Amt,« sagte er. »Aber außerdem studiere ich, nicht alte Folianten und Legenden, sondern wirkliche Wissenschaft, exakte Wissenschaft, Naturwissenschaft. Ich bin ein unbedingter Anhänger der energetischen Weltanschauung.«

»Würden Sie mir erklären, was Sie damit meinen?« sagte Ernst entschlossen. Denn er wollte sich nicht einschüchtern lassen und Kenntnisse heucheln, die er nicht besaß. »Ich bin Humanist, humanistisch vorgebildet, meine ich.« Er traute dem stolzen Wort nicht ganz, so gut es auch als Seitenstück zu der stattlichen Rede des andern gewirkt hätte. »Naturwissenschaftliche Anschauungen sind mir nicht geläufig.«

»Ach ja, freilich!« sagte Kentzen verständnisvoll. »Das ist nun leider so bei unsrer rückständigen Erziehung. Aber was Sie mich da fragen, ist so leicht nicht zu beantworten. Sich zur energetischen Weltanschauung bekennen, heißt ein ungeheures Konzert, eine Symphonie ewiger Kräfte um sich hören. Da ist nichts mehr von der dürren Monotonie der mechanischen Weltanschauung. In ihrer Unergründlichkeit als Individualitäten, in ihrer unbegreiflichen Verwandtschaft, die fast an die tausend Gestalten des Proteus erinnert, sind die ewigen Kräfte am Werk: Wärme, Licht, Leben und so weiter. Und das Versunkensein in ihre Wirkung, in ihre wundervolle Vielfältigkeit und in ihre wundervolle Gesetzmäßigkeit ist unsre Form der Anbetung.«

Während Ernst das Gefühl hatte, einem phantastischen Schwärmer gegenüberzustehen, das ihn angenehm entlastete von seiner ersten Verblüffung, fuhr Kentzen begeistert fort: »Nehmen Sie die Wärme: wir wissen, daß sie uns von der Sonne kommt, und daß sie das Resultat chemischer Vorgänge dort ist. Aber wie sie dazu kommt, bei uns das problematische Leben zu er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wecken, das kann man nie erfassen. Wer versteht das Leben?« sagte er. »Ich will es nicht schelten, wenn man auch seine bösen Tage hat.« Schmerzliche Erinnerungen der letzten Monate fluteten über ihn hin, ehrgeizige Pläne einer ehelichen Verbindung, die ihn an die Schwelle der Throne geführt hätte, und die deprimierende Unsicherheit, die um solche Pläne schwebt. »Wer sich immer an das Gute halten könnte!« Er nahm die Blume in die Hand, die nach der damaligen Sitte eleganter Restaurants den Tisch schmückte. »Man könnte sich schon in diese Rose verlieben. Aber die bezaubernbste Außerung ist doch das« — prüfend sah er Ernst an, ob dieser den Schlußstein seiner Weisheit denn auch ertragen würde — »das Weib.«

Ernst sah ihn etwas verblüfft an. In seiner knabenhaften Unschuld hatte er an eine solche Wendung noch nicht gedacht. Und da Kentzen diese Wirkung bemerkte, wagte er eine noch größere Kühnheit. »Wie entzückend ist doch Ihre Schwester!«

Da wurde Ernst wieder ganz er selbst. Ein Ruck ging durch sein ganzes Wesen, ein Sichzusammennehmen. »Ich muß bitten, daß Sie Persönliches aus dem Spiel lassen!« sagte er in hochmütigster Ablehnung.

Kentzen sah überrascht auf. Er hatte sich nichts Böses gedacht, wenn er auch gegen einen Standesgenossen vorsichtiger gewesen wäre. Nun ärgerte er sich über den kleinen Leutnant, der sich vermaß, ihn zurechtzuweisen. »Sie sind übelnehmerisch! Ich habe Ihr Fräulein Schwester aufrichtig bewundert, darf man das nicht in Ihren Kreisen?«

»Man macht es auf andre Weise, etwas bescheidener,« sagte Ernst und sah dem andern heiß in die Augen. Er stand auf. »Verzeihen Sie, wenn ich mich empfehle. Sie werden in den nächsten Tagen von mir hören, denn ich habe die Verpflichtung, dem Ehrenrat Mitteilung zu machen von dem, was hier vorgegangen ist. Das ist in meinen Kreisen Sitte.« Er grüßte Kentzen, bezahlte und schritt dann mit klingendem Schritt zur Tür hinaus, angenehm von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er als Soldat und untadelig gehandelt habe.

Kentzen blieb in übler Stimmung zurück. Als Standesherr der Krone hatte er nicht gedient, Händel mit Offizieren hatte er nie gehabt. Er war in keiner Weise vorbereitet gewesen auf die rasche Entwicklung der Dinge, zu der sein unvorsichtiges Sichoffenbaren Anlaß gegeben hatte. Das hatte man nun davon, wenn man sich's einfallen ließ, die gesellschaftlichen Schranken zu durchbrechen, selbst Proteus zu sein, Gestalt zu wechseln und mit jedem freundschaftlich zu verkehren. Der soziale Instinkt, der ihn zu einer Versöhnungspolitik der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten veranlaßte, hatte sich schlecht bewährt. —

Ernst ging nach einer stark erregten Nacht zum Vorsitzenden des Ehrenrats, einem älteren Offizier, der seine Meldung mit Ruhe und Sachlichkeit entgegennahm. Während des Dienstes, der dann folgte, nahm die Welt wieder ihr nüchternes Gepräge an, nachdem sie ihm so voll Spannung, so voll von Kampf um Leben und Tod erschienen war.

Erst am Abend, im mütterlichen Heim, zwischen Dorothee und Gertrud, die ihren friedlichen und harmlosen Frauenbeschäftigungen nachgingen, fühlte er sich wieder in das kühne und unerbittliche Spiel um die höchsten Güter des Lebens, um Leben und Ehre, hineingezogen, das ihm um so stolzer und verwegener erschien, als in letzter Linie doch der Würfel, der Zufall darüber entschied. Er fühlte sich als Retter und Hüter der Frauenehre, die hier im verborgenen blühte und die, »wäre sie so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, der Verleumdung nicht entging«. Die Hamletworte waren ihm zufällig gegenwärtig und weckten in ihm alles ritterliche Empfinden für das schwache Geschlecht, das schon den Hauch der Welt nicht erträgt. Er blickte Dorothee, die am Schreibtisch schrieb, ins Papier. »Was tust du, Mama?«

Dorothee hob das Gesicht, auf dem die Traurigkeit liegengeblieben war, auf dem der Gang der Jahre sich mit klar ausgeprägten Flächen, die Disposition des Gemüts mit einem gleichmäßig stillen Ausdruck anzeigte. »Einen vorläufigen Entwurf für die Statuten im neuen Frauenheim,« sagte sie.

Ernst sah etwas geringschätzig auf das beschriebene Papier. Welch matter Abglanz des wahren Lebens! Ihm war die Aufgabe geworden, mitten darin zu stehen, an einer Stelle, wo seine Runen mit Blut geschrieben werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für diesmal allerdings wickelte sich die Sache noch harmlos genug ab. Es kam auch nicht viel andres dabei heraus als beschriebenes Papier: eine Erklärung Kentzens, daß er nicht die Absicht gehabt habe, zu beleidigen, ein Gutachten des Ehrenrats, daß nach dem festgesetzten Wortlaut des Gesprächs eine Beleidigung nicht vorliege, eine Gegenerklärung Leutnant Staufers, daß die Angelegenheit damit auch für ihn erledigt sei.

Ernst besah sich die Papiere mit etwas gemischten Gefühlen. So recht ins Schwarze hatte er wohl nicht getroffen mit diesem Schuß ins Herz des Schicksals. Vielleicht hatte er sich sogar ein klein wenig lächerlich gemacht. Wieviel, war die peinliche Frage, die er sich selbst nicht recht zu beantworten wußte. Er war Kentzen dankbar, als dieser keine Gelegenheit versäumte, ihm zu beweisen, daß er nicht so denke.

Kentzen war selbst froh, daß die Angelegenheit sich so befriedigend entwickelt hatte. Ganz unmöglich war ihm die Duellösung nicht erschienen. Wenn er bedachte, daß eine Schar überempfindlicher, gegen den Aristokraten voreingenommener Infanterieoffiziere über ihn zu Gericht saß! Die Situation war unheimlich. Nun, wo sie sich gelöst hatte, lachte er hell auf im Bewußtsein, die Trümpfe in der Hand behalten zu haben, und er verspürte starkes Wohlwollen gegen Ernst, dem er den inneren Triumph verdankte. So war er geneigt, seine Enquete über bürgerliches Leben und bürgerliche Sitten in der begonnenen Weise fortzusetzen. Nicht nur bei Beckers, sondern auch im Staufersche Hause, das entschieden wieder eine andre Abart des deutschen Mittelstandes darstellte. Er unterließ es, Gertrud den Hof zu machen, doch leitete er mit raffiniertem Verständnis ein Verhältnis zu Dorothee ein, in das er mit viel Selbst- und Zielbewußtsein alles mystische Hellbunkel einer mütterlich-schwesterlichen Beziehung von reifer Frau zu reifendem Mann zu bannen wußte.

Er erschien um die Teestunde, wenn draußen das rasche winterliche Dunkel einfiel, und wenn Dorotheens Zimmer mit den schönen Geräten im Licht verschleierter Lampen voll von weichen, glänzenden Lichteffekten und geheimnisvollen Halbschatten lag. Und es war ihm nicht leid, wenn in solchen Stunden sich eine aus Dorotheens neuem Kreise einfand: Hildegard Wislicenus, die wortgewandte, begeisterte Vorkämpferin liberaler Ideen, mit dem feinen Sinn für Humor, Maß, Geschmack; die zielbewußte, arbeitsfreudige, männlich feste Reimers mit dem herben Alt, der ihn immer so belustigte, weil er so außerordentlich gut zu der grandios fanatischen Richtung ihrer Seele paßte; die zarte schüchterne Bonin, deren altjüngferlichem Gebaren niemand es angesehen hätte, daß sie das schneidige Experiment einer wilden Ehe mit einem viel jüngeren Manne unternommen hatte. Er empfand die kräftige Stimmung um sie alle herum, die er mit der Mischung von Humor und Befriedigung aufnahm, mit der wir uns einen frischen Ostwind gefallen lassen, wenn wir auf Wärme und Sonnenschein gefaßt waren.

Feinfühlig empfand er an Dorothee und Gertrud die besondere Art. Hier schien ihm die Freigeisterei noch gebunden in dem tatenlosen Zustand, in der er sie am liebsten hatte. Dorothee trat nicht öffentlich hervor, Gertrud schien nicht den Versuch zu machen, die Universität zu stürmen. Aber das Blitzen und Wetterleuchten neuer Gedanken war auch über ihnen. Und während er eins der gewandten, funkelnden Gespräche führte, in denen er glänzte, philosophierte er in der Tiefe seiner Seele über die Frage, in welchem Alter der Höhepunkt weiblicher Entwicklung zu suchen sei, und das Horazische Wort von der schöneren Tochter einer schönen Mutter strich ihm in der gehaltenen Schönheit seiner klassischen Form durch Ohr und Seele.

Mit Ernst hatte er geschickt verstanden, sich zu stellen. Es war im Augenblick nicht so schwer, denn der junge Offizier war in ein Stadium seines Lebens getreten, wo er sich frischer und freier fühlte als je vorher. In seinem Berufe war er vollkommen zu Hause, und wenn er auch in der Ferne schon höhere Aufgaben, eine Adjutantur und die hohe Schule militärischer Bildung, die Kriegsakademie, sicher ins Auge faßte, so wollte er doch für den Augenblick des Lebens froh werden, in dem bisher nur Pflicht und Ehrgeiz ihren Platz gehabt hatten.

Kentzen irrte sich nicht, wenn er ihm Eroberungsgelüste zutraute. Zunächst übte er sie noch an abstrakten Dingen, hörte wissenschaftliche Vorträge über Disziplinen, in die ihn sein Gymnasium nicht eingeführt hatte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und in heißem Bildungsstreben zog er auch das weite Gebiet der Kunst an sich.

Aber solch stummer geistiger Genuß genügte ihm nicht mehr ganz. Es gab doch wohl noch eine andre, freiere Form des Lebens als Bücher und Bilder, ebenso würdig des Interesses und des Studiums eines jungen Weltmannes und Weltweisen.

»Wie kommen Sie nur immer zu den gelungenen Käuzen, mit denen Sie verkehren?« fragte er etwas pedantisch Kentzen, der ihm eine sehr seltsame Geschichte erzählt hatte. Heldin dieser Geschichte war ein aufgehender Überbrettlstar, ein lustiges und begabtes Mädchen, das sich in höchst heikler Angelegenheit an den jungen Mäzen gewendet hatte. Mit so viel Humor und kühner Natürlichkeit, daß Kentzen tagelang frohgemut über das kleine kostspielige Abenteuer herumgegangen war.

»Solche Bekanntschaften kann ich Ihnen leicht vermitteln, wenn Sie Sehnsucht danach haben.« Er sah Ernst kritisch an. »Das heißt, kann man es eigentlich verantworten, diesen keuschen Josef und geliebten Benjamin in die Höhlen des Lasters zu führen?«

Ernst wurde rot. »Ach was, Laster!«

Kentzen sah ihn überlegen an. »Ja, Laster, das gibt es, wenn Sie sich auch nicht davor zu fürchten glauben, sowenig wie vor Gespenstern!« Er wurde außerordentlich ernst und feierlich. »Ich möchte Sie unter allen Umständen aufs nachdrücklichste warnen. Mit dem Laster ist es eine böse Geschichte, besonders wenn es, wie in diesen Kreisen so oft, mit Temperament und Talent zusammengeht.«

»Ihnen hat es ja auch nicht geschadet,« sagte Ernst herausfordernd.

»Möglich.« Kentzen sprach sehr selbstbewußt, als sei dies denn doch eine andre Sache. »Aber ich stehe da in einer gewissen Tradition. Libertins hat es von alters her genug in meinem Geschlecht gegeben, und sie haben sogar Schule gemacht. Auch ich habe allerlei von ihnen gelernt. Haben Sie gleiche Garantien?«

Und da Ernst, geärgert, nicht gleich antwortete, fuhr er begütigend fort: »Natürlich können Sie nicht immer das brave Muttersöhnchen und der fanatische Streber bleiben, der Sie jetzt sind. Aber was Sie tun, das tun Sie auf eigne Verantwortung. Ein anständiger Mensch kann sich gewiß durchfinden; wenn ich das nicht glaubte, wäre ich für Sie nicht zu haben. Aber die Kinderschuhe muß man ausziehen, die Augen offen und den Kopf oben behalten. Und das Herz, wie steht es damit bei Ihnen? Ist der Muskel solide? Nicht gar zu entzündlich? Ich glaube nicht!« Er lachte in seiner hübschen knabenhaften Weise.

»Gewiß nicht,« sagte Ernst geringschätzig. »Mit dem Weibervolk will ich schon fertigwerden, wenn ich auch nicht bei aristokratischen Lebemännern in die Schule gegangen bin, sondern einfach bei anständigen Menschen.«

»Weibervolk!« sagte Kentzen spöttisch. »Sie Zyniker!«

Ernst wurde rot. »Ich meine, lebensgefährlich wird es da auch nicht gleich zugehen!«

»Hoffentlich nicht,« sagte Kentzen, »obwohl sich da gar manches findet, was einen warm machen kann. Einen Rat aber gebe ich Ihnen: vergessen Sie nie, daß das Beste im Leben eine gute Frau ist, und profanieren Sie das Gefühl niemals. Ich habe das Wort einmal in einem Roman von Meredith gelesen; es hat mich stark getroffen.« Er machte eine Pause, denn bei dieser Erwägung fand er immer eine kleine Rührung im Herzen, an der er sich gern erlabte. »The best thing in life is a good woman, depend upon it, my boy! So hieß es wörtlich, glaube ich.« Er nickte Ernst bedeutungsvoll zu. »Man möchte das wohl aus Erfahrung wissen!« schloß er weichmütig. »Und Ihnen, lieber Freund, ist das vor mir voraus geworden. Das ist etwas, das kann ich Ihnen sagen. Denken Sie an die Ihrigen und erhalten Sie sich dieses Glückes würdig.«

Damit beendeten die beiden Lebemänner ihr Gespräch über »das Weib und die Sünde«.

Wenige Tage später aber wanderten sie zusammen in eins der im Norden der Stadt gelegenen Kaffeehäuser, wo sich eine literarisch-artistische Welt neuzeitlichsten Gepräges zusammenfand. Es war spät am Abend, eigentlich schon tief in der Nacht, denn Kentzen hatte erklärt, daß zu gewöhnlichen Abendzeiten hier nichts zu holen sei. Hier wurde es erst lebendig, wenn die normale bürgerliche Welt mit ihrer nüchternen Alltäglichkeit in Hühnerfedern versank.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst, der sonst nicht viel auf Stimmungen hielt, fühlte sich von dem eigentümlichen Wettstreit des Mondlichts mit den blassen Gesichtern der Bogenlampen leicht und angenehm erregt. Es war wie ein Vorgeschmack der etwas bedenklichen Anregungen, die er vom heutigen Abend erhoffte, daß das kalte Licht ihm die Seele mit leichten Schauern erfüllte. Eine Spuk- und Traumwelt drang auf ihn ein mit fremdem, nächtlichem Reiz, wie eine Art von Doppelleben, wovon das eine taghell, klar und zielbewußt, das andre voll vom lockenden Zauber des Unbekannten war.

So war er etwas enttäuscht, als Kentzen die Tür des Lokals öffnete. Was er sah, schien ihm durchaus kein Bacchanale zu versprechen. Er fand sogar die auf ein kräftiges Blau und ein gleißendes Weiß gestimmte Einrichtung des Saales entschieden nüchtern. In den Ecken saßen, wie in allen Kaffeehäusern, Gruppen nicht übermäßig animierter Leute herum, unter ihnen allerdings ein paar auffällige Typen, vor allen unter den Frauen- und Mädchenerscheinungen.

Alles blickte auf, während die beiden jungen Männer mit ihrem gewohnten kräftigen Schritt und freiem Wesen auf einen Tisch zutraten, an dem Kentzen Bekannte hatte. Ernst bemerkte Sascha Krüth unter ihnen in Begleitung eines blassen jungen Mannes mit einem schönen, fein und geistreich geschnittenen Gesicht, das Ernst trotzdem unsympathisch war.

Kentzen stellte vor: »Herr Leutnant Stauser — Karl Theodor Sibelius.« Und als dieser sich mit einem halben Blick auf Ernst nachlässig verbeugte, sah ihn Kentzen scharf an, so daß jener beifügte: »Verzeihen Sie, ich muß immer lachen, wenn jemand meinen Namen nennt. Ich fühle dann die jämmerliche Erbschaft in diesem Sibelius, Jahrhunderte pedantischen deutschen Gelehrtentums, von Humanismus, Stubenhockerei, Zopf und Enge.« Er lachte leise auf.

Ernst sah ihn erstaunt an: aus deutschem Gelehrtenstamm wollte dieser junge Mann sein, aus dessen dunklen Augen, die aus Weiß und Schwarz zusammengesetzt schienen, ein fernes Morgenland zu blicken schien, und der sich lautlos und weich bewegte, wie ein Tier des Südens?

Aber Sibelius hatte schon Ernst vergessen. Er hatte sich Sascha zugewandt und musterte ihr Gewand, den Kopf leise schüttelnd. »Rot,« sagte er dann mit seiner leisen und tiefen Stimme; »ein leuchtendes Rot, warum tragen Sie nicht so was? Es müßte einen dunklen Purpursaum haben und das Ganze eine weiche Klangfarbe, wie eine Orgel. Die Linie« — er überlegte — »das ist nicht ganz so leicht. Schlicht und streng, denke ich, und der Hals frei; er ist ja kurz genug dazu. Und leuchten kann er auch.« Er lachte, so daß Ernst Zorn in sich aufsteigen fühlte. »Tragen Sie ihn nur wie eine Bajadere. Lassen Sie Ihre dunklen Augen und Ihre dunklen Haare wirken, und entschließen Sie sich zu sein, was Sie sind: sündhaft schön! Wie können Sie nur in dieser Dreckfarbe herumgehen, wo Ihr dunkler Kopf wirkt — ich will drastischere und richtigere Vergleiche auf dem Altar Ihrer Mädchenhaftigkeit opfern — wie ein Büschel Unkraut auf der Landstraße.«

Sascha sah ihn mit dunklen harmlosen Augen und mit einer für Ernst gänzlich unverständlichen Freundlichkeit an. »Um meine Mädchenhaftigkeit brauchen Sie sich nicht zu sorgen; da geb' ich schon selber acht. Und wie eine Bajadere brauche ich meinen Kopf nicht zu tragen, weil ich mehr und Besseres darin habe. Das Kleid, Gott ja, das trage ich ganz zufällig, wie ich meine Kleider überhaupt zu tragen pflege. Mutter hat es irgendwo gekauft, in einem Ausverkauf, glaube ich. Ich frag' nicht danach, wenn's mir nur nicht unbequem ist.« Sie zuckte versuchsweise mit den runden anmutigen Schultern und schob den Hals hin und her, in heftiger Abwehr alles Beengenden.

»In einem Ausverkauf! Und das will ein Weib sein! Ihr solltet wirklich eure Instinkte mehr beachten! Da studiert dieses Wurm Medizin« — er sah zu Kentzen hinüber in wirklicher, natürlicher Entrüstung —, »statt das Weib in sich zu studieren; das einzige, was an solchem Geschöpf des Studiums wert ist. ‚Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen, man durchstudiert die halb' und ganze Welt, um es am Ende gehn zu lassen, wie's Gott gefällt'«; er zitierte den Faust blitzschnell als etwas durchaus Vertrautes, was sich beim leisesten Anstoß von selbst entwickelt. »Aber Ihr! Wenn Ihr euch auf Euch selber versteht, so seid Ihr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eben nicht so leicht zu fassen, und darin liegt das einzige, was Euch überhaupt Daseinsberechtigung gibt. Ihr Mädchen solltet Eure Instinkte züchten; was mit dem Kopf zu machen ist, das besorgen schon wir.«

Er stand auf und schlüpfte in einen hocheleganten Pelzmantel, der dem Kentzens sehr ähnlich sah, und der gerade deswegen den Unterschied zwischen dem zartgliedrigen Literaten mit der weichen Lässigkeit der Gestalt und dem schlanken Aristokraten mit dem nervigen Körper besonders betonte. Kentzen lächelte: hatte Sibelius' neueste Anleihe bei ihm zur Beschaffung dieses Prunkstückes gedient, oder war es ihm in einer näheren oder ferneren Zeit vorbehalten, noch dafür aufzukommen? Im Grunde war es ihm gleichgültig. Er wußte genau, was er an den Verkehr mit der Gesellschaft hier wenden wollte, und überschritt sein Budget in dieser Richtung nie. Standesgenossen wendeten mehr an ihren Rennstall, und ihm stand die Rolle des Mäcenas besser zu Gesicht als die des Sportfreundes.

Ernst sah Sascha von der Seite an, als Sibelius gegangen war. Er schämte sich für sie und war doch voll Neugierde, was sie zu den Lehren sagte, die ihm so dreist und widerwärtig schienen.

»Das ist ein sonderbarer Herr,« sagte er versuchsweise.

»Warum? Er ist eben Misogyn,« sagte Sascha seelenruhig, durchaus befriedigt von dieser Erklärung.

»Und das lassen Sie sich gefallen?«

»Warum nicht?« fragte Sascha philosophisch. »Man läßt sich allerlei Heilige gefallen, Lebemänner, Duckmäuser und Pedanten. Wenn man sich gegen das alles zur Wehr setzen wollte!« Verschmitzt sah sie Ernst an: »Man nimmt die Menschen, wie sie kommen. Ob sie einen taxieren wie ein Pferd, oder ob sie einen schulmeistern, oder ob sie einen hochmütig übersehen, weil sie nur Sinn für Familientöchter haben! Man ist doch, was man ist!«

Ernst blickte von ihr weg, vor sich hin. »Sie geben mir zu verstehen, daß Sie mich auch in einer solchen Kategorie untergebracht haben. Wahrscheinlich in der letzten! Und das soll mir auch ganz recht sein.«

Sascha beugte sich lebhaft vor, beide Arme auf den gekreuzten Knien, in einer Pose vollkommenen Selbstvergessens, wie sie Ernst an Damen nicht kannte, und die ihm doch nicht ohne Grazie schien. »Ich habe mir schon gedacht, daß Ihnen Weib und Sünde identisch ist, Weib wenigstens in dem Sinne, in dem Sibelius vorhin gesprochen hat. Er hat aber immer noch mehr recht als Sie, Ihnen ist eben die Schrift nicht geschrieben, und Sie können wirklich nicht behaupten, daß Sie unter die Adepten gehören.«

»Glauben Sie, daß mich das reut? Ich habe andre Aufgaben, als Ihr Geschlecht zu studieren.« Er wurde rot; er ärgerte sich, der kleinen Zigeunerin so viel von sich verraten zu haben.

»Oh,« sagte Sascha, »das klingt ja großartig. Darf man fragen, welche, bitte? Sie wollen wohl befehlen lernen und später herrschen? Dazu müssen Sie freilich nicht zu uns kommen.«

»Befehlen,« sagte Ernst. »Ja auch, natürlich. Aber das ist das geringste an der Sache. Männer erziehen, Willen entwickeln, Willen übertragen unter dem Zwang eines herrschenden Gedankens!« Fanatisch blickte er vor sich hin.

»Und dieser Gedanke?« fragte Sascha herausfordernd.

»Mein Land,« sagte Ernst kurz und trocken.

»Vaterländerei!«

»Sie müssen da nicht mitreden,« unterbrach Ernst sie ungeduldig. »Davon verstehen Sie nichts.«

Er wandte sich geärgert ab und Kentzen zu, der mit ein paar Literaten sprach, während eine auffallend schöne, glänzend gewandete, noch junge Jüdin ihnen etwas gelangweilt zuhörte. Man kritisierte Sibeliussche Gedichte.

Die schöne Frau riß die Konversation an sich. »Ich habe da neulich eins gelesen,« sagte sie bewußt naiv mit ihrer gemachten Kinderstimme. »Ich hab's behalten. Ich weiß nicht, wie das kommt, Verse bleiben mir immer hängen. Es hieß so« — sie wandte den kleinen dunklen Kopf, der schlank und kühn geschnitten war, und an den sich das dunkle wellige Haar weich und dicht anschmiegte, nachdenklich hin und her —:

Abschied

Einmal hab' ich flüchtig dich gesehen,
Scheidend sagtest du: Auf Wiedersehn!
Dunkel klang die volle Mädchenstimme,
Dein herb-süßer Alt — ich sah dich gehn,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sah noch einmal deines jungen Körpers
Umriß schlank und hell am Waldsaum stehn:
Leuchtend lag dein Haar um Hals und Nacken,
Und ich sprach dir nach: Auf Wiedersehn!
Damals hielt dein Bild geheimen Einzug
In mein Herz und Haus — du lebtest hier,
Aber heute schritt dein lieber Schatten
Stumm an fremdem Arm aus meiner Tür ...

Gefällt Ihnen das nicht?« fragte sie mit ihrer bewußten Glockenstimme.

»Kuhgeläute!« sagte einer der jungen Dichter verächtlich. »Wo haben Sie diese Backfischpoesie aufgelesen? Das kann nur eine ferne Jugendsünde sein, die sich in ein bürgerliches Blatt verirrt hat, jetzt wo Sibelius anfängt berühmt zu werden. Für seine guten Sachen hat man in dieser Welt noch kein Verständnis. Wenn er so den Herbst faßt, mit wechselnden Rhythmen wie der Flug der Vögel, die heimwärtsziehen — schnelle Schwalben und schwere Staren und rauschende Storchenschwärme, wie das drängt und flattert und flüchtet, und wie dann doch ein großer Rhythmus hineinkommt — und die ruhige Linie, die den Himmel überschneidet und sicher dahinzieht — oder wenn er vom Geheimnis der Lüfte spricht, die die Erde umspielen und ihr die Kräfte zutragen aus dem fernsten Weltenraum, und wie diese Kräfte dann schalten und walten, Leben schaffen und wieder vernichten und aus dem Toten wieder ins Unerreichbare fliehen — da hat er eine andre Welt, in der freilich nicht jeder heimisch ist. Mit der Liebe weiß er nicht mehr viel zu machen, das ist aber auch zu trivial und abgedroschen und trifft zuletzt doch nur das Tier in uns.« Höhnisch sah er die schöne Jüdin an.

Diese ließ sich die Zurückweisung ruhig gefallen. Sie verfiel wieder in eine phlegmatisch-träumerische Lethargie, aus der heraus sie halb verschlafen zu Ernst hinüberblinzelte mit einem Ausdruck, der ihm unbehaglich war.

Der Sprecher aber fuhr fort: »Sibelius ist wenig produktiv. Alle paar Wochen ein paar Gedichte, mehr weiß man nicht von ihm.«

»Eine Mannesarbeit nenne ich das gerade nicht,« sagte Ernst geringschätzig.

»Sollen Juwelen wie Kartoffeln wachsen? Das Köstliche ist immer selten. Und ahnen Sie denn, welche Fülle von Kultur in einem einzigen Sibeliusschen Gedicht steckt? Jahrhunderte der erlesensten Geistesarbeit der begabtesten Nationen in einem Menschen zusammengefaßt. Wer weiß denn sonst in unserm guten Deutschland, was Form ist?« Er machte einen leisen Ansatz, sich zu erklären: »Form!« Energisch bewegte er die gutgebildete Hand, als greife, umspanne er etwas, dann aber ließ er den blonden Kopf von vielleicht bewußtem Wilhelm-Meister-Typus in diese Hand sinken und schwieg. Er war einer von jenen, die ihre Gedanken lieber zurückhalten, bis sie den Weg zur Feder finden, als daß er sie in der Eitelkeit des Gesprächs vergeudete.

Man schwieg am Tisch und besah sich den Sprecher. Das Gespräch glitt heute überhaupt nicht leicht, lebhaft und geistreich hin und her, wie Ernst erwartet hatte. Es glich mehr dem Schachspiel geübter Gegner, wo Zug um Zug in tiefem Sinnen getan wird, ohne Rücksicht auf den Wert der gemeinen menschlichen Anschauung der Zeit.

Ernst fühlte sich von einer sonderbar gereizten und gespannten Stimmung beschlichen, als er noch einige Zeit zugehört hatte. Er schloß sich gern Kentzen an, als dieser aufbrach.

Da erhob sich auch die schöne Orientalin, die auf den allerdings nordöstlichen Namen Frau Senoschatt hörte, und sagte in ihrer Kinderart, indem sie einen weichen glänzenden erdbeerfarbenen Mantel über die Schultern hinaufzog: »Ich gehe jetzt auch; gehen wir ein Stück zusammen?« Fragend sah sie zu Ernst hinüber, und der schöne Bogen ihres Mundes öffnete sich leicht über ihren regelmäßigen Zähnen.

Sie mißfiel Ernst in ihrer diskreten Zudringlichkeit, und er entschuldigte sich: er habe noch mit Graf Kentzen zu sprechen.

Dieser hörte belustigt zu: war der Neuling schon so klug, sich unerwünschte Freundlichkeit vom Leibe zu halten? »Haben Sie mir denn wirklich etwas zu sagen, oder wollten Sie sich nur vor der schönen Frau Senoschatt retten?«

Ernst lachte, halb verlegen, halb selbstbewußt. »Das ist eine widerwärtige Frau!«

»Dafür gilt sie gewöhnlich nicht,« sagte Kentzen. »Man hält sie für eine gefährliche Frau. Und es ist wahr: wer ihr nur den kleinen Finger reicht, wird schwerlich einem Abenteuer entgehen. Aber harmlos bleibt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es schließlich doch, wird höchstens mit einem Katzenjammer bezahlt und hat weiter keine Folgen. Im Grunde sind solche Frauen harmlos wie die Kinder. Man spielt mit ihnen, und dann hat die Sache ein Ende. Und drum in verzweifelten Fällen lieber eine Frau Senoschatt mit ihrer Gutmütigkeit und ihrer läßlichen Lebenserfahrung als ein leidenschaftlich-unschuldiges Kind wie zum Beispiel Sascha Krüth.«

Er sah Ernst von der Seite an: »Sie war das einzig Hübsche heute abend,« sagte er, »und ich habe wohl bemerkt, daß sie Ihnen auch gefallen hat. Es war übrigens ein langweiliger Abend. Und nun ende ich gar noch damit, daß ich Ihnen Winke gebe, und das ist meist das Schlimmste, was man tun kann. Sascha Krüth hat es eben an sich, daß man sich ihrer annehmen möchte. Tun Sie's nicht, lieber Staufer. Eine Ehefrau für Sie ist sie doch nicht, und Sie sollen nicht erst dahinterkommen, wenn es Ihnen leid tut. Die verfluchten Weibersachen! Das beste ist früh heiraten und brav Kinder kriegen.«

»Warum heiraten Sie dann nicht?« fragte Ernst.

»Für mich ist die Sache nicht so einfach. Auf fünfzig Mädchen, unter denen Sie die Auswahl haben, kommt eine für mich. Nehmen Sie's mir nur nicht wieder übel, daß ich das Unleugbare konstatiere: daß Sie neben allen andern Vorzügen auch noch die Macht der Zahl für sich haben.«

Ernst war nun gar nicht dieser Ansicht. So weit sein junges, scharfes Auge blickte, sah er kein Mädchen, das ihm auch nur eine denkbare Lebensgefährtin geschienen hätte, und wenn er den Kameraden zusah, wie wenig wählerisch sie hinter allem Weiblichen her waren, so glaubte er eine jener herben und großen Männergestalten zu sein, in deren Leben das Weib keinen Raum einnimmt.

Er hatte ein starkes Gefühl der Sicherheit, wenn er nun im literarischen Café ein und aus ging. Seine Position war unangefochten: an der Seite Kentzens und andrer junger Lebemänner, die hier zusahen, nicht mittaten und die Überlegenheit ihrer kritischen Unabhängigkeit bewahrten. Ein Beobachtungsfeld auf dem Boden der Weltkenntnis, nichts andres war ihm dieser Verkehr. Frau Senoschatt schien seine platonischen Absichten eingesehen und sich von ihm zurückgezogen zu haben.

Alle hatten dies eingesehen; auch Sascha Krüth, die es sich sogar recht angelegen sein ließ, ihm zu zeigen, daß sie seine Stellung verstand. Sie hörte mit großen lachenden Augen zu, wenn er Sibelius' Skeptizismus von der Höhe seiner geschlossenen Weltansicht herab verlachte. Sie hatte Sinn für Ernsts historische, konservative Auffassungsweise, die ein Ding aus dem andern entwickelte, Sitte, Anschauung, gesellschaftlichen Zustand geduldig aus der Vergangenheit werden ließ, statt, wie es hier Sitte war, an einem nie dagewesenen goldenen Ende zu beginnen und alles, was wir um uns sehen, aus dem Vergleich mit diesem Utopien heraus zu verdammen. Sie sah es gern, wie schwer Ernst in Hitze zu bringen war, wie lange er die andern reden lassen konnte, wie er aber, wenn er einmal zum Angriff vorging, auch über entsprechende Streitkräfte zu verfügen wußte. Dann wurde sie wohl selbst eifrig, sprang ihm bei, erhob die Waffen, die sie glänzend führte als eine schneidige Amazone.

Ernst wußte, daß sie mit ihren männlichen Kollegen in scharfer und oft auch erfolgreicher Konkurrenz studierte. Sie schonte sich nie und blieb doch frisch wie eine Blume, als gäbe ihr die Arbeit erst ihre volle Kraft. Sie sprach mit einer hellen, freien Stimme, in der nichts Engbrüstiges war; sie konnte lachen, wie Ernst nie hatte lachen sehen. Sie konnte träumen: reizende, phantastische Träume, und denken: scharfe, kluge Gedanken. Sie kamen nicht nur aus dem Kopf: es war, als stünden Kopf und Herz bei ihr in engerem Verkehr, verbänden sich zu einer reizvollen Einheit. Ernst kontrollierte sie hier am schärfsten, litt keine Unklarheiten. Er verwies es ihr, wenn sie von Freiheit in der Liebe faselte und menschliche Gesetze mißachtete. Er legte ihr sogar in der Kleidung Zwang auf, veranlaßte sie, ihre saloppe Künstlerinnenart aufzugeben, und modelte sie zu einer korrekten, sauberen kleinen Gelehrten um. Sie lernte die üppigen Zöpfe eng um den Kopf zu legen und sie mit schönen glänzenden Nadeln festzustecken. Sie trug einen reinen weißen Kragen und bunte Krawatten über der netten dunklen Bluse, einen schlichten kurzen Rock, einfache Mäntel und Kopfbedeckungen, korrekte Schuhe und zuletzt sogar Handschuhe, obwohl sie ihre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schönen ringlosen schmalen Hände immer gern hatte bewundern lassen.

In andern Dingen aber übernahm sie die Führung. Sie erst lehrte Ernst das Land kennen, das er bewohnte: seine starken Bergflüsse, von denen der eine sich mit wildem Ungestüm durch rauhe, unfruchtbare Bergtäler in eine weite dürftige Hochebene stürzte, der andre in breitem Strom behäbig und stattlich aus windgeschützten, üppig grünen Tälern hervorging, in weitem Bogen den rauhen Gegenden auswich und zwischen wogenden Kornfeldern gelassen in eine blauende Ferne rauschte; seine Seen, die grünen, düstern zwischen den steilen Bergwänden, die blauen, lichten, lachenden in der durchsonnten Ebene. Sascha fuhr mit ihm in dieses Land hinaus, und Ernst machte die Entdeckung, daß er Vogelgesang und Windesrauschen, das Murmeln der kleinen Waldbäche und das starke und monotone Fluten der Flüsse, den leisen Wellenschlag des Sees nie mit so hellem Ohr hörte, als wenn Sascha neben ihm im Gras lag. Sie wandte dem Sonnenschein, der zuckend auf dem Waldboden lag, den Wiesendüften, die an ihnen vorüberglitten, eine empfängliche Seele zu, die den etwas kalten und pedantischen Ernst mit einer neuen Aufnahmefähigkeit für die Geheimnisse des Naturlebens erfüllte. Er wanderte wie in einem neuen Land, wenn er, angeregt durch solche Eindrücke, über das Leben und die Kunst, das Wissen und die schöpferische Tat sprach, bald in lebhafter Diskussion, bald in Aphorismen, die wie langsam fallende Tropfen in das Schweigen träumerischer Stunden fielen. Ernst fand sich dann nicht mehr um den Stimmungsgehalt des Lebens betrogen, den er bisher so schwer vermißt hatte. Er fühlte es nicht, daß in die köstlichen Eindrücke solcher Stunden das Strahlen der dunklen Mädchenaugen, die milchige Klarheit einer Mädchenhaut, die üppige und rebellische Kraft dunkler Mädchenhaare auf geheimnisvolle Weise hineinspielten. Aber manches Herbe und Spröde in ihm löste sich, und ein Strom ungewohnter Weichheit durchzog ihn.

Sascha entzog sich dem Verkehr im Beckerschen Hause. Die Zusammenkünfte unter Tante Magdas klug beobachtendem Blick machten ihr keine Freude mehr, seit sie den Verkehr mit Ernst so viel freier und voller genießen konnte. Und dies veranlaßte den jungen Offizier, ihrem unausgesprochenen Wunsch ritterlich entgegenzukommen und ihr gegenseitiges Verhältnis um so mehr als ihr gemeinsames eigenstes Eigentum anzusehen, je mehr es sich erwärmte.

Sie zog sich auch, als der Frühling vorschritt, vom Verkehr im literarischen Café zurück. Ernst Theodor Sibelius, der vom ersten Augenblick an gegen die gerade gewachsene und hochmütige Seele des jungen Offiziers feindlich gesinnt gewesen war, gewann ihn durch ihre Diskussionen nicht lieber. Er machte die ärgerliche Erfahrung, daß alle seinen Gaben des Verstandes nicht aufkommen gegen die Sicherheit einer angeborenen Lebensform, und es reizte ihn, daß dem Gegner nun auch die frische Sascha zufiel, an deren Ursprünglichkeit sich zu erquicken er eben begonnen hatte.

So kam Sascha in die Lage, in einem von Leidenschaft getränkten Gespräch ihre Freundschaft für Stauser gegen den zornerregten Dichter zu verteidigen. Es hatte angefangen sie zu stören, daß sie eine Art heimtückischer Verliebtheit, die die unerfreuliche Äußerung seiner Weiberfeindschaft war, nicht von sich abwenden konnte. Sie machte ihm deshalb mit rückhaltloser Deutlichkeit klar, daß sie sich getreu der Doktrin, die auch er vertrat, das alleinige Eigentumsrecht über sich selbst vorbehalte und jederzeit freie Verfügung über alles, was sie zu vergeben hatte. Der geistreiche und interessante Dichter hörte ihr mit einem etwas gelben Blick in den dunklen Augen zu. Aber als er ihre ganze Verteidigungsrede angehört hatte, antwortete er mit einem unerwarteten Ton, der stark von seinem ersten Angriff abwich. Er trug vielerlei Seelen in seiner Brust und fand es nun doch an der Zeit, die besseren herauszusuchen, nachdem die schlechteren ihm wenig Erfolg gebracht hatten. Er war auch wirklich betroffen von dem seltsamen Phänomen, das ihm in Sascha entgegentrat. Sie sprach mit größter Unumwundenheit; Mädchenbedenken, die das klare Wort scheuen, kannte sie nicht. Offen bekannte sie sich zu ihren philosophischen und psychologischen Erkenntnissen. Trotzdem hatte sie in der Verfänglichkeit ihrer Rede eine keusche Schönheit und in ihrer Empfindung eine mädchenhafte Reife, die den misogynen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dichter zu einer unerwarteten Erkenntnis brachte; man lernt die Frauen schätzen, wenn man nicht von ihnen geliebt wird.

Auch für Sascha hatte die Aussprache ein unerwartetes Ergebnis. Worte hatten ihre Gefühle reif werden lassen. Als die erschreckende Erkenntnis ihrer Neigung ihr gekommen war, schloß sie alle die Türen, durch die die Außenwelt in ihr Inneres bisher eingedrungen war. Selbst ihr leidenschaftlich betriebenes Studium stockte. In dunklem Trieb suchte ihre Seele, was ihr keine Klarheit der Wissenschaft erhellen konnte: die köstlichen und erlesenen Kräfte, aus denen die Natur den reichsten, zukunftsstärksten und entwicklungsfähigsten ihrer Triebe schafft. Da sie bei ihrer gegen alle Gefühle skeptisch gewordenen Mutter von der Welt zärtlicher und leidenschaftlicher Empfindung wenig Eindrücke gewonnen hatte, war sie um so mehr überwältigt von der unbekannten Kraft und trat in einer Art von himmlischer Blendung in den Lichtkreis dieses neuen Lebens ein.

So reifte die zarte Welt einer ersten schönen Empfindung zwischen Mann und Frau, ungestört durch irgend etwas, das von draußen kam. Denn auch Ernst glaubte es seiner jungen Empfindung schuldig zu sein, sowie seiner Unabhängigkeit und Männlichkeit, diese erste selbstgewählte Beziehung seines Lebens auch nur vor sich selbst zu verantworten.

Dorothee erhob wohl einen fragenden Blick auf ihn, wenn er halbe, ganze Tage abwesend war. Aber mit Worten fragte sie nie.

Draußen schritt der Frühling weiter, der selbstsichere Künstler, der es nicht müde wird, die alten Bilder zu malen, die alten Lieder durch Wald und Feld und selbst durch die steinernen Straßen der Städte zu senden, ohne daß irgendeiner ihrer je müde geworden wäre. Er kam in diesem Jahre, drei Jahre nach Staufers Tode, in der verlockendsten Gestalt: mit Vorboten, lichten, sonnigen Februar- und Märztagen, einem hellen, kaum launenhaften April, einem wundervollen, fruchtbaren Maimonat mit goldenen Sonnentagen, weichem, mildem duftigem Regen.

Eine Zeit, die froh und ernst zugleich war, weil die Schönheit draußen durch die Sinne in die Seele eindrang.

Dorothee war den Winter über fleißig gewesen.

Der ganze Komplex von materiellen Fragen und seelischen Bedürfnissen, der sich Frauenfrage nennt, begann sich vor ihr auszubreiten. Es war nicht eine Wolke zorniger Anklagen, die im Wirbelwind wütend angespannter Kräfte, flammender Entrüstung und donnernder Schlagwörter über die bürgerliche Welt heraufzog, um ihre Blüten zu brechen, ihre Ernten zu vernichten und zuletzt sogar ihre Fundamente zu untergraben, wie es die Feinde der Bewegung auffaßten. Es war ein dichtes Netz zarter Wurzeln, die die ganze moderne Welt durchwuchsen und ihre Kräfte in vielen feinen Trieben zu zeigen begannen.

Und es wurde die Erfahrung vieler Monate für Dorothee, aus dem Dunkel ihrer Unkenntnis und den Schranken ihrer literarisch-ästhetischen Frauenbildung das Gesicht der realen Welt sich erheben zu sehen, mit den harten Zügen, die das Erwerbsleben ihm aufgeprägt haben. Die kindliche Vorstellung, als ob die Frauen sich eigenwillig dazu drängten, gab sie bald auf. Und daß sie darüber hinaus auf die schönen Höhen der Menschheit strebten, zu dem frohen Leben der künstlerisch gestaltenden Sinne, zur Arbeit der intellektuellen und sittlichen Triebe, das war Dorothee an sich selbst klargeworden.

Sie studierte nun ihr Geschlecht, Gruppe um Gruppe, wie sie das Leben um sie herum gebildet hatte. Sie beschäftigte sich zuerst mit Bildungs- und Erziehungsfragen, und der Ausschnitt, wie er sich da aus dem Leben bot, war fesselnd genug. Im ganzen schien hier die Arbeit zu gedeihen: es war unzweifelhaft, daß Schranken und Vorurteile fielen und frische Kräfte sich entwickelten.

Dorothee war so eingenommen von dem fesselnden Schauspiel, das sich ihr hier bot, daß sie es kaum bemerkte, wie sich während dieser Monate eine leichte Nebelschicht frostiger Kälte im Vereinsvorstand zusammenballte.

Aber in einer der letzten Sitzungen des Winters fiel ein dichtes Schneegestöber aus dieser Wolke. Doktor Guste Krüth begann nach Schluß der Tagesordnung, nachdem sie vorher Zwiesprache mit Fräulein Reimers gepflogen hatte, mit der Bemerkung, daß es jetzt doch nicht mehr angehe, das Zwei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Millionen-Legat einfach auf der Bank liegen zu lassen, wo es sich fruchtlos vermehrte, statt im Leben Zinsen zu tragen. »Nicht Geld soll es tragen, sondern gesundes Menschenleben,« sagte sie nachdrücklich und eindringlich. Und um den Tisch herum lief ein unklares Geflüster allgemeiner Spannung, da nun die leidige Frage, die stets unter der Decke geglüht hatte, vor aller Augen feurige Zungen zum Himmel streckte.

Doktor Krüth drückte sich etwas wortreich aus entgegen ihrer sonstigen Art. Sie sprach und sprach, vielleicht weil sie selber in den Bann der allgemeinen Verwirrung geriet, und hielt dann plötzlich inne, wieder so unerwartet, daß alles stolperte über das Hindernis, das nun hier im Wege lag, schwer und ungefüg. Es gab einen Augenblick der allgemeinen Ratlosigkeit.

Aber Hildegard bewahrte ihren tapferen Mut. Sie hatte der Ärztin schweigend zugehört, die Augen gesenkt, das Gesicht trotzdem von lebhaften Gefühlen bewegt.

Dann hob sie den Blick, und ihre stärkste Wehr brach daraus hervor, ihr unbeirrtes Gewissen. »So untätig war ich nicht, wie es Frau Doktor Krüth geschienen hat. Es ist schon erhebliche vorbereitende Arbeit geschehen über die rein praktischen Fragen. Fräulein Doktor Colling und Frau Stauser wissen darum, und ich stelle hiermit den Antrag, daß eine Kommission gebildet wird zur Prüfung der baulichen und wirtschaftlichen Fragen. Material wird Ihnen vorgelegt, um darauf weiterzubauen. Und auch auf die andern Fragen werden wir dann einzugehen haben. Sie werden mich verstehen, wenn ich gestehe, daß sie mir immer noch großes Bedenken einflößen.«

»Moralische Skrupel?« fragte Guste Krüth.

»Moralische Bedenken,« bestätigte Hildegard aufrichtig.

Und nun richtete sich die Ärztin empor. Ihre dunklen Augen nahmen Kraft und Leidenschaft an, als gehörten sie einer Löwin. »Hier muß ich folgendes sagen: eine Privatperson ist in der Lage, über gewisse Fragen des seelischen Lebens ihr Leben lang in einer liebenswürdigen Unsicherheit zu verharren. Ein Verein wie der unsre, dessen Lebensaufgabe darin besteht, Stellung zu nehmen zu allem, was unser Geschlecht betrifft, kann es sich nicht leisten, so vordringliche Fragen wie die der ehelosen Mutterschaft im Dunkel der Unentschiedenheit zu lassen. Ich mache kein Hehl daraus: wollen wir ein fortschrittlicher Verein sein, ja, eigentlich nur ein strikt liberaler, so müssen wir an dieser entscheidenden Stelle mit altem Vorurteil und alter Heuchelei brechen. Für uns gibt es nur eine Aufgabe: helfen — fürs Richten wollen wir andre sorgen lassen.«

Sie sprach so nachdrücklich, daß es fast den Anschein hatte, als ob manche der verlegenen Frauen im Kreise sich an diese starke Sicherheit lehnen möchten, da sie ihnen so unzweideutig geboten wurde. Aber doch hielten alle noch inne und sahen nach Hildegard. Es drückte sich darin ganz unbewußt die starke Rücksicht aus, die man stets für ihre Meinung hatte.

Diese antwortete ganz leise, im Gegensatz zur Ärztin mit fast verhaltener Stimme: »Besinnen wir uns darauf, daß wir mit Institutionen wie dem Frauenheim — ich nenne es vorläufig so — am sozialen Körper Ärztearbeit leisten. Da muß uns also das Ganze stets vor Augen sein, nicht nur ein erkranktes Organ. Und da wir noch Zeit haben, über unsre Methode zur Schlüssigkeit zu kommen — das Haus muß doch erst stehen, und Sie wissen selbst, wie lang der Weg bis dahin noch ist —, wird wohl ein großer Teil des Frühlings noch über Vorbereitungen hingehen, und so bitte ich um Geduld. Mit nächstem Herbst wollen wir dann unsre Hauptaufgabe darin sehen, die ganze Frage spruchreif werden zu lassen.«

Sie blickte noch einmal über den Tisch hinweg und konstatierte befriedigt, daß sie einstweilen noch die Oberhand behielt. Alle blickten freundlich und zustimmend zu ihr auf, bis auf die zum Schweigen gebrachte Krüth und die bedenklich dreinschauende Reimers.

Und Hildegard hielt auch ihr Wort: kräftige praktische Arbeit setzte mit diesem Augenblick ein, und Doktor Guste Krüth hatte die Genugtuung, an der Seite von Fräulein Colling die Baupläne des Architekten auf ihre hygienische Brauchbarkeit zu prüfen. Sie war etwas beschämt, zu finden, daß schon so viel und so gut vorgearbeitet war.

Dorothee zog man in ihrer Aufgabe als langjährige Hausfrau bei, um die Fragen des häuslichen Betriebes sachverständig gelöst zu sehen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und da erkannte sie, daß ihr bißchen alltägliche Hausfrauenroutine an vielen Stellen der größeren Aufgabe versagte. Etwas zaghaft stand sie mit dem Architekten vor dem ungeheuren Angebot der modernen Industrie an Herdkonstruktionen, Heizvorrichtungen, Küchen- und Wirtschaftsgeräten, und es kostete sie zahlreiche Besuche in Schulen, Krankenhäusern und verwandten Instituten, bis sie imstande war, ein abgewogenes eignes Urteil abzugeben. Das Erfreuliche an der Arbeit war der Einblick in den Kräfteüberschuß, der auch hier mit tausenderlei Versuchen und Erfindungen ins Leben drängte, und der der Nation den Ausdruck einer kaum bezwingbaren Lebenskraft gab.

Aber als es draußen täglich schöner wurde, Blütenmeer über Blütenmeer sich ergoß und hinsank, und eine unvergleichliche göttliche Sonnenkraft die Stadt mit ihrem goldenen Segen überschüttete, da erwachten alte, unbezwingliche Bedürfnisse in Dorothee: nach Eindrücken aus einer schöneren Welt, die nicht aus dem drängenden Bedürfnis des Tages geboren war, sondern aus jenen lichten Regionen der Seele, die dem leuchtenden Sonnenblick, dem weitgespannten Himmelszelt Antwort geben mit Schmerz und Jubel der Seele.

Starke Eindrücke solcher Art waren nicht schwer zu beschaffen in dieser lebensfrohen Stadt, die mit dem Eintritt des Frühlings sich nicht nur nach außen zu schmücken begann: mit den malerischen Wirkungen grünender Anlagen, mit den leuchtenden Farbflecken bunter Blumenbeete, mit der neu enthüllten Anmut marmorner Standbilder, die sich im Winter hatten verstecken müssen.

Es gab hier eine ganze Stufenleiter von Möglichkeiten, sich seines Lebens zu freuen, alle erdenklichen Vergnügen für den urwüchsigsten wie für den verwöhntesten Geschmack. Und überall arbeiteten kluge Künstler und gossen einen Tropfen edlerer Art in das starke Getränk allgemeiner Lebensfreude.

Von all diesen Versuchen zog Dorothee am meisten einer an, der der Bühne galt. Schon ihren Augen war die Kluft immer unerträglich gewesen, die die Hoheit des dichterischen Werkes von der Barbarei des hergebrachten Bühnenbildes trennte. Nun befaßten sich feine Maleraugen mit der Aufgabe, die innere Harmonie zwischen äußerem und innerem Bild herzustellen. Und um den neuen Versuchen die rechte Eindringlichkeit zu geben, wendete man sie an die wenigen Meisterwerke, die wie mit Sternenaugen durch die Weite und das Dunkel der Zeiten blicken.

Dorothee hatte ein stark gehobenes, festlich-freudiges Gefühl, als sie an einem berückend klaren Junitag von der heiteren und ungetrübten Lichtfülle, wie sie dem Frühsommer eigen ist, mit den Kindern in das für solche Zwecke neugebaute Schauspielhaus trat.

Es öffnete sich in einfacher Schönheit und gab schon beim ersten Eintritt ein Versprechen reiner und edler Freuden.

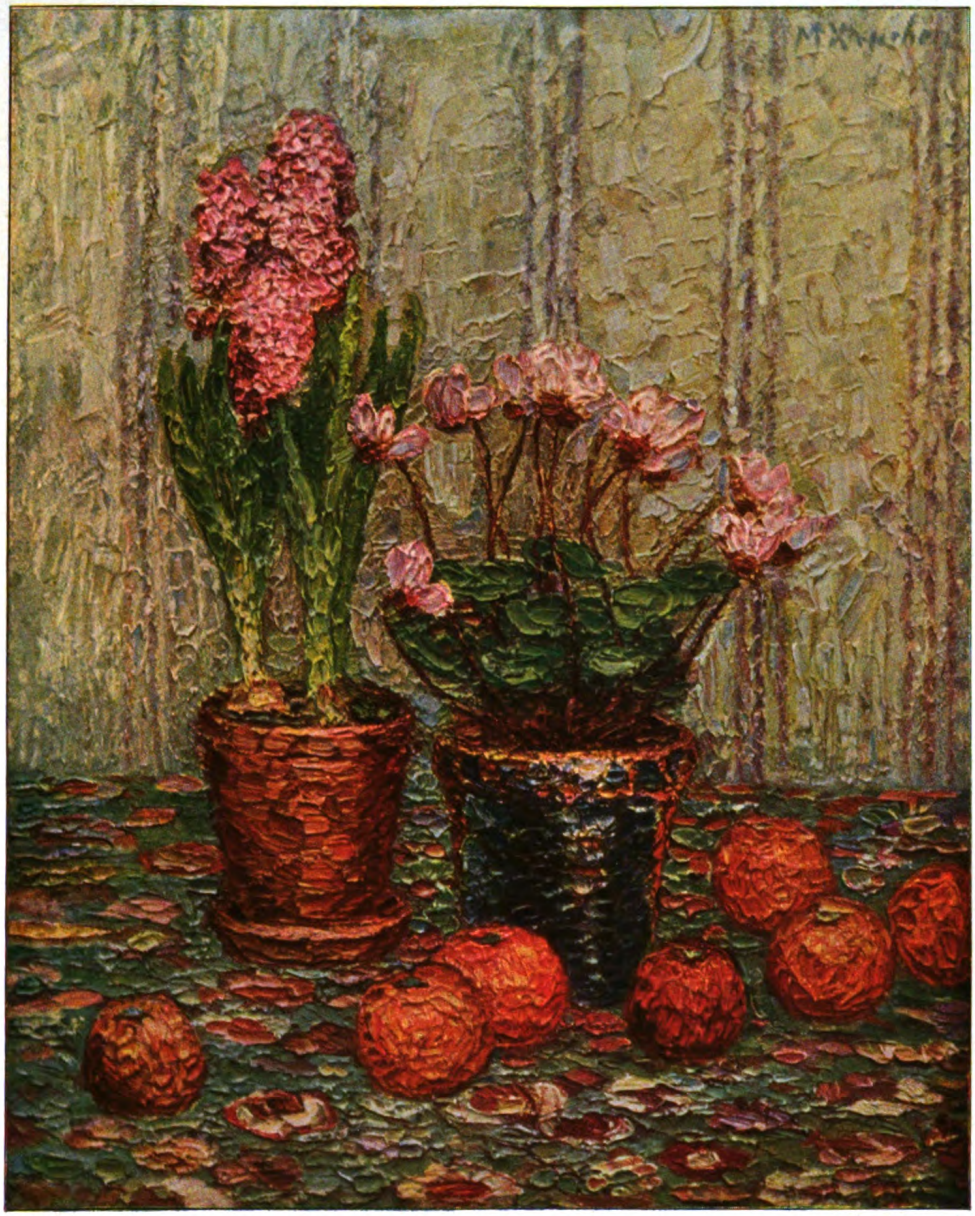
Selbst das Publikum machte einen besonderen Eindruck von Vornehmheit und erlesener Lebensart. Diesen Frauen mit den klugen Gesichtern, den gepflegten Körpern, den diskret geschmackvollen Kleidern, diesen Männern von sicherem und überlegenem Wesen schien ein gutes Teil der groben Lebensnöte von den Schultern genommen, so daß sie sich freier und leichter bewegten als die andern.

Doch dieser äußere Eindruck, der Dorotheens Seele im ersten Augenblick auf einen feinen und reinen Klang stimmte, trat sofort zurück, als sich der Vorhang öffnete.

Man gab den »Faust«. Auf dem klaren Gold einer unermeßlichen Himmelsweite erschienen die erzgepanzerten Gestalten der Erzengel und priesen die Macht der göttlichen Wirksamkeit im Gefüge des Weltalls. Und beim ersten klaren Wort aus dem Munde dieser mächtigen Gottesstreiter wandten sich Dorotheens Gedanken ausschließlich der strahlenden Lichtfülle dieser geistigen Welt zu, und der kleine Kreis der umgebenden Menschen versank vor der Weite der dichterischen Anschauung. Hungrig und durstig trank sie die Worte, die sie in die stolzen Gebiete führten, nach denen jeder Tag ihres Lebens verlangte, und in denen zu Hause zu sein nur festlichen Stunden vorbehalten war.

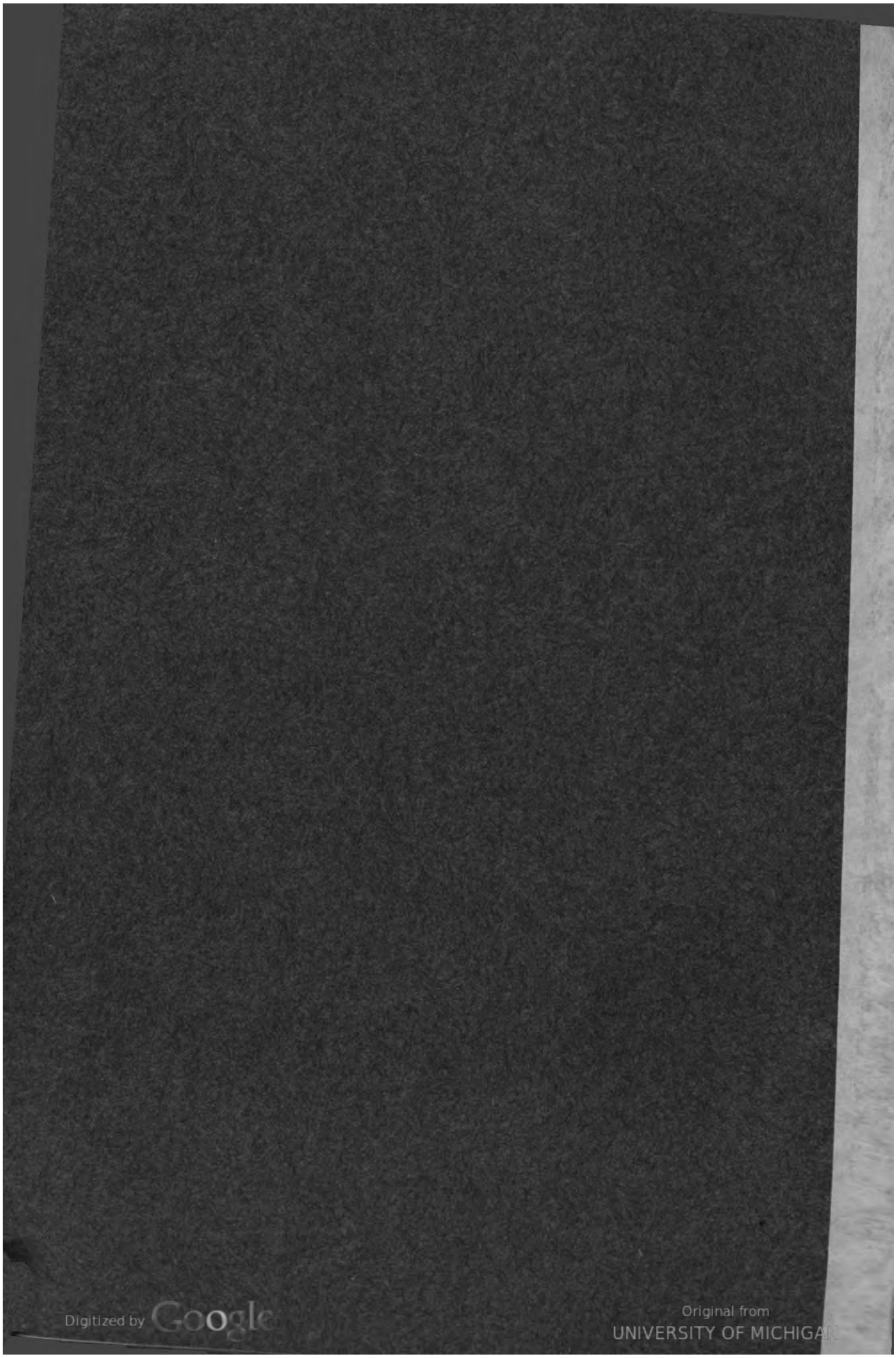
Es war ihr fast leid, als die große Welt des kämpfenden, strebenden und irrenden Menschen sich in der rührenden Beschränkung eines unseligen Mädchenschicksals verfing. Sie lehnte sich zurück, wie in leiser Abwehr des unbeschreiblich Qualvollen, das vor ihr heraufbeschworen wurde. Beobachtend sah sie zu den Kindern hinüber, wie der Eindruck auf sie wirke.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Medardus Krudjen: Stilleben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Julius Söhn, Düsseldorf

Paul W. Ehrhardt: Am Nähtisch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gertruds kleines Gesicht war noch ganz getränkt von jenem Ausdruck voller und objektiver Hingabe, mit dem Kinder auf Märchen hören: voll Anteilnahme, aber aus einer andern Welt heraus. Sie sah reizend aus mit der leicht erhöhten Farbe und den in Wundern versunkenen Augen.

Aber als Dorothee zu Ernst hinüberblickte, erschrak sie. Seine gewohnte frühreife Selbstbeherrschung schien ganz von ihm abgefallen. Sein Gesicht war hager vor Spannung, seine sonst so ruhigen Augen voll Leidenschaft. In sich zusammengekauert folgte er dem Spiel der eigentümlich fesselnden Schauspielerin, die das Gretchen gab, und die zwar nicht das Kind aus dem Volke verkörperte, dessen liebenswürdig-harmlose Züge sich in Schuld und Qual zum Symbol des Ewig-Weiblichen läutern, das die Welt hinanzieht, die aber in besonderer Weise das Eigentümlich-Weibliche unsrer Tage mit seiner drängenden seelischen und geistigen Gespanntheit ausdrückte.

War Ernst, der sich so kühl und nüchtern gab, so stark empfänglich für künstlerische Eindrücke, oder sah ihn hier ein Schicksal an, das ihm drohende Wirklichkeit werden konnte? Der Gedanke an Sascha tauchte unvermittelt, wie ein Blitz der Offenbarung in Dorothee auf.

Sie wies ihn zurück. Ließ es sich nicht denken, daß es heute noch eine heilsame Warnung war, wenn am Anfang seiner Beziehungen zu den Frauen die ergreifende Gretchengestalt vor ihm stand? In ihrer künstlerischen Vollendung mochte sie nur um so tiefer wirken. Sie beobachtete ihn scharf, aber er fand sich mehr und mehr zu sich zurück. Und als sie nach Schluß der Vorstellung aus dem Zuschauerraum traten, sah er sie wieder mit den gewohnten dunklen und sicheren Augen an.

Als sie dann im Vorraum auf ihn wartete, wurde sie aus einer Gruppe etwas exklusiv beisammenstehender Menschen heraus gegrüßt. Sie sah auf: Annemarie Stangens weiches, im Laufe der Zeit ernster und trauriger gewordenes Gesichtchen hatte ihr den schüchternen, warmen, hübschen Gruß geschickt, mit dem sie ihr durch alle die Jahre hindurch treu geblieben war. Nun verbeugte sich auch der Minister, korrekt und höflich, und die Ministerin schickte das aufmunternde und joviale Lächeln zu Dorothee herüber, das immer so vertraulich aussah, wenn sie gleich nicht danach frug, wem es galt.

Eine auffallend schöne und stattliche Dame mit reichem weißem Haar und seltsam raffiniertem Anzug hob ihr Lorgnon und musterte die kleine Stausersche Gruppe, zu der Ernst eben wieder trat, und ein junger schlanker Mann schien sich bei Annemarie etwas auffallend und ungeschickt nach Dorothee zu erkundigen. Mitten drin aber sah man ihn in tödlicher Verlegenheit innehalten; fassungslos starrte er auf die alte Dame. Diese ließ ihr Lorgnon sinken, indem sie sich langsam von Dorothee abwandte.

Kein Wunder; denn im selben Augenblick hörte Dorothee hinter sich sagen: »Das ist der Minister von Stangen, und die alte Dame neben ihm ist Frau van Cupper mit ihrem Sohn«, und wurde sich mit undefinierbaren Gefühlen bewußt, daß es ihre eigne Mutter war, die sie eben durch das Lorgnon musternd in Augenschein genommen hatte.

Frau von Stangen saß in ihrem eleganten Schreibzimmer, wo sie ihre morgendlichen Arbeiten zu erledigen pflegte: erst die Besprechungen mit der Dienerschaft, denn sie war eine Hausfrau von ausgesprochenen Herrschertugenden und strammem, übersichtlichem Regiment, dann allerlei Schriftliches: Korrespondenz, Ordnung von geselligen Verpflichtungen, Vereinsangelegenheiten. Sie war in gewisser Weise eine regierende Dame, die ein ganzes Stück des großen Lebens der Stadt dirigierte und organisierte.

Sie überlas eben, was sie heute geschrieben hatte: »Liebe und verehrte gnädige Frau! Es ist eine Angelegenheit allerschwierigster Art, die mich heute zu Ihnen führt, etwas, was meiner Natur eigentlich fernliegt.«

Sie seufzte humoristisch, betrachtete ihr volles, blühendes Gesicht im Spiegel gegenüber und sagte sich, daß sie wirklich lieber einen lustigen, mit scharfem Witz, etwas Bosheit und einer ganz leichten Zutat von ausgelassener Zweideutigkeit gewürzten Brief schrieb, als solche Botschaft, wie sie ihr heute oblag, die ohne etwas Rührseligkeit nicht abgehen würde. Dann las sie weiter:

»Der Zufall hat mich vor wenigen Tagen zur Zeugin eines erschütternden Ereignisses gemacht« — sie überlegte, ob dieser Satz genug des Gefühlvollen für ihre Mission

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

enthielt, und fand ihn schließlich genügend, fast schon etwas zu weitgehend für das, was sie wirklich erlebt hatte: eine kurze peinliche Szene zwischen Mutter und Sohn, die die eigne Tochter durch ihren Gruß veranlaßt hatte. »Wer war das?« hatte van Cupper Annemarie gefragt. »Frau Staufer«, hatte diese geantwortet. »Ihr Mann war einer von meines Vaters Herren im Ministerium. Aber er ist schon lange gestorben.« Da hatte Cupper zu seiner Mutter hinübergeschaut, voll Schrecken: »Mama, das ist doch —« Die alte Dame hatte vorgegeben, nicht zu hören, aber der junge Mann, der unter Umständen immer noch »enfant terrible« war, hatte in schrecklicher Beharrlichkeit nicht nachgelassen. »Sie muß meine Stiefschwester sein«, hatte er Annemarie zugeflüstert und noch am selben Abend ihr ein paar Familienverhältnisse verraten, die bisher im Schweigen geruht hatten.

Frau von Stangen überdachte noch einmal das ganze Ereignis mit all seinen unerwarteten psychologischen Offenbarungen über die Cuppersche Familie, aus der der junge Matthias mit einem überraschenden Glorienschein zähen und rechtlichen Wollens gegenüber seiner Mutter hervorgegangen war und die Annäherung an die bisher unbekannte Stiefschwester durchgesetzt hatte.

Dann nahm sie wieder ihren Brief vor: »Daß ich's nur kurz sage: Ihre Mutter verlangt nach Ihnen, über alle die Jahre der Trennung hinweg, über alle die Schwierigkeiten einer Lage, deren Beurteilung mir fernliegt. Wollen Sie den herzlichen Wunsch der alten Dame erfüllen, einen tiefgreifenden Mißklang in einem sonst so reichen Leben noch jetzt zu versöhnender Auflösung bringen, so benachrichtigen Sie mich, bitte, wann Sie Frau van Cupper zu besuchen gedenken. In diesem verzeihenden Schritt werden Sie, glaube ich, die beste Befriedigung finden.«

Sie schob die Zeilen zurück, nicht ganz befriedigt von ihrem Ton, den sie familienblatthaft rührselig fand, und überlegte sich, ob sie es ihrem Ruf als geistreiche Frau nicht schuldig sei, ihm eine andre, kühnere, hochmoderne Fassung zu geben. Und dabei fand sie wieder, daß ihr ihre Aufgabe nicht lag.

Wie kam sie eigentlich dazu, an diese verwitwete Frau Staufer zu schreiben? Was gingen sie die sentimentalen Komplikationen in Frau van Cuppers Leben an? Sie mußte lachen. Sollte sie vor sich selbst Komödie spielen? Sie blickte über ihr hübsches Schreibzimmer, in den danebenliegenden repräsentativ-feierlichen Empfangsraum, der um diese helle Morgenstunde äußerst geräumig, weit und vornehm aussah.

Da lag ja die Antwort auf ihre Frage: dies ganze vornehme Leben, zu dem sie im Laufe der Jahre emporgewachsen war, beruhte nur auf der Stellung ihres Mannes. Wußte sie nicht, daß Minister gefährdete Lebewesen sind, die, in der Kammer zum Beispiel, über jedes tückisch ausgestreckte Bein fallen können?

Wenn sie aber etwas haßte, so war es die Pseudo-Vornehmheit des Beamtenadels, der die Dauer eines Portefeuilles lang unsicher auf den Fluten der ersten Gesellschaft schwimmt, um dann wieder in Unbedeutendheit und Dunkel zu versinken.

Sollte aber dieser Glanz dauern, der sie umgab und in dem sie sich erst ganz sich selbst fühlte, so bedurfte es der klugen Steuerung der Familiengeschicke. Die Arbeitskraft und die Tüchtigkeit ihres Mannes verloren hier ihre Geltung. Hier war ein Feld für Frauenarbeit.

Eine leise Bewegung im Nebenzimmer ließ sie aufsehen und unterbrach ihre Gedanken; der junge van Cupper wurde gemeldet.

Frau von Stangen beobachtete ihn etwas mißmutig, wie er eilig auf sie zuschritt und ihr angelegentlich die Hand küßte. Sie hatte den ersten Eindruck nicht vergessen, den er ihr vor Monaten gemacht hatte, als er zum erstenmal in der Gesellschaft aufgetaucht war, und als sie noch nicht gewußt hatte, wer die überaus schöne und kostbar gekleidete Frau war, und der schwächliche und dürftige junge Mann, mit denen der älteste Prinz des königlichen Hauses mit mehr als durchschnittlicher Höflichkeit sprach.

Schwächlich nannte sie ihn heute nicht mehr, wo sie wie eine Marionette tun mußte, was er wollte: diesen peinlichen Brief schreiben. Und als er näher kam, mußte sie ihm doch wieder freundlich zulächeln. Er hatte etwas an sich, eine unsichere und versteckte Anmut, der die elegante Ministerin zugänglich war, wenn sie es gleich begriff, daß mancher hinter ihm herlachte.

»Ich wollte mich erkundigen, ob Sie schon Nachricht von meiner Stiefschwester haben,«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fragte er mit einer hohen Stimme, der der Übergang aus dem Kindes- in das Mannesalter trotz seinen fünfundzwanzig Jahren noch nicht gelungen schien.

»Aber mein lieber Herr van Cupper,« entgegnete die Ministerin belustigt, »Sie überschätzen meine schriftstellerischen Talente. So etwas will doch etwas überlegt sein. Übrigens, den Entwurf zu meinem Briefe habe ich schon hier. Sie können ihn ja lesen. Und wenn dann die Sache nicht klappt und man nicht zufrieden ist mit meiner diplomatischen Aktion, dann decke ich mich einfach durch Sie.«

Van Cupper lachte etwas mißtrauisch. Spottete die kluge Frau im geheimen über ihn? Er rächte sich für den Verdacht dadurch, daß er unweigerlich darauf beharrte, eine Kleinigkeit in der Fassung des Briefes zu ändern. »Glauben Sie, daß die Dame nun auch zu meiner Mutter kommt?« fragte er dann nachdenklich. »Ich war in diesem Punkte nie mit meiner Mutter einverstanden. Aber jetzt, wo die Sache sich so von selbst gemacht hat, geht es doch wirklich nicht mehr an, daß Mama an ihrer eignen Tochter so vorübergeht. Mama sieht das ja jetzt auch ein.« Er starrte vor sich hin, dieses Einsehen Frau van Cuppers noch einmal überlegend, das sich ihm gegenüber nur als ein lässiges Gehenlassen gezeigt hatte. »Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie den Brief da geschrieben haben. Mama hätte ich nie dazu gebracht. Es geht ja auch nicht, daß sie sich einem Refus aussetzt,« setzte er mit etwas unsicherer Weltkenntnis hinzu.

Es gab eine kleine Pause, denn auch die Baronin überdachte die Sachlage. Aber sie gewann ihr eine ironische Seite ab. Warum war dem jungen Cupper jetzt so viel an der Stiefschwester gelegen, von der man bisher im Cupperschen Hause kein Wort gehört hatte? Meinte er sich Annemariens Herz leichter durch Edelmut als durch seine übrigen männlichen Eigenschaften zu gewinnen? Keine üble Spekulation: Annemarie war romantisch. Hier lag auch van Cuppers einzige Hoffnung. Nahm man ihrem Wesen diesen kleinen Einschlag, so hatte der gute Junge gar keine Aussicht auf endliche Erhörung. Der Rest ihres Wesens, ihre unbeirrbare Einfachheit, Lauterkeit und Harmlosigkeit, war den Lockungen seiner Werbung wohl schwerlich zugänglich.

Er horchte jetzt in innerer Spannung, die ihm das Blut in die fahlen, dünnen Wangen trieb, auf Mädchenschritte, die leicht und flüchtig durch das große Nebenzimmer kamen. Klipp klapp, ganz unbefangen. Unter der Tür blieb das junge Mädchen zögernd stehen. Sie hatte den ungewünschten Freier nicht erwartet, den — das fühlte sie — man ihr jetzt antrug, statt des hübschen, frischen, jungen Offiziers, der seine Liebe zu ihr mit einem Heldentod in Südafrika bezahlt hatte.

Aber van Cuppers Gesicht strahlte vor Freude. Es war fast erstaunlich, zu sehen, wie stark auch die glücklichen Empfindungen sich in seinem Gesicht ausdrücken konnten, das die Natur in einer wunderlich-kärglichen Laune aus dem vielversprechenden Material eines starken und klugen Vaters und einer wunderschönen Mutter geschaffen hatte.

Annemarie sah ihn zweifelnd an. Dann lächelte sie etwas kränklich. Ihrem matten Mädchenherzen tat es wohl, nach Jahren innerer Öde wieder erfreuen zu können. Auch van Cupper schwieg befangen. Immer wieder tastete sein scheuer Blick an das feine gütige Mädchengesicht. Erst als er die etwas traurige Anmut ihres Lächelns aufgenommen hatte, sprach er. Verwundert beobachtete die Ministerin, wie gut er sich jetzt ausnahm, wo er schüchtern und bescheiden von seinem Versöhnungswerk zwischen Mutter und Tochter zu sprechen begann und sich allmählich steigerte zu einer Beharrlichkeit des Willens und einer Unerschütterlichkeit der eignen Empfindung, die etwas überraschend Selbstsicheres hatten. Annemariens Gesicht belebte sich mit dem feinen zarten Mitgefühl, das über ein Chaos einander widerstrebender Empfindungen langsam siegte und ihr Verhältnis zu dem jungen Mann bestimmte.

Der Brief an Dorothee ging noch am selben Tag ab, und sie las ihn mit fassungsloser Erregung. Er bewegte ihre seit jener Begegnung schwankenden Gefühle bis zum Verlust ihres inneren Gleichgewichts, so daß sie, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, das Bedürfnis nach Rat fühlte. Sie schrieb an Heinrich Stauser, aber während sie die paar Zeilen aufs Papier brachte, widerstrebte ihr die Feder. Mißmutig zwang sie sie doch in ihren Dienst. War es nicht natürlich, daß sie sich an den Schwager wandte, der mindestens den Kindern gegen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über der natürliche Vertreter des toten Vaters war?

Er kam, ganz bei der Sache, mit klarem, gegenständlichem Urteil, warm ohne Leidenschaft, ein kluger, brüderlicher Freund.

Er hörte erst zu, den großzügig geschnittenen Kopf leicht gesenkt. Als sie fertig war mit ihrer Erzählung: von der Begegnung im Theater, vom Brief der Ministerin, stand er auf, stark erregt, wie um den inneren Entschluß zu erzwingen, der sich ihm vorbereitet hatte, seinem persönlichen Gefühl, seinem ersten Eindruck fast zum Trotz.

Dann war die kleine Abhandlung gekommen, in die er etwas bürokratisch das Ergebnis seiner Gedanken kleidete. »Ich kann dir jedenfalls nicht abraten, auf diesen Wunsch einzugehen.«

Pause. Dann weiter: »Die Familie van Cupper gehört zu den ersten im Lande, ihr Reichtum ist derartig, daß er sich jeder Schätzung entzieht. Wenn du als Tochter in diesen Kreis trittst, so kann das möglicherweise für dich und deine Kinder von der größten, weitesttragenden Bedeutung sein.« Seine Stimme flammte fast leidenschaftlich auf: »Ich würde es für eine schwere Verantwortung halten, von der ich mich freihalten muß, dir dabei Bedenken geringerer Wichtigkeit — übergeschäftige Skrupelhaftigkeit zum Beispiel — in den Weg zu legen.«

Er sah sie mit still prüfenden Augen an, und Dorothee fühlte in dunkler Rührung, daß es ihn etwas koste, so zu sprechen. »Ich möchte von dieser Seite absehen,« hatte sie gesagt, »es handelt sich für mich um meine Mutter, nicht um eine Geschäftsverbindung mit einem reichen Hause.« Ihr heller, schwesterlicher Blick nahm ihren Worten den Verdacht einer verborgenen Schärfe. »Und wenn eine Mutter ruft — eine Tochter kann dann nur folgen. Es scheint mir wenigstens so.«

Da hatte Heinrich leise aufgeglänzt. »Ich kann mir denken, daß du die Sache so auffaßt,« sagte er andachtsvoll. »Euer Standpunkt ist eben der schönere, reinere. Um so weniger kann ich mich vermessen, in deine Empfindungen hineinzureden.«

Er war dann bald gegangen. Aber es war doch ziemlich spät am Abend gewesen, um die Stunde, wo sich in die strahlende Helle dieser längsten Tage die ersten Abendschatten senken. Und nun fühlte Dorothee sich wieder auf sich selbst zurückgeführt.

Sie saß an ihrem großen Fenster und sah die lange Pappelallee im letzten Sonnenglanz strahlen, der um so leuchtender von den Schatten im Zimmer abstach. Im Flug der vorbeischießenden Schwalben, im taumelnden Spiel der Mücken fühlte sie mit weit erschlossenem Gemüt ein heißes Sommerleben, in dem alle Kräfte des Lebens zur Entfaltung drängten.

Hell trat aus ihrer Seele, in der ferne Schatten einer frühen Kinderzeit, die hoffnungslose Mitqual eines hilflosen Kindes mit einem tiefverstimmten Vater mit späteren, milderen Gefühlen stritten, das Bild der Mutter, so wie es ihr seit ein paar Tagen neu geschenkt war. Sie sah das schöne aufgeschlossene Frauengesicht, das sich seine reiche Blüte auch unter dem weißen Haar erhalten hatte, und in dessen Betrachtung sie sich in ahnungslosem Wohlgefallen einen Augenblick verloren hatte. Wie sprach sie schon das Wort »Mutter« an! Aber schließlich war es doch die geheime Anziehung in der weichen, köstlichen Ruhe der wundervollen Züge, deren vollendete Reinheit keine Alterserscheinung von Verfall, keine Vernarbung wilder Lebenskämpfe entstellte, sondern über die die Lebenssonne niederging, wie milder Herbstglanz über einem schönen reichen Land, die Dorothee zu der unbegreiflichen Wahrheit zwang: »Was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst.«

Und so entschied sie endlich aus der Fülle verworrener Gefühle heraus mit einem uneingeschränkten Ja und schloß der Antwort an die Baronin Stangen ein paar Worte an Frau van Cupper bei. Sie waren ganz einfach in Form und Ausdruck, aber es war Dorothee doch, als habe sie ein kleines Gedicht gemacht, in dem tausend silberne Glokken anschlugen, in heller, sonniger Luft. Und ebenso hell, so klingend war das frohe Gefühl, das ihr danach in der Seele blieb.

Es kam auch bald eine Antwort: im selben Stil, leise duftend von einem erlesenen Geruch, auf elegantes, mit Chiffre versehenes Papier, mit leichten und freien Schriftzügen geschrieben. Dorothee war, als sie es las, als trete sie durch eine schöne Tür in ein weites und freundliches Gemach, in dem sich nach langen Jahren der Verlassenheit und Öde ein heiteres Fest abspielen sollte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber sie wurde wieder unsicher, als sie sich zum ersten Besuch bei ihrer Mutter angekleidet hatte. Sie blickte noch in den Spiegel, ehe sie fortging. Paßte sie denn noch zu den heiteren Menschen, die im Leben nur das Lachen kannten? Mit sich in leichtem Zwiespalt ging sie aus dem Hause. Wie würde es werden zwischen ihr und den Menschen, die auf sie warteten?

Matthias van Cupper kam ihr als der erste entgegen in dem vornehmen neugebauten Hotel von einem Typus, der Dorothee fast befremdete. Früher, als sie noch viel gereist war, hatte man ein elegantes Hotel wie einen Palast ausgestattet. Hier war aller Nachdruck auf Zweckmäßigkeit und Gediegenheit gelegt.

Mit leisem Stutzen sah Dorothee auch den Stiefbruder an. Er war einer jener Menschen, die nach Zeit und Gelegenheit außerordentlich verschieden wirken. Sie hatte damals im Theater ein ungeschicktes Bürschlein zu sehen gemeint, das eine große Verlegenheit angerichtet hatte. Heute sah sie ziemlich unbefangen ein eleganter Herr an, der im ersten Augenblick eine gewisse Neugier naiv verriet. Dann aber zog über sein Gesicht ein ritterlicher Ausdruck, der das Ergebnis einer langen Tradition von Frauenverehrung schien. Und Dorothee freute sich des kostbaren Erbes, das ihr hier ungesucht zufiel.

Frau van Cupper erhob sich aus allerlei schönen und eleganten Dingen, Tüchern, Decken, Kissen heraus, aus einem tiefen Lehnstuhl, und kam Dorothee entgegen mit den schleppenden Schritten, die ihre üppige Haustoilette bedingte: königlich. Sie prüfte die Tochter mit einem einzigen kurzen und sicheren Blick. »Ich freue mich, Dorothee, daß du gekommen bist.« Dann zog sie sie an sich mit weißen Händen, ganz nahe bis ans Gesicht, das die zarte Schönheit eines leise angewelkten weißen Rosenblattes hatte, und ihr Kuß war duftig, zart, frisch und weich, das Ideal einer zurückhaltenden und anmutigen Zärtlichkeit.

Im Gespräch gab es dann auch keine Schwierigkeiten mehr. Es glitt auf gangbaren und sicheren Wegen fort, in frischer Bewegung. Frau van Cupper hatte viel gesehen, und es war angenehm, ihr zuzuhören. Dorothee faßte voll den eigentümlichen Reiz dieser gewinnenden Art, überall und mit jedermann zu Hause zu sein, auf dem Boden eines unbedingten Selbstbewußtseins, das sich auch in den schwierigsten Lagen nicht mißtraute. Es wirkte ansteckend: als Dorothee nach Hause ging, lächelnd und zufrieden, fühlte sie eine Harmonie zwischen sich und aller Welt, dergleichen ihr selten beschert war.

Sie glitt auch ganz leicht in das anmutige Leben hinein, das Frau van Cupper mit sich führte wie eine Sonne ihre Atmosphäre, als einen Schutz gegen die Kälte und Dunkelheit der übrigen Welt.

Sie hatte überall Anschluß an jenen Ring der obersten Zehntausend, der die Spitze der europäischen Gesellschaft ist, und in dem sie sich auf vielen Reisen heimisch gemacht hatte. Seit langem war sie eigentlich überall zu Hause.

Trotzdem bereiste sie jetzt Deutschland auf der Suche nach einem neuen Heim. Sie fand es an der Zeit, den van Cupperschen Stammsitz in der Industriestadt, wo der van Cupperschе Reichtum entstanden war, zu räumen und ihn ganz Matthias zu überlassen, der ja auch sein legitimer Besitzer war.

»Matthias hat mir zuliebe schon zu lange auf seine Selbständigkeit verzichtet,« sagte sie. Sie saß mit Dorothee und Frau von Stangen um den Teetisch in ihrem eleganten Hotelsalon, genoß den köstlichen Tee, die Kaviarschnittchen und die kleinen Kuchen nur so ganz nebenbei und pflegte mit gelassenem Entgegenkommen eine ebenmäßige Freundschaft mit ihren beiden Gästen. »Sollte er einmal daran denken, zu heiraten, so soll er nicht erst seine alte Mutter aus dem Hause schicken müssen. Das macht keinen guten Eindruck.« Sie lachte freundlich und unschuldig. »Ich fühle alle Talente zur rücksichtsvollsten Schwiegermutter in mir. Und mein einziger Wunsch ist, es auch bald zu werden.« Mit den unbefangensten Augen der Welt sah sie zu der Ministerin hinüber.

Über deren Gesicht ging ein humorvolles Lachen. Sie amüsierte sich über das Versteckenspielen zwischen ihnen beiden und fand es sehr nach ihrem Geschmack. »Hoffentlich bringen Sie es bald zu einer Schwiegertochter, die so hübsch und nett ist wie die Schwiegermama.«

Frau van Cupper lächelte lieblich und zufrieden. »Darum ist mir gar nicht bange.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Matthias hat einen vorzüglichen Geschmack.« — Dorothee hörte zu, auch innerlich zum Lachen gereizt, das aber bei ihr einen peinlichen Nebengeschmack hatte. Sie fand sich nicht zurecht in dem Spiel mit Dingen, die man in ihrer schwereren Welt anders bewertete. Das Kostbare hatte hier überhaupt einen andern Preis.

Sie sah das auch, wenn Frau van Cuyper von dem Häuschen sprach, das sie sich bauen wollte. »Ich weiß schon ganz gut, was ich brauche,« sagte sie und sah träumerisch vor sich hin, mit einer Kraft der inneren Vision, die auf Dorothee übergriff, so daß auch diese die Mutter schon in ihrem Petit-Trianon schalten und walten sah. »Im Raum mag ich nicht gern beschränkt sein, anständige Nachbarn will ich auch haben. Und schöne Bäume vor den Fenstern und guten Rasen.«

So sah sie sich prächtige Baugründe an mit schönem altem Baumbestand auf weitem Terrain, groß genug für einen täglichen hygienischen Spaziergang im Garten. Und dort stellte sie sich in Gedanken ihr Haus hinein: »Nicht allzuviele Zimmer, und nur ganz große oder ganz kleine. Man hat Tage, wo man sich nach Geräumigkeit sehnt, und ein andermal will man alles eng und nah um sich haben. Und um Gottes willen nichts von dieser bürgerlich-bäuerlichen Volkskunst! Wer baut denn hier so, wie ich mir's denke? Eure Stadt gefällt mir, Dorothee, ich denke, es muß sich hier angenehm leben lassen.«

Sie schaute vor sich hin und sah überraschend klug und selbstbewußt aus in diesem Augenblick, wo sie Heerschau hielt über ihre Kräfte und über das, was sie damit erreichen wollte: ein großartiges Leben in königlicher Gelassenheit. »Das Land hier herum ist wunderhübsch, und Menschen muß es auch geben, mit denen es sich leben läßt. Die ganz großen Weltstädte sind mir zuwider; ich bin nicht ehrgeizig genug für sie, und sie sind mir zu mühsam. Hier, denke ich, werde ich alles finden, was ich brauche, umgängliche Menschen und schöne Dinge. Man kauft in Paris und London nicht besser ein.«

Die Frauenkunst des Shopping kannte sie aus dem Grunde. Sie verbrachte den größten Teil ihrer freien Zeit in den berühmten Magazinen der Stadt, ohne ausgesprochene Bedürfnisse, aber immer auf der Suche nach Kostbarkeiten, für die sie stets angemessenste Verwendung fand. Schon die durchaus nicht geringfügige Aufgabe, die eigne Erscheinung immer auf der Höhe ihrer Möglichkeiten zu halten, bot ein weites Feld der Tätigkeit, und sie entwickelte dabei eine Philosophie der Toilette, die auch andern zugute kam. Sie überraschte Dorothee mit einem Spitzentuch, in dem der jahrelange Fleiß einer unermüdlichen Arbeiterin, eine durch Jahrhunderte vervollkommnete technische Kunstfertigkeit und schließlich der Formgeschmack eines geistreichen Künstlers steckte. »Ich habe mir lange überlegt, womit ich dir eine Freude machen kann, und habe schließlich gefunden, daß Spitzen und Perlen am besten zu dir passen. Perlen habe ich schon an dir gesehen — eine sehr schöne Schnur —, es wundert mich, daß du sie nicht öfter trägst. Da habe ich dir dies hier gewählt.« Betrachtend schob sie noch einmal die weiche, diamantenfunkelnde Hand unter das wundervolle Gewebe und beobachtete mit Kennerblick das zarte, geschmackvolle Spiel der Arabesken.

Dorothee hatte ihre Fassung fast verloren, als die Mutter von den Perlen sprach. Wußte sie nicht, wie oft sie sie selbst einmal getragen hatte, diese Hochzeitsgabe ihres Vaters an seine junge Frau? Hatte sie auch das vergessen, ebenso wie das Porträt in Dorotheens Schlafzimmer, vor dem Frau van Cuyper plötzlich überrascht gestanden hatte: »Dorothee, das bin ja ich!« Und nachdem sie das Bild mit Kennerblicken gemustert hatte, hatte sie befriedigt gesagt: »Ja, so habe ich einmal ausgesehen.«

Sie war eine Kennerin der Erscheinung und auf diesem Gebiete klug und scharfblickend. Dorotheens Geschmack tastete sie nicht an und nahm ihre Art, sich zu geben, hin in verständiger Würdigung ihrer abgeschlossenen Persönlichkeit und des Unterschiedes zwischen dieser Tochter und ihrer andern, jüngeren aus zweiter Ehe, einer schönen und temperamentvollen Frau, deren Bilder sie mitunter mit Befriedigung zeigte.

Aber Gertrud fand sie noch bildsam genug. Sie träumte über ihrer anmutigen Erscheinung, entwickelte in Gedanken alle ihre Möglichkeiten und ruhte nicht, bis sie sie in die Tat umgesetzt hatte. »Gertrud hat ihre ganz besonderen Bedingungen,« sagte sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nachdenklich. »Alles Laute und Aufdringliche würde ihr schaden. Sie muß schlicht wirken wie ein Lied. Und ebenso reizend. Weißt du, Dorothee, daß es durchaus nicht die Hauptzüge in ihrem Gesicht sind, die sie so reizend machen? Sondern alle die feinen Züge, die man neben Mund, Nase und Augen gewöhnlich übersieht. Hier um die Schläfen, zum Ohr hinüber, und dann um die Wangen zum Kinn.« Sie zeichnete mit der eignen Hand die klassisch vollendeten Flächen in ihrem Gesicht. »Eine kleine Psyche — weißt du das, Dorothee?«

Diese lachte. »Natürlich, Mama, aber verwöhne sie mir nicht. Sie wird kaum Gelegenheit haben, ihr bißchen Schönheit besonders zu pflegen.«

»Du wirst doch keinen Beruf für sie ausgewählt haben, Gymnasialabsolutorium oder gar Lehrerinnenexamen? Das fände ich gräßlich. Und Gertrud ist doch so hübsch!« Sie schwieg einen Augenblick. »Gib sie mir nächsten Winter ins Haus. Ich verheirate sie dir gut an einen netten und wohlhabenden Mann. Es ist nicht schwer, jemand zu finden, der auch zu dir paßt. Vielleicht einen jungen Künstler, der sich einen Namen gemacht hat und viel verdient, oder einen wohlhabenden, tüchtigen jungen Bankier, der hübsch im väterlichen Geschäft sitzt. Irgend so etwas, was meinst du?« Sie sah mit ihrem ruhigen Blick vor sich hin, vor dem das Leben so klar ausgebreitet lag und so wenige gefährliche Geheimnisse barg.

Über solcher Selbstverständlichkeit vergaß Dorothee die Pflicht, zu moralisieren, gönnte der Mutter die Freude, Gertrud zu schmücken. Das Mädchen nahm es ja mit erstaunlicher Gelassenheit hin und änderte in den kostbaren Kleidern nichts von ihrer Art. Der Zauber der schönen Dinge ergriff dann auch Dorothee, und sie genoß ihn wieder wie ein natürliches Element des Lebens, das ihr lange entzogen gewesen war, wie man Sonnenschein nach langen grauen Regentagen genießt.

Und als die Zeit abgelaufen war und Dorothee die Mutter zum letztenmal im Hotel aufsuchte, wo sie ganz heimisch geworden war, ging sie schwer von leise bewegten, traurigen Gedanken die Treppe hinauf, deren vornehme Lautlosigkeit ihr immer wie eine Vorbereitung auf schöne Dinge erschienen war.

Matthias trat ihr aus seinem Zimmer entgegen; hastig, verstört sahen seine argwöhnischen Augen ihr ins Gesicht und flogen dann über die Dinge, flatternd und flackernd, wie unter dem Eindruck eines Unglücks, das die Seele noch nicht bewältigt hat.

»Matthias?« fragte Dorothee erschreckt.

Da zog er sie in das Zimmer, das stille Zimmer, in das Frau van Cuppers Gemächer mündeten. »Dorothee,« sagte er, indem er ihr instinktiv einen Stuhl hinschob, auf den sie sich ebenso instinktiv setzte, »es ist alles aus.« Trostlos sah er sie an. Er schob die weißen schwachen Finger krampfhaft ineinander. »Sie hat nein gesagt!«

Das Bedürfnis, sich auszusprechen, half ihm über alle Bedenken hinweg, die sich ihm sonst so leicht zwischen Gefühle, Gedanken und Worte legten. »Ich habe Annemarie gefragt, ich hätte es nicht tun sollen; ich hätte noch warten müssen. Annemarie war freundlich gegen mich in der letzten Zeit, das bilde ich mir nicht ein, das war so. Und darum — ich konnte doch jetzt nicht so fortgehen, ohne ein gutes Wort. Glaub' mir, ich hätte das wirklich nicht gekonnt. Aber es war zu früh; ganz sicher, ich hätte noch warten sollen.«

Gramzerrissen sah er Dorothee ins Gesicht und rührte sie mit seinem unverhohlenen Schmerz. »Ich bin einsam, Dorothee,« sagte er halblaut und sonderbar eifrig, wie sich Kinder ein Geheimnis anvertrauen, von dem ihr Herz voll ist. »Einsam, das kannst du mir glauben.«

»Armer Matthias!« sagte Dorothee weich, »ich weiß, daß das schwer ist.«

»Schwer,« sagte er und nickte mit dem Kopf, »unerträglich, Dorothee!«

Ihr Mitleid war so heftig, daß es ihr selbst weh tat. »Das tut mir sehr leid!«

»Wirklich?« Er hob den Kopf und sah Dorothee an, als wolle er sie auf Herz und Nieren prüfen. »Tut dir das leid, oder findest du, daß Annemarie recht hat? Sie hat ja einen andern geliebt, diesen Offizier, der in Südafrika gefallen ist. Kann man so etwas nicht vergessen, Dorothee?«

»Es mag ihr schwer werden,« sagte Dorothee und übersann das schöne, weiche Mädchengesicht, das sicherlich nach Treue aussah.

»So, glaubst du?« fragte Matthias eifrig. »Oder glaubst du, daß ich ihr nicht gefallen kann?« Er fragte geheimnisvoll, plötzlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

befallen von einem bitteren Zweifel an seiner Persönlichkeit, deren kühle Schätzung ihm die eigentümlichen Verhältnisse seines Lebens so schwer machten. Dann aber kam ein störrischer Eigensinn: »Sie ahnt nicht, was ich ihr alles bieten kann: so viel Schlösser, als ihre Eltern Zimmer haben. Und ich würde sie mit allem füllen, was sie sich nur ausdenken kann.« Er stand auf und schritt mit seinen immer steifen, sonderbaren, gehemmten Schritten durchs Zimmer. »Ich bekomme sie doch noch,« murmelte er und ballte die Faust in der Tasche, ohne sich weiter um Dorothee zu kümmern.

Diese sah ihm lebhaft bewegt zu. Er schien ein Kind vor ihr, kein gutes, lenksames, zufriedenes. Aber sie fühlte, daß er rückhaltlos sein Herz ausschüttete, gleichgültig, was dabei zutage trat.

Vorsichtig legte sie Matthias die Hand auf den Arm: »Matthias,« sagte sie warm, »so nicht!«

Er sah ihr in die hellen Augen, und er verstand den Schein darin, mit feinerer Empfindung als durchschnittlich organisierte Menschen. Er klammerte sich an sie: »Dorothee, hilf mir!«

Und in diesem Augenblick fühlte sie, daß das seltsam zögernde Teilnahmsgefühl, das so oft schon in ihr für den Halbbruder aufgetaucht war, nun plötzlich reif, frei und fruchtbar fürs Leben geworden war. Sie strich ihm zärtlich übers Haar: »Gern, wo ich kann.«

Er blickte sie an und richtete sich auf, und Dorothee sah in seinen Augen den seltsam sehnsüchtigen Blick, der uns so oft bei einem edlen Tier überrascht und uns zu sagen scheint, daß sich eine Seele aus der Enge und Gebundenheit ihrer Unvollkommenheit hinaussehnt in einen glücklicheren Zustand der vollen Ausdrucksfähigkeit für das, was jetzt nur Drang und dunkle Regung ist.

Im selben Augenblick trat Frau van Cuyper ein. Matthias schrak in sich zusammen, wie auf dunkler Tat ertappt, und auch Dorothee konnte sich eines sonderbaren Gefühls nicht erwehren, als habe sie etwas Unziemliches begangen.

Frau van Cuyper schleppte ihre Gewänder heute noch üppiger und lässiger als sonst, und Dorothee fiel ein gewisses hochmütiges Selbstbewußtsein an ihr auf, das sonst in ihrer freundlichen Grazie verloren ging. War es ein Schutzwall ihres Wesens, hinter dem sie sich verbarg, wenn ein Pfeil von draußen nach ihr gerichtet wurde?

»Ja, es bleibt dabei, wir reisen morgen,« sagte sie auf Dorotheens Frage und ließ sich schwer in einen Sessel nieder. »Es war nett, dich hier zu treffen, Dorothee.« Sie fand immer Worte, die das merkwürdige Wiederfinden zur natürlichsten Sache der Welt stempelten. Ein Hauch unbefangenster Unschuld lag auf ihrem vollen weißen Gesicht. »Schade, daß es nun zu Ende ist.«

»Dorothee muß uns in Hainhausen besuchen, mit Ernst und Gertrud,« sagte Matthias eifrig. »Wir hätten schon früher daran denken sollen. Was meinst du, Mama?«

Frau van Cuyper schien den Gedanken zu überlegen. »Gewiß,« sagte sie nachdenklich, »du mußt mit Fräulein Schmidt sprechen, wann sich's am besten machen läßt, Matthias.« Sie wandte sich an Dorothee: »Ich bin ganz abhängig von meiner Hausdame,« sagte sie. »Gewöhnlich geht nur, was ihr paßt. Aber das muß sie schon noch fertigbringen. Meine kleine Gertrud möchte ich wohl auch einmal bei mir haben.«

Eine träumerische Freude glitt über ihr Gesicht, wie ein Widerschein ferner Jugendtage. Dorothee studierte wieder einmal andachtsvoll den üppigen späten Reiz des hellschimmernden Gesichts unter den leuchtend weißen Haaren.

Vom Abschied weg, der ruhig, gehalten und freundlich war, ging sie nachdenklich und etwas beschwert nach Hause, wie sie gekommen war. Dort nahm sie eine Gallévase zur Hand, die Matthias ihr vor wenigen Tagen geschenkt hatte. Sie war blaßblau, mit köstlich herausgearbeiteten rötlichen Blumen. Halb verwelkt standen noch die blassen Rosen darin, die den Vorwand zu dem kostbaren Geschenk gegeben hatten. Das Ganze war erfüllt von dem eigentümlichen Geschmack an dem reizenden Schmuck des Lebens, der eines Mannes Seele erfüllt, wenn eine Frau sein liebster Gedanke ist.

Dieser Schmuck des Lebens — war er den Preis wert, der darauf gesetzt ist, oder gehörte er zu den überzahlten Dingen?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Julius Sohn, Düsseldorf

Karl Schmoll von Eisenwerth: Der Blumenstock

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Marktplatz in Braunfels mit Eingang zum Schloß

Braunfels

Von Dr. Gustav Diercks

Das Rheinland ist so überreich an landschaftlichen Schönheiten, daß es dem Reisenden, der es besucht, schwer wird, zu entscheiden, welchem Teil er den Preis der höchsten Schätzung zuerkennen soll. Der große Strom der Weltreisenden begnügt sich meist damit, den Rhein selbst zu besuchen, in kurzer Zeit von dem Dampfer aus die durch ihre Schlösser, ihre malerischen Städte und ihre Weinberge berühmten Ufer zu besichtigen. Wer mehr Zeit hat, macht dann wohl hier und da Station, und wenn einzelne Reisende sich danach entschließen, noch das eine oder das andre der Seitentäler zu durchstreifen, so ist das Auge schon so verwöhnt, daß es die intimen Schönheiten kaum mehr würdigt, jedenfalls nicht so, wie sie es verdienen. So ist zum Beispiel das Moseltal verhältnismäßig nur wenig bekannt und ungerechterweise gering geschätzt, weil es allerdings im Vergleich mit dem Rheintal nicht so weite, nicht so großartige Bilder darbietet. Wer diese Nebentäler aber einmal kennengelernt hat, der wird leicht dazu kommen, gerade sie wegen ihrer räumlichen Beschränkung und der größeren Geschlossenheit der Landschaftsbilder, die sie darbieten, höher zu schätzen als das mächtige Rheintal. Und jedes von ihnen hat seine Eigenart, durch die es sich wesentlich von allen andern unterscheidet.

Zu den anziehendsten und die reichste Abwechslung bietenden Tälern des westlichen Deutschlands und im besonderen des Rheingebietes gehört nun zweifellos das Lahntal, das namentlich dem, der es langsam bereist, wohl gar zu Fuß durchwandert, eine außerordentliche Fülle wechselreicher Eindrücke und landschaftlicher Schönheiten darbietet. Zwischen dem Westerwald und dem Taunus gelegen, ist der Lahngau durchweg gebirgig, und da, wo nicht die Bodenkultur entwickelt ist, bedecken ihn Wälder von Laubhölzern, namentlich von Buchen, die bei dem reichen Wassergehalt des Bodens vortrefflich gedeihen und ihm großen landschaftlichen Reiz verleihen.

Doch nicht nur unter dem ästhetischen Gesichtspunkt dieser natürlichen Reize wirkt das Lahngebiet anziehend. Sein Boden birgt unermeßliche Schätze, besonders an Mineralien, es entspringen ihm zahlreiche hochgeschätzte Heilquellen, und er ist durchweg sehr fruchtbar. So sind denn dort viele Bergwerke entstanden, die Industrie hat ein weites Feld der Betätigung gefunden, zahlreiche Badeorte und Erholungsstätten sind vorhanden, Ackerbau und Forstkultur sind

Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Eingang zum Burgweg

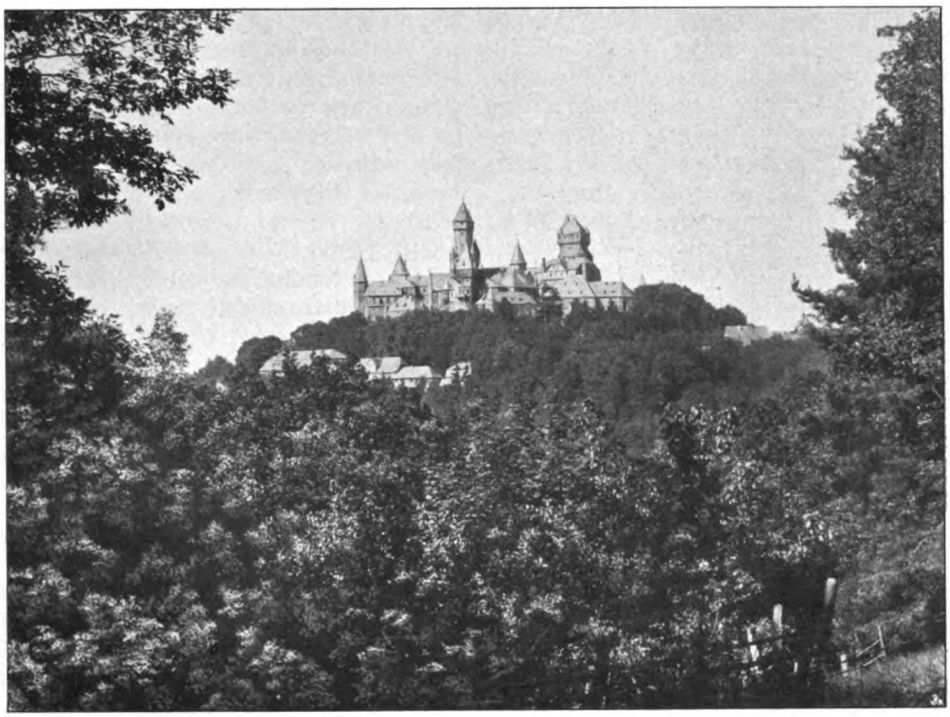
sehr entwickelt, denn seit den frühesten geschichtlichen Zeiten sind alle diese Schätze und Vorzüge erkannt worden und haben eine sehr starke Bevölkerung angelockt und bewogen, sich dort niederzulassen. Groß ist daher die Zahl der Ortschaften, die sich im Lahngau befinden, und die Städte sind reich an kirchlichen und Profanbauten, die aus der Blüteperiode der mittelalterlichen Architektur stammen. Viele der ältesten Adelsgeschlechter Westdeutschlands haben dort aber auch ihre Stammsitze gegründet, und beträchtlich ist die Zahl der Burgen und Schlösser, die die waldreichen Berge und Hügel krönen. Andre sind im Laufe der Zeit in Trümmer zerfallen und zeugen von den Kämpfen, die dort in früheren Jahrhunderten um den Besitz des reichen Bodens ausgefochten sind. Auch die Literatur hat dem Lahntal ihren romantischen Reiz verliehen. Vor allen war es Goethe, der es, als er in Wetzlar als Praktikant am Reichskammergericht weilte, dadurch berühmt gemacht hat, daß er seinen Werther-Roman dort spielen ließ.

Zu den Orten nun, die sich vor allem durch landschaftliche Schönheit, durch große geschichtliche Erinnerungen und durch ihre klimatischen Vorzüge auszeichnen, gehört der kleine Ort Braunfels, der seinen Namen von dem braunen eisenhaltigen Gestein seines Bodens erhalten hat, der zahlreichen Kranken zum Kuraufenthalt, andern zur Erholung, zur Erfrischung dient, ein kleines Städtchen von etwa 1800 Einwohnern. In nahezu 300 Meter Höhe gelegen, ist es ein beliebter Nachkuraufenthalt für viele Kranke, die in Ems, Nauheim, Schlangenbad, Wiesbaden und andern Bädern Besserung ihrer Leiden gesucht haben.

Inmitten großer Wälder gelegen, an die sich im Orte selbst der fürstliche Schloßpark anschließt, durch einen regen Verschönerungsverein mit guten Spazierwegen und schönen Anlagen versehen, gewährt Braunfels bei seiner günstigen Lage die Möglichkeit zu beständigem Aufenthalt im Freien, zu Ausflügen in die fernergelegenen Gebirgsgegenden und zeichnet sich durch frische Luft, gesunde Lebensbedingungen vor vielen andern weit mehr besuchten Bädern und Erholungsorten aus. Die Hitze des Sommers wird dort stets gemildert durch die überwiegend westlichen Luftströmungen, und bei seiner völlig geschützten Lage ist der Ort nicht jenen plötzlichen schroffen Temperaturwechseln ausgesetzt, die für viele, namentlich asthmatisch Leidende, besonders gefährlich sind.

Glockenturm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schloß Braunfels

Wenn Braunfels bis jetzt noch nicht entfernt in dem Maße besucht wird, wie es das verdient, so ist der Grund wohl darin zu suchen, daß es nicht unmittelbar an einer großen Verkehrsstraße liegt, obgleich ein sehr wichtiger Verkehrsweg, nämlich die 1863 hergestellte Eisenbahnlinie Berlin—Wetzlar—Koblenz, in einer kaum nennenswerten Entfernung von diesem kleinen Städtchen vorbeigeht. Die Bahnstation ist sehr bescheiden und gibt keine Vorstellung von der Schönheit des Ortes. Außerdem ist Braunfels, das bei seiner bescheidenen Bevölkerungszahl eine unverhältnismäßig große Ausdehnung hat, ein Bergstädtchen, das sich über mehrere Hügel erstreckt und das innerhalb seiner Grenze und seiner nächsten Umgebung wenig ebene Straßen besitzt. Herzleidende, die von Nauheim kommen, Asthmatiker und Kranke, die von Beschwerden der Atmungsorgane und des Halses heimgesucht sind, mögen daher zu Anfang die Unbequemlichkeiten der Bodenverhältnisse nicht gerade angenehm empfinden, sie gewöhnen sich bei der Frische der Luft und der Leichtigkeit des Luftdrucks jedoch rasch an das Steigen der berganführenden Straßen und werden vielleicht durch die Überwindung der anfänglichen Beschwerden weitere hygienische Erfolge erzielen.

Früher war der Bahnhof nur durch eine 1861 erbaute Poststraße mit der Stadt verbunden, jetzt ist die Möglichkeit geboten, in kurzer Zeit diese trennende Strecke in den Wagen einer Kleinbahn zurückzulegen, die von den Kruppschen Werken zum Zwecke der Überführung der Erzmassen von den Förderschachten zur Bahnstation angelegt worden war und nun auch durch Einstellung von entsprechenden Wagen für den Personenverkehr eingerichtet ist. Für Fußgänger ist neben der Poststraße auch durch den herrlichen alten Buchenwald ein Weg vorhanden, auf dem man in einer halben Stunde die Stadt erreichen kann.

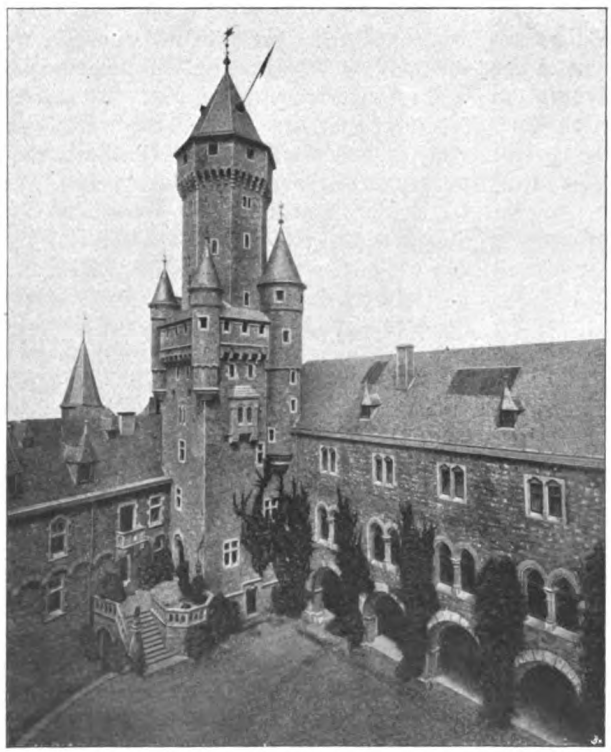
Vom Bahnhof aus sieht man von der Stadt nichts, die Straße biegt jedoch bald in das Tal des kleinen Baches Iser ein, der von Buchenwald und Wiesengeländen begrenzt ist und an dem mehrere Mühlen gelegen sind, die dem Tal den Namen gegeben haben. Dieses schöne Waldbild erhält dann in wenigen Minuten einen überraschenden Reiz durch den Blick, der sich auf seine ganze

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Länge und auf seinen Abschluß, das im Hintergrunde auf hohem Hügel gelegene Schloß des Fürsten von Solms-Braunfels, dem Auge darbietet. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke an das Zauberschloß Dornröschens auf, wenn man die aus dem Walde hoch aufragende, mit vielen Türmen versehene stolze Burg erblickt, die durch die feuchte Luft der Waldwiesen und Teiche wie mit einem leichten Schleier verhüllt und in weite Ferne gerückt erscheint. Dieses Schloß bildet überhaupt den unvergleichlichen Anziehungspunkt von Braunfels und gibt dem Orte seinen Charakter; denn die Stadt beträchtlich überragend und mit einem breiten Kranz von Grün umgeben, ist es, nachdem man seiner zum erstenmal im Mühltal ansichtig geworden ist, von allen Teilen des Ortes und seiner Umgebung aus sichtbar und beherrscht weithin das Land.

Die Poststraße wie die Eisenbahn führen dann, auf der Linken vom Walde begrenzt, auf der Rechten von einem Teich und breiten Wiesen flankiert, an dem Bach entlang bis zu den Parkanlagen und dann zur Stadt hin, die sehr weitläufig gebaut ist, so daß sie mit Ausschluß des innersten, ältesten Teils den Eindruck einer Gartenstadt macht. Die wenigen neueren öffentlichen Gebäude, die in dem nüchternen modernen Stil erbaut sind, vermögen dem Orte nicht seinen bescheidenen, anmutigen und interessanten Charakter zu nehmen. Die kleinen niedrigen Häuser zeigen vielfach den einfachen Fachwerkbau und lassen ihr zum Teil hohes ehrwürdiges Alter deutlich erkennen. Der kleine Marktplatz bildet das Herz der Stadt, und von ihm führt auch, wie es unser Bild zeigt, ein von zwei Türmen flankiertes Tor in den Bereich der sehr ausgedehnten Burg. Haben wir dies durchschritten, so finden wir innerhalb ihrer Mauern noch einige Häuserkomplexe, die wohl den ältesten Stadteil darstellen, an den sich im Laufe ihres etwa tausendjährigen Bestehens die äußeren allmählich angliederten.

In kurzer Entfernung von dem ersten gelangen wir an ein zweites Doppeltor und dann, an einer alten prächtigen Linde vorbei, zwischen Mauern, hinter denen sich die inneren Schloßgärten hinziehen, an dasjenige, das den Eintritt in den eigentlichen Schloßbezirk gewährt.



Schloß Braunfels: Bergfried

Hier befindet sich die Schloßkapelle, die verhältnismäßig klein und einfach ist, aber mit ihrem gotischen Stil und Holzgetäfel sehr freundlich anmutet. Ihr Altar erhebt sich über dem Grabe des größten Feldherrn aus dem Solmser Geschlecht: des Grafen Heinrich Trajectin, der 1693 in der Schlacht bei Neerwinden den Tod fand und an den die reichen Sammlungen des Schlosses viele Erinnerungen aufweisen. Außerdem enthält die Kapelle neben andern weniger bedeutenden die schönen Denkmäler des 1592 gestorbenen Grafen Conrad und seiner dem Hause Oranien entstammten Gemahlin. Früher befand sich unter dieser Kapelle auch die Familiengruft des fürstlichen Hauses, doch ist diese nach dem großen Brande des Schlosses

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von 1679 nach dem nahegelegenen, der Solmsschen Familie gehörenden Kloster Altenberg verlegt worden.

Dann gelangen wir beim Eintritt in den nächsten Hof an das Wachtgebäude, wo einige in die Hausuniform der fürstlichen Familie gekleidete Soldaten ihres Amtes walten und die Besucher des Schlosses in ihre Obhut nehmen.

Durch ein weiteres Tor kommen wir endlich in den großen Ehrenhof, der mit kleinen Gartenanlagen versehen ist und dessen Mauern zum Teil mit Efeu bedeckt sind. In seiner rechten Ecke erhebt sich der gewaltige »Alte Stock« und in der linken der alles überragende Bergfried. Dieser Hof mit den ihn umgebenden Wohnräumen ist der älteste, aus dem 10. Jahrhundert stammende Teil des Schlosses, das direkt auf und um den bis zum zweiten Stock aufragenden braunen Eisensteinfelsen gebaut ist. Dieser wie für die Ewigkeit geschaffene wuchtige Bau bietet ein eindrucksvolles, die schweren, kampfesreichen Zeiten des frühen Mittelalters in der Seele des Beschauers erweckendes Bild der festen Burgen und Schlösser dar, die dazumal den Festungen späterer Geschichtsperioden entsprachen, verhältnismäßig großen Truppenmassen Unterkunft gewährten, dem Lehnsadel der reichsunmittelbaren Fürsten als Stützpunkt, ihren Hörigen als Zufluchtstätte dienten. Für uns moderne Menschen erscheinen diese, zum großen Teil in Trümmer zerfallenen festen Burgen und Schlösser des frühen Mittelalters mit einem romantischen Zaubermantel umgeben. Und nicht mit Unrecht, denn wie rauh auch die Zeiten des Rittertums waren, wie tief auch der allgemeine Kulturzustand damals war, so waren doch diese Fürstenschlösser nicht allein die Trutzburgen der Großen, die von ihnen aus gegeneinander in den Kampf zogen, Beutezüge unternahmen, oft genug gegen die Größeren, die Kaiser und die hohen Kirchenfürsten die Waffen führten, sondern sie waren auch die Pflegestätten höfischer Sitten, der Dichtkunst, des Kunstgewerbes und wissenschaftlicher Bestrebungen. Auf ihnen spielte sich das soziale Leben der höchsten und gebildetsten Stände ab, und dieses war reich an Episoden aller Art und entbehrte keineswegs eines gewissen Idealismus und der Gefühlstiefe. Ein reger Verkehr bestand zwischen den hohen Adelsfamilien und gab Anlaß zu frohen Festen, zur Entfaltung eines romantischen Minnedienstes, zu Turnieren, Kriegsspielen, gemeinsamen Jagden und Vergnügungen, bei denen großer Kleiderluxus und üppige Pracht entfaltet wurden. Die Burgherren und ihre Lehensmänner waren mächtige Faktoren im politischen Leben jener längst vergangenen Zeiten und spielten bedeutende, die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Völker und Länder in hohem Grade beeinflussende Rollen. Der Ehrgeiz, die Herrschsucht, der kriegerische Sinn, das Streben nach Vergrößerung der Macht und des Besitzstandes der Adelsgeschlechter in den Zeiten der Vorherrschaft des Rittertums brachten nun allerdings auch einen fast beständig fortdauern-

Schloß Braunfels: Innerer Schloßhof und alter Stock

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schloß Braunfels: Rittersaal und Rosengarten

den Kleinkrieg durch die zwischen den Fürsten und großen Lehnsherren bestehenden Fehden mit sich. Zahlreiche Adelsfamilien und mit ihnen ihre Stammsitze gingen darüber zugrunde, wovon heute noch manche Burgruinen sprechende Zeugen sind, während zahllose andre Schlösser und Wohnsitze der unterlegenen Adligen ganz verschwunden sind und ihr Baumaterial hergeben mußten für andre profane oder kirchliche Bauwerke. Klein ist daher die Zahl der Fürstenburgen, die sich, allen Unbilden und allen kriegerischen Wechselfällen ihrer Besitzer trotzend, durch die Jahrhunderte oder, wie Schloß Braunfels, ein volles Jahrtausend hindurch gehalten haben. Die Anfänge gerade dieses Burgbaues liegen wahrscheinlich noch sehr viel weiter zurück. Denn wenn die Archive der fürstlich Solmsschen Familie auch nicht über das Jahr 1129 zurückreichen, so ist doch anzunehmen, daß diese Familie schon seit viel früherer Zeit ihre Stammsitze und ihren großen Bodenbesitz gehabt hat, und daß die im 10. Jahrhundert entstandene Stadt sicherlich unter dem Schutz dieser Besitzer jener Gegend entstanden ist, die die vorzügliche Lage des Burghügels mit seinen hochragenden Braunsteinfelsen für die Anlage einer festen Burg benutzt haben. Diese ist dann im Laufe der Zeit immer mehr ausgedehnt worden, bis sie endlich ihre heutige Gestalt erhalten hat. Freilich ist der jetzt vorhandene Bau nicht mehr derselbe, der vor tausend oder auch nur vor fünfhundert Jahren dort vorhanden war, denn die große Feuersbrunst des Jahres 1679 hatte den größten Teil der Burg und des Schlosses zerstört. Die Fundamente aber blieben neben den nicht vernichteten Teilen des Schlosses bestehen, und unter Benutzung der ursprünglichen durch mittelalterliche Bilder bekannten Bauanlagen und Pläne ist das Schloß seit jenem Brande auf den erhaltenen Baureſten im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte allmählich wieder in seiner einstigen Größe hergestellt und ausgebaut worden, so daß man sagen kann, es hat im Besitz der Solmsschen Familie — mit Ausnahme der zwanzig Jahre von 1621 bis 1641, in denen es sich im Besitz der Kaiserlichen, um 1630 im besonderen in dem des Grafen Tilly befand — sich ein volles Jahrtausend in seiner gegenwärtigen Gestalt im wesentlichen unverändert erhalten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer es besucht, der kann sich nicht dem mächtigen imposanten Eindruck entziehen, den es im Verein mit den großen geschichtlichen Erinnerungen macht, die sich daranknüpfen. Doch nicht nur der Historiker, sondern schlechthin jeder, der landschaftliche Schönheiten zu würdigen weiß, wird Schloß Braunfels mit größter Befriedigung besuchen. So ist es auch begreiflich, daß ein für alles Schöne so empfänglicher Mann wie Kaiser Friedrich, als er als Kronprinz auf der Rückreise von Ems nach Berlin im Mai 1887 das Schloß besuchte, seiner Freude über die Schönheit seiner Lage wie der Landschaftsbilder, die sich von ihm aus darbieten, den lebhaftesten begeisterten Ausdruck gab und unter anderm sagte: »Wie konnte man nur so alt werden, ohne Braunfels gesehen zu haben!«

Auch das Innere des Schlosses bietet sehr viel Sehenswertes, Interessantes und Schönes.

Da ist zunächst der Rittersaal, zu dem eine Freitreppe neben dem »Alten Stock« hinaufführt, der erst in den Jahren 1845—47 von dem damaligen Fürsten Ferdinand wieder hergestellt ist und eine ausgezeichnete Sammlung von Waffen und anderm Kriegsgerät des vergangenen Jahrtausends enthält.

Zwar kann sich diese Sammlung an Umfang nicht mit vielen andern derartigen messen, sie hat aber den Vorzug, daß alles, was sie enthält, familiengeschichtliche Bedeutung hat, von den fürstlichen und gräflichen Vorfahren, ihren eignen Lehnsleuten und Reisigen benutzt, im Dienste der Solmsschen Herren und zum Schutze dieses Schlosses in früheren Zeiten Verwendung gefunden hat. Ritterrüstungen, Turnierausstattungen, Waffen aller Arten aus den frühesten Ritterzeiten, den Kreuzzügen, den Kriegen des Mittelalters bis zu den Jagdgewehren des vorigen Jahrhunderts sind hier vorhanden. Feldschlangen und andre Geschütze sowie Gewehre ältester Konstruktion aus den Zeiten, in denen das Pulver zuerst zur Anwendung gelangte — kurz, alles Kriegs- und Jagdgerät vergangener Kulturperioden ist hier übersichtlich zusammengestellt.

Ergänzt wird diese Waffensammlung durch das Museum, das neben vorgeschichtlichen Artefakten und Altertümern, die auf den ausgedehnten Solmsschen Besitzungen gefunden worden sind, zahlreiche Gegenstände enthält, die wie alles in diesem Schlosse Bezug auf seine einstigen Besitzer haben. Wir sehen hier kostbare Gewänder, Stickereien und Spitzen, die den weiblichen Mit-

Rittersaal auf Schloß Braunfels

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schloß Braunfels: Gotischer Salon

gliedern der Familie gehört haben, kirchliche Gewandstücke aus dem Kloster Altenberg aus den Zeiten der heiligen Elisabeth und ihren Ring, von dessen Rubin es heißt, daß er zersprungen ist, als ihr auf dem Kreuzzuge befindlicher Gatte in Otranto starb. Da sind Uniformstücke des Grafen Heinrich Trajectin und andre Erinnerungen an diesen berühmten Heerführer, der König Jakob II. von England gefangennahm und im Namen Wilhelms III. von Oranien London besetzt hielt. Miniaturen, Schnitzereien, Schmuckgegenstände und andre kulturgeschichtlich wertvolle Gegenstände geben Kunde von den Leistungen des Kunstgewerbes früherer Jahrhunderte.

Eine reiche Bildersammlung zeugt von dem guten und gesunden Kunstgeschmack, der in den jüngsten Generationen des fürstlichen Hauses geherrscht hat, und die Bilder zahlreicher berühmter Künstler des In- und Auslandes sind hier vereint. Unter den Skulpturen sind die Büsten der Königin Luise von Preußen und ihrer Schwester Frederike, der Großtante und der Großmutter des vorletzten Fürsten Georg, besonders anziehend.

Überaus stimmungsvoll und anheimelnd wirkt das mit wertvollen alten geschnitzten Möbeln, Bildern, Teppichen und kunstgewerblichen Gegenständen ausgestattete, mit Oberlicht versehene Treppenzimmer, durch das man von dem Rittersaal in die andern Wohnräume des Schlosses gelangt.

Der Erinnerung an den Grafen Heinrich Trajectin ist der reich ausgestattete Gothische Salon gewidmet. Er enthält ein großes Bild dieses Grafen, die Bilder der Offiziere seines eignen Regiments, das des Kapitäns Wek, der ihm in seinen kriegerischen Unternehmungen im Dienste des Oraniers in England tatkräftig zur Seite stand, ferner die Wappen der Lehnsherren der Grafen Solms-Braunfels und viele andre auf das Leben des Grafen Trajectin bezügliche Gegenstände.

Die Elisabethzimmer, die sehr bescheiden und einfach ausgestattet sind, erwecken die Erinnerung an die fromme Landgräfin von Thüringen und Hessen, die selbst ihre Tochter Gertrudis in das den Grafen von Solms gehörende Kloster Altenberg brachte, dessen verdienstvolle Oberin das Fürstenkind dann wurde.

Die Zimmer, die Kaiser Friedrich innehatte, als er Braunfels besuchte, tragen heute noch in pietätvoller Erinnerung an den so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwer heimgesuchten Monarchen dessen Namen.

Die eigentlichen Wohnräume endlich sind angefüllt mit vielen wertvollen Gegenständen und Geschenken befreundeter und verwandter Adels- und Königsfamilien. Sie werden nun, nachdem der junge, 1890 geborene Fürst Georg Friedrich die Herrschaft über seine Besitzungen ergriffen hat, vielleicht manche kleine Veränderungen in ihrer Ausstattung erfahren.

Außerhalb des Schlosses befindet sich außer den innerhalb des Burgbezirks gelegenen Gärten, dem Rosengarten, dem Maigarten, dem Linden- und dem Burggarten, der große Schloßpark, der eine der schönsten Zierden von Braunfels ist, übrigens auch ein Denkmal Kaiser Friedrichs aufweist, sowie der Wildpark, der mit seinem reichen Wildbestande sehr sorgfältig gepflegt wird.

Bieten die Burg und das Schloß Braunfels somit überaus viel Schönes und Interessantes, so wird das alles doch vielleicht noch übertroffen durch die unvergleichlichen Ausblicke, die sich den Bewohnern des Schlosses, seinen Gästen und den Besuchern von den Fenstern der Wohnräume, den Terrassen und Altanen und vor allem von der Spitze des Bergfrieds aus darbieten. Ist der Blick auf die nächste Umgebung des Schlosses, auf die »scharfe Ecke« am Friedrichs-Turm, auf den Kanonenplatz, wo eine Reihe alter aus dem 16. Jahrhundert stammender Geschütze stehen, und auf den angrenzenden Rosengarten mehr interessant als anziehend, da er viele geschichtliche Erinnerungen weckt, so sind die Fernsichten von geradezu überwältigender Schönheit und Anmut. Hier schweift der Blick weit über den Herrengarten, die im Grün gelegene Stadt, die sich weithin erstreckenden Wälder bis zu dem Berglande des Taunus, des Westerwaldes, des Hunsrücks, des Siebengebirges hin und umfaßt den ganzen Lahngau mit seinen vielen Schlössern, Klöstern, Burgruinen, Hüttenwerken und freundlichen Ortschaften.

Kleine Legende

Der liebe Gott war einmal über Land gegangen
Und kam durch eine Stadt in später Stunde.
Er war noch ganz in Sonne, Klang und Wiesenduft befangen
Und ging im Strom der Menge durch die bunte
Blendflut der hohen Kaufpaläste voll Gedanken.
Doch als das Dunkel huschte in den Gassen,
Die grellen Lichter in der Finsternis ertranken,
Die Häuser drohend lagen, ausgebrannt, in schweren Massen,
Die Fenster blind wie tote Augen starrten
Und nach dem lauten Tageslärm die Stille voll Entsetzen stak,
Da sah er auf und suchte seinen Himmelsgarten
Und fühlte alle Enge und erschrak
Und dachte an die Menschen in Erbarmen.

Es kamen aber lauter Mädchen aus den dunklen Pforten,
Die hingen sich so lustig trippelnd in den Armen
Und plauderten und neckten sich mit hellen Worten
Und kicherten und schäkerten und gingen wie im Spiel und Glück.
Und er ging unter ihnen, unbeachtet, ungekannt,
Ein alter Herr, und lächelte ... Und wo ihm aus der Schar ein Blick
Begegnete, da nickte er so freundlich hin und lachte,
Daß wie gebannt die Kleine an dem Graubart hing, ihn unverwandt
Besah und wie von ungefähr an Heiligabend dachte.

Otto Doderer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. W. Zigenhorn, Friedrichroda i. Th.

August Trinius

Wandersehnsucht

Ein Lebensrückblick von August Trinius

Über Sehnsucht zu reden und zu schreiben, könnte fast unmodern erscheinen. Wer sie still im Herzen trägt, dem sagt man nichts Neues, und wer sie nie gekannt hat, der schüttelt das Haupt und lächelt vielleicht überlegen. Es ist und bleibt damit etwas so Unwirkliches, Nichtgreifbares, daß es sich in den Tagen überhetzter Lebensweise gar nicht zu lohnen scheint, darüber nur eine Minute zu verlieren. Sehnsucht! Am Ende ist alles Wandersehnsucht, nicht nur jene über Berg und Tal, sondern die uns aus Tiefland ruheloſen Erdentreibens heimlich in Lande führt, die wir nur ahnen, die aber vom Hauch der Ewigkeiten umwittert sind. In denen wir einst freier und größer einherschreiten können. Die uns den Stempel der Göttlichkeit wieder auf die Stirn drücken.

Die jene große, ewige Sehnsucht nicht kennen noch ahnen, sie entfächern nach verschiedenen Seiten Wünsche, die sie mit dem gleichen Namen Sehnsucht belegen. Dem geht sie nach Ruhm, nach Geld, jenem nach Orden, Stellung, Frauenbesitz. Aber für alle diese »Sehnsüchte« kommt unweigerlich ein Tag, da sie müde werden, da ihnen das Ziel brennendster Wünsche, für das sie einst Kraft, Ehre, Freundschaft, Abstammung, Vaterhaus einsetzten, farblos, schal, unbegreiflich erscheint. Da die Erkenntnis von der Vergänglichkeit all dieser Dinge grausam ihre Pranken in die abgehetzten, ernüchterten Seelen schlägt. Erfährt doch selbst die von Rosen und Liedern durchflochtene Sehnsucht nach dem Weibe ihren letzten Tag, wie stürmisch und wieder auch bestrickend die Harfen der Sänger durch Jahrtausende die Liebe feierten. Denn ihr Besitz ist Erfüllung, und Erfüllung ist Tod.

Nur die eine große Sehnsucht endet erst mit dem letzten Atemzuge. Denn sie ist ewig. Wer solche sein nennt, ist Bettler und König zugleich. Er trägt einen Schatz in sich, den nicht Motten noch Rost fressen, den kein Wandel der Zeit, nicht Spott noch Enttäuschungen vernichten können. Wer diese wundersame Sehnsucht kennt, ist oft über die Maßen reich. Sie bringt Leid und jauchzendes Glück, sie macht uns verträumt und wieder übermütig. Sie baut uns Schlösser und Dome, in die wir unter Erschauern eintreten. Ein Leben ohne große Sehnsucht bleibt nicht wert des Lebens. Schmerzlich bewegt ruft der verspottete Narziß zu den kreisenden

Generated on 2019-02-03 15:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Sternen empor: »O mein Gott, erhalte mir die Sehnsucht!«

Wohin weist sie? Wo birgt sich ihr Paradies? Ist es von dieser Welt? Ahnen, Hoffen, Träumen, alles fließt in ihr zusammen. Wohnt sie hinter den blauen Bergen? In welchem unbekannten Lande reift ihre Erlösung? Aus Ewigkeiten stammt sie und weist in Ewigkeiten weiter. Und eine Wandersehnsucht bleibt sie am Ende immer. Alles Leben ist ja nur ein Wandern. Und wiederum: Wandern heißt leben! —

Halb zerbröckelt, gebräunt, von einem vergilbten Bändchen umschlungen, liegt vor mir ein gepreßtes Waldsträußchen. Im letzten Frühling waren es fünfzig Jahre, seit ich es als halbes Kind mir einst zur Erinnerung pflückte. Damals ahnte ich noch nicht, was mich zu dieser »sentimentalen« Handlung trieb. Heute weiß ich es. Denn symbolisch will mir der armselige, vertrocknete Strauß erscheinen. Jene tiefe, große Sehnsucht saß mir bereits im Herzen, das Drängen in die Ferne, das mich zu einem »Wandersmanne« heranwachsen ließ. In diesem ruhelosen Durchstreifen der Welt ward mir die Lösung. Erfülltes Sehnen aber brachte es mir trotzdem nicht. Das wäre auch ein Sterben vor der Zeit. Sehnsucht bis zuletzt und dann ein Hinüberwandern in ein andres Land des Hoffens, der Verheißung.

Das stille, tiefe Sehnen hat mich bereits in frühester Kindheit aufgesucht. Mitten im ausgelassensten Spiele stahl ich mich aus der tobenden Kinderschar weg, setzte mich in ein Bodenfenster und blickte über die rote Dächerschar, über Mauern und Türme, Kuppeln und Parkbäume in die schwimmende Weite. Ich hielt Ausschau nach etwas und konnte es nicht bezeichnen; ich fühlte etwas wie Weh, ich, der eben noch die Kameraden zu Lachsalven hingerissen hatte. Die Poesie der alten Reichsstadt Erfurt mit ihrem düsteren Mauerkranze, hinter denen sich Blumenfelder leuchtend dehnten, noch weiter in der Runde, wo Himmel und Erde aufeinanderlagen, blaue Höhenzüge sich die Hände reichten: alles war dazu angetan, die empfängliche Kindesseele mit seltsamen Gefühlen zu füllen. Woher? Wohin? Nie habe ich darüber nachgegrübelt. Aber daß etwas Wundersames mein war, das ich wie ein süßes Geheimnis hütete, daß ich gleichsam ein von andern unentdecktes Land besaß, wo ich mein Eigenleben führen konnte — das habe ich schon früh empfunden.

Es war wohl im Jahre 1859, da ein mächtiger Komet die Gemüter beschäftigte. Man sprach von Krieg, und der Name Napoleon klang damals bereits oft an mein Ohr. In einer Nacht hob mich meine Mutter aus dem Bett. Ich rieb mir die schlaftrunkenen Augen am geöffneten Fenster, dann blickte ich empor. Mit feurigem Schweife, übermächtig wanderte da etwas Ungeheuerliches, Wunderbares über den gestirnten Nachthimmel hin. Da habe ich die Arme ausgebreitet, tiefste Sehnsucht im Herzen. Sehnsucht ist mir treu geblieben in allen Fährnissen und Wonnen meines Lebens, in dunklen und goldenen Tagen. Wie oft schlich ich, das evangelische Bürgerkind, in die Dämmerhallen der damals noch geöffneten katholischen Gotteshäuser, um unter Erschauern der Andacht meine Seele fliegen zu lassen! Sehnsucht brannte mir im Herzen, wenn ich die Domstufen hinanschritt, um dann droben über den Cavaten unter dem Bilde des Gekreuzigten zu sitzen, während über mir um die Mittagsstunde Mater Gloriosa ihre tiefe eherne Stimme anhob und alle Glocken weit in der Runde mit schwesterlichem Gruße ihr meilenweites Tönen bescheiden begleiteten.

An der wilden Gera baute ich mir eine Hütte aus Stangen, Reisig und Moos, Robinsonfreude im Herzen. Ich sah die Palmen ragen, buntfarbiges Papageienvolk kletterte umher, Affen kreischten, und vor mir rauschte das urewige Meer. Und ich blickte über die hüpfenden Wellen in unermeßliche Fernen, ob nicht endlich weißgeblähte Segel mir Rettung aus Einsamkeit und Heimatfremde brächten.

Weit, weit aber spannte meine Sehnsucht ihre Flügel, wenn es jenseit von Wall, Gräben und Glacis ging, hinan zu den Höhen des grünen Steigerwaldes. In der Tiefe der von Klingen und Brunnenkresse bedeckte Dreienbrunnen. Dann die herrlich getürmte mauereingeschnürte Stadt, wo einst ein Napoleon gehaust, wo am Ausgang des Pförtchens eines Sonntags Goethe stand, um die Stimmung für seinen faustischen Ostergang in sich aufzunehmen. Im Westen blauten die Höhen des Thüringer Waldes. Burgen schoben sich dazwischen, Hügelgelände unterbrach lebhaft die fruchtbare Landschaft. Im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Norden zeigte sich der Harz mit seinen Ausläufern, voran der Kyffhäuser, die köstlichen Berge, welche den Lauf der Unstrut begleiten. Und alles lebte von Gestalten und Geschehnissen, die sich tief in die kindliche Seele eingeprägt hatten. Daß ich damals Land und Geschichte bereits innig verband, ist mir später in der stillen Mark Brandenburg gut zustatten gekommen.

Ein oft schmerzliches Sehnen faßte mich zuweilen, wenn ich die suchenden Blicke hinüber zu den blauenden Höhen schweifen ließ. Dort hinten mußte etwas wohnen, das all das Dehnen und Drängen mit sanfter Hand beruhigen könnte, löschen, was immer wieder in Flammen aufschlug. War das eine bunte Welt, die ringsumher heraufgrüßte! Dort ragten die Drei Gleichen. Zu der einen Burg hatte der Graf die schöne Sarazenin aus dem Morgenlande heimgeführt, und die blonde Burgfrau war ihr lieb und freundlich entgegengetreten. Dann aber kam die Zeit, da man die dunkeläugige Melechsala oft im Bogenfenster stehen sah, wie sie in die ferne Heimat hinüberträumte. Früh ist sie gestorben. Wohl auch an der großen Sehnsucht. Und was ging durch die kindliche Seele, wenn in der Abendglut das waldumrauschte Kyffhäusergebirge aus Duft und zitterndem Glast hervortrat! Dort schlief der Heldenkaiser. Die Raben flatterten über den schweren Eichenkronen, und ab und zu wanderte fröhliches Musikantenvolk hinan, dem Barbarossa ein paar Lieder aufzuspielen. Winkte doch Gold den Armen! Weit aber in deutschen Landen wartete ein niedergehaltenes Volk auf Erlösung, auf sein neues Reich, seinen Kaiser. In Sehnen, in Sehnen!

War's mir nicht wie Kirchenstimmung, als ich endlich zum erstenmal durch die totenstillen, umstrüppten Ruinen der Pfalz Kyffhausen stöberte? Noch hatten die Einigungskriege nicht die deutschen Stämme mit Blut und Eisen zusammengeschweißt. Noch schlief der Sagenkaiser unter dem geborstenen Turme, und wer in schweigender Nacht sein Ohr gegen die Erde legte, der konnte das Knistern des wachsenden Bartes vernehmen. Raben, schwarze Schatten in die leuchtende Luft werfend, flügelten um den Turm. Mit bebendem Herzen schaute ich hinab in die Güldene Aue, durch die all die Sachsenkaiser und Hohenstaufen so manchmal vom Harz herübergekommen waren, auf Pfalz Memleben an der Unstrut auszuruhen, ehe es über die Alpen ging, mit gewappneter Faust die eroberten Lande zur Botmäßigkeit zu zwingen oder im St. Peter dem Statthalter Christi ihre Verehrung zu erweisen.

Sehnsucht war es, die mich an der Hand führte, da ich über die Saalberge unter Kirschbäumen und raunenden Buchenhallen entlang zog, in Naumburg das Kirschfest mitzumachen, in Schulpforta Einkehr zu halten, wo einst der Alumne Klopstock am Quell des Knabenberges seine ersten Verse drechselte. Sehnsucht schritt mir voran, da es empor zur Rudelsburg ging, in dessen Burghof einst in einer sternenhellen Sommernacht Franz Kugler voll Begeisterung sein Lied »An der Saale hellem Strande« mit Kreide auf die Tischplatte schrieb. Droben im Wirtsgarten am Steigerwalde lagerten ein paar Sphinxe aus dem Parke Molsdorf. Nach dem Tode des Epikuräers Graf von Gotter waren sie »meistbietend« verschleudert worden und hatten dann nebst einer Kompagnie andrer Götter und Göttinnen ihren Weg hierherüber genommen. Nun starrten die Rätseltiere mit gräulichen Pranken, nackter Brust und furchterweckenden Augen hinaus in die flimmernde Welt. Wie oft habe ich mich damals auf ihre Rücken geschwungen, um die Augen hinauswandern zu lassen über das blühende Geratal, zur Heimatstadt, in die lockende Ferne! Was aus den starren Augen sprach, schien auch die Riesenleiber der Unholde zu durchzittern: jenes Sehnen, das mich überflutete.

Dann kam der letzte Tag in der Heimat. Aus Thüringen sollte es zur Hauptstadt an der Spree gehen, Preußens Hauptstadt, die noch nicht ahnte, daß sechs Jahre später der Schimmer der Kaiserkrone über ihr heraufblühen werde. In all diesen letzten Tagen bin ich still einhergegangen. Am Tage vor der Abreise aber schritt ich allein hinan zum Steigerwalde. Da nahm ich Abschied von der Stätte erster Jugend, von meinem Walde, von den fernen blauen Höhen, die mir für immer tiefstes Sehnen ins Gemüt eingepflanzt hatten. Dort saß ich am Bergrande, hielt den gepflückten Strauß in der Hand, der heute verdorrt auf ein halbes Jahrhundert zurückblickt, und meine Augen gingen in der Runde einher und grüßten Berg um Berg, Türme, das frohe Gelände, die Stätten kindlicher Spiele und Träume.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich denke noch des ersten Abends, da ich Berliner Boden unter den Füßen hatte. Berlin war noch keine Riesin, wenn auch die Zeiten des »Fischerdorfes« schon weit zurücklagen. Atemwehrend beengten mich die hohen, nüchternen Häuserzeilen, zwischen denen wir hinschritten, der rotbemützte Dienstmann als Führer voran. Noch ein paar Jahre, und die Heereseinzüge von 1864 und 1866 folgten, 1870 stieg herauf. Durch die Königgrätzer Straße wälzten sich die schmerzlich gelichteten Kolonnen der heimkehrenden Sieger, Kaiser Wilhelm der Weißbart, der Siegreiche, an der Spitze. Vor ihm aber ritten seine drei Paladine: Moltke, Bismarck und Roon. In dieser Stunde war es der wahrhaft große Kaiser, der vor aller Welt bekannte, was das geeinte Deutschland dem Dreigestirn verdankte.

Als sich endlich mir die Mark Brandenburg erschloß, da ich im Mauerschatten kleiner Städtlein träumte, durch totenstille Kiefernwälder, sandvergrabene Dörfer schritt, von Heide umblüht, vom Lockruf der Pirols begleitet, da stand die Sehnsucht in meinem Herzen wieder auf. Da brach das erste Ahnen durch, daß es meine Aufgabe sein würde, dereinst in Tausenden von Herzen die Freude an der Schönheit deutschen Bodens zu wecken, was halb eingeschlafen, ans Licht zu ziehen, der altgermanischen Liebe zur Natur weit die Tore zu öffnen. Daß es so gekommen, daß ich den rechten Weg endlich fand, das schulde ich zum guten Teil der einst so lieblos bespöttelten »Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches«.

Als ich Erfurt wiedersah, lagen Jahrzehnte dazwischen. Mauern und Tore waren gefallen, die Gräben waren zum Teil zugeschüttet, blumenüberschüttete Anlagen zogen sich um die kraftvoll ihre Glieder reckende einstige Reichsstadt. Mit der eignen Jugend war auch das teure Jugendbild der Heimat für immer verschwunden.

Über ein Vierteljahrhundert hatte mich der »grüne Strand« der Spree festgehalten. Nun ging's zum Fuße des Thüringer Waldes. Aufs neue senkte ich in den Heimatboden die Wurzelfäden meines Herzens. Ich habe Deutschland jahrelang durchzogen zwischen Luxemburg, Polen, Dänemark und der Schweiz. Im süßen Duft der Heliotropen blickte ich von der felsumstarrten Cintra bei Lissabon über den flimmernden Ozean; über die Schneefelder Norwegens und durch die menschenstillen Wälder Schwedens bin ich geschritten. Das Land Italia erschloß mir seine südlichen Wunder, und im Tessin ward ich im Laufe der Jahre wie daheim. Meer und Alpenwelt, Heide und Hochwald: alle Wunder habe ich immer wieder ausgekostet. Aber das Sehnen schlief nicht ein. Es dehnt mir das Herz. Es macht mich still und wieder jubelnd. Es bleibt ein Suchen nach etwas Unausgesprochenem, ein Hoffen, ein Glaube. Es wird niemals die Behaglichkeit des Alters in mir aufkommen lassen und erst lautlos dann sich verflüchten, wenn ich den ruhelosen Wanderstab zum letztenmal in die Ecke stelle, mich dem schweigenden Zuge des voranschreitenden Fiedelmannes anzuschließen.

Pfingstfrühgeläut

Die Frühe hebt zu klingen an —
Nun jubelt jeder Turm der Stadt.
Was er aus seiner Glockenseele
An goldnem Klang zu spenden hat.

O herrlich-wunderbares Tönen!
Du bist ein Meer, unendlich weit;
Das wogt und wallt vom Strand der Erde
Bis hin zum Land der Ewigkeit.

Und übers Meer mit Purpurjauchzen
Das Licht der Sonne strömt und gleißt —
Du meine Seele, sei gesegnet,
Du fühlst der Pfingsten heiligen Geist!

Reinhold Braun

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die kleine braune Geige

Eine Kindergeschichte von Helene Christaller

Sie war zwölf Jahre und trug ihre junge Schönheit mit der Unbewußtheit und Unbefangenheit eines Knaben in den Flegeljahren. Ihre unwahrscheinlich großen Augen hatten in der Ruhe einen schwermütigen Ausdruck, der zu der lodernden Fröhlichkeit und Aufgelegtheit zu allen dummen Streichen seltsam paßte. Wenn sie ihre kleine braune Geige ans Kinn setzte, den Blick auf die gelenkigen dünnen Fingerchen gesenkt, daß ihr die lockigen dunklen Haare tief in die Stirn fielen und die Ohren deckten, dann sah sie aus wie ein musizierender Engel auf einem Bild von Perugino.

Man rief sie Puck, aber eigentlich war sie Leonore getauft. Den Annamen verdankte sie ihrer maßlosen Neckſucht, mit der sie alles plagte, was ihr nahekam, und die sie mit knabenhafter Unbekümmertheit an allen ausließ, an Buben und Mädchen — aber an den Buben noch mehr, denn die waren so hilflos ihr gegenüber. Hauen konnte man doch das feingliedrige Geschöpf nicht, das da einem auf der Nase herumtanzte, und was sollte man sonst?

»Abküssen müßt' man dich zur Straf',« drohte zornig einer ihrer Kameraden.

»Ho, probier's!« trumpfte der Puck auf und funkelte den glattgeschorenen Jungen mit ihren großen Augen an, daß der mit einem verächtlichen »Aber ich mag net« den Rückzug antrat.

Das war bei einer Fahrt gewesen, die die Wandervögel im Frühling in die Kirschblüte machten. Es waren ihrer zwanzig, Buben und Mädchen; sogar ein junger Lehrer und ein Student waren dabei. Der Lehrer, der in kurzen Hosen war und einen rußigen Aluminiumkochtopf auf dem Rücken baumeln hatte, wurde von seiner Horde besonders ruppig behandelt, damit er nicht auf den Gedanken käme, sie hätten Respekt vor ihm seines Berufs wegen. Er hielt sich auch mit Befehlen sehr zurück und zeigte seine Führerwürde dadurch, daß er die größten Lasten von allen trug, den Griesbrei kochte und austeilte und sich dann der unbeliebten Aufgabe des Geschirrspülens widmete.

Wandermüde lagerten die Buben und Mädchen in dem großen Steinbruch. Über dem Feuer kochte der Topf mit Wasser; es sollte ein Tee gemacht werden zum Nachtisch. Ein kleiner Junge schob trockene Hölzer in das träge flackernde Feuer, der zarte blaue Rauch stieg kerzengerade in die Luft, und oben vom Rande des Steinbruchs ließen die blühenden Bäume ihre weißen Blätter herunterregnen.

Unlustig löffelte der Puck am Brei, der ein bißchen angebrannt war. Hinter ihr stand ein hochaufgeschossener Junge mit strohblonden Haaren und schlackeligen Gliedern, der immer auf das Mädchen mit großen erstaunten Augen herunterblickte, als ob er sie noch nie gesehen hätte. Aber sie beachtete ihn nicht.

»Ich vergrab' ihn,« sagte die Kleine kurz entschlossen.

»Untersteh dich!« drohte der Bruder Franz, ein stämmiger Primaner, dem die Schwester allen Schönheitsvorrat der Familie weggenommen und nur die Kraft gelassen hatte.

»Er schmeckt scheußlich,« maulte sie und zog das feine Näschen zusammen.

Beleidigt blickte der Lehramtskandidat auf. »Das nächste Mal darfst du ihn kochen, Prinzessin,« sagte er spitz, während er mit seinem Taschenmesser die angebrannte Kruste vom Kochtopf losscharrte. Über sein rotbraungebranntes Gesicht mit der Brille zog sich ein schwarzer Rußstreif, der ihm etwas Groteskes gab.

Der blonde Junge, der immer noch wie eine Salzsäule hinter Leonore stand, geriet in leise zitternde Bewegung. Erst wurde er feuerrot bis über den kragenlosen Hals hinunter, dann sagte er nachlässig: »Gib mir ihn, Puck, ich hab' doch noch Hunger!«

»O du Nimmersatt!« rief das Mädchen erfreut und reichte ihm das verklebte Schüsselchen hinauf, dessen Inhalt er mit Andacht verzehrte, während seine Besitzerin anfing, Tannäpfel zwischen den Steinen zu suchen und sie als Wurfgeschosse zu benutzen. Die andern Mädchen folgten, die Buben wehrten sich, und eine regelrechte Schlacht begann.

Nur der arme Iwan machte nicht mit. Er stocherte in dem zähen Brei und warf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dazwischen mit seinen hellen, wässerigen Augen sehnsüchtige Blicke zu den Kämpfenden hinüber. Leonore glühte, ihre Haare hatten sich längst gelöst und fielen auf das helle Leinenkleid; ihre Geschosse flogen am weitesten, waren am sichersten gezielt und am rücksichtslosesten geschleudert. Plötzlich flog ein großer Tannenzapfen in den Teekessel, daß das heiße Wasser herausspritzte und der junge Lehrer, der gerade seine bebrillte Nase darübergehängt hatte, zurückfuhr.

»Das geht aber zu weit!« schrie er drohend, machte drei Sätze, hatte das kleine Ding gepackt und schleppte sie trotz wilder Gegenwehr gefangen zum Feuer. »So, jetzt hört die Schmeißerei auf, der ganze Tee schmeckt noch nach Tannäpfel, und dann rümpfst du wieder die Nase!« befahl er zornig. »Du nimmst jetzt deine Geige und spielst, das ist gescheiter!«

»Wenn ich's aber nicht tue?« trotzte sie heiß.

Der junge Mann rollte die gutmütigen Augen und warf sich in die Brust. »Ich bin der Führer, und dessen Anordnungen müssen befolgt werden.«

»Hört den Magister!« höhnte Puck, bequemte sich aber doch, nach der Geige zu greifen und zu stimmen.

Iwan war mit dem Brei fertig und spülte dem Mädchen das Schüsselchen.

»Du bist wirklich edel,« sagte Puck anerkennend und strich den Bogen mit Kolophonium. »Was soll ich denn spielen?« fragte sie dann und nagte an der Unterlippe.

»Das Air von Bach,« sagte schnell der Führer.

»Och, das ist so schwer.«

Aber sie begann doch. Es wurde kirchenstill im Kreise. Der Lehrer ließ das Scharren im Topfe, zwei Mädchen legten ihre Gitarren beiseite, und der wirblige Hansel, der Jüngste der Gesellschaft, wurde von dem Studenten zwischen die Knie geklemmt, damit er nicht stören konnte.

Bei den süßen, feierlichen Tönen, die das kleine Mädchen seiner Geige entlockte, fingen oben in den Kirschbäumen leise verträumt die Amseln an zu singen, und ein grünes Eidechslein lauschte gebannt unter einem sonnigen Stein hervor. Iwan sah es, aber er rührte es nicht an. Unbekannte weiche Gefühle schwellten sein Herz.

Leonore strich die braune Geige; ihre Finger bebten und ließen die Akkorde voll und groß anschwellen. Ihre Augen waren ziellos in eine unbekannte Ferne gerichtet. Noch glühte die Röte des tollen Spiels auf ihren Wangen, aber es war vergessen. Ein engelhafter Ausdruck lag auf dem kindlichen Gesicht, eine wunderbare Mischung von Unschuld und Reife.

Iwan konnte die Augen nicht von ihr lösen; er verstand nicht viel von Musik, aber was das kleine Mädchen da spielte, drehte ihm das Herz um, daß es weh und wohl tat zu gleicher Zeit.

Nun hatte sie geendet und ließ die Geige sinken. Mit geneigter Stirne schien sie den letzten Tönen nachzulauschen. Kein Klatschen ertönte, es war etwas wie Scham vor der Tiefe dieser Musik in der jungen Schar, und niemand sprach. Nur die Amseln sangen in die Stille hinein.

Da hob Leonore das Köpfchen und sah sich wie erwachend um. Ihr Blick traf den Führer, der andächtig den Kochtopf in den Armen hielt und die berußte Nase ahnungslos in die blaue Luft streckte. »Kann ich jetzt wieder Tannäpfel schmeißen?« fragte sie ganz gehorsam.

Der Lehrer bekam einen roten Kopf und räusperte sich. »Ja, das kannst du — und — danke auch schön.«

»Bitte,« sagte sie mit spöttischer Höflichkeit, und ihr Übermut erwachte. »Du, Magister, du hast mit der Nase gekocht.«

Er fuhr sich ins Gesicht, und sie sprang lachend davon. Auch die andern schüttelten den Bann ab. Einige liefen ihr nach, andre wälzten sich in der Sonne und plauderten.

»Du, Franz, deine Schwester spielt aber gut, gar nicht wie ein Kind — so reif,« sagte der Magister.

»Joo — sie macht sich.« Es genierte ihn, daß man die Schwester vor ihm lobte.

Achtlos lag die Geige am Boden. Iwan sah sich mit scheuen Augen um, niemand blickte auf ihn. Da griff er mit langem Arm zu dem Instrument hinüber und zog es zu sich heran. Liebkosend strich er den Geigenhals entlang; er war noch warm von der kleinen Mädchenhand. Die schwarze Politur des Griffbretts war vom vielen Spielen abgenutzt, und der Junge starrte mit einer wunderlichen Rührung auf die Fingerspuren hin.

Plötzlich fuhr er auf und sah sich um. Ob keiner ihn bemerkte und auslachte? Aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nein — der Magister und Leonores Bruder lagen am Feuer und philosophierten. Sie hatten tiefe Falten auf der Stirn vom angestrengten Denken und sahen nichts. Der dicke Plazidus — eigentlich hieß er Georg — lag auf dem Rücken und schlief, und die andern tollten auf der sprossenden Waldwiese oder suchten Anemonen und Himmelsschlüssel. Da nahm Iwan zärtlich die Geige in den Arm, wie wenn sie ein krankes Kind wäre, und schlich sich seitwärts mit ihr in den Wald. Dort, wo das Tannengebüsch ganz dicht war, setzte er sich und legte die Geraubte auf seinen Schoß.

Ein Fink, der in der knospenden Buche sein Nest baute, schmetterte über ihm sein Lied, an einem Sonnenplätzchen standen dichte Büschel von Himmelsschlüssel und verbreiteten ihren zarten Geruch, der an reife Aprikosen erinnerte. Die Luft war lind und doch würzig, und aus der Ferne hörte man das Singen und Lachen der Wandervögel, die jetzt von der Tannäpfelschlacht zum Reigentanz übergegangen waren.

Der hagere Junge saß mit vornübergeneigtem Rücken und fühlte sein schwellendes Herz in der Brust, so groß und so weh, daß er am liebsten laut hinausgeschrien hätte.

Heftig preßte er die Geige an sein Herz, daß die Saiten ertönten.

»Du, du kleine braune Geige!« flüsterte er zärtlich und schmiegte die Wange an ihren Hals. Wie man so unsinnig schön spielen kann! dachte er und sah Leonore im Geiste vor sich, mit dem süßen Ausdruck gänzlicher Selbstvergessenheit. Und jetzt tollte sie da drunten auf der Wiese und wußte nicht, daß er einsam hier oben saß und wie sein Herz ihm weh tat, wenn er an sie dachte. Nie hatte sie früher ein Wort mit ihm gesprochen, er war scheu und stand immer zurück; heute zum erstenmal hatte er den Mut gefunden, sie anzureden, als er ihren angebrannten Brei ausgelöffelt hatte. Oh, er wollte viel Schwereres für sie tun! Aus den Händen der Räuber sie befreien, aus dem brausenden Wildbach sie erretten, mit seinen Armen aus dem Feuer sie tragen...

Die Sonne schien schräg durch die Stämme. Rufe drangen an sein Ohr; er hörte sie nicht. Leise streichelte er die Geige. »Weine nicht, Leonore, ich errette dich mit meinem Leben!«

Da gab es einen Wehlaut, die Geige erzitterte, eine Saite war gesprungen und traf ihn wie ein Peitschenschlag im Gesicht.

Er erwachte aus seinen Träumen, und die Hoffnungslosigkeit seiner jungen Liebe kam ihm jäh ins Bewußtsein. Da warf er sich ins Moos und schluchzte, daß seine hageren Schultern zuckten. Seine Tränen tränkten die Erde, er wühlte sich mit den Händen in den Boden, raufte Gräser aus und schlug mit den Füßen.

»Iwan!« rief es drunten im Steinbruch. Er hörte nicht.

Es raschelte im Gebüsch, die Tannen wurden zur Seite gebogen. »Iwan!« rief Leonore. »Endlich hab' ich dich gefunden. Hast du meine Geige?«

Der Junge wendete das verweinte Gesicht nicht zu ihr hin, seine Finger umklammerten immer noch das Instrument; er schämte sich wild seiner Tränen und hätte doch dem schönen Kind zu Füßen sich ausweinen mögen.

Das Mädchen stand ratlos. »Warum weinst du?« fragte sie halb geringschätzig, halb mitleidig.

»Eine Saite an deiner Geige ist gesprungen,« stieß er hervor.

»Du Olwel, das macht doch nix, da zieh' ich eine neue auf,« sagte sie unbekümmert. Sie nahm ihm das Instrument aus der Hand und berührte dabei seine Finger. Er schluchzte stärker.

»Schäm' dich, ein Jung', und deshalb weinen!«

Er richtete sich auf und sah sie groß an, ohne etwas zu sagen. Etwas Fremdes, Ahnungsschweres überschlich das Kind bei diesem stummen Anstarren. Sie wurde verlegen und senkte die strahlenden Augen. »Ich bin dir doch nicht bös,« sagte sie ganz sanft.

Er sprang auf. »Gib mir die Hand darauf, daß du mir nicht bös bist!« verlangte er leidenschaftlich.

Sie reichte sie ihm treuherzig verwundert hin. Seine Augen leuchteten und umfaßten die liebliche Gestalt, die wie eine Waldnymphe mit den gelösten Locken vor dem Tannengebüsch stand. Dann stieß er einen Jubschrei aus und stürzte wie ein flüchtender Hirsch den Abhang hinunter durch die Tannengehege, während das Kind ihm langsam nachkam und nachdenklich die Tränentropfen von der kleinen braunen Geige wischte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Heut spielt der Strauß!«

Mit Genehmigung von Werckmeisters Kunstverlag, Berlin W 8

Ein Wiener Silhouettist

Von Max Hayek

Mit zwölf Abbildungen von Otto Böhler

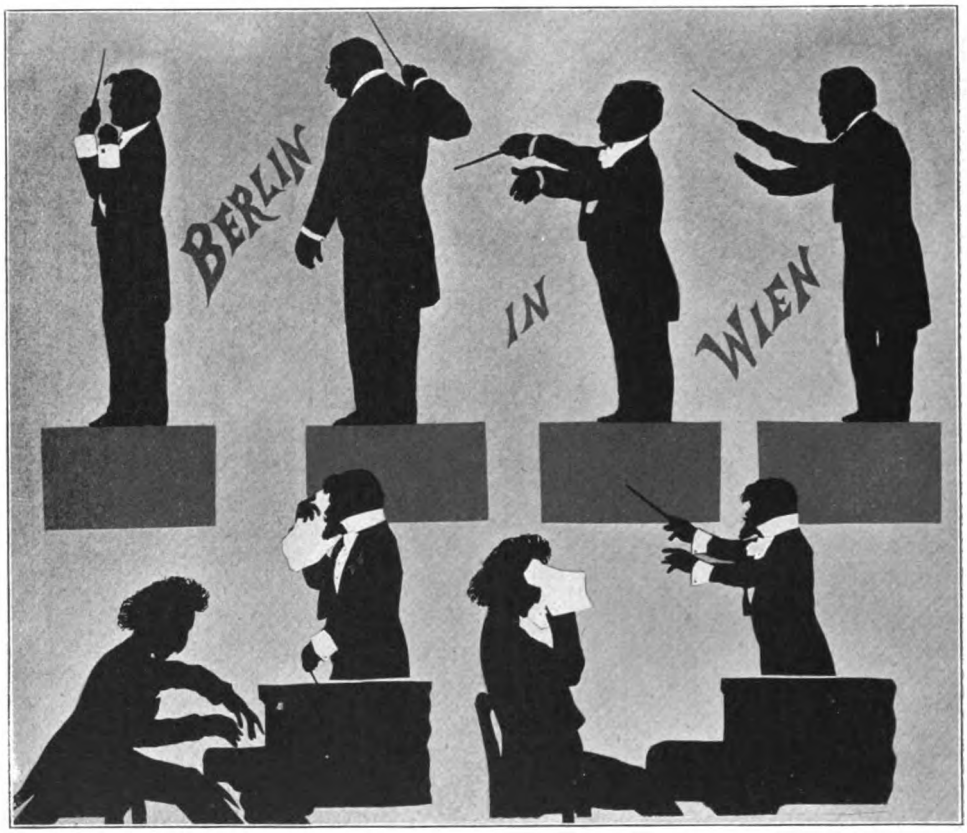
Otto Böhler, der treffliche Silhouettist, dessen heitere Werke den Lesern dieser Hefte schon zum Teil bekannt geworden sind (siehe Oktoberheft 1909), ist inzwischen selbst hinübergegangen ins Reich der Schatten, das er mit so anmutigen und lebensvollen Gestalten zu bevölkern gewußt hat. Und wenn wir es heute unternehmen, seiner fröhlichen Kunst aufs neue zu gedenken, dann ist es uns nur freudige Pflicht, zuvor auch dem herrlichen, edeldeutschen Menschen, der mit Dr. Otto Böhler dahingegangen ist, ein inniges Wort liebender Erinnerung zu widmen. Der reine und souveräne Humor, das unaussagbare Etwas des Adels, das alle Erzeugnisse seiner feinen Hand umwob: sie waren als köstlichstes Gut auch der menschlichen Persönlichkeit des Künstlers zu eigen, der, ein gebürtiger Frankfurter, die strengere deutsche Art in der heiteren Wärme der Wiener Luft zu gewinnendem Menschentum gemildert hatte. Wien, die musikdurchklungene Kaiserstadt, ist denn auch seine zweite Heimat geworden, und zweifellos fand er dort die der Entfaltung seiner besonderen Gabe günstigste Atmosphäre.

Dr. Otto Böhler kam zur Scherenkunst wie etwa Wilhelm Busch zum Zeichenstift: auf dem Umwege über die Malerei. Er versuchte sich in jungen Jahren mit Pinsel und Palette, bis er, allerdings schmerzloser als der Wiedensahler, erkannte, daß ihn sein Genius auf ein andres Kunstgebiet als das der Farbe verwies. Er ward zum »Schwarzkünstler«. Und dies beinahe im eigentlichen Sinne des Wortes: denn beim Fertigen einiger seiner Schattenbilder scheint es kaum mehr mit rechten Dingen zugegangen zu sein! Wer ermißt, daß er seine meisterlichen Porträte, deren Treue und Charakter ihm den Ehrentitel eines Lenbach der Schere erwerben könnten, frei aus dem Gedächtnis schnitt, daß er die blitzgeschwinde Geste eines Dirigenten, die kennzeichnende Kopfwendung einer geistigen Berühmtheit mit unfehlbarer Sicherheit festzuhalten und mit dem armseligen Apparat von Schwarzpapier und Schere die lebensvollsten Kompositionen zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaffen imstande war, wird unser Wortspiel nicht als zu verwegen schelten.

Dr. Otto Böhler schließt die Reihe der Silhouettisten ab, die einst mit Hieronymus Löschenkohl und andern im Wien der Kaiserin Maria Theresia ihren Anfang genommen hatte. Aber nicht das einfache Profilieren eines Gesichtes im geschnittenen Bilde macht seine Kunst aus (wozu bedürfte es solcher Kunst noch im Zeitalter der Photographie?), sondern die heitere Eigenart des Was und Wie seiner Darstellung erheben die Erzeugnisse dieses Künstlers zu wahren Kabinettstücken von Vollendung und Feinheit. Eine unerhört geschickte Hand und ein scharfsichtiges Auge verraten sich in ihnen. Es sind Meisterwerke, die oft im kleinsten Rahmen alle Gesetze einer großen Kunst erfüllen. Böhler verletzt nie die Linie der Schönheit. Diese Bilder haben mit Karikaturen recht wenig, beinahe nichts gemein. Sie verzerren nicht, sie übertreiben kaum: sie wissen nur glücklich den Moment zu erhaschen, wo auch der ernsteste Mensch durch Geste oder Bewegung komisch wirkt, und zeigen ihm dann im reinen und ebenen Spiegel sein allzugetreues Konterfei, das aber, wenngleich von frohmütigen Lichtern eines neckenden Humors umtanzt, dennoch nie ernstlich zu beleidigen vermag, sondern bald ein verzeihendes Lächeln hervorruft.



Oben: Felix von Weingartner, Felix Mottl, Ferdinand Löwe und Joh. N. Fuchs
Unten: Arthur Nikisch und Emil Sauer

Böhler ist dem Reiche des Schattenbildes ein Mehrer gewesen: er hat ihm die Musikersilhouette gewonnen, und er ist bisher der rechtmäßige Alleinherrscher dieser Provinz geblieben. Denn was zurzeit als Musikersilhouette auf den Markt gebracht wird, diese zumeist burleske Darstellung unsrer berühmten Komponisten und Dirigenten, ist einfach schwarz grundierte Zeichnung und hat mit dem echten Schattenriß, dessen Mutter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wagner und Liszt in Baireuth

Mit Genehmigung von Werckmeisters Kunstverlag, Berlin W 8

Die Götterdämmerung (Hermann Winkelmann und Amalie Materna)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Edvard Grieg

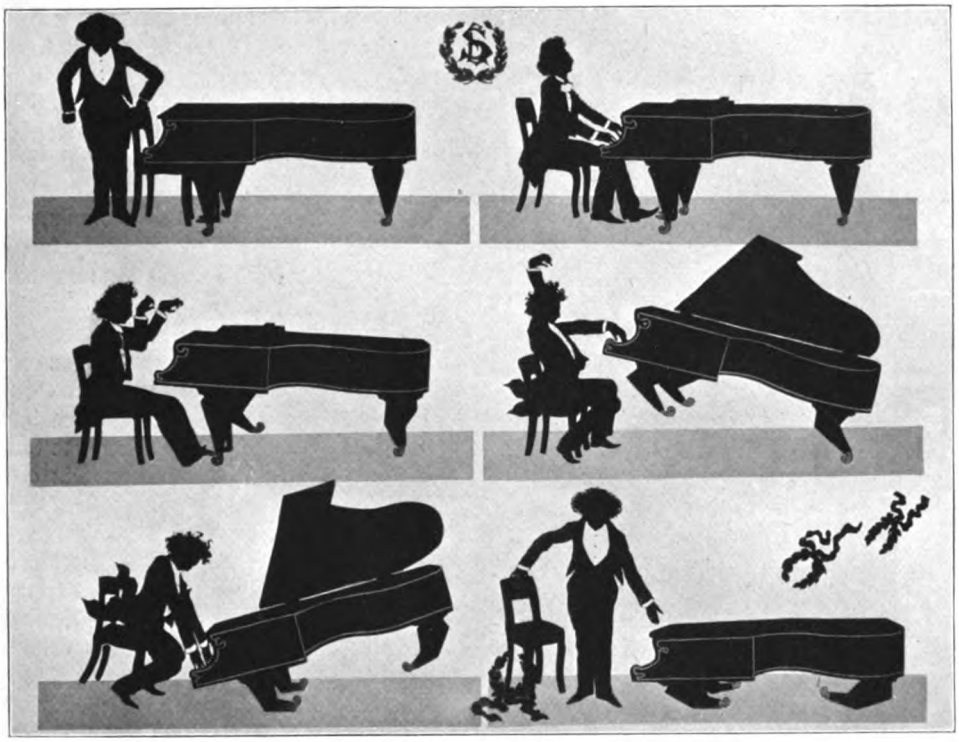
immer die Schere sein muß, wenig mehr als die Farbe gemein. Der sieghafte Glanz der Böhlerschen Technik und die heitere Kraft seiner Komposition haben sich übrigens allen diesen Talmi-Silhouetten zum Trotz behauptet, und sie werden dies auch zweifellos weiter tun, bis sich eine gleiche Frohlaune und eine gleiche Zauberschere finden, um das Erbe des Wiener Meisters würdig fortzuführen.

Mit Recht hat der Wiener Musikschriftsteller Lafite darauf hingewiesen, daß die Böhlerschen Silhouetten heute weit mehr als gelungene Scherze, daß sie bereits bedeutsame Erinnerungen an eine immerhin große und reiche Vergangenheit des Wiener Musiklebens geworden sind. Das Musikleben Wiens während der letzten Jahrzehnte — und an ihm nahm der begeisterte Wagnerianer Dr. Böhler innigen Anteil — war durchwärmt und beschwingt von dem hinreißenden Genie des Walzerkönigs Johann Strauß, dessen Weisen das urtümlichste Wesen des Wieners, seine leichtbewegliche und leidenschaftliche Heiterkeit in edelster Form ausströmten. Ihm widmete denn auch der Silhouettist dankerfüllten Herzens sein größtes und vollendetstes Opus: »Heut spielt der Strauß!« — Wie es in seiner Bildwirkung, der Sicherheit und Schärfe der Konturen und der erstaunlichen Zeichnung der dargestellten Tonkunstmeister unübertrefflich genannt werden muß, so ist es durchwogt und durchflutet von einer inneren Musik, einer echten Wiener Dreivierteltaktmusik, die ihre Siegeskraft auf jedem Tanzboden, und sei es selbst der himmlische, unwiderstehlich erweist.

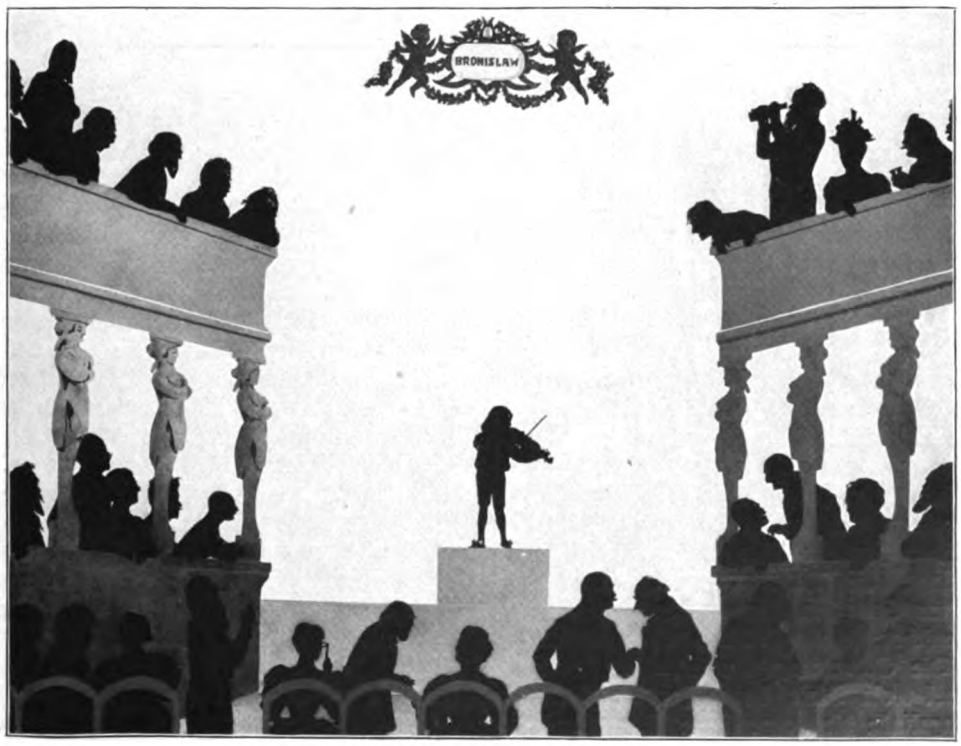
Man vergegenwärtige sich: inmitten einer wirbelnden Schar erlauchter Tänzer — Haydn und Schumann, Mozart und Bruckner, Händel und Gluck, Bülow und Brahms, Weber und Schubert bilden die fröhlichen Paare, während Wagner und Liszt die lustigsten Himmelsengel zu Partnern erwählten — steht, den hochgeschwungenen Geigenbogen in der Rechten, der wunderbare Zauberer, um ein Orchester drolligster Putti, mehr Bengel als Engel, zu dirigieren. Selbst der ehrwürdige Johann Sebastian, die heilige Cäcilie galant geleitend, naht sich dem blauschimmernden, von Sonne, Mond und Sternen und einem prächtigen Kometen erleuchteten Ballsaale, um einen gravitätischen Tanz zu versuchen, und sogar der

Hans von Bülow

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Emil Sauer



Bronislaw Hubermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richard Heuberger

gedankenvolle Beethoven scheint zu überlegen, ob er bleiben oder auf sein Zimmer zurückkehren solle, um an seiner Zehnten Symphonie weiterzuarbeiten ...

Aber ein Engelein
Lädt ihn gar zierlich an:
Meister, geh, sag' nicht nein —
Stürz' dich hinein!
Und auch der Ludewig
Kann nimmermehr zurück,
Schwingt schon das Bein!

so versuchte ich einmal dieser Szene im Dreivierteltaktversmaß gerecht zu werden.

Dr. Böhler hat eine größere Anzahl figurenreicher Tableaus geschaffen: Brahms' Ankunft im Himmel, den herben Hamburger weisend, den Robert Schumann, der seinen Stern zuerst begrüßte, an der Schwelle empfängt, indes Wagner einem Choral des Meisters Sebastian, der an der Orgel sitzt, zu lauschen scheint, »Bruckner im Himmel«, »Die Geburtstagsfeier Schuberts im Himmel«, ein Blatt, das außer dem Geburtstagskinde die ganze lange Reihe der Tondichter zeigt, die dem Sänger der Müllerlieder huldigt: durchweg Schattenbilder von erstaunlicher Kraft der Zeichnung und Originalität der Komposition. Aber auch in Einzeldarstellungen strahlt die Kunst des Silhouettisten in heiterstem Glanze. Da ist z. B. Johann Strauß nochmals, im Zeichen der Walzerkönigskrone, der Maske, des Zepters und des Geigenbogens, als Dirigent seines rauschenden Walzers »An der schönen blauen Donau« in mehreren charakteristischen Stellungen aufgezeigt, und um ihn, fröhlich dahinwirbelnd, das tanzende Wien, darunter sein einstiger Bürgermeister Dr. Karl Lueger, der Vindobona zur Partnerin erwählte, der Hofschauspieler Georg Reimers, der unverwüstliche Alexander Girardi, der Bismarcko della critica musicale Hanslick u. a. Wir haben in diesen Darstellungen des dirigierenden Johann Strauß authentische und lebensvollste Nachbildungen vor uns und dürfen glauben: so hat er am Podium gestanden und so den Bogen geschwungen! Denn die ganze Kunst Böhlers trägt das unverkennbare Zeichen einer inneren Wahrhaftigkeit, der jede Willkür fremd ist. Man betrachte sich einmal daraufhin die Schattenrisse Hans von Bülows oder Edvard Griegs wie auch die Reihe der damaligen Berliner Dirigenten Felix von Weingartner, Felix Mottl, Ferdinand Löwe und Joh. N. Fuchs. Man wird unschwer das Bemühen des Silhouettisten erkennen, nicht mehr zu geben als die Wirklichkeit, aber auch nicht weniger. Welch bewundernswerte Zeugnisse durchdringender Beobachtung bedeuten diese Dirigententypen! Die gespannte Konzentration, der geladene Wille, die herrscherische Energie jeder einzelnen Intelligenz und Individualität ist uns mit lebendigster Überzeugungskraft kundgetan. Man betrachte namentlich Grieg (der es sich nicht nehmen ließ, in Wien einst im Glacé zu dirigieren): eine Momentphotographie, von der man, ohne das Original zu kennen, behaupten möchte: frappant getroffen!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Tafeln »Gustav Mahler«, »Siegfried Wagner« und »Eduard Strauß« sind den Lesern dieser Hefte wohl noch in Erinnerung. Eine würdige Folie zu diesen Bravourstücken trefflicherer Darstellung bildet die Tafel »Richard Heuberger«, dessen »Opernball« und »Struwelpeter« vor Jahren so großen Erfolg hatten. Immer wieder müssen wir uns der Meisterschaft der Böhlerschen Schere und des verschwiegenen, aber desto wirksameren Humors des Künstlers erfreuen.

Hubermann, damals noch der kleine Bronislaw, ist nur einer in der langen Reihe der Podiumlöwen, auf die das scharfe Auge Dr. Böhlers immer gern Jagd machte. Als Wunderkind par excellence setzte damals »Bronislaw« eine Welt in Erstaunen, und auf unserm Blatt scheinen die gewiegtesten Habitués des Wiener Konzertsaales ob des Mirakels die Köpfe zu verlieren. Hanslick spricht auf eine Dame ein, wohl um ihr die Prinzipien »vom Musikalisch-Schönen« am praktischen Beispiel beizubringen, und Anton Bruckner, in einer Loge sichtbar, hält »Bronislaw« unzweifelhaft für einen Paganini redivivus.

Als Tasten-Alexander von furiosem Temperament ist Emil Sauer aufgefaßt. »Tannhäuser-Ouvertüre-Klavierbearbeitung von F. Liszt« — mit dieser allerdings sehr beredten Unterweisung glaubte uns der Silhouettist genug verraten zu haben, um uns das jähe Bocken und den endlich jammervollen Niederbruch des Bösendorfer Buzephalus erklärlich zu machen. Das Mahagoni-Ungeheuer ist bezwungen, und stolz darf der Sieger, der sich gleich anfangs als ein unwiderstehlicher Dompteur vorgestellt hatte, auf das Werk seiner Muskeln herabblicken.

Gelegentlich nahm Dr. Böhler auch Sänger oder Sängerinnen der Wiener Hofoper aufs Korn. So läßt er uns auf dem Blatte »Götterdämmerung« den berühmten Wagner-Sänger Hermann Winkelmann

Brahms Ankunft im Himmel

sehen, Baireuths ersten Parsifal, und Amalie Materna, die erste Kundry und Brünhilde der Festspiele. Es gilt der großen Szene, da Brünhild den freislichen Helden zu neuen Taten aufruft. Hans Richter dirigiert; Goldmark, Hanslick, Speidel, auch Grieg sind in den verschiedenen Logen und im Parterre sichtbar.

Über ein lustiges Capriccio, Engelbert Humperdinck mit Hänsel und Gretel und der Knusperhexe im Ringelreihen, wenden wir uns nun einer weihevollen, trotz ihrem kleinen Rahmen die ruhige Größe eines Gemäldes atmenden Darstellung der erlauchten Freunde Richard Wagner und Franz Liszt zu. Die Szene spielt wohl in Wahnfried. Liszt sitzt am Flügel, im Strom der Harmonien verloren, während Wagner, in vorgelehnter Stellung, dem Tönen sinnend hingegeben scheint. »In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister« — dieses Schattenbildchen beweist uns so recht, wie wenig der echte Künstler des großen Apparates bedarf, um intime und allgemein ansprechende Wirkungen zu erzielen.

Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Johann Strauß

Eine reiche Galerie Böhlerscher Silhouetten wäre dem schaufreudigen Auge noch vorzuführen, sie alle erfüllt von frohsinniger Kraft und Laune. Bruckner, der im Wiener Belvedere-Garten, vor einer Sphinx gedankenvoll postiert, das Rätsel des Lebens zu finden, und Wagner, der, unter einem Regenschirm geborgen, bei heftigem Unwetter das von ihm philosophisch behandelte Thema »Kunst und Klima« zu illustrieren scheint; Brahms, die unvermeidliche Zigarre zwischen den Lippen, dem »Roten Igel«, seiner Wiener Stammkneipe, zusteuernd, und Beethoven, in sturmgepeitschter Landschaft männlich ausschreitend, immer seinem Gotte nach: es sind nur einige der zahlreichen Nachbildungen, die die Zauberschere Dr. Böhlers uns zu immer neuem Genuß hinterlassen hat. Ihm war die seltene Gabe zu eigen, als Künstler im kleinsten Punkte die größte Kraft sammeln zu können, weil sein bewegliches, einzig nachahmungswürdiges und liebend anerkanntes Vorbild die lebendige Natur war, die Meisterin aller Meister.

So muß denn der Name Dr. Otto Böhler in der Schar der großen deutschen Scherenkünstler und -künstlerinnen, von Amalie Duttenhofer bis zu Paul Konewka und den modernen, als der glänzendsten einer genannt werden, und ein Sammelwerk seiner Kunst, dessen Erscheinen in Aussicht steht, wird wohl bei allen Freunden der Musik und ihrer Meister freudiger Aufnahme gewiß sein können.

Engelbert Humperdinck

Die seltne Hand, der auserles'ne Blick,
Der helle Geist, die froh geschaffen hatten:
Sie ließen uns in anmutreichen Schatten
Nur Licht und heitern Glanz zurück!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erinnerungen aus dem deutsch-dänischen Kriege von 1864

Nach den Aufzeichnungen zweier Österreicher, der Brüder Max von Rottauscher, k. k. Linienschiffskapitän, und Friedrich von Rottauscher, k. k. Rittmeister

II

Unter den Siegern von Helgoland

Auf der »Radetzky« — Empfangstrunk auf der »Schwarzenberg« — Bericht über die Schlacht — Die Verwüstungen auf der »Schwarzenberg« — Die düpierten Journale — Siegesfeste — Die Fährlichkeiten der Elbe — Unangenehme Bundesgenossen — Der Waffenstillstand läuft ab — Wiederum Krieg

Auf der »Radetzky«, in deren Stab ich übernommen wurde, waren die Reparaturen in vollem Gange. Hier und dort konnte man noch durch die Kugellöcher auf die See hinausschauen, da das Schiff im ganzen 51 Treffer an der Backbordseite hatte; ein Boot hing vollkommen zerschossen als zerknickte Holzmasse in den Taljen;* in der Nähe des Bugs klaffte eine Bresche. Dort war die Granate krepiert, die den Seekadetten Bielsky, dessen Ersatzmann ich war, niedergerissen hatte. Der Tapfere hatte sich, durch einen früheren Schuß bereits schwer verwundet und auf seinen Säbel gestützt, durch die Batterie geschleppt. Trotzdem ihn der Blutverlust zwang, sich an der Wand entlang zu tasten, hatte er die Mannschaften noch immer angefeuert, als das Geschoß die Planken aufriß und den Zuckenden in Feuer, Rauch und Eisenhagel begrub.

Die Matrosen verstummten, und auch mich wandelte es nachdenklich an, als nun die Waffen der Gefallenen unter ihnen verteilt wurden und sie je nach der Enterabteilung, in die sie eintraten, mit Gewehren und Bajonetten oder mit Pistolen und jenen schweren Entersäbeln beteilt wurden, deren plumpe weiße Körbe noch wenige Tage vorher eines nun Toten Faust hätten schützen sollen.

Seekadett Schönberger kam an Bord und lud mich zu einem Empfangstrunk auf der »Schwarzenberg« ein. Der siebzehnjährige Knabe, der für seine wackere Haltung die goldene Medaille erhalten hat, war noch auf einem Ohr durch den Krach einer nahe explodierten Granate taub, die rechte Seite seines Gesichts war vollkommen versengt. Er erzählte, wie vor dem Gefecht die Leute neben den Geschützen zum Gebet niedergekniet seien. Während der Geistliche im Ornat durch die Batterie ging und sie segnete, hätten sie, die breiten Hände auf die Körbe der Entersäbel gelegt, neugierig durch die Stückpforten aufs Meer und nach den herannahenden Dänen geschielt. Eine beinahe ausgelassene Stimmung war an Bord gewesen und hatte sich in dem Maße gesteigert, als die ersten feindlichen Schüsse kurz fielen. Bald nachher war eine Granate durch eine Stückpforte gefahren, unter einem Geschütz krepiert und hatte, mit grellem Feuer die Batterie durchleuchtend, die ganze Bedienung jener Kanone niedergemäht, indes deren Rohr wie belebt gegen die Decke sprang und niederpolternd einen Sprühregen von Holzsplittern streute. Diese seien das Gefährlichste in dem sich nun entspinnenden Kampfe gewesen und hätten furchtbare Verwundungen und ungewöhnliche Vorfälle verursacht. So sei durch sie einem Offizier die Kappe vom Kopf gespießt worden, und ein Matrose sei, als die Dänen schon wandten, plötzlich hoch aufgesprungen und mit grauenhaften Tanzschritten durch die Batterie gehüpft. Da er keine Verwundung aufwies, vermeinte man nicht anders, als daß er, was in Schlachten nicht selten ist, irrsinnig geworden sei. Als er aber niederbrach, um unter entsetzlichem Geschrei zu verröcheln, untersuchte man ihn genau. Und die Leiche zeigte nichts als einen feinen Spahn, der sich ins Rückenmark gebohrt hatte.

Als ich die »Schwarzenberg« betrat, hatte ich nur die eine Empfindung: wie es möglich wäre, daß nicht alle gefallen oder verbrannt seien. Jede Verwüstung auf dem »Radetzky« war nichts gegen die auf dem Flaggschiff Tegetthoffs, auf das die Dänen ihr Feuer konzentriert hatten. Es war, als habe der Feind ein Präzisionsschießen auf eine Scheibe veranstaltet. Die weißen Batteriestreifen waren von Löchern übersät, traurig stand der Stumpf des abgebrannten vorderen Mastes, der Vorderteil des Schiffes war halb verkohlt. Dort hatte die niederbrechende bren-

* Flaschenzüge.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nende Takelage die gezogenen Deckgeschütze und deren Bemannung in Flammen begraben, noch war durch den leisen Regen der ekle Geruch des geschwärzten Holzwerks zu spüren. Der schreitende Fuß knisterte über versengte Planken. Am furchtbarsten ließen sich die Verheerungen innenbords an. Überall sah man die Wirkung der krepierten Geschosse. Armlange zackige Holzspähne waren aus den Dielen gebogen, Balken wie aufgepflügt und eiserne Teile als von Riesenfaust verdreht. Gelegentlich der Beschießung Sebastopols hat auf einem englischen Linienschiff eine einzige explodierende Bombe derartige Panik hervorgerufen, daß sich die Bemannung der betroffenen Batterie auf den Raddampfer flüchtete, der, langseits gelegt, den Kämpfer schleppte. Ich erwähne dies, weil auf der »Schwarzenberg« in einer Batterie nicht weniger als fünf Granaten krepiert sind und die Mannschaft dennoch, wenn auch schon recht verstört, bei den Geschützen aushielt, und weil ich mit eignen Augen gesehen habe, daß die Bordwand an einer Stelle durch acht Meter derart aufgerissen war, daß das Gerippe der Fregatte nacktlag. Das Schiff verlor in einer Stunde beinahe ein Viertel der Bemannung. Brav hatten sich übrigens auch die Elbelotsen gehalten, und der der »Radetzky« war keinen Augenblick von der Seite des Kommandanten gewichen, obwohl auf den Schiffen jener Zeit die Brücke der gefährlichste Standort war.

Während beide Fregatten Tag und Nacht hell erleuchtet waren und von dem Hämmern der Zivilarbeiter dröhnten, während wir unsre ersten Instruktionen bekamen, die auf den Erfahrungen der Schlacht basierten und sowohl die Anwendung von Splitternetzen wie neuartige Exerzitien betrafen, bestürmten uns Besucher wie Journalisten um Berichte über das Gefecht. Mögliche und unmögliche Nachrichten wurden derart gierig in den Zeitungen kolportiert, daß wir eines Tags beschlossen, die öffentliche Meinung auf eine Probe ihrer Leichtgläubigkeit zu stellen und einen Brief folgenden Inhalts verfaßten:

»Ich heiße Johannes Müller, bin aus Flensburg gebürtig und muß auf der ‚Själand' dienen. Bei Helgoland hatten wir 80 Tote, die Maschine ist schwer havariert, der Steuerapparat zerschossen. Ich berichte dies, weil auf andre Weise keine wahre Nachricht über die dänischen Verluste nach Deutschland kommen kann. Meine Eltern sind Fuhrleute, grüßt sie von ihrem Sohne!«

Dieses Schreiben warfen wir, in eine Flasche verschlossen, in die See. Hannoversche Fischer fingen das Dokument an der Wesermündung auf, und drei Tage später stand Johannes Müllers authentischer Bericht in allen Zeitungen Norddeutschlands, wurde fachgemäß kommentiert und gebar Leitartikel. Das beste war, daß jene Fischer überdies noch von der Regierung 100 Taler Belohnung erhielten, was uns derart beunruhigte, daß wir unverbrüchliches Schweigen gelobten. Erst heute, nach fünfzig Jahren, glaube ich den Vorhang über Johannes Müllers Leidensgeschichte mit ruhigem Gewissen lüften zu dürfen.

Aber die Begeisterung in Cusnase und Risibisi, wie die Matrosen Cuxhaven und Ritzebüttel nannten, wogte endlos und unerschöpflich weiter durch jene Zeiten. Kein Tag verging, der nicht auf breiten Küstenbooten Visiten aus allen Teilen Deutschlands an Bord brachte, die ehrfürchtig die kugel- und flammengeheiligten Denkmale neu erstehender nationaler Einigung bis in die letzten Winkel durchkrochen. An Land reihte sich mit Lampions und Windlichtern Fest an Fest, Gelage für den Stab, Bälle für die Matrosen. Die stets wiederkehrenden Klänge des Radetzkymarsches brausten durch die girlandengeschmückten Säle, auf das geschickteste verständigten sich die Matrosen durch Zeichenspiel mit den blonden schwerblütigen Mädchen.

Kurz, unser Aufenhalt in Cuxhaven war eitel Wonne, bloß zwei Dinge unbehaglich: die Elbe und die Preußen. Wir hatten gegen die unbekannten Stromverhältnisse hart zu kämpfen, und die Schnelligkeit, mit der sich das aufgestaute Wasser bei eintretender Ebbe ins Meer wirft, brachte die unangenehmsten Zwischenfälle. So sollte ich einmal als Corveekadett Offiziere vom Lande abholen. Ein schwerer Nordwest hatte die Elbe aufwärtsgedrückt, und eben, als wir vom Stege abstießen, um an Bord zurückzurudern, setzte das furchtbare Ziehen der Elbeströmung ein. Wir tasteten uns erst am Ufer hinauf, um dann schief abfallend an die »Radetzky« zu gelangen. Da wollte es das Unglück, daß an der Backspiere ein Boot hing, ein Zufall, den wir der Dunkel-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit halber erst merkten, als es kurz vor uns auftauchte. Wir alle vermeinten nicht anders, als daß wir daran kentern müßten. Doch als wir daranprallten, wurde es durch unser Boot in die Luft gehoben, setzte wie ein Pferd über uns hinweg, wobei zweien der Matrosen die Rippen eingedrückt wurden und Schiffsfähnrich Henneberg, der neben mir saß, an der Schulter erfaßt, in die Elbe stürzte. Dann riß die Strömung uns achter der Fregatte, von der aus Rettungsleinen geworfen wurden. Leute schrien, Lichter liefen oben hin und her, mit Mühe gelang es, den schon sehr Erschöpften ins Boot zu zerren. Wir übrigen zogen mit den Kräften der Verzweiflung und konnten uns erst nach schwerer Arbeit unter Bord holen. Ein zweites Mal wieder geschah es, daß einer der Besucher beim Erklettern des Fallreeps ausglitt und im Strom verschwand, ohne daß es möglich gewesen wäre, ihm beizuspringen. Nichts blieb von ihm, dessen Namen niemand wußte und auch später nicht erfuhr, als der Zylinder. Dieser schwamm einsam auf dem Wasser dem offenen Meere zu.

War dies unheimlich genug und störte mit manchen ähnlichen Zwischenfällen die Feste, bei denen man nie recht wußte, ob man mit heiler Haut wieder werde an Bord kommen, so lag zwischen uns und unserm Bundesgenossen eine unausgesprochene, doch um so schärfere Antagonie. Österreichische Landoffiziere, die für die Zeit des bald nach Helgoland geschlossenen Waffenstillstandes ihren Urlaub in Cuxhaven verbrachten, mehrten ihn. Die Offiziere der preußischen Schiffe wichen uns aus und wir ihnen. Man grüßte sich steif. Die Ahnung eines kommenden Krieges lag schon in der Luft; für jedermann war es klar, daß man sich nicht in die Ewigkeit als gleichberechtigt werde betrachten können, und die Frage der Vorherrschaft war für niemand brennender als jene, die gegen Dänemark miteinander gefochten und die Unzulänglichkeit solchen Systems am eignen Leibe erfahren hatten. Während der Hauptmann der hamburgischen Kompagnie zu unsern bewährtesten Kumpanen zählte, während Sängerbanden und Bevölkerung unermüdlich den Radetzkymarsch und die Volkshymne wiederholten, hielten sich die Preußen kühl abseits. Es kam wohl zu ergötzlichen Szenen, wie jene, da ein Unteroffizier unsrer Marine-Infanterie schon ziemlich angeheitert von seinem Tisch aufstand und nach einem mitfühlenden Herzen für seinen Patriotismus suchte. Wankend landete er endlich bei einem Maaten des »Adler« und redete ihm aufs eindringlichste zu, mit ihm Brüderschaft zu trinken. Als dieser, der vor seinem Biertopf allein saß, sein sprödes »Nee« schleuderte, ergriff den Rührseligen die Begeisterung mit jener wirren Gedankenfolge der Trunkenen. »Wann mi mei Kaiser ruft,« schrie er unter Tränen, »wann mi mei Kaiser ruft, dann stirb ich für ihn, dann laß' ich mich gern für ihn erschießen!« Der Preuße hörte längere Zeit diesem Monologe zu, dann maß er den andern mit aller ihm zu Gebote stehenden Steife. »Was erzählen Sie mir das?« fragte er, »wenn es Sie so freut, sich erschießen zu lassen: Ihre Sache! Mir ist der Tod niemals als Pläsier erschienen.« Nahm seinen Biertopf und ließ den Verdutzten sitzen.

Dann erzählten uns wieder Landoffiziere über die unerträgliche Arroganz, lederne Korrektheit und Großmannssucht der Bundesgenossen. Gefährlicher aber als die Scherze, die sie darüber rissen, waren ihre Urteile über die preußische Armee. Es herrschte unter ihnen so ziemlich nur die einzige Meinung: die Leute sähen gut aus und die Chargen seien schneidig, aber der preußischen Kriegführung mangle das Soldatische. Sie hätten nicht unser heldenmütiges Prinzip, bei jeder sich ergebenden Gelegenheit Sturm zu laufen. Ohne dieses Prinzip aber sei doch der Krieg ganz ohne Poesie. »Wißt's,« sagten sie buchstäblich, »die machen das aber schon ganz komisch. Erst gehen s' links, nachher gehen s' rechts, und zum Schluß kommen s' erst recht von hinten.« Nur wenige gab es, die anders sprachen.

So verflossen mit Sticheleien einerseits, Festen anderseits die Zeiten des Waffenstillstandes. Wir ersehnten nichts so sehr, als daß Dänemark störrig bleiben möchte. Und dieser Wunsch wurde erfüllt. Tegetthoff kam in Begleitung eines Fregattenkapitäns an Bord. Er besichtigte die fertiggestellten Reparaturen bis ins letzte Detail. Dann hielt er eine Ansprache an die versammelte Bemannung, in der er sie aufs wärmste für ihre tapfere Haltung bei der helgoländischen Affäre belobte und die Hoffnung neuer Taten aussprach. Dabei stand der Admiral mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gekreuzten Armen neben dem Gangspill.* An diesem Manne war eine unendliche Ruhe; von allen Verrenkungen und Saloppheiten, mit denen Maler ihn dargestellt haben, war nie etwas zu bemerken.

Der Waffenstillstand lief, ohne daß Frieden geschlossen worden war, ab. Wie man aus verläßlicher Quelle wußte, hatten die Dänen ihre beschädigten drei Schiffe wieder schlagfertig gemacht, ihr Panzer »Rolf Krake« und zwei gepanzerte Kanonenboote kreuzten im Sund, und wir mußten uns darauf gefaßt machen, plötzlich einer doppelten Übermacht entgegenzustehen. So gingen »Schwarzenberg«, »Radetzky« und die zwei preußischen Kanonenboote am 24. Juni in See, um sich mit den übrigen Schiffen, die vor Texel lagen, zu vereinigen und so gestärkt dem gestärkten Feinde die Spitze zu bieten.

Die Suche nach den Dänen. Unternehmung gegen Sylt. Heimkehr

Fahrt nach Texel — »Radetzky« muß des Sturmes halber nach Cuxhaven zurück — Vereinigung mit den übrigen Schiffen — Vor Texel — Englische Spionage — Angriff auf die westfriesischen Inseln — Kapitän Hammers Gefangennahme — Friede

Ich war zum erstenmal auf einem Schiffe in Krieg und See zugleich, eine Situation, die mich phantastisch genug bewegte, und dies um so mehr, als es das rechte Wetter für derlei Gefühle war. Ein Südweststurm ließ die Wogen an den hochbordigen Fregatten emporklommern, knatternd pochte es an den geschlossenen Stückpforten, die Geschütze ächzten an den Haltseilen, und Regenbö um Regenbö ging über uns weg. Ich sah auf die bald wolkenverhangene, bald hell erleuchtete See hinaus und empfand das Unheimliche und Ungewohnte des gelben nordischen Meeres aufs tiefste. Wir alle waren ja südliches Blau gewohnt und strömende Sonne.

Voran lief die »Schwarzenberg«, der wir nur schwer ihrer stärkeren Maschine halber folgen konnten, dann kam »Radetzky« und schließlich die beiden Preußen. Oft mußte der Lauf gehemmt werden, um nicht den Kontakt zu verlieren. Es war ehrlich ein böses Schauspiel, wie die kleinen Kanonenboote gegen die See arbeiteten, wie sie oft ganz in stürzenden Wassermassen verschwanden und sich doch erbittert herausschüttelten, um uns kurzatmig und verzweifelt nachzueilen. Sie wären lieber zugrunde gegangen, ehe sie ihre Unzulänglichkeit eingestanden hätten. Ich blickte mit dem Fernrohr hinüber. Doch keine Anstalt dazu, die Bitte um den Hafen zu hissen, war bemerkbar. Nur Woge um Woge rollte über das niedere Deck der Preußen, und die Gischt mengte sich mit dem schweren Rauche. Endlich befahl die »Schwarzenberg«: »‚Blitz' und ‚Basilisk' in die Weser abfallen!« Erbärmlich schwankend gingen die beiden Boote de pojada* und enthasteten durch die niederfegenden Wolken unsern Auslugern.

Nun waren wir nicht mehr durch Rücksichten gebunden. Wir wühlten uns einige Zeit im begonnenen Kurs weiter, dann hißte Tegetthoff das Signal, daß wir uns bereithalten sollten, in Schlepp zu gehen. Wirklich strich »Schwarzenberg« mit großer Schwierigkeit ein Boot, es brachte mit ebensolcher Schwierigkeit das Tau und lag bald wieder wirr rudernd an der Flanke des Flaggschiffes, das sich als riesiger träger Holzberg in der See tief hin und her neigte. Da eben, als das an den Taljen aufgehißte Boot über dem Wasser schwebte, machte »Schwarzenberg« eine schwere Rollbewegung. Es war, als streckten die Krane das kleine hängende Fahrzeug weit von sich in die Lüfte. Ein Matrose wurde wie eine Puppe im Bogen herausgeschleudert, stürzte auf die noch schiefe Seite der Fregatte, um von dieser mit dem Rückschlag abzugleiten und rettungslos in die empörte See zu kollern.

Eine Zeitlang schleppte uns nun Tegetthoff, die beiden Schiffe zerrten gleich ungestümen zusammengeketteten Riesen aneinander, dann riß die Trosse,** und der eine Teil fuhr krachend zurück und fegte als wütende Schlange über unser ganzes Deck. Damit wurde es unmöglich, mit der stärkeren »Schwarzenberg« gleichen Lauf zu halten. Der Admiral befahl, nach Cuxhaven zurückzukehren, dort zu verbleiben, bis besseres Wetter eingetreten sei, und setzte allein die Reise fort. Bei solchem Sturme war von den Dänen nichts zu fürchten.

Während des Abfallens rollte die »Ra-

* Apparat zum Einwinden der Ankerkette.

* Kehrten um.

** Schlepptau.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

detzky« mehrmals derart furchtbar, daß wir nicht anders vermeinten, als daß die Fregatte nun und nun kentern müßte; die Geschützkugeln kollerten aus den Rampen und durchflogen die Batterien, die Kanonen rissen und stöhnten an ihren Seevertäuungen, indes Wasserberge an die Bordwand preßten, als wollten sie diese eindrücken. Wieder stürzte ein Matrose, der zweite innerhalb einer Stunde, ins Meer, und der schrille Schreckensschrei »Mann über Bord!«, das warnende Heulen der Bootsmannspfeifen, das Läuten des Maschinentelegraphen durchwütete die ganze Nacht meine Träume.

»Radetzky« verblieb bis zum 26. in Cuxhaven, dann begann sie die Fahrt abermals, anfangs unter besseren Wetterverhältnissen, bald aber bei neuerlichem Sturm. Doch wir mußten vorwärts, denn der Gedanke, bei einer für den Gegner günstigeren See auf die ganze dänische Flotte zu stoßen, hatte für uns, die wir nicht gleich den Kanonenbooten die Flüsse aufwärts flüchten konnten, nichts absonderlich Erbauliches an sich. Arg zerzaust erreichten wir Texel.

Trotz der Befürchtung, bei so schwerem Wetter keinen Lotsen bekommen zu können und am Ende kreuzen zu müssen, segelte uns ein Kutter entgegen. Als wolle er den Ruf der Holländer als vorzügliche Seeleute beweisen, setzte er kaltblütig eine Jolle mit zwei Mann aus, und wenige Augenblicke später stand ein dicker gemütlicher Herr, den Zylinder auf dem Kopf, auf Deck, und grüßte lächelnd, als trete er in eine Teestube ein. Unsre stürmischen Fragen nach der Eskader beantwortete er mit der schönen Versicherung, daß sich die Ostenrikers trefflich »amiisorten«, eine Auskunft, die uns sehr beruhigte.

Vor Texel lagen damals folgende Schiffe: der Panzer »Don Juan d'Austria«, das Linienschiff »Kaiser«, die Fregatte »Schwarzenberg«, die Korvette »Erzherzog Friedrich«, die Kanonenboote »Seehund« und »Wal« und Raddampfer »Elisabeth«. Sie waren von Konteradmiral Baron Wüllerstorff kommandiert, einem wissenschaftlich hochgebildeten Manne, der die Forschungsreise der »Novara« geleitet hatte. Als sein Flaggen-Kapitän fungierte sein engster Freund Baron Pöck, auch seinerzeit auf der »Novara« sein nächster Untergebener. Dieser war ein eiserner Kopf und nichts als Kriegsmann, der trotz großer maritimer Begabung nichts so schmerzlich empfand, als daß ihm Se. Majestät die schon zweimal vorgebrachte Bitte, zur Kavallerie übertreten zu dürfen, stets abgeschlagen hatte. Wie man sich erzählte, war der Sieger von den beiden nicht sonderlich liebenswürdig aufgenommen werden. Der Stachel Helgoland saß den Ehrgeizigen im Herzen, und überdies hatte Tegetthoff, der zum Konteradmiral ernannt worden war, den rangälteren Pöck im Avancement übersprungen. Derlei Menschlichkeit mag im ersten Ansehen kleinlich und ganzer Männer unwert erscheinen. Doch hatte immerhin ein viel jüngerer Offizier das Glück gehabt, der Elite der Eskader vorgestanden zu sein und den Feind getroffen zu haben, indes desperate Umstände, an denen das System der früheren Jahre allein, und weder Pöck noch Wüllerstorff schuld trug, diese beiden zur Vorsicht und zur emsigen, aber undankbaren Arbeit stiller Waffenschmiede verurteilt hatten. Nun freilich war die Eskader zu einer Macht gereift, die auch innerlich den Wert trug, den sie äußerlich darstellte. Nun freilich konnte sie etwas bedeuten, aber inzwischen hatte ein andrer den Sieg erfochten, und sein Name überstrahlte den Namen seines Vorgesetzten, während sich dieses, des stillen Arbeiters, niemand entsann. Und wie das Leben sich manchmal darin gefällt, seinen Treppenwitz ins Groteske zu steigern, so sollte auch zwei Jahre später mit einer Eskader, deren Kern jene von Wüllerstorff in Texel gestählte und gedrillte Mannschaft bildete, jener andre, viel jüngere, die Weltgeschichte an sich zwingen. Wir auf der »Radetzky» sahen derart wohlgeübte Schiffe beisammen, wie wir sie in solcher Zahl unter der kaiserlichen Flagge noch nicht erblickt hatten. Die Mißhelligkeiten zwischen den Befehlshabern waren äußerlich kaum merkbar; wir alle wußten, daß Tegetthoff Manns genug war, als ein Starker schweigend zu gehorchen. Wüllerstorf brannte danach, sich seinerseits mit dem Feinde zu messen; mit einem Wort: es war alle Aussicht zu einer großen Seeschlacht vorhanden. Das tat nicht weniger wohl als die Art, mit der uns nun zur Abwechslung die Holländer jedes Gute und Liebe taten. Englands öffentliche Meinung tobte gegen Österreich, Grund genug für die Niederlande, es deshalb zu schätzen. Man umlagerte uns in Restaurants und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bars und hatte an den Gästen nichts auszusetzen, als daß sie die Zigarrenstummel auf den Boden warfen. Um dieser Eigenschaft willen standen wir bei diesen Reinlichkeitsfanatikern schon in derart üblem Rufe, daß das Verglimmen einer Zigarre genügte, um unter den Guten ein wahres Laufen nach Näpfen zu verursachen. Dann standen allerliebste Mädchen mit Goldhauben ernsthaft da, hatten jedes eine Aschenschale und hielten sie uns flehenden Blickes entgegen.

England aber zeigte sich immer besser. Bald sollte ich mit eignen Augen eine Probe sehen. Wir hatten kurz nach der Vereinigung Texel verlassen, hatten mit einer scharfen Rekognoszierung die Nordsee bis zur Spitze Jütlands durchquert, ohne, zu Wüllerstorffs Zorn, einen einzigen Dänen zu sichten, und waren wieder in das alte Cuxhaven zurückgekehrt. Da erschien ein Raddampfer der britischen Kriegsmarine. War es der Ärger, daß wir demonstrativ unter den englischen Geschützen Helgoland passiert hatten, war es, daß die Briten es für notwendig fanden, die neue Eskader zu inspizieren, um nach Kopenhagen Bericht erstatten zu können: das Fahrzeug lief langsam, einem Spaziergänger gleich, der sich Auslagen ansieht, die Reihe der österreichischen Schiffe entlang. Seine Offiziere standen auf Deck, einige machten auf das ungenierteste Notizen.

In Cuxhaven herrschte, als nun der Engländer überdies knapp ober uns im Strome Anker warf, nicht minder empörte Erbitterung als auf der Eskader. Die Bewohner des Ortes taten das, was uns das Völkerrecht verbot: sie zeigten offene Feindseligkeit, weigerten den Verkauf von Lebensmitteln und umdrängten die englischen Offiziere und Mannschaften gelegentlich des Landganges derart mit Drohungen und Schmähungen, daß der ungebetene Gast vorzog, noch am selben Abend abzudampfen.

Wüllerstorff, der auf eine Seeschlacht gehofft hatte, sah sich in der unangenehmen Lage eines Admirals, der den Feind nicht erreichen kann noch darf. Denn die Dänen lagen im Inselgewirr des Belts, und ein Einlaufen in jene Gewässer war aus politischen Gründen unmöglich. Man befürchtete in diesem Falle Englands Kriegserklärung. So zwang uns die öffentliche Meinung Norddeutschlands zum Angriff auf Sylt und Föhr, ein Unternehmen, das nicht im Verhältnis zu dem ersehnten Traumbilde stand. Doch ein merkwürdiges Phänomen der Massenpsychologie drückte auf die Regierung und damit auf die Eskader. In Sylt behauptete sich der dänische Kapitän Hammer seit Beginn des Feldzuges unerschütterlich aus dem triftigsten aller Gründe, nämlich dem, daß ihm noch niemand ernstlich etwas zuleide getan hatte. Nun, da es bis zur Festung Frederikshaven auch für die Landarmee nichts mehr zu erobern gab und neue Sensationen auszubleiben drohten, erhob sich plötzlich das Gerücht, jener Kapitän Hammer maßregle auf brutalste Weise die deutsche Bevölkerung der Inseln und nehme an den Wehrlosen Rache für die Niederlage der dänischen Truppen. Woher und wieso diese Nachricht, die keineswegs der Wahrheit entsprach, zu dem Wutschrei von Millionen Menschen wurde, gehört in ein Gebiet, das mir oft an jenes der Pathologie oder des Tierseelischen zu grenzen scheint. Ganz Norddeutschland war plötzlich von dem Gedanken fasziniert, der Kapitän sei ein blutdürstiger Mörder und müsse unschädlich gemacht werden, widrigenfalls er vor dem Friedensschlusse die Sylter töten werde. Selbst unsre begeisterten Cuxhavener mischten schon hier und dort in die Klänge des Radetzkymarsches, mitten in ein Fest, den drohenden Ruf: »Kapitän Hammer! Wo ist Kapitän Hammer?«

So mußte man sich denn wohl oder übel an den Fang des Gefährlichen machen. Zu Wasser wie zu Land wurden umfassende Maßnahmen getroffen, denn Flüchtlinge hatten ihr möglichstes getan, die Macht des Dänen aufzubauschen. Diese bestand in Wahrheit aus etwa 150 Mann Zollwächtern und einigen mit kleinen Drehbassen bestückten Kuttern. »Schwarzenberg«, »Radetzky«, »Wal«, »Seehund« sowie die preußischen Kanonenboote liefen bei ruhigem Wetter aus, um die Aktion zu Lande zu unterstützen. Während die Österreicher sich vor den Ausfahrten der Inselkanäle postierten, drangen die zwei Preußen in das seichte Wattmeer ein, und zugleich erreichte ein österreichisches Jägerbataillon watend Sylt. Unsre Fregatte lag todeinsam in der sanften, zähen Dünung der See, kaum daß wir als schmalen Streif am Horizont die Halligen sahen. Die Landungsdetachements standen auf Deck und in der Batterie bereit,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marineinfanterie sowie die erste Enterabteilung der Matrosen, die faltigen Mützen am Kinn festgebunden. Die Boote waren klar und in ihnen schon die kleinen Fahrgeschütze verstaut. So standen wir Stunden um Stunden, die Leute die Gewehre zwischen den Knien und an die Wände gelehnt. Die Fregatte neigte sich leise rechts, leise links und hob mechanisch immer wieder eine triefende Flanke aus der See. Manchmal stieg einer zu dem Wachhabenden auf die Brücke, um gleich diesem mit dem Fernrohr die Inseln abzusuchen. Nach langer Zeit vermeinten wir den dünnen Knall eines Gewehrschusses gehört zu haben. Vielleicht war es auch Täuschung, denn das seichte Wasser hatte uns gezwungen, unmäßig weit abzubleiben.

Wir warteten bis Abend. Die preußischen Kanonenboote kamen zurück und signalisierten, die dänische Garnison habe sich ergeben. Der Kapitän hatte das klügste getan und vor der fünfzigfachen Übermacht kapituliert; der Ehrgeiz, ein Held zu werden, war dem dicken Manne fremd. So rüsteten wir denn verdrossen ab und nahmen wieder Kurs nach Cuxhaven.

Durch die ganzen deutschen Lande aber ging ein einziger Jubelschrei: »Hammer ist gefangen!« In den Kneipen sang man nach der Melodie des »dapperen Landsoldaten«, des dänischen Kriegsliedes, höhnische Verse auf einen behaglichen Mann, den der Wille seiner Gegner mit dem unverdienten Titel eines kriegerischen und mordlustigen Flibustiers gebrandmarkt hatte.

Kurz danach wurde der Friede geschlossen, mit ihm unser erhofftes Trafalgar begraben. Noch rollten wir einige Zeit in den norddeutschen Häfen umher, so in Hamburg und Bremerhaven. Doch wir waren die Größen, die zwecklos geworden waren und, so schwer uns auch das Scheiden wurde, Abschied nehmen mußten, ehe man unser überdrüssig wurde. Manche aber blieben. Die einen, da sie sich verlobt und den Dienst quittiert hatten, um nunmehr des hamburgischen Senators und Schwiegervaters Kaffeesäcke zu zählen und Tabakpreise zu notieren, die andern, da die heimatliche Küste, das düstere Meer und die weiße Flagge mit dem schwarzen Adler sie mit Sehnsucht überkommen hatte.

Geige in der Nacht

Eine schwermutsvolle Geige
Weinte leise durch die Nacht,
Und bei ihren wehen Klagen
Ist die Sehnsucht aufgewacht.

Mit dem Seelenklang der Geige
Hat mein Schluchzen sich vereint,
Und der Nacht geheime Stimme
Hat unhörbar mitgeweint ...

Eine schwermutsvolle Geige
Weinte leise durch die Nacht —
Und bei all den wehen Klagen
Hab' ich nur an dich gedacht.

Erich K. Schmidt

Der Postillion

Einst kam die Post die Brück' entlang;
Mein Liebster saß darauf.
Ich lauschte, wie sein Horn erklang,
Und blickte selig auf.

Das ist nun alles längst vorbei;
Das Posthorn ist verklungen.
Die alte Liebe sprang entzwei.
Das Herz hat ausgesungen.

Bald kommt ein andrer Postillion
Mit schwarzverhängten Rappen,
Kommt nah und näher, kennt mich schon!
Hört ihr die Rößlein trappen?

Da muß ich mit. Leb' wohl, o Welt!
Ich fahr' ins andre Leben! —
Noch hör' ich, wie das Posthorn gellt.
Das Wasser rauscht daneben.

Clara von Sydow

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Emil Himmelheber

Roman von Anton Fendrich

IV (Schluß)

Schuhmacherphilosophie

In dem melancholischen Bummelzug, der durch die Spätsommerhitze der deutschen Grenze entgegenfuhr, saß Emil Himmelheber und schaute stundenlang in die vorübertanzenden Stoppelfelder und abgemähten Matten, auf denen schon die Herbstzeitlosen sich zeigten.

War's nicht ein ansehnliches Häuflein von Glück und Pein, von Seligkeit und Scham, was er in den langen Wanderwochen auf seinem Haupt vereinigt hatte? Aber während die Eindrücke von Mariannens reifer Weiblichkeit, Lottens funkelnder Sprödе und Melchiors stummem Untergang vor seinen inneren Sinnen langsam verblaßten, wuchs in ihm die Klarheit darüber, daß bis jetzt seine Flucht aus Amt und Heimat ohne Früchte geblieben, und daß sein Ringen nach einem stärkeren Dasein und festeren Herzen erfolglos gewesen war. Mit dem neuen Menschen, den er sich hatte anziehen wollen, sah es noch recht windig aus. Anderseits gewann die Gewißheit, daß er so fadenscheinig an Rock und Seele vor seiner Mutter nicht erscheinen dürfe, die Oberhand über den schon leise nahenden Entschluß, durch einen, wenn auch nicht rühmlichen, so doch redlichen Rückzug die Wege nach dem gelobten Land für immer zu verlassen.

So sprang er in Olten resolut aus dem Zug und fuhr, anstatt nordwärts nach Rheineck, ostwärts einem See zu, an dessen Ufern das Landerziehungsheim seines alten Schulfreundes stand. Dort winkte ihm das, was ihn wenigstens für einige Zeit aus seiner grillenfängerischen Qual mit sich selbst erlösen würde: Arbeit.

Der rasch gefaßte Entschluß machte Emil das Herz um vieles leichter, aber — so fragte er sich — würde die Arbeit, der er doch nun schon so manches Jahr wahrhaftig nicht aus dem Wege gegangen war, ihm auch über die letzte Frage weghelfen, an deren Lösung ihm sein Schicksal zu hängen schien? Als er an jenem Maimorgen seine Mutter, seinen Garten, Anna, das Mädchen vom Turm, hinter sich gelassen, da lebte er alles Ernstes des Glaubens, er müsse sich das so mühsam und mit aufrichtigem Ernst erdenken. Und nun hatte er erfahren müssen, daß das Leben so frei ist, sich die Menschen so zu erdenken, wie es ihm gefällt, und daß die Welt uns streichelnd umarmt oder erdrückend umspannt, so wie es ihr gerade für den Augenblick gut und nötig erscheint. Ja, daß Leben und Welt von diesem ihrem Recht selbst in den Zeiten unsrer aufrichtigsten Selbstbesinnung ausgiebigsten Gebrauch machen.

Emil sah durchs offene Fenster des Zuges bohrend ins Weite und fragte sich, was es für eine Hilfe gäbe gegen diese Macht der Außenwelt, die zuerst bittend und fordernd mit all ihrem sanften und herben Weh an uns herantritt und, wenn wir helfen wollen, uns widerstandslos in ihre Netze einspinnt.

Da hielt der Zug im Bahnhof einer größeren Stadt. Es stiegen viel Leute ein, und als der Zugführer das Signal zum Weiterfahren gab, hörte Emil auf einmal eine Stimme hinter sich: »Grüß Gott auch, Herr Doktor! Alleweil noch in die Berg?« Zugleich spürte er einen Finger, der leise auf seine Schulter tippte, und als er sich umkehrte, stand vor ihm eine hagere, himmelhohe Gestalt mit einer Hakennase und einem feinen Lächeln um den schmalen Mund.

Freudig verwundert rief Emil aus: »Grüß Gott, Achleitner, wie kommt Ihr hierher?«

»Ganz mit natürlichen Dingen ist's zugangen, Herr Doktor. Alle Jahr vor dem Winter komm' ich hierher auf die große Ledermess' und kauf' zusammen, was ich brauch' für das Fußwerk der Brinder. Weit ist's nicht von uns in die Ostschweiz, und das Leder, wenn auch nicht billiger, so doch besser als das österreichische.«

»Und wie geht's im Brindertal, Achleitner?«

»Ha!« lachte der Gefragte. »Den einen gut, den andern schlecht, je nachdem wie sie's treiben.«

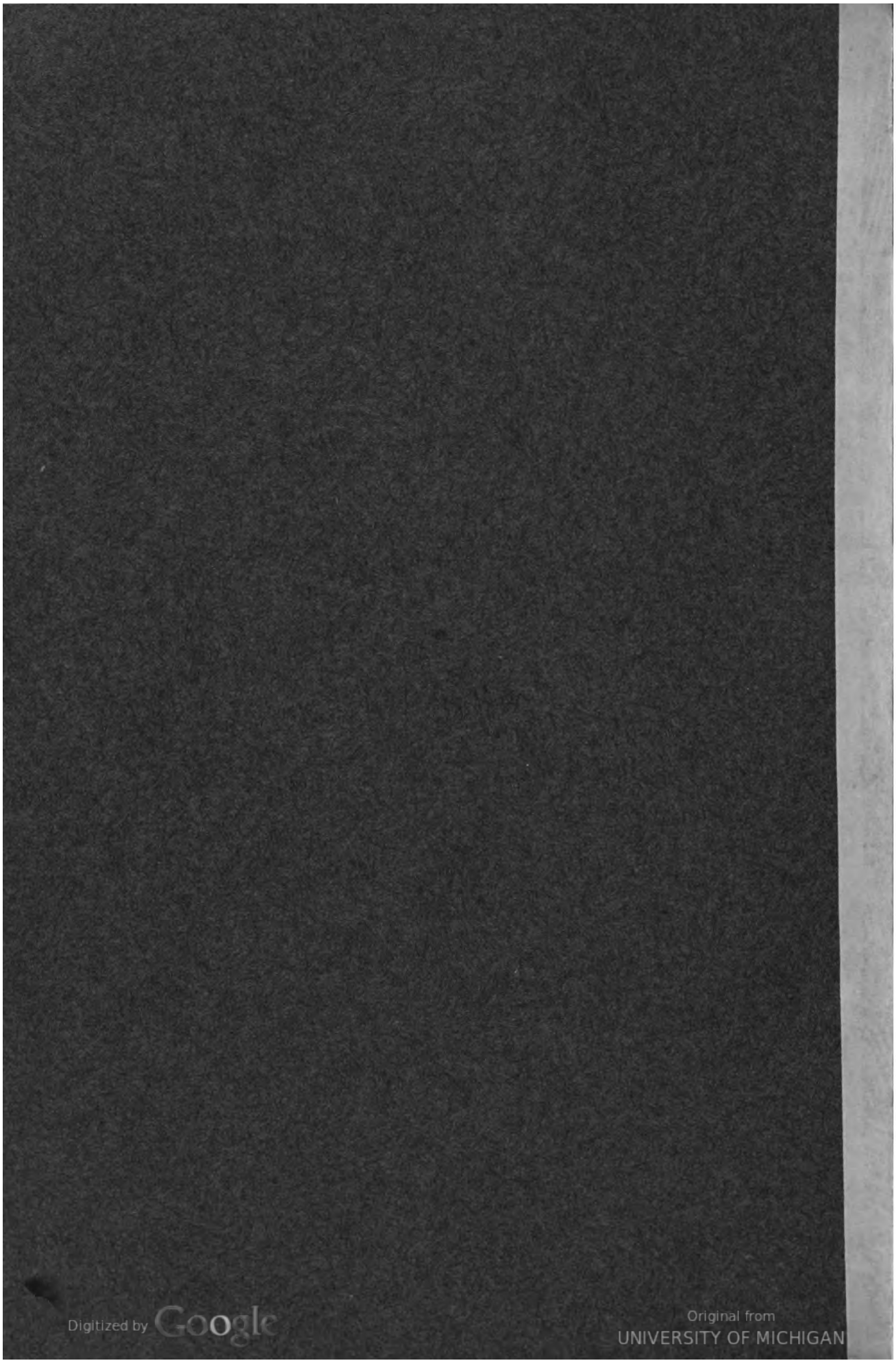
»Kommt's denn wirklich immer nur darauf an, wie man's treibt?« fragte Emil mit leichter Ungehaltenheit.

»Aha, da wären wir ja schon wieder mitten drin in der hohen Philosophie, wie immer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Walter Thor: Ilse Küstner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Brind!« sagte der Achleitner mit leichtem Spott, bot Emil eine Prise an und nahm dann selber eine. »Ja, 's wird wohl so bleiben, so lang als die Welt steht, daß so, wie man's treibt, es geht.« Er nahm noch eine Prise und fügte dann mit schelmischer Trockenheit hinzu: »Dem Brinder Hauptlehrer zum Beispiel geht's ganz gut.«

»Wie kommen Sie grad auf den, Achleitner, wie hat's der trieben?«

»Der heiratet auf Martini die Gemswirtin,« sagte der alte Schuhmacher und sah dabei Emil mit seinen heiteren grauen Äuglein gespannt an.

Da ging ein frohes Atmen durch Emils Brust: »Was Ihr nicht sagt, wie mich das freut! Schau, schau, der hat noch Courage gehabt!«

»Freili, hat er sie g'habt! Vom Schulmeister zum Gemswirt ist schon ein ganz schöner Sprung.«

»Wie hat er das nur angefangen, der Herr Amethystus Finneisen?«

»Ganz gescheit hat er's angefangen. Z'erschten hat er die Huberin sterben lassen. Die hat kaum acht Tage nach Ihrer Abreis' der Schlag g'rührt. Und dann hat er fest zugegriffen.«

»Ja, ja,« meinte Emil nachdenklich, »fest fassen und leicht lassen, wenn man merkt, daß es nichts war, das ist die Hauptsach'!«

»Oder«, ergänzte der Achleitner, »gleich die Händ' da weglassen, wo sie nichts zu tun haben. Das ischt noch probater und erspart manch blaues Aug'.«

»Ja, Achleitner, wenn einem aber die blauen Mäler von denen geschlagen werden, die einen zuerst um Hilfe angehen?«

Der Zug fuhr jetzt durch einen Tunnel, und als es wieder Tag geworden war, antwortete der alte Schuhmacher: »Das kenn' ich schon, bin auch einmal jung gewesen, Herr Doktor. Wissen S', wie in solchen Fällen meine Mutter selig gesagt hat? — Da hat's an den sauberen Augen gefehlt, hat sie gesagt.«

»Das versteh' ich nicht ganz, Achleitner.«

»Meine Mutter«, begann der Achleitner, »isch alleweil, so was man eine gescheite Frau heißt, gewesen. Bub, hat sie g'sagt, die Augen sind die Hauptsach' beim Menschen. Dabrauf mußt achtgeben, denn schau: es gibt halt dreierlei Sorten von Leut' auf der Welt. Die mehrsten sind die mit den schieligen Augen und den harten Herzen, die denken nur immer an sich und wollen alleweil geholfen haben. Die wenigeren sind die mit den guten Herzen, aber den lieben dummen Augen. Die möchten am liebsten grad' überall helfen, aber kommen nie dazu, weil's immer die Nasen in der Luft haben und so über jeden Stein im Weg stolpern. Und die allerwenigsten sind die mit den guten Herzen und den scharfen saubern Augen. Die schaugen überall geradewegs durch, lassen sich kein X für ein U vormachen, wollen nicht überall helfen, aber wo sie es tun, da ist geholfen.«

Emil schaute nachdenklich zum Fenster hinaus und meinte: »Eure Mutter war eine gescheite Frau, Achleitner!«

»Das will i meinen, und wo ich aus der Lehr' in d' Welt naus bin, hat s' g'sagt: ‚Schau, Bub,' hat s' g'sagt, ‚daß du ein ganzer Mann wirst mit einem guten Herz, aber auch mit einem Schneid dazu und sauberen Augen, und nicht so ein Dreiviertelsmanderl, wie sie überall in der Welt umenand stehen.'«

Der Zug fuhr in einen großen Bahnhof ein, und Emil mußte aussteigen, um auf einer Seitenbahn seinem Ziel entgegenzufahren. Er sagte dem Achleitner herzlich Lebewohl, gab ihm die besten Grüße und Wünsche für die Marianne mit und sah bald die helle Fläche eines großen Sees, an dessen Ufern der Zug ihn hintrug. Der Abend brach herein, aber bis er an dem kleinen Stationsgebäude eines Dorfes ausstieg, konnte er die Bauernweisheit von Achleitners Mutter nicht losbringen und war sich nicht ganz klar darüber, ob er wirklich nicht mehr zu den Dreiviertelsmanderl gehöre.

Der neue deutsche Schulmeister

Aus dem rasch, aber glatt wie Öl seinem Ausfluß zutreibenden See steigen die Mauern des Klosters Sankt Martin. Davor auf schmalem Erdboden stehen stolze Pappeln und demütige Trauerweiden. Aus einem Erkerfenster, wo sonst lebensfreudige und herrschsüchtige Äbte Auslug hielten, schaut ein froher blondlockiger Knabe heraus und schießt in übermütigem Zeitvertreib mit einem Bogen und mit Rohrpfeilen auf die kleinen schwarzen wilden Enten, die alle Augenblicke unter- und wieder auftauchen. Den See herab in einem glatten Kahn treibt ein Mann, den der Knabe lange schon gern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufs Korn genommen hätte. Endlich gleitet das Schiff lautlos unter den überhängenden Trauerweiden gegen den Erker zu. Da legt der kleine Schelm auf den Mann im Boot an.

Der bemerkt den Anschlag. »Wart' nur, Schlingel, ich krieg' dich schon!«

»Umgekehrt ist auch gefahren!« ruft der Bub im schönsten Schweizerdialekt hinab, und im nächsten Augenblick schwirrt ein ungefährlicher Rohrpfeil scharf neben dem Zielpunkt vorbei ins Wasser.

»Dich soll aber doch —« Emil vollendete den Satz nicht, sondern legte an der kleinen Stiege vor dem Kloster an, sprang aus dem Schiff, band es an einen der im Pflaster steckenden Pfähle ein und erkaufte sich für einen Frank den Eintritt.

Emil hatte keine sehr ruhige Nacht hinter sich. Er war in einem Wirrwar unbestimmter Gedanken über sich selbst gestern in der Nacht in einem Dorfwirtshaus eingekehrt und erst gegen Morgen eingeschlafen. Bevor er seinen Studienfreund besuchte, um sich ihm für den Rest des Urlaubs aus dem Staatsdienst zur Mitarbeit anzubieten, wollte er sich die bösen Grillengeister aus seinem Körper hinausrudern. Er mietete an der Lände ein Boot für einen ganzen Tag, nahm an Proviant mit, was er brauchte, und ruderte am Seeufer entlang mit dem festen Willen, sich über alles zu freuen, was ihm in den Weg käme. So lag ihm auch jetzt weniger daran, dem kleinen Attentäter nachzustellen, als vielmehr das durch einen kunstsinnigen und unternehmungslustigen Professor restaurierte Kloster zu besuchen, um sich an den farbenfreudigen Malereien und den kunstvollen Eisengittern zu erfreuen, die einladend zum See herabwinkten.

Eine wortgewandte Schaffnerin öffnete ihm, und mit dieser Alten ging er durch den dunklen Kreuzgang, der einen verwilderten Garten umschloß, genoß überall das schöne gotische Maßwerk und fühlte die unendliche Lebensfreude der Menschen, die diese Gemächer geschaffen und oft ein ganzes Leben darauf verwandt hatten, um auf einem einzigen langen Deckenbalken köstliches Blattwerk in Rundschnitzerei entstehen zu lassen. Er freute sich der Mönche, die ihres Abtes Lieblingsaufenthalt mit wohlgerundeten Frauenbildnissen geschmückt, denen sie nur zum Schein Namen aus der altrömischen Geschichte gaben; aber die Schaffnerin redete in einem fort von den alten Äbten des Klosters und den Rittern der umliegenden Schlösser, als sei sie mit allen gut befreundet, daß Emil unwirsch über ihr Geplapper sich wieder dem Ausgang zuführen ließ.

Als er wieder ins Schiffchen stieg, schaute er sich noch einmal nach dem kleinen Buben mit dem Lockenkopf um. Aber der hatte sich wohl mit seinem bösen Gewissen gründlich in Sicherheit gebracht.

Ein Stück weit hatte Emil gegen die Strömung des Seeausflusses zu kämpfen, aber gegen Mittag kam er in ruhiges Wasser, zog die Ruder ein und ließ sich, während er sein Mittagsmahl einnahm, auf der weißen Fläche dahintreiben. Das viele Schöne, das er gesehen, und die körperliche Arbeit hatten ihn wieder froher gemacht. Nur die eine Sorge quälte ihn jetzt, er könnte sich unter den frischen Eindrücken des Schulparadieses, in das er morgen einziehen wollte, bestimmen lassen, ganz aus dem Staatsdienst auszutreten.

Seine Stellung zu den Landerziehungsheimen war eine eigentümliche. Er wußte, das waren die Stätten, wo der Kinderlenz zu blühen sich anschickte, den alle aus einem großen Herzen lebenden Erzieher von jeher ersehnt hatten; er wußte, daß Landerziehungsheime die Grabstätten des alten Dogmenplunders waren, mit dem die Taglöhner der Volkserziehung das knospende Leben der ihnen anvertrauten Buben und Mädchen zudeckten; er wußte, daß dort Knaben und Mädchen in straffer Zucht, aber unberührt in ihrer spröden Seelenschönheit aufwachsen konnten zu harten, feurigen Jünglingen und herben, stillen Jungfrauen, die dem Lande einst Kinder, wirkliche Kinder schenken können, helle Söhne des Tages und geheimnisvolle Töchter des Dunkels.

Alles das wußte Emil. Aber er war immer in allererster Reihe ein Mensch des Volkes. Er litt darunter, daß sich die besten der Lehrer diesen wenigen freien Erziehungsanstalten widmeten, wo nur die Söhne und die Töchter begüterter Eltern den Unterricht als eine Lust und nicht als eine Last erleben durften; er litt darunter, daß diese Kräfte den nicht wenigen jungen Menschen verlorengingen, die, noch nicht abgestumpft und abgebrüht, sich der an ihnen verübten Erziehung und Ausbildung nicht willenlos hingaben, sondern verzweifelt ausschauten nach einem,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenigstens einem Lehrer, an dem sie sich halten konnten und der sie hielt.

So war es auch ihm selbst einst gegangen.

In der Volksschule war es der Schwab, der flinke kleine Unterlehrer, der ihn hinaushob über die Qual der kehleeintrocknenden endlosen Schulstunden inmitten von sechzig andern Kindern. In den ersten Klassen des Gymnasiums war der Dewitz sein Stab und sein Trost. Das war ein ostpreußischer Lehramtspraktikant, über den die Klasse immer in zwei feindliche Lager gespalten war. Die einen lachten über ihn wegen seines ostpreußischen Dialekts, die andern prügelten jene, weil sie über ihren Lieblingslehrer nicht gelacht haben wollten. Dann hatte er ein halbes Jahrzehnt lang Spießruten laufen müssen an einer Reihe verstaubter Pedanten und würdeloser Plagegeister, bis er sich in den beiden Klassen der Prima bei dem »Alten« fast wie bei einem Vater geborgen fühlen konnte.

Emils Schiffchen lag mitten auf der blauen, von Sonnenschauern überleuchteten Flut. Die Ruder hingen wieder tief und untätig an den Bootsseiten und machten nur in ihren rostigen Haken ein leises knarrendes Geräusch, wenn der Wind das Fahrzeug trieb.

Da überkam es ihn, was es doch für ein Großes sei, sich in der Menschen Herzen für ihr ganzes Leben so einschreiben zu können, wie es diese drei Lehrer, ohne es zu wissen, in seinem Herzen getan hatten. Als ob die Helligkeit vom makellosen Himmel sich über ihn senkte, so brach es auf ihn herein, daß er das Reich, das er suchte, in Wirklichkeit verlassen hatte. Tätig sein und wirken, das war's, was er brauchte. Das Leben, die Wahrheit und das Glück, die ließen sich nicht erdenken, nicht erträumen, nur erschaffen. Und er, Emil Himmelheber, konnte nun einmal nur schaffen und wirken unter der Jugend. Er war durchgebrannt, das Leben zu suchen, wo es doch rings um ihn herum in vielen Dutzenden von jungen Menschen nur darauf wartete, erschlossen zu werden. Er, der Herr Doktor phil. Emil Himmelheber, Privatdozent, war ein Esel gewesen, daß er vor lauter Bäumen den Wald nicht sah.

In einem frohen Aufruhr stand er im heftig schwankenden Schiffchen auf, sandte wie über neu entdecktes Land einen dreifachen Jauchzer in die glühende Spätsommerluft, so daß einige Fischer, die mit ihren schwarzen Kähnen auf dem Wasser lagen, nachdenklich ihre bärtigen Köpfe schüttelten über die sonderbaren Menschen, die es doch heutzutage auf der Welt gäbe.

Emil dachte an den Spruch, daß die Lehrer mit dreißig Jahren Idealisten seien, mit fünfunddreißig Skeptiker würden und mit vierzig, Sklaven als des oberschulrätlich vorgeschriebenen Jahrespensums, endlich das volle Maß der Tauglichkeit für den Staatsdienst erreichten. Aber er hatte mit der Zeit auch einigen Sinn dafür bekommen, daß das Tempo der Weltentwicklung ein sehr gemäßigter Trab ist, und daß die Minuten der Ewigkeit nichts weniger als ein ganzes Menschenleben bedeuten. So war er entschlossen, seine ganze Kraft, ohne allzuviel Hoffnung auf Erfolg, aber auch ohne Furcht vor Mißerfolg, in den schwerfälligen Apparat des Schulbetriebes zu werfen, in der sicheren Überzeugung, daß diese Kraft nie würde ganz sterben können.

Und während er sich von neuem fest ins Zeug legte und mit langen Ruderschlägen im steten kraftvollen Rhythmus sein Schifflein der immer näher rückenden langen Landungsbrücke des Dorfes zutrieb, sang sein freier werdendes Herz ein neues Lied von dem begnadeten Manne der unbegrenzten Möglichkeiten, das Lob- und Preislied des deutschen Schulmeisters.

Das Landerziehungsheim

Am andern Morgen mit dem Schlag sieben fand sich Emil in der sauberen, rauhen Leinwand eines breiten Bauernbettes und schaute noch ungewaschen, aber schon glücklich zu dem Fenster des bescheidenen Gasthauses am See hinaus, wo er übernachtet hatte. Es war eine Wonne sondergleichen für seine Augen, daß sie nun nicht mehr überall an harten Felswänden anstießen, sondern ruhig über die weiche Wasserfläche schweifen konnten. Die nahen Ufer verhüllte ein leichter Frühnebel, und früchteschwere Obstbäume und farbenglühende Blumen in den Gärten atmeten tautrunken das Licht der durchbrechenden Morgensonne.

Emil war heute, wie der Achleitner gesagt hätte, mit einem scharfen, sauberen Blick aufgewacht. So auch schritt er nun, seinen Stecken schwingend, auf der Landstraße

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem alten Herrenhause zu, das in der Ferne im Sonnendunst schimmerte.

Tiefsinnige Mönche und ruhesuchende Dichter kannten schon seit geraumen Zeiten diesen Winkel Land und See als eins der schönsten Stücke der deutschen Erde. Daß auch die reichen Schweizer Patrizierfamilien denselben guten Geschmack hatten, davon zeugten neben den Klöstern die behäbigen Schlößlein, die an dem See hinauf an den weichen Uferhügeln thronten. Der größte dieser früheren Edelsitze lag auf einer weit in den See hinausreichenden Landzunge, und seine vier kupfergedeckten Zwiebeltürme und die hohen, das Gut umstehenden Pappeln hoben sich dunkel von der gleißenden Wasserfläche ab.

Als Emil vor der Gartenmauer stand, die das Landerziehungsheim rund umgab, fand er die kleine rosenumsponnene Tür verschlossen. Er mußte klingeln. Wie ein Alarmsignal rief die Glocke durch die Morgenstille.

Da gingen die beiden Torflügel sperrangelweit auf, und zwischen den beiden Pfosten stand in einem leichtgeblümten duftigen Kleid und in einer schönen Verwirrung das Mädchen, dem Emil einmal geradeso unvermutet gegenübergetreten war. Sein Herz gab einen Ruck, als wollte es stillstehen. Und wieder wie damals strahlten sie sich an und senkten dann demütig das Haupt voreinander. Etwas zurückhaltend fragte die schöne Pförtnerin: »Was wünscht der Herr?« Fest klang die Frage, doch nicht unliebenswürdig.

»Vergebung!« antwortete jetzt Emil. »Kann ich den Herrn Doktor Imhoff sprechen?«

»Aber, bitte, treten Sie doch ein,« bat nun Sabine. »Mein Vetter muß jeden Augenblick kommen.«

Emil trat ein, und die kleinen festen Torflügel schlossen sich wieder.

»Wen darf ich anmelden?«

»Doktor Himmelheber, wenn ich bitten darf.«

»Oh!« rief das Mädchen freudig aus, hielt sich aber im nächsten Augenblick, ärgerlich über den verräterischen Ausruf, die Hand vor den Mund. »Fritz, mein Vetter, hat mir nämlich schon von Ihnen erzählt. Wenn ich nicht irre, hat er Ihnen gestern sogar geschrieben.«

Damit führte sie Emil durch eine schmale Tannenallee, und während sie vor ihm herging, hatte er das Gefühl, als schwebe eine kleine leuchtende Wolke ihm voraus. Und der wollte er folgen, wie Moses der Feuersäule.

In dem viereckigen Hof, in den die dunkle Tannenallee mündete, empfing ihn gleich das junge frohe Leben des Landerziehungsheims.

Das frische und doch nicht laute Durcheinander von etwa einem halben Hundert Knaben und jungen Menschen erfüllte während einer Schulpause das große, sauber gepflasterte Viereck eines Hofes. Die älteren wie die jüngeren Schüler, sie alle trugen kurze Leinenhosen, die sehnigen, wettergebräunten Beine von den Knien an bloß. Die nackten Füße staken in braunen Ledersandalen, und breite Gürtel hielten die verschiedenfarbigen Hemden oder Blusen. Manche der Zöglinge gingen paarweise in vertrautem Gespräch auf und ab; andre, kleinere, halfen vor der Küche, die mit den Wirtschaftsgebäuden zusammen den Hof nach links abgrenzte, einer alten Magd beim Kartoffelschälen; in einer offenen Halle der hinteren Hofhälfte sah man Jungen an den Hobelbänken einer Schreinerei hantieren, und aus einem mit großen Scheiben verglasten Korridor auf der rechten Hofseite hörte man das Klirren von Fechtsäbeln. Unter den älteren, etwa achtzehnjährigen Schülern entdeckte Emil auch seine drei jungen Bekannten von Grindelwald, und er wollte ihnen gerade zur Begrüßung entgegengehen, als es am Tor wieder stürmisch läutete. Sabine flog auf die Mauer zu, und im nächsten Augenblick trat Doktor Imhoff, der in seiner liebenswerten Häßlichkeit und in seinem unscheinbaren Äußeren stark von der wohlgebildeten Base abstach, in den Hof.

»Das heiß' ich prompt!« rief er Emil freudig entgegen.

»Aber einen Brief habe ich bis jetzt noch nicht erhalten,« klärte Emil ihn auf.

»Desto besser, dann hat Sie ein guter Stern hierhergeführt, denn Sie kommen wie gerufen.«

Der kleine, zartgebaute Mann nahm den großen Emil unter dem Arm und zog ihn durch die Fechthalle ins Haus. Als sie miteinander die breite Treppe mit dem schweren Holzgeländer hinaufstiegen, sagte Imhoff zu Emil, in dessen Gehirn die Gedanken flatterten wie aufgescheuchte Vögel: »Wissen Sie auch, daß Sie hier nicht mehr fortkommen?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Nicht mehr ist etwas lang, aber für ein paar Wochen laß' ich mit mir reden.«

»Heil Ihnen, Sie sind ein vernünftiger Mensch!« sagte Doktor Imhoff und schob Emil in sein Studierzimmer, das schon mehr einem kleinen Saale glich. »Es ist wirklich ein Wink des Schicksals,« fuhr er fort, »daß Sie jetzt gerade kommen, ich befinde mich in der größten Verlegenheit. Einer unsrer Lehrer, mein bester Mann an der Anstalt, hat sich auf einer Ferienreise mit einigen Schülern beim Biwakieren im Walde derart erkältet, daß er jetzt mit der schönsten Lungenentzündung daniederliegt und nach dem Urteil des Arztes auf Monate hinaus dienstuntauglich sein wird. Er hat in den höheren Klassen Deutsch und Geschichte erteilt, das ist ja gerade Ihr Fach. Ich engagiere Sie hiermit feierlich. Schlagen Sie ein!«

Emil schlug ein. »Ist das Fräulein, das mich empfangen hat, Ihre Base?« fragte er gespannt und ein wenig ängstlich.

»Sie ist meine Stiefbase, wenn Sie wollen, die Tochter des Pfarrers Feuerstein in Rheineck, aber für mich und das Landerziehungsheim ist sie die Ordnung und der Sonnenschein in einer Person. Sie ersetzt die Frau im Hause und ist die Mutterseele in der Schule, obwohl sie erst vor vier Wochen hier ankam. Sie gilt alles bei den Buben. Am meisten bei den Kleinen. Sie lehrt sie die Fingernägel putzen, einen Scheitel machen, und die kleinen Kerlchen, die neu eingetreten sind, weinen abends das Heimweh in ihrem Schoße aus.«

»Da ist es ein Glück für Sie, daß sie noch nicht verheiratet ist.«

»Natürlich, was wollte ich als Junggeselle anfangen ohne sie!«

»Wenn aber einmal einer kommt?«

Da schaute Imhoff mit einem komisch schmerzhaften Zug im Gesicht und mit rührenden Augen seinen Studienfreund eindringlich an und sagte drohend: »Es sott mir numme einer chömme!« —

So sprang Emil, nachdem ihn das Glück auf harten Umwegen doch noch vor die rechte Tür geführt hatte, mit beiden Füßen in die Arbeit.

Die Schwingete

Auch in der Schule kam man dem neuen Lehrer mit erfreulichem Vertrauen entgegen. Nur in der Tertia, der Klasse des unbotmäßigsten Alters, hatte er anfangs unter den Sechzehnjährigen eine dumpfe, aufrührerische Bewegung bemerkt, die aber nach einigen Tagen schon sichtlich abebbte.

Zäher als die ganze Tertia war ein einziger Primaner, Jürg Pestaluzz mit Namen, ein großer Bündner Bursche, schon neunzehn Jahre alt und stark wie ein Senn. Unter den Schülern war er wegen seiner großen Kräfte und seiner erstaunlichen Leistungen auf dem Spielplatz und im Ruderboot als Herkules bekannt und nicht unbeliebt. Körperstärke erregt bei allen gesunden Jungen zum mindesten Achtung und verleiht dem Gefeierten jene behagliche Zuversicht und humorvolle Sicherheit, die dem Gefühl entspringt, jeden Augenblick seinen Mann stellen zu können. So war Jürg Pestaluzz auch nicht ganz von dem gelinden Größenwahn aller Athleten freigeblieben und gebärdete sich, da er weder einen Schüler noch einen Lehrer über sich fühlte, nicht nur auf der Spielwiese und auf dem See, sondern auch in der Schule wie ein kleiner Halbgott. Besonders dem neuen Lehrer gegenüber trug er eine demonstrative Unaufmerksamkeit zur Schau, als wollte er durch solch stummes Spiel zu verstehen geben, daß er, Jürg Pestaluzz, ihn, den Herrn Doktor Himmelheber, nicht allzu wichtig nähme.

Emil tat zunächst, als ob er von alledem nichts merke, und wartete auf eine günstige Gelegenheit, um den Pestaluzz über ihr wirkliches Verhältnis zueinander aufzuklären.

Es war ein schöner Herbsttag, und Emil trank nach dem Mittagessen, das er mit Schülern und Lehrern zusammen in einem kleinen glasbedeckten Gartensaal einnahm, mit Doktor Imhoff und Sabine den Kaffee im Garten. Man beriet gerade, was sich an einem so schönen freien Mittwochnachmittag veranstalten ließe, und kam bald in die engere Wahl zwischen einer Ruderpartie und einem Ringkampf. Sabine sollte die Entscheidung haben.

»Ringkampf!« rief sie ohne Zaudern. »Ich sehe so furchtbar gern, wie die Jungen sich unterkriegen und doch keine Keilerei dabei ist. Weh tun sie sich doch nicht?«

»Keine Spur!« beruhigte Emil und ging gleich in den Hof, um für den Nachmittag ein Schwingen anzukünden.

Auf einer Wiese stand ein alter Eichbaum. Der hatte noch ganz grünes Laub. Um sei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nen riesigen, mächtigen Stamm, gerade unter den unteren Zweigen, lief eine aus Brettern gezimmerte Laube. Darin saßen bald nach dem Kaffeestündchen als Zuschauer beim Spiel Doktor Imhoff, seine Base Sabine und Doktor von Steiger, der alte, etwas grimmig dreinschauende Lehrer für Griechisch und Latein.

Auf einer Bank, wo der Waldrand die Wiese begrenzte, saßen als Unparteiische und Schiedsrichter der Lehrer für Naturwissenschaften, ein noch junger Mann mit einem fröhlichen, glattrasierten Gesicht und einem gewaltigen Schmiß über der linken Wange; daneben der Arbeitslehrer, ein früherer Feinmechaniker, dessen dunkel versonnener Kopf mit den langen schwarzen Haaren stark von seinem Kollegen von den Naturwissenschaften abstach, und als Dritter Emil.

Schon eine ganze Stunde war das Ringen gegangen, und jeder der Schüler hatte schon tätig oder leidend den Genuß des Hosenlupfs genossen. Nur einer war bis jetzt weder Sieger noch Besiegter: Jürg Pestaluzz.

Er stand mit seinem kurzen schwarzen Kraushaar und seinem muskulösen Nacken in der Mitte des Ringplatzes und streckte mit einer Verlegenheit, die ihm wohlzutun schien, die leeren Hände von sich, die nichts zu fassen bekamen und nur in die Luft griffen.

»Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?« deklamierte er mit komischem Pathos.

Niemand meldete sich, alle Schüler hatten schon zu verschiedenen Malen und immer nach einem sehr kurzen Verfahren die kleine Luftreise über Jürgs linke Schulter gemacht. Nicht einmal Doktor Siebold, der Naturwissenschaftler, und Herr Siebenbein, der Arbeitslehrer, waren diesem Lose entgangen.

Da blickte der wie ein Senn dastehende starke Sohn Graubündens etwas ironisch zu den Lehrern hinüber und sagte, indem er Emil mit einem verführerischen Schmunzeln seines breiten Mundes beehrte: »Vielleicht Doktor Himmelheber?«

Emil gab ihm zu bedenken, daß er keine Schwinghose habe.

»Das macht nüt,« antwortete breit und behaglich der Herkules. »Ich schwing den Herrn Doktor auch in Zivil.«

Das war eine so kecke Herausforderung, daß Emil nun nicht mehr gut einen Gang mit Jürg Pestaluzz ablehnen konnte. Die Schüler, die Lehrer und die drei in der Laube warteten gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Emil erhob sich gemächlich von seiner Bank und meinte, er wolle es einmal probieren, so gut es ginge. Er zog den Rock aus und stellte sich dann barfuß, nur in Hemd und Hosen, dem schmunzelnden Gegner zur Verfügung.

Aber so spannend, wie man es erwartet hatte, schien der Gang der beiden nicht auszufallen. Alle zwei griffen nicht fest an, und besonders der Jürg versuchte zuerst mit allerhand kleinlichen Griffen Emils Taktik kennenzulernen. Dieser wich jedem schweren Griff ruhig und vorsichtig aus. Das reizte den Bündner, der schon zu Hause bei den Schwingeten berühmt war. Auf einmal ging er wie ein junger Löwe auf Emil los, und dieser hatte sich ernstlich zu wehren.

Die Schüler auf dem Rasen, die Lehrer auf der Bank und die Zuschauer in der Eichlaube rührten sich nicht. Kein Laut störte das Aufeinanderwuchten der beiden leichtbekleideten Körper.

Auf einmal schien Emil seine Taktik zu ändern. Er schlug seine Arme wie Klammern fest um den immer hitziger werdenden Jürg, als wollte er ihm das Rückgrat brechen. Da lehnte er sich zurück und hob den Gegner ein wenig von der Erde. Aber im nächsten Augenblick hatte er den unter der Muskelkraft Emils Ächzenden von sich gestoßen, zugleich um die Hüfte der Körperachse gedreht und dann am Hosenband und am Kniesaum gefaßt und ihn mit dem Rücken gegen sich frei in die Luft gehoben. In dieser Stellung ließ Emil den Jürg ein wenig sich winden, und als der schöne muskulöse Körper Jürgs über seine Schulter auf den Wiesenboden sauste, hörte man unter dem aufrauschenden Jubelgeschrei der Schüler den dumpfen Stoß gar nicht, mit dem die Mutter Erde ihren geschlagenen Sohn empfing.

»Hab' ich Ihnen weh getan?« fragte Emil besorgt den wie betäubt am Boden liegenden Jürg.

»Von Wehtun ist keine Rede, Herr Doktor,« antwortete der Jürg, besah einige Stellen an seinen nackten Armen, wo Emils Finger wie Schraubstöcke gesessen hatten, und erhob sich dann mit den schmerzhaft anerkennenden Worten: »Allerhand Achtung!«

Es war Brauch bei dem Wettspiel des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landerziehungsheims, daß der Hauptsieger jedesmal einen Preis bekam. Heute aber waren die Preisrichter und Unparteiischen in einer etwas schwierigen Lage. Emil den Preis zuzuerkennen, weil er den über zehn Jahre jüngeren Pestaluzz geworfen hatte, schien nicht gut anzugehen.

In ihrer Not und Ratlosigkeit wendeten sich Preisrichter und Unparteiische an Sabinens vermittelnde Klugheit. Als sie aber mit dem Anliegen kamen, hatte Doktor Imhoffs Base schon zwei kleine Kränze aus dem Laub des Eichenbaums geflochten, einen, wie sie sagte, für Jürg Pestaluzz, weil es aller Ehren wert sei, einem solchen Gegner wie Doktor Himmelheber so lange standzuhalten, und den andern für den neuen Lehrer, dessen glänzender Sieg über alle Zweifel erhaben war und die Lehrerschaft bei den Ringkämpfen wieder in das Ansehen setzte, das eigentlich und von Rechts wegen doch sehr wünschenswert sei.

Mit Ehrerbietung nahten sich Sieger und Besiegter einträchtig der Treppe, die zur Laube im Eichbaum führte, und auf deren Stufe Sabine mit den beiden Eichkränzen wartend stand.

Als erstem setzte sie Jürg Pestaluzz den kleineren der beiden Kränze auf sein kurzes schwarzes Kraushaar. Er ließ es mit einiger Verschämtheit geschehen. Als sie aber den größeren Kranz Emil aufs Haupt drückte, riefen die Schüler, die sich bis dahin mäuschenstill verhalten hatten, ein dreifaches Heil. Etwas verdutzt sah sich nun Jürg, der sich so etwas wie isoliert fühlte, nach seinen Kameraden um, deren Hochrufen dem Traum von seiner Unbesiegbarkeit ein Ende bereitet hatte, nahm dann seinen Kranz entschlossen vom Kopf und setzte ihn kurzerhand dem Lehrer zu dem andern aufs Haupt, was durch ein zweites brausendes Heil der ganzen Schule belohnt wurde.

Und als ob ihm das Schicksal heute ganz ungemischte Freude zuteil werden lassen wollte, fand Emil bei der Rückkehr von der Spielwiese in seinem Zimmer einen Brief der Mutter liegen:

Lieber Emil!

Das tät jetzt grad noch fehlen, daß du mit gebrochenen Gliedern heimkämst, hab' ich gedacht, als ich deinen Unglücksbrief aus Grindelwald bekam. Aber ich hab' das kurze Schreiben nicht nur mit einem nassen, sondern auch mit einem heiteren Auge gelesen, wie es im Sägschbir steht, weil ich nämlich jetzt doch endlich einmal die ewige Fragerei der Leute nach dir los bin. Nicht als ob ich mich scheniert hätte, ihnen zu sagen, wo der Bartel den Mosch holt, wenn sie die Nas' zur Ladentür hereinstreckten, um auszuloschoren, wo du bist und was du treibst. Ich hab's gar nicht so genau genommen mit der Wahrheit und habe aufgetrumpft, so gut es ging, wenn ich auch wochenlang keinen Brief von dir hatte. Aber jetzt haben sie's Schwarz auf Weiß in der Zeitung gelesen, und daß du mit einer so berühmten Klavierkünstlerin verunglückt bist, und das, kannst du mir glauben, hat hier bei vielen schwer ins Kontor geschlagen. Abbropoh, weißt du auch, daß ich das Fräulein Kirsten, mit dem du die Tour gemacht hast, kenne?! Sie ist eine ganz scharmante Person, hat im letzten Frühjahr viel bei mir eingekauft. Mit gleicher Post schicke ich dir eine Zeitung, wo etwas über sie drin steht.

Ich will eine neue Seite anfangen, obwohl es alle Augenblick im Laden schellt. Aber jetzt kommt doch erst die Hauptsache. Ich kann dir nicht sagen, lieber Emil, was das für eine Freude war, als heut nachmittag der Briefträger kommt und mir deinen langen Brief aus deiner neuen Stellung bringt. Da hab' ich gesagt: Gott sei Dank! hab' ich gesagt, lieber Emil. Tritt dem Teufel auf den Kopf und pack den Stier bei den Hörnern!

Arbeit macht das Leben süß! Aber nix für ungut! Ich will damit nichts gegen deine hohen Ansichten gesagt haben. Ich weiß, daß du auf dem rechten Weg bist und nur das Beste willst. Aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich hätte nicht viel Sorgen gehabt in diesem vergangenen Sommer. Ein paar weiße Haare auf meinem alten Kopf mehr wirst du schon finden, wenn du wiederkommst, aber das macht nichts, wir sind ja alle nur Wanderer hienieden. Die warmen Unterhosen und Leible und deinen kemisch gereinigten Winteranzug hab' ich mit den Büchern gestern an dich geschickt. Den beiliegenden Schein wirst du jetzt auch gut brauchen können. Schau nur, daß du dir bald mit einer braven Tochter aus einem guten Haus und ein wenig Bar-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geld auf der Hand einen Hausstand gründest, das hat schon manchem über die schweren Gedanken weggeholfen. Aber ich will nichts gesagt haben! Entschuldige die Dolgen, aber es schellt alle Augenblicke. Abbropoh, letzte Nacht hab' ich einen merkwürdigen Traum gehabt. Ich weiß ja, du gibst nichts auf Träume, aber du wirst aus deinem Schiller wissen, daß es Augenblicke im Menschenleben gibt, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Also: ich hab' dich wahrhaftig mit einem sehr feinen Fräulein zur Ladentür hereinkommen sehen, und du hast gesagt: So, Mutter, da wären wir jetzt! Ganz deutlich hast du gesagt: wir. Ist das nicht ein eigentümlicher Traum?

Unterdessen in aller Eile mit vielen Grüßen deine getreue Mutter

Salomea Himmelheber, geb. Pfefferle.

Die von der Mutter mitgeschickte Zeitung enthielt einen Bericht über ein Konzert, das Lotte in einer großen norddeutschen Stadt als erstes der Saison gegeben hatte. Der Kritiker konstatierte als ein seltenes Phänomen die erneute Weiterentwicklung in der Technik der berühmten Pianistin, wie ihre immer größere Vertiefung in der Auffassung. Der Erfolg des Konzerts war so außerordentlich, daß die begeisterte Jugend Lotte die Pferde vor dem Wagen ausspannte und sie im Triumph nach ihrem Hotel fuhr.

Fast mit einem Gefühl der Dankbarkeit legte Emil die Zeitung aus den Händen. Ihm schien, als sei seine Prüfungszeit nun bald überstanden. So vieles hatte sich am heutigen Tage zu seinem Besten gewendet, ohne daß er auch nur einen Finger gerührt hatte, was allerdings unmöglich auch die Meinung von Jürg Pestaluzz gewesen sein kann.

Bootfahrt

Nicht so frohgemut wie Emil sah Doktor Imhoff die Lage der Dinge in seinem Hause an. Er war einer der stillen Naturen, denen eine schwankende Gesundheit keine andre Form der Energie erlaubt als jene feine und vornehme Zähigkeit, gegen die ein Aufkommen so schwer fällt. Auch bei Emil wandte er diese ihm natürliche Methode freundlicher und ausdauernder Bearbeitung an. Aber seine unauffällig wirkende suggestive Macht stieß hier auf unbestimmten, doch starken Widerstand.

Triftige Gründe, warum er nicht für immer oder wenigstens für einige Jahre seine ganze Kraft der Sache der Landerziehungsheime widmen wolle, gab Emil nicht an, sondern antwortete nur mit allerhand halb ernst gemeinten, halb scherzhaften Ausflüchten. Es gehe ihm zu gut in diesem Schulkapua, sagte er lachend, er habe schon gemerkt, daß seine Konstitution die gröberen Widerstände eines großen Betriebes nötig habe, und er sei überhaupt ein Mensch, dem es schlecht gehen müsse, damit er sich wohlfühle und etwas leiste. Sonst werde er gar zu leicht übermütig.

Imhoff schaute bei solchen seltsamen Reden mit seinem liebenswürdig häßlichen Gesicht und seinen rührenden großen Augen seinen Freund an und wußte nicht, was er dazu sagen solle.

Der Gedanke, daß er sich mit dem Vertreter seines erkrankten Lehrers einen Menschen ins Haus geholt, der imstande war, wieder in seine frühere Stellung zurückzukehren und ihm vielleicht auch noch die Base mit fortzunehmen, die sich in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts als ein die ganze Anstalt belebendes und freundlich ordnendes Element erwiesen hatte, dieser Gedanke war schon mehr als einmal seit Emils Ankunft leise an Doktor Imhoff herangetreten; und es war nicht nur der leise verliebte Vetter, sondern auch der weitschauende Leiter der Anstalt, der sich entschloß, alles aufzubieten, um sich die beiden Kräfte getrennt oder vereint zu erhalten.

Und daß Doktor Imhoff nicht ohne Grund in Besorgnis war, das wußte niemand besser als die beiden, um die es sich handelte.

Die wahre Liebe ist ein seltenes Ding. Sie bricht nicht nur unversehens durch die Augen, sondern auch durch alle Hüllen, und diesmal war Emil in die seligen, festen Hände der wahren Liebe zum Weibe geraten. Und Sabine, das Weib, ließ ihn in den glücklichen Banden einer hoffnungsreichen Ungewißheit schmachten, nicht aus Eitelkeit, die ihr ferner lag als alles andre, aber um Emil auf seinen tiefsten Gehalt zu prüfen. So gingen die beiden einige Wochen lang in dem tätigen Getriebe der Schule mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

festgehaltenen Herzen aneinander vorüber, immer in der Hoffnung, daß das verborgene Feuer schon von selber einmal zum andern hinüberschlagen werde. Die heimliche Seligkeit wuchs in beiden, und immer mehr schien sich das Leben von Schülern und Lehrern um sie wie um eine gemeinsame Achse zu drehen. Aber noch etwas andres ließ Schule und Leben wie in einem neuen Schein erglühen.

Es war ein herrlicher, heißer Sommer gewesen, wie ihn die Wetterweisen schon seit Jahrzehnten nicht mehr hatten aufzeichnen können; und nun zog noch ein verheißungsvoller Herbst über das Land, mit seiner stillen Schönheit, seinen reichen Baumgärten und seinen Wasserflächen; auf den Hügeln am See wuchs in diesem Jahr ein besonders guter Wein. Zwar enthielten sich Lehrer und Schüler der Anstalt aller geistigen Getränke, das hinderte aber Doktor Imhoff nicht, zu Ehren des großen Gebers Herbst und besonders der Trauben und des unvergorenen Rebensafts ein Herbstfest vorzubereiten, das auf den Beginn der Weinlese festgesetzt wurde.

Emils Begabung für solche Dinge war nicht sehr groß, und so blieb nichts übrig, als die Zuflucht zu dem alten Onkel, dem Professor, zu nehmen, der drüben auf der andern Seite des Sees das zerfallene Kloster Sankt Martin vor Jahren um einen Spottpreis gekauft und seither in steter zäher Künstlerarbeit langsam restauriert hatte.

»Ihr beide könntet eigentlich einmal hinüber zu Onkel Arx fahren und euch Entwürfe zum Herbstfest machen lassen,« sagte eines Tages Doktor Imhoff zu Sabine und Emil beim Mittagstisch.

Emil sah zum Fenster hinaus auf den See. Ein dunkles Wellenkräuseln tanzte über das Wasser.

»Ich glaub', wir brauchen heute gar nicht zu rudern, sondern könnten das Segelboot nehmen,« wendete er sich an Sabine.

Es wurde verabredet, das schöne Wetter zu benutzen, und bald nachher sah Doktor Imhoff ein Segel über die weiße Wasserfläche fliegen, das zu einem immer kleineren Tupfen wurde und sich schließlich in dem leuchtenden Sonnendunst auflöste, in dem Luft und Wasser in der Ferne zusammenflossen.

Es war das erstemal, daß Emil und Sabine einen ganzen Nachmittag zusammen sein konnten, und während das Segel in der leichten Brise knatterte, die sie ohne Kreuzung gerade hinüber und immer der Richtung des Klosters zutrieb, saßen sie einander stumm gegenüber, Emil am Steuer, Sabine am Heck, und beide genossen sie das erste Alleinsein zwischen den Weiten des Himmels und des Wassers in einer vollkommenen Wunschlosigkeit beglückter Ruhe. Sie konnten miteinander schwelgen, weil sie sich nichts zu sagen brauchten.

Ob es eine Sekunde oder eine Ewigkeit gedauert hatte, daß er so dagesessen hatte, das Steuer im Arm und immer die leichte Wolke von Sabinens heller Gestalt vor sich, das wußte Emil nicht, als sie ihn auf einmal mit der Frage überraschte: »Sie haben wohl viele Touren mit der Künstlerin zusammen gemacht, mit der sie das Unglück an der Jungfrau hatten?«

»Nein,« antwortete Emil, »das war die einzige oder vielmehr das Ende einer mehrtägigen Tour mit Fräulein Kirsten und dem Führer zusammen.«

»Sie standen sich wohl sehr nahe?«

»Das könnte ich nicht gut sagen, aber ...«

»Aber?« fragte die Helläugige gespannt.

»Ich liebte ihre Kunst und konnte das nicht ganz von ihrer Person trennen. Es ist nicht angenehm, das nachträglich erst einzusehen, und noch weniger, es gestehen zu müssen.«

»Seien Sie mir nicht böse —«

»Das fiele mir verflucht schwer, selbst wenn ich wollte, Sabine!«

Es geschah zum erstenmal, daß er ihr den Vornamen gab. Sabine schwieg, und ein Leuchten ging über ihr Gesicht, so froh, so rein, so hell, daß Emil am liebsten vor ihr niedergekniet wäre. Aber der Wind blies schärfer, das Boot legte sich stärker auf die Seite, und der Mann mußte am Ruder bleiben.

Sie schwiegen wieder, und Emil sah, daß Sabinens Gesicht ernst und nachdenklicher wurde. Ganz unvermittelt sagte sie: »Es muß doch etwas Wunderbares sein, so musikalisch zu sein und vorspielen zu können.«

»Es ist sehr viel Zauber dabei, Sabine,« sagte Emil fast bitter. »Hier draußen, wo der Wind pfeift und die Sonne scheint und nirgend Kulissen stehen, hier hat alles Spielen und Vormachen ein Ende, hier ist Wahrheit und Leben.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er drehte das Boot etwas mehr vor den Wind, und der Kiel schoß durch die dunklen schaumgekrönten Wellen.

Sabine sah bewundernd zu ihm auf. Jetzt war ihr ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, jetzt wußte sie, was sie wissen mußte. Sie rückte so weit auf der Bank gegen Emil, daß seine ausgestreckte Hand die ihre gerade berühren konnte, und ein ungesehener Blitz entlud sich aus seinen Fingerspitzen in die ihrigen. Voll tiefer Dankbarkeit sah er in ihre sonnigen, braunen Augen, und dann rückte ein jeder wieder an seinen Platz; das einzige Gespräch, das noch zu vernehmen war, führten die Wellen mit dem Kiel und der Wind mit dem Segel.

Über die beiden im Boot aber lachte die Sonne, und die Vögel des nahenden Ufers, und wahrscheinlich auch die Fische im Wasser sahen, daß hier zwei fuhren, die den Himmel im Herzen trugen.

Das sah mit seinen scharfen Maleraugen auf den ersten Schlag auch Sabinens Onkel, der Professor Arx, der die Identität Sabinens schon mit dem Fernrohr festgestellt hatte, und als sie vor Anker gelegt, den beiden aus seinem Atelier zum Willkommen entgegengegangen war.

»Beim Eid, das lobe ich mir, Sabine, endlich einmal in Begleitung.« Der alte, noch schlanke Mann mit dem weißen langen Bart und dem großen Kalabreser kühn über den gebleichten Locken betrachtete sich zuerst Emil ganz unbefangen, wie man einen Rekruten bei der Musterung ansieht, schlug ihm dann jovial auf die Schulter und sagte: »Ich gratuliere, mein Freund, Ihr habt keinen üblen Geschmack.«

Durch Sabinens Wangen brach der helle Purpur, und sie schalt Onkel Arx: »Du bist doch noch immer der gleiche alte Neuntöter! So, jetzt sag' ich dir überhaupt zuleid nicht Grüß Gott!«

»Aber ich dir, liebe Sabine.« Damit nahm der Onkel die Nichte ohne alle Umstände beim Kopf und drückte ihr einen Kuß auf die Wange.

Sabine ließ es lachend geschehen. Dann stellte sie vor: »Herr Doktor Himmelheber, ein Freund von Fritz und zurzeit Lehrer bei uns drüben an der Schule.« Und zu Emil gewendet: »Hier mein Onkel von Arx, ein Künstler, wie Sie ja bereits bemerkt haben werden.«

»Was?« schrie der Professor Emil erstaunt an. »Nur zurzeit sind Sie drüben? Sie glauben wohl, da kämen Sie wieder los? Papperlapapp!« Zu Sabine aber sagte er mit emporgehobenem Zeigefinger: »Sabine, fest fassen und nicht loslassen, hier steht ein ohne Zweifel hochanständiger Mensch!«

»Onkel, Onkel!« warnte Sabine lächelnd. »Sollte es bei euch nicht schon Sauser im Stadium geben?«

»Bei mir gar nicht nötig, Sabine, in dem Kopf saust's immer noch ganz von selber,« lachte der Professor und zog seine beiden Gäste durch den Klostergang nach sich in sein Atelier.

Kaum aber hatte er die Tür zu dem großen, weißgetünchten Raum geöffnet, als sich etwas Merkwürdiges ereignete.

Sabine und Emil sahen in dem Atelier eine Staffelei stehen mit einer halbfertigen Arbeit. Mitten in den Blumen einer Wiese saß auf dem Ölbild ein nackter Amor und besah prüfend die Spitze eines Pfeils. Neben der Staffelei und auf einem Podest stand das Modell, ein kleiner Bub in Badehöschen, und spielte mit einem silbernen Bogen. Aber kaum hatte er Emil bemerkt, als er Hals über Kopf davonrannte und in der nächsten Tür verschwand.

Der Professor, des Kleinen Großvater, und Sabine, seine Tante, sahen dem flüchtenden Amor in Badehosen verwundert nach; nur Emil lachte laut auf.

»Der Bubi hat sich wohl geschämt,« entschuldigte Sabine.

»Das wäre allerdings eine neue Eigenschaft an ihm,« bemerkte trocken der Großvater.

»Nein, die Sache liegt anders,« sagte Emil und erzählte, wie der Kleine vor ein paar Wochen auf ihn ins Boot geschossen, und wie er ihm gedroht habe, er werde ihn schon einmal erwischen.

»So, geschossen hat das Amörle auf Euch, Herr Doktor?« meinte der Professor, sah Emil und Sabine mit tiefsinniger Miene an und fragte dann bedeutungsvoll: »Ja, hab' ich denn vielleicht vorhin etwas andres gesagt?«

»Du bist fürchterlich, Onkel!« wehrte Sabine ab und ging drohend auf den Alten zu.

Der aber retirierte und bat dann die beiden, mit ihm zu kommen, um auch »für des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leibes Atzung zu sorgen«. So gingen sie denn alle zusammen in das Zimmer des Abtes, das Emil schon kannte, und das der Professor zu einem Wohnzimmer umgewandelt hatte. Dort trafen sie auch die Mutter des Lockenkopfes, der nun, angekleidet und im Schutze des Großvaters, nicht umhinkonnte, Emil auch fernerhin trotzig und herausfordernd zu betrachten.

Während die Frauen in der Küche nach einem Imbiß sahen, unterbreitete Emil dem Professor den Auftrag Imhoffs.

»Eine gute, eine sehr gute, eine ausgezeichnete Idee! Machen wir!« antwortete der Alte. »In drei Tagen sind die Entwürfe, Kostümskizzen und Kostenüberschläge fertig, und ich werde sie höchstselbst hinüberbringen.«

Unter fröhlichem Essen, Trinken und Plaudern nahte die Zeit des Aufbruchs für Emil und Sabine. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, aber der Wind hatte etwas nachgelassen, und Emil meinte, es würde mehrmaliges Kreuzen nötig sein und eine lange Fahrt werden.

Daß es die Elemente gut meinten mit den beiden, das bewies die Brise, die im Augenblick, wo beide das große Boot betraten, sich erhob, das Segel faßte und sie den Augen der am Ufer unter den Pappeln und Trauerweiden Winkenden rasch entführte.

Aber es war nur eine Bö gewesen, die abflaute, als das Boot weit draußen im See dahinschoß, und bald ließ die bauschige Spannung im Segel nach, das Tuch wurde immer schlaffer, und kaum merklich trieb das Schiff dahin.

Emil hatte nun weder mit der Segelleine noch mit dem Ruder besondere Arbeit und schaute nur manchmal über Bord hinweg danach aus, ob sich nicht in der Ferne der schwarzblaue Strich auf dem Wasser zeige, der nahende Windstöße immer schon von weitem anzeigte. Aber bis an die Ufer hinüber wiegte sich das Wasser nur in weichen, langen Schwellungen, die keine Wellen und keine Wogen waren, sondern nur des Sees leises Atmen vor der Ruhe.

Da glitt wie eine weiße Taube vom Steuer zum Bug der schöne Name »Sabine«.

Und wie ein grauer Tauber flog die Antwort zurück: »Emil.«

Sie strahlten sich beide an aus heiligen Augen.

»Bist du mir gut, Sabine?« klang's fragend vom Steuer zum Bug.

»Ich bin dein,« kam's sanft und hell zurück.

In drei Sätzen war Emil bei Sabine, lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit einem Feuerstrom von Küssen. Still lächelnd blieb sie sitzen, ließ ihn gewähren, und alle Winde schwiegen. Das dunkle Boot ruhte weich auf der seidenblauen Abendflut, als wüßte es, daß es sich jetzt nicht regen dürfe ob des Glückes, das es in seinem hölzernen Rumpfe trug.

»Sabine, willst du mein Weib werden?« fragte Emil und sah an der verklärten Gestalt hinauf.

»Ich bin's,« sagte Sabine, neigte demütig ihr Haupt und küßte den Geliebten aufs Haar.

Da erhob er sein Gesicht, dankte ihr mit den Augen, und seine Lippen nahten sich den ihren. Ein süßer Wohllaut wie von einem unirdisch-irdischen Glück schwebte durch die reine Luft. Der Himmel lächelte, die Winde schwiegen, und die Ufer standen klar und farbig in der sonnigen Wärme.

Da neigte sich die Segelstange über den Bootsrand, kleine Wellen schlugen aufmunternd an die Planken, und im nächsten Augenblick saß Emil wieder am Steuer. Aber er brauchte nicht mehr allein dort zu sitzen. Mit der rechten Hand regierte er das knarrende Holz, und mit dem linken Arm umfing er Sabinens Schulter, die sich leise an ihn lehnte.

Der Wind kam und ging, gerade als wollte er ihnen nur Zeit lassen, um sich das Wichtigste zu sagen. Und wenn sie keine Worte mehr wußten, um das andre mit der eignen Seligkeit zu überschütten, dann zerrte der Wind plötzlich an den Rahen, knatterte im Segeltuch, und Emil hatte seinen ganzen Mann zu stellen, um sie beide heil ans Ufer zu bringen.

Wieder war eine Stille gekommen, und Emil fragte plötzlich: »Was wird Fritz sagen?«

»Wenn du bleibst,« antwortete Sabine, »wird er sich freuen. Wenn du aber wieder nach Deutschland gehst, so wird es ihm schon einen Stoß geben.«

»Und wenn ich dahin zurückkehre, wo mein Platz ist?« fragte Emil.

Da sprach Sabine mit festen, hell ausschauenden Augen: »Es gibt im Buch Ruth eine schöne Stelle, an die denke ich jetzt.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Emil sah sie hilflos an, dann aber ging ein Aufleuchten über sein Gesicht, und während er Sabine innig an sich zog, sprach er die alten wunderbaren Worte in den lichtvollen Abend: »Wo du hingehst, da will ich hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch, dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott, und wo du stirbst, da sterbe ich auch. Da will ich auch begraben werden, der Tod muß dich und mich scheiden.«

Da versanken sie mit ihren Blicken ineinander und hielten sich lange umschlungen in stiller Wonne.

Emil brach zuerst das Schweigen: »Aber jetzt, du Seligste, naht zuerst das Leben.«

»Unser Leben!« bekräftigte Sabine und erschauerte leicht.

Eine kühle Abendbrise hob wieder an zu wehen, das Wimpel am Mast flatterte, und das Steuer drehte sich. Emil erhob sich, und Sabine nahm wieder ihren alten Platz am Bug ein. In der Ferne tauchte das alte Herrenhaus auf der Landzunge auf. Immer derber blies der Wind, Emil hielt scharf auf die Spitze der Landzunge zu. Bald schnitt der Kiel durch den Gischt der Uferwellen, da ächzte der Mast unter dem gewaltigen Druck des Segels, das plötzlich über die beiden mit einem Knall hinwegfuhr, und das Steuer knarrte, als ob es aus den Fugen gehen wollte. Emil hatte das Boot dicht vor der Landspitze in einer scharfen Kurve herumgerissen und vor den Wind gebracht. Im nächsten Augenblick saßen sie fest auf dem sicheren Sand der Landungsstelle.

Vorbereitungen

Für Emil kam nun eine Zeit voller Wunder. Er trug das Flügelspannen seiner Seele mit verhaltenem Glück in sich, und je dankbarer er zu Sabine wie zu einer königlichen Geberin aufsah, desto mehr fühlte sie ihren heimlichen Reichtum durch ihn, den Geliebten, wachsen. Im Grunde war alles an der Liebe zwischen den beiden in diesem früchtereichen Herbst so einfach. Bis dahin war Emil der kühl Umworbene und Gesuchte gewesen, jetzt warb und liebte er selbst.

Zugleich lernte er im Landerziehungsheim immer mehr das eine Große, mit den Schülern vertraut zu sein und sie zu gleicher Zeit das Gewicht seiner männlichen Reife so empfinden zu lassen, daß sie unter dem Druck dieser milden Wucht sich wohlfühlten. Was von jeher als schönste Gabe des Menschentums gegolten hat, auf andre unabsichtlich durch die einfache reine Gegenwart veredelnd zu wirken, das wurde ihm geschenkt.

Bei alledem konnte Emil nicht verhindern, daß gewisse störende Empfindungen über die Anstalt, an der er wirkte, Fuß in ihm faßten und immer mächtiger in ihm wurden.

Dieses halbe Hundert Knaben und werdende Jünglinge krankte bei all der Gesundheit und körperlichen Tüchtigkeit, die sie der einfachen Kost, dem herzhaften Leben in Feld und Wald und dem klugen Unterricht verdankten, doch an etwas Besonderem. So nahe sie der reinen, fruchtbaren Natur waren, lebten sie im Grunde doch isoliert und einsam. Das Empfinden für die ganze Welt, die Teilnahme am Leben des ganzen Volkes mit seinen belebenden, unterdrückenden, anspornenden und lähmenden Unterschieden von arm und reich, hoch und niedrig, das mußte ihnen erst künstlich beigebracht werden. Deshalb machten sie gelegentlich Ausflüge in große Städte und wichtige Industriegegenden und genossen so das werktätige Leben der Arbeiter in Fabriksälen, Bergwerken und Steinbrüchen als Vorübergehende aus einer angenehmen Distanz, aber auch nur als eine Art Anschauungsunterricht. Dafür wurde ihnen das Erleben des Stückes Welt, auf dem sie geboren waren, durch Berührung mit allen Kindern des Volkes genommen, und es blieb ihnen versagt, schon in frühester Jugend sich als Kinder einer Nation und als wachsende Glieder eines Volkes zu fühlen.

Aber all dies Unzulängliche, das in der ganzen Art der Landerziehungsheime begründet lag, verschwand jetzt vor den Vorbereitungen zum Herbstfest.

An einem Tage, wo Doktor Imhoff gerade den erkrankten Lehrer besuchte, kam Onkel Arx vom Kloster über den See gefahren. Er konnte alle die Rollen, Mappen, Zeichnungen und Stoffmuster kaum schleppen. Alsbald begann an den Nachmittagen ein Schneidern, Malen, Drechseln und Schreinern, Versilbern und Vergolden.

Die größte Schwierigkeit bereitete die Frage der im Zuge nicht gering vorgesehenen Frauengestalten. Wo es einigermaßen anging, wurden die Knaben in Nymphen und Winzerinnen verwandelt. Aber der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alte, seit Jahrzehnten bekannte Professor veranstaltete eine wahre Razzia auf Weibervolk, wie er das nannte, und es gelang ihm auch, die besseren Ehrendamen und Göttinnen mit Gefolge aufzutreiben.

Sabine lebte in all dem Trubel immer in der Stunde, die es gerade schlug, genoß die schönen Augenblicke so, wie sie kamen, und hatte sie, kaum waren sie vorbei, auch schon wieder vergessen. Auf leisen Sohlen ging sie still und froh durch die Gänge und Stuben über Treppen und Speicher und wurde als der gute Geist des Hauses immer überall und nirgend gesehen.

Sie hatte sich mit Emil verabredet, ihren Vetter von ihrer Verlobung erst nach dem Fest zu unterrichten, und hatte nun alle Mühe, das gleiche dem redefreudigen Onkel Arx einzuschärfen. Der kam jetzt öfters herüber, um nach dem Stand der Vorbereitungen zu sehen, und an einem solchen Tage war er auch einmal unvermutet bei Emil in dessen Turmzimmer erschienen. Mit größerem Ernst als sonst setzte er den Zweck seines Kommens auseinander: »Herr Doktor, ich weiß nicht, ob Ihr ganz klar darüber seid, daß Ihr Sabinens Onkel vor Euch stehen habt?«

Emil wußte nicht, wo der alte Kauz hinauswollte.

»Und den Bruder von Sabinens Mutter!« setzte der Professor mit komischem Ernst hinzu.

Emil wartete immer noch, was nun kommen werde.

»Ich weiß nicht, ob Ihr, Herr Privatdozent Himmelheber, je die Ehre hattet, mit meiner Frau Schwester näher, ich meine näher, bekannt zu werden.«

Emil dachte leise erschauernd an den kurzen Besuch im Rheinecker Pfarrhaus.

»Also dann will ich Euch folgendes eröffnen, lieber Doktor. Ich mag Euch gut leiden, wenn auch meine Späße manchmal etwas derb ausfallen mögen. Aber das erachte ich einmal als Vorrecht meines Alters und Temperaments. Der Teufel hole alle Seifensieder!«

Emil konnte sich diesem Wunsche nur aus vollem Herzen anschließen.

Onkel Arx aber fuhr in seiner Rede fort: »Um medias in res, wie der Lateiner sagt, zu kommen, will ich Ihnen, lieber Doktor Himmelheber, die Eröffnung machen, daß für Sabine im Falle Ihrer ehelichen Vereinigung, an welchem Plan ich ernstlich festzuhalten mir ausbitte, ein oheimliches Legat frei wird, das jetzt sich mit Zinsen und Zinseszinsen beläuft auf die Summe von dreiundzwanzigtausend undsiebenhundertachtundfünfzig Fränklein plus dreiunddreißig Rappen. Sie wird des ferneren eine nicht unansehnliche Aussteuer mitbekommen, und wenn es Euch, Herr Doktor, nicht uneben kommt, so würde es mir eine Ehre sein, bei der Auswahl eines ehrlich gebauten, menschen- und preiswürdigen, von der zahmen Verrücktheit des sogenannten modernen Stils unbeleckten Mobiliars als künstlerischer Beirat hinzugezogen zu werden. — Gut, also das trifft sich ausgezeichnet,« fuhr der Professor fort, »daß ich Sabinlein ein Legat aussetzte, als es die Kühnheit besaß, erst nach sechs geldfressenden Buben die Welt zu betreten. Aber nun noch das Wichtigste, Doktorsmensch! Meine Schwester ist eine ausgezeichnete Hausfrau und nicht umsonst aus dem Geschlecht derer von Arx. Aber sie hat Eigenheiten, eh der Tüfel, bedeutende Eigenheiten! Sie gibt immer nur nach vor dem fait accompli. Und derohalb halte ich es für strategisch richtig, ihr beiden Jungen verlobt euch zuerst niet- und nagelfest, und ich übernehme das Amt, ihr die Nachricht zu überbringen. Ich bin der einzige Mensch der Welt, der Frau Wilhelmine Feuerstein geb. von Arx um den Finger wickeln kann. Dixi!«

Emil schüttelte dem treuen Grimmbart die Hand.

»Halt, noch eins,« rief der Onkel Arx. »Ihr wollt wieder nach Deutschland, Herr Magister?«

Emil bejahte. Er war gefaßt auf starken Widerspruch, aber sah zu seinem angenehmen Erstaunen, daß er sich hierin geirrt hatte.

»Bravo, Doktorsmensch! Bravissimo! So ist's recht! Am Platz bleiben, sich dort schlagen und aushalten, das sind Männergrundsätze!« rief der Professor, fuchtelte vergnügt mit den Händen in der Luft herum und fügte dann etwas leiser und vertraut hinzu: »Unter uns gesagt, war es mir ja nur darum zu tun, daß Sabine und Ihr bleibt, bis ihr einig waret. Das ist ja mit einer überraschenden Schnelligkeit geschehen. Der Fritz, mein Neffe, ist ein braver Kerl. Alle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Achtung! Aber auch ein Junggeselle, und das sage ich: Junggesellen sind nur halbe Menschen. So ganz in aller vetterlichen Liebe hätte er das Prachtmädel zur alten Jungfer und Institutsvorsteherin werden lassen aus purem Junggesellenegoismus. Der Teufel — na, Schluß! Er ist sonst ein famoser Kerl, und ich wünsche ihm alles Gute. Im übrigen erlaubt Ihr wohl, mein lieber Schwiegerdoktor, daß ich über diesen Punkt selber mit Fritz spreche. Nicht als ob ich Eure Courage bezweifelte, aber ich weiß den alten Knaben besser zu fassen, und wozu Streit, wenn's Glück im Hause ist! A riverderci!« —

Die Abende am See wurden nun immer kürzer, und die Morgen immer nebliger, und als zwischen Frühlicht und Dunkel das Gestirn der Fruchtbarkeit immer glühender am wolkenlosen Himmel hinzog, reiften die Trauben so rasch, daß man in den Anschlagekästen der Rathäuser am See den Beginn der Weinlese eines Tags unvermutet auf den ersten Oktobersonntag angesetzt fand. Doktor Imhoff bestimmte den Samstag vor der Weinlese als Termin für den Festzug; denn der Sonntag sollte immer unter allen Umständen Ruhetag sein.

Gleich setzte sich Emil in seiner Turmstube an den Tisch und schrieb der Mutter einen Brief, der die Veranlassung zu einer aufsehenerregenden Mitteilung der Frau Salomea Himmelheber an ihre Kunden wurde.

Der Herbstzug

Eines schönen Morgens studierte nämlich eine kleine Ansammlung von Mägden auf dem Münsterplatz in Emils Heimat einen mit fester Hand geschriebenen Anschlag an der geschlossenen Ladentür der Frau Himmelheber, während diese selbst auf dem Speicher die wohleingepfefferte Reisetasche suchte, auf deren einer Seite ein weißer Bernhardiner und der herzliche Wunsch »Gute Reise!« eingestickt waren. Sie füllte das ehrwürdige Monstrum nicht mit Reiseutensilien für sich, sondern mit geflickten Socken, Paketchen Tee, Zigarren und sonstigen guten Dingen, die sie alle dem Sohne zudachte. In Verlegenheit brachte sie nur das eine, in welcher Form sie vor ihren Kunden den unerwarteten Ladenschluß während der zwei Tage ihrer Abwesenheit begründen sollte. Einige leise, aber trotzdem genügend deutliche Anspielungen im Briefe konnte sie nicht anders verstehen, als daß mit Emil irgend etwas Angenehmes im Werke sei. Und sie war nahe daran, auf den halben Briefbogen, den sie vor die Tür kleben wollte, zu schreiben: Wegen Familienfestes. Aber Emils Unberechenbarkeit in diesem Punkte mahnte zur Vorsicht, und so schrieb sie auf das Papier mit resoluten Zügen die Mitteilung: »Wegen näherer Verhältnisse bleibt der Laden heute und morgen geschlossen. Frau Salomea Himmelheber, geb. Pfefferle.«

Frau Salomea Himmelheber liebte nicht allzusehr die schnellen Vehikel der Neuzeit und war der Ansicht, daß, wenn man schon einmal Eisenbahn fahre, man es auch möglichst ausnützen sollte. So fuhr sie am Sonntag mit dem ersten Bummelzug und kam erst gegen Mittag an der kleinen Bahnstation in der Nähe des Landerziehungsheims an. Die gute Stunde Weges ihrem eigentlichen Ziel zu ging sie zu Fuß, ohne Emil vorher von ihrer Ankunft benachrichtigt zu haben. Der sollte sehen, daß sie noch allein reisen konnte.

So schritt sie denn, dick und schwitzend, aber ihre für alles Schöne immer noch empfänglichen kugelrunden Augen nach allen Seiten werfend, auf der Landstraße dahin und konnte sich nicht genug verwundern ob der vielen Menschen, die sie überall bei fröhlicher Arbeit, beim Traubenschneiden, beim Nußschwingen, beim Apfelbrechen und Birnenschütteln sah. In den Dörfern knarrten in dunklen Scheunen die Kelter und Trotten, und aus allen Kellerlöchern strömte der süße Duft von »Neuem«. Sie begegnete vielen mit großen Fässern beladenen Fuhrwerken. Oben in den Spundlöchern nickten große bunte Blumen, und die Kühe vor den Wagen wiegten stolz die Köpfe, als wüßten sie, was für eine angenehme und kostbare Last sie zogen, nämlich »Sauser im Stadium«.

Sauser im Stadium ist neuer, gärender Wein. Darum steckt oben kein massiver Zapfen im Loch des Fasses, sondern nur ein schöngeschnitztes hohles Stück Holz, darin wie in einer Vase rote Astern und weiße Dahlien nicken. Die Sausersonntage sind in jener Gegend berühmt und berüchtigt. Die jungen Männer der Dörfer ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nießen in dieser Zeit so viel des süßen Weines, daß sie je nach Charakteranlage und innerem Bedürfnis entweder in Liebe zu einem weiblichen Wesen zerschmelzen oder dem teuersten Freunde den Frack verhauen oder auch beides zusammen in reiner Wechselwirkung von Ursache und Wirkung.

Solche hahnebüchene Lustbarkeiten bekam Emils Mutter aber nicht zu sehen, sondern etwas unendlich Schönes, das ihren Lebensabend mit hellem Glanz erfüllte.

Je näher sie dem Ziel ihrer Reise kam, desto mehr Menschen hielten die beiden Seiten der breiten Straße besetzt, und desto weniger wurde gearbeitet. Alle erwarteten den Festzug des Landerziehungsheims, und als Frau Salomea Himmelheber auf einmal in der Nähe Musik vernahm, aber so in die wartende Menge geraten war, daß sie für ihre kurze, dicke Gestalt nichts als Püffe und zertretene Fußzehen erhoffen durfte, rettete sie sich mit ihrem raschen, klugen Instinkt in ein an der Straße gelegenes Wirtshaus und wußte mit gewandter Zunge so beredt zu erklären, daß sie die Mutter des neuen Professors am Landerziehungsheim sei, daß sie bald einen der schönsten Plätze am Fenster hatte und in gesicherter Behaglichkeit der Dinge warten konnte, die da kommen sollten.

Die Landstraße machte kurz nach dem Wirtshaus, das auf der Hügelseite lag, einen scharfen Bogen. So konnte man die festlichen Klänge der Musik schon in allernächster Nähe hören, bevor man etwas andres sah als die langen Hälse der wartenden Menge. Die Ungeduld und Bewegung wurde immer größer, aber auf einmal sah man einen seltsamen Reiter als Herold dem Zuge voran um die Ecke biegen.

Es war Gott Bacchus auf einem grauen wohlgepflegten Esel, der seine langen Ohren würdevoll und gewichtig bewegte. Aber Bacchus glich nicht einem trunkenen Silen, sondern war der wohlgebildete junge Mann, der sich sonst unter dem Namen des Doktor Siebold im Landerziehungsheim bewegte. Jetzt, da er keinen Kneifer trug, war sein glattes, heiteres Gesicht fast von klassischem Schnitt, wenn nicht der tiefe Schmiß auf der rosigen Wange diese Illusion wieder zerstört hätte. Er trug Weinlaub im Haar und den Thyrsusstab in der Hand.

Da ritten drei herrliche Gestalten auf schönen Pferden in einer Reihe um die Ecke. Der Tag, die Nacht und die Dämmerung.

Der Tag, ein aufrechter Ritter mit kurzem blondem Vollbart, saß in blitzender, goldener Rüstung auf einem feurigen Schimmel, und seine wehende weiße Standarte trug das Bild der Sonne. Man kannte wohl den Fechtmeister der Schule, der alle Woche zweimal aus der Stadt ins Landerziehungsheim kam, aber daß er so königlich im Sattel sitzen könne, das hatte man ihm doch nicht zugetraut. Die Nacht war eine Frau in dunkelviolettem Gewand, das, mit Sternen besetzt, weit über die Flanken ihres ruhigen, schweren Rappen hing. Das Haupt war verhüllt, und in den Armen schien sie im weiten Mantel ein Kind zu halten. Als Dämmerung saß ein junges Mädchen auf einem grauen Rosse. Aber ihre fast noch knabenhafte Jugend war in einem grauen wallenden Schleier verborgen, und sie legte sich fast verschämt, zwischen Tag und Nacht reitend, die Zurückhaltung auf, die ihrer Rolle angemessen war.

Als die drei berittenen Gestalten vorüber waren, entstand eine Lücke im Zug, die aber gleich darauf durch das fröhliche Gewimmel von kleinen Knaben in der alten Landestracht der Seegegend ausgefüllt wurde. Sie gingen paarweise, und ein jeder hatte einen kleinen Gratten voll der schönsten Äpfel, Birnen und Trauben auf dem Rücken. Jedem Paar war ein dritter Knabe in weißer Schürze und mit weißer Mütze, wie die Köche sie tragen, zugesellt. Wo diese kleinen Diener des Lukull jemand in der Menge entdeckten, der ihnen wohlgefiel, da griffen sie in die Gratten, holten eine Frucht heraus und überreichten sie mit zierlichem Anstand.

Bevor man sie nur sehen konnte, verrieten halblaute, gedehnte Rufe des Entzückens, daß nun die schönsten Gruppen des Zuges nahten.

Zwei Jungfrauen in langen weißen Gewändern und farbigen Blumenkränzen im offenen Haar führten einen gewaltigen, mit wuchtigem Schritt schwer daherwandelnden rotbraunen Stier. Er hatte einen Ring in der Nase, aber die sanfte Gegenwart der schönen, feierlich gekleideten Mädchen schien ihm alle Wildheit zu nehmen. Gar nicht aufgeregt sah er aus seinen kleinen Augen in die Menge und ließ sich mit seinen ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

goldeten Hörnern und dem schweren, um die Brust gelegten Blumenkranz gebührend bewundern.

Der Gruppe von früchtespendenden Büchen folgte eine andre von weißgekleideten, blumenstreuenden Mädchen; aber noch waren diese nicht ganz vorübergezogen, als ein Zwischenfall den ganzen Zug zum Stehen brachte und die Aufmerksamkeit hinaus auf die Fläche des Sees lenkte. Draußen auf der blauen Flut nahte ein schwarzer rohgezimmerter Kahn, in dessen Mitte die Gestalt eines wilden, mit erlegten Hasen und Hühnern behangenen Jägers sichtbar wurde. Von seiner grünen Hubertusmütze stand eine kühne Fasanenfeder in die Luft, und in seinem Arm ruhte eine große Armbrust; vorn am Bugspriet saß ein blondlockiger Knabe, der nichts trug als ein kleines, von einem goldenen Band umgürtetes Hemdchen. In den Händen hielt er einen feinen silbernen Bogen, und die Spitze seines starken, scharfen Pfeiles sah man in der Sonne glitzern.

Der wilde Jäger rief ein lautes »Horrido!« und »Halt da!« dem Zug entgegen, der auch wirklich auf den ersten Anruf stehenblieb. Gleich darauf fuhr der Nachen knirschend in den Ufersand, und der alte Professor vom Kloster St. Martin — denn niemand anders war es — sprang mit seinem Enkel an den Strand und führte den kleinen Schützen an die Spitze der nächsten Gruppe, die noch an der Straßenecke hinter den Büschen stand.

Emils Mutter hatte in ihrer impulsiven Art schon lauten Einspruch gegen eine solche Störung des herrlichen Festes erheben wollen, als sie gerade noch merkte, daß es sich um eine wohlverabredete Sache handelte.

Ihre Spannung wuchs, als sie hinter dem kleinen Schützen, den auch ein paar leichte weiße Flügel zierten, die helle Gestalt eines wunderbar anzusehenden Mädchens in leichtgeschürztem Gewand, mit einem Jagdspeer in der Hand und einer silbernen Mondsichel im griechisch gekämmten Haar, des Weges kommen sah. »Diana mit ihrem Gefolge«, was nichts andres heißen soll als Sabine mit Emil als Begleiter, der, in ein Wolfsfell gekleidet, mit nackten Füßen und unbedecktem Kopf als Dianens Jagdgehilfe Adonis eine große Koppel weiß und braun gefleckter Hunde führte.

Sabine und Emil waren bei den Leuten des Dorfes und des nahen Städtchens bekannt und wohlgelitten. Laute Hochrufe auf die beiden erschütterten die Luft, als sie vorübergingen. Frau Himmelheber in ihrem Fenster wollte auch mitrufen; als sie aber Emil erkannte, blieb ihr die Stimme im Halse stecken, und ihre Augen wanderten nur voll stummer Bewunderung, einmal ihres Sohnes, das andremal des Mädchens wegen, das ihm voranschritt, von einem zum andern, und sie konnte nichts tun als nach Luft ringen und ohnmächtig, halb verzückt, die Arme zum Fenster hinausstrecken.

Erst jetzt sah Emil seine Mutter. Er winkte ihr in hellem Jubel zu und konnte gerade noch seiner Diana ein Wort zurufen, als ihn die Meute Hunde widerstandslos fort- und an dem Hause vorüberriß. Sabine hatte ihn verstanden und winkte der glücklichen Alten freundlich mit dem Speere zu. Und beiden voraus ging trippelnd, aber siegreich der kleine blondlockige Amor.

Nun brachten zwei ältere Schüler, als Wanderer in kurzen Gewändern, an einer langen Stange die große Traube der Kundschafter aus dem gelobten Lande Kanaan. Sie war aus einzelnen Trauben so geschickt zusammengebunden, daß sie aussah wie eine einzige riesige Frucht, und die zwei Kundschafter erregten bei den Weinbauern vielleicht den allergrößten Beifall von allen Gruppen.

Wieder entstand eine kleine, aber spannende Lücke. Da sah man zwei ältere Männer im Zuge daherwandern. Gehörten sie dazu oder waren sie Fremde, die hineingeraten waren?

Aber als sie näher kamen, konnte man die Schminke im Gesicht und die angeklebten Bärte doch entdecken. Der eine auf der rechten Seite hatte einen kurzen weißen Vollbart und war in ein schwarzes, nicht eben sehr elegantes Habit gekleidet. Durch eine goldene Brille sahen ein Paar klare, frohe Augen, die den sonst etwas leidenden Ausdruck des Gesichts Lügen straften. Es war niemand anders als der Stadtschreiber von Zürich, der Meister Gottfried Keller.

Neben ihm schritt, etwas größer und beleibter, mit einem Reiseschal über der Schulter und die Hosen in die Röhren der kurzen Stiefel gesteckt, der Meister Josephus Viktor Scheffel. Ein stolzer Knebelbart zierte sein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Offset-Druck von George Westermann

Phot. Julius Söhn, Düsseldorf

Leo Klein-Diepold: Garten

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kinn, und ein mächtiger Filz überschattete seine kleinen fröhlichen Augen unter der funkelnden Brille.

Aber niemand vermutete hinter dem links- und rechtsrheinischen alemannischen Dichterpaar den Doktor Imhoff und seinen alten Kollegen von Steiger. Und wie um es ganz glaubhaft zu machen, daß sie der Stadtschreiber von Zürich und der Meister Josephus vom dürren Ast von Säckingen seien, gingen nah hinter den beiden zwei Liebespaare. Zuerst der junge grüne Heinrich mit der blassen Anna, dann der Mönch Ekkehard, der die Zügel eines Zelters führte, auf dem die Herzogin Hadwig stolz im Sattel saß.

Nun nahte das Ende des Festzuges, das aber für sich wieder die allergrößte Überraschung bot. Mit einem schweren Ruckkorbe voll guter Dinge, die er links und rechts in die Menge warf, kam der Herbst selber geschritten. Er stak in einem grünen, mit roten Äpfeln reichbestickten Rock. Aber obwohl er so gebefreudig gestimmt, machte er ein gar grimmiges Gesicht. Niemand konnte sich das erklären, bis in einigem Abstand eine andre Gestalt im weißen Pelzrock und mit einer mächtigen Bärenmütze erschien, nach der der gute Herbst manchmal seine drohende Faust ausstreckte.

Das war der Winter, der auch dieses Jahr nicht ausbleiben würde.

Aber wie zum Trost kam etwa zehn Schritt hinter dem Winter, in hellgrünem Röckchen, mit einem großen Schneeglöckchen als Mütze, der junge Lenz gegangen, und kleine Kobolde und Elfen tanzten um ihn einen neckischen Reigen.

Um nun aber den Kreislauf des Jahres noch schöner zu vollenden, kam zu guter Letzt, im rohseidenen Gewande, mit einem mächtigen Kranz aus Ähren und Kornblumen auf dem Haupt, ein stilles blondes Mädchen mit strahlenden blauen Augen. Und fünf kleine Kinder mit riesigen Klatschrosen als Hüte trugen vor ihr her auf efeuumrankten Tafeln die fünf verheißungsvollen Worte: »Und wollen des Sommers warten!«

Den Schluß des Zuges bildeten die rot und weißen Landsknechte der zweiten Hälfte der städtischen Musikanten. Sie bliesen einen alten Schweizermarsch, und hinter ihnen schlug der auf beiden Seiten gestaute Wall von Zuschauern zusammen.

Als das Paradies im Prangen stand

Als das Paradies im Prangen stand, war der größte Glanz, der es erhellte, des Mannes Liebe zum Weibe. Nach dem Sündenfall aber kam wie ein reicher Trost für die Ausstoßung ein fast ebenso Großes hinzu, die Liebe der Mutter zum Sohn. Es gibt nichts Schöneres auf der trüben Erde als die ehrfürchtige Treue des Sohnes zu ihr, in deren Schoß und Schutz sich sein Leben aufgebaut hat. Durch Sturm und Gewitter, durch Kälte und Entfremdung mag es gehen, die größte Treue zwischen Männlichem und Weiblichem ist doch stets die zwischen Mutter und Sohn. So ist es schwer zu beschreiben, was Frau Salomea Himmelheber empfand, als sie nach dem Festzug sich durch die Menge gearbeitet hatte und den schon wieder umgekleideten Emil von Angesicht zu Angesicht wiedersah; und was Emil bewegte, als er zum erstenmal wieder vor der tapferen alten Mutter stand, mit ihrem wohl heller gewordenen Scheitel, aber den noch immer glänzenden Augen, daraus die unverwüstliche Lebenskraft des Geschlechts der Pfefferle sprach.

Sie standen einander im Turmzimmer gegenüber und betrachteten sich auf die Zeichen hin, welche die Monate der Trennung in ihre Züge geschrieben hatten.

»Du hast dir die Locken kurz abschneiden lassen?« sagte Frau Salomea Himmelheber. »Es steht dir aber auch so nicht schlecht.«

Dann nahm sie den langen vor ihr stehenden Menschen an beiden Armen, aber das durchs Fenster scheinende Gegenlicht blendete sie; da drehte sie den Sohn so lange herum, bis sie ihm in die Augen sehen konnte, und meinte dann: »Du hast früher interessantere Augen gehabt, aber jetzt ist mehr Gutheit drin und doch Schneid!«

Emil lenkte die Mutter ab auf die schöne Aussicht durch die vier Fenster hinaus über alles Land.

»Schön ist's, sehr schön!« antwortete Frau Salomea Himmelheber ausweichend, steuerte aber mit Sicherheit auf ihr nächstes Ziel los: »Und jetzt«, sagte sie, indem sie sich auf einen Stuhl setzte, »möchte ich wissen, wer ist auch nur die Dame gewesen, die mit dem Mond im Haar und der Lanze in der Hand? Das muß eine sehr vornehme sein. Lieber Gott, ich bin doch in meiner Jugend auch das gewesen, was man schön heißt — daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es aber so etwas gibt an Nobelheit und Anstand und trotzdem so wenig Kleider an, das hätte ich mir nicht träumen lassen.«

Emil konnte sich des Lächelns nicht enthalten. »So, Mutter,« sagte er, »jetzt nimm einmal deine ganze Courage zusammen.«

Frau Himmelheber sah ihren Sohn in höchster Erwartung mit kugelrunden Augen an.

»Was würdest du sagen, wenn diese noble Dame deine künftige Schwiegertochter wäre?«

»Emil, man soll seine alte Mutter nicht zum Narren haben!«

Da klopfte es an der Tür, und Sabine trat in ihrem leichtgeblümten Tüllkleid ein. »Ich möchte nicht stören,« sagte sie, »aber ich soll zum Festmahl rufen.«

Die gänzliche Fassungslosigkeit der Mutter über die plötzliche Erscheinung Sabinens, über ihre Schönheit und ihre vertraute Sprache mit Emil drohte beängstigende Formen anzunehmen, aber Emil half ihr darüber hinweg: »So, nun gebt euch erst die Hand. Das, liebe Sabine, ist meine Mutter — und das, liebe Mutter, ist meine zukünftige Frau!«

Sabine ging frei und froh auf Frau Salomea Himmelheber zu und begrüßte sie mit einem herzlichen Kuß auf die Wange.

Da atmete Frau Himmelheber mit einem tiefen Seufzer, der mehr Beseligung als Bedrückung war, auf, aber es lag noch nahezu Ehrerbietung in ihrem Ton, als sie zu Sabine sagte: »Dann gratuliere ich!« Und nach einigen Atemzügen setzte sie hinzu: »Sie werden gewiß sehr glücklich werden mit meinem Sohn, Fräulein —«

»Sabine«, ergänzte Emil.

»Sabine Feuerstein«, vervollständigte Sabine.

»Aber nicht mehr lange!« vollendete Emil triumphierend.

Ein Blick voll unsäglicher Hochachtung glitt aus Frau Salomea Himmelhebers Augen an Emil hinauf, und Sabine beugte allem Weiteren vor, indem sie beide sanft zur Tür hinausdrängte: es sei höchste Zeit zum Essen.

Drunten auf der Spielwiese standen gedeckte Tische, und auf langen Bänken davor saßen in ihren Sonntagskleidern Schüler und Lehrer. Nichts war mehr zu sehen von Schminke, Perücken und bunten Fähnchen; der Festzug war mit seinem ganzen Glanz versunken wie ein schöner Traum.

Noch länger als auf Emil und seine Mutter, die ihren Platz links und rechts von Doktor Imhoff angewiesen bekamen, während Sabine gegenüber saß, mußte man auf den Onkel Arx warten. Der war gleich nach dem Fest mit einigen Sekundanern und Primanern spurlos verschwunden, und kein Mensch wußte, auf welchen abenteuerlichen Wegen er wieder wandelte.

Aber endlich sah man den großen Kalabreser des Onkels Arx in der Ferne auftauchen und dahinter die roten Mützen seiner Gesellen. Als er den leeren Platz zur Linken der Frau Himmelheber eingenommen und die Schüler sich gesetzt hatten, gab Doktor Imhoff das Zeichen zum Auftragen.

Sabine hatte nicht übertrieben. Es war ein richtiges Festmahl, was da auf gewaltigen Platten auf die Tische getragen wurde. Da fehlte es weder an Geflügel noch an Wildbret, und der Wein floß in ungefährlichen Strömen, denn es war süßer.

Einige kundige Thebaner unter den Primanern raunten sich zu, der Onkel Arx müsse wieder einmal in die Tasche gegriffen haben, und das schien auch der Fall gewesen zu sein, denn der alte Haudegen gebärdete sich heute wie der Herr des Festes, und Doktor Imhoff befand sich in einem ihm ungewohnten Halbdunkel, zu dem er aber gute Miene machte. Frau Himmelheber war mit ihrem Nachbarn mit dem weißen Bart in einen sprudelnden Diskurs gekommen und wandte sich nur zwischenhinein, wie entschuldigend, mit anerkennenden Lobsprüchen über das herrliche Fest an den einsilbig dasitzenden Imhoff, dem auch mit Sabine und Emil kein rechtes Gespräch gelingen wollte.

Der See auf beiden Seiten der Wiese lag spiegelglatt. Kein Lüftchen regte sich, in stiller Glorie sank des Abends Goldnetz auf die Flut. Bevor es jemand bemerkt hatte, war die Dämmerung angebrochen.

Unbemerkt waren inzwischen die Primaner wieder aufgestanden, und bald nach ihrem Verschwinden drängte der rote Schein von ringsum aufflammenden Freudenfeuern das nahende Dunkel zurück. Auf dem Wiesenrand wie auf den Hügeln hinter dem Walde loderte es auf, und selbst auf dem See brannten schwimmende Pechkränze, doppelt schön, weil sich ihr Feuer in der Flut spiegelte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Hurra!« rief die ganze Korona der Schüler, und die Hügel gaben das Echo wieder.

»Hussa!« Da stiegen pfeifende Raketen in die Nacht, und ihr Feuer tröpfelte in kleinen Zungen herab auf die Wiese.

»Heil!« Da knatterten Frösche und schwirrten Feuerräder.

»Heiho!« Da donnerten Böller, und der See widerhallte ihre Schläge.

Auf einmal wurde es still, und man vernahm das Klingeln eines Messers am Glase. Onkel Arx erhob sich in seiner ganzen stattlichen Länge, nahm den Kalabreser vom Kopf und sprach:

»Eidgenossen! Erdgenossen! Festgenossen! Ihr alle habt heute den Herbst im Zuge gesehen, wie er sich nach dem Winter umdrehte und ihm vergebens eine Faust machte. Vergebens! sage ich, denn er wird kommen! Und in diesem Herbst befinden wir zwei uns, meine verehrte Tischnachbarin, Frau Salomea Himmelheber, und meine unvermeidliche Wenigkeit. Aber es gibt noch einen andern Herbst. Das ist der Jünglings- und Jungfrauenherbst, der keck den Winter überhopst, und der umschlägt in den Männer- und Frauenfrühling, und in dieser herrlichsten aller Jahreszeiten befinden sich zwei andre Festgenossen.

Ihr alle kennt meine Nichte Sabine, meines Neffen, des Direktor Imhoffs, getreue Helferin, euer aller, ihr Kleinen, sorgliches Schulmütterlein! Und ihr kennt auch alle den Herrn Doktor Emil Himmelheber, den Sohn meiner werten Tischnachbarin und euren Lehrer und Freund. Diese zwei trefflichen Menschenkinder haben sich heute verlobt, was so viel heißt, daß nach einer Zeit des Sauser im Stadium die allerschönste Witterung des Lebens, die herrliche Frühsommerzeit, über sie anbrechen wird, was seinerseits hinwiederum nichts andres besagen will, als daß sie demnächst heiraten, Mann und Frau und damit glücklich sein werden.

Auf daß dieses Glück blühe, wachse und gedeihe, darauf, Eidgenossen, Erdgenossen, Festgenossen, ruft mit mir altem Kameraden und meiner verehrten Nachbarin als Bräutigamsmutter ein währschaftes donnerndes Hoch in die schöne Herbstnacht. Ich habe gesprochen!«

Raketen stiegen in die Luft, Böller krachten, und alle Feuer loderten noch einmal auf. Das Hoch brauste durch die Lüfte und stieg bis zum Himmel, und während Emil mit Sabine durch die Reihe ging und allen dankend die Hände drückte, umarmte der begeisterte Onkel seinen Neffen, den Doktor Imhoff. Als dieser sich von der ersten Überraschung erholt hatte, heulte er still in sich hinein, und dem Onkel liefen die Tränen in den Bart.

*

Das ist die Geschichte von Emil Himmelheber und wie er seine Frau fand. Von dem, was sich nun noch ereignete, wissen wir nur noch das Folgende zu berichten:

Als Frau Himmelheber am dritten Morgen nach dem unvermuteten Geschäftsschluß wieder mit strahlender Geruhigkeit hinter dem Ladentisch stand, da konnten sich die Kunden nicht genug wundern über das wissende Lächeln, mit dem Frau Himmelheber auch den schlauest angelegten Fragen auswich und die kühnsten Vorstöße ungeduldiger Nachbarn abwies. Emil komme bald wieder zurück, und das andre werde man ja dann sehen, antwortete sie den neugierigen Kundinnen, füllte das Öl in die Flaschen, wog Zucker und Kaffee mit der ihr eignen gelinden Freigebigkeit und schwieg im übrigen. —

Frau Wilhelmine Feuerstein, die Stadtpfarrerin von Rheineck, erhielt wenige Tage nach dem Verlobungsfest den Besuch ihres allzeit fröhlichen Bruders, des Professors von Arx, und unter dem sprudelnden Reden dieses alten Haudegens wich der Widerstand ihres wohlgeordneten Wesens der Macht der vollzogenen Tatsache. Und was etwa an Unebenheiten noch zu glätten war, das besorgte Josua Feuerstein mit der frohgemuten Geduld, die während seines dreitägigen Besuchs auf Schloß Brunn an Güte noch gewonnen hatte.

Den drei letzten Buckhäusern zeigte Emil Himmelheber seine Verlobung und später seine Verheiratung an. Aber er bekam keine Antwort darauf, und nach und nach dämmerte es ihm, daß er der erste, der einzige und der letzte Buckhäuser gewesen war.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mediumistisch gezeichneter Stickmusterentwurf religiösen Charakters von einer Näherin

Mediumistische Kunst

Von Hans Freimark

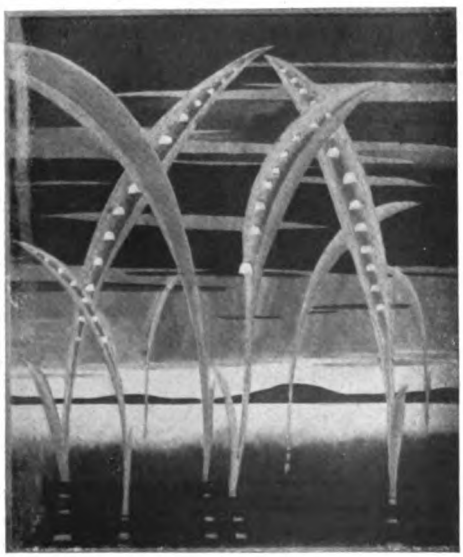
Die Grenzen der Kunst umfassen ein Lebensgebiet, das die gleiche Mannigfaltigkeit in sich birgt wie das Leben selber. Die Gipfel Michelangeloischer, Goethischer und Beethovenischer Schöpfergewalt erheben sich aus den Niederungen primitiver Urwelt- und naiver Bauernkunst. Der Höhlenbewohner, der in eine Messerklinge das Bild eines Renns mühsam mit dem Feuerstein einritzte, der Buschmann, der einer Felswand die Darstellung einer Jagd eingräbt, und der Bauernknabe, der frommen Sinnes aus einem Stück Holz eine Madonna schnitzt, sind in einem gewissen Sinne Künstler ähnlich den ragenden Gestalten eines Praxiteles und Raffael. Der Priester, der die Stammellaute der Pythia, und jener, der die Zeichen geworfener buchener Stäbe bewußt rhythmisch zusammenfügte und zu einer Prophezeiung verdichtete, war Vorläufer und Wegebereiter für das Genie eines Shakespeare und die Gestaltungsgabe eines Schiller. Denn Kunst ist Nachschaffen und Neuschaffen des Lebens. Der Schöpfungsprozeß der Kunst steht dem beständigen schöpferischen Werden in der Natur und im Gefüge der Menschheit als ein bewußter Akt des Menschengeistes gegenüber. Auf dem bewußten Bilden liegt der Ton. Die Gründe freilich, aus denen der Bildner-, der Dichterdrang quillt, liegen nicht im Bewußtsein. Sie haben da ihre Stätte, wo alle unsre Triebe verankert sind, im Unterbewußtsein des Ichs.

Dieses Unterbewußtsein, der Komplex von unerfüllt gebliebenen Wünschen, vergessenen Erlebnissen und halben Wahrnehmungen, ist, wie die Untersuchungen der neueren Psychologie und der psychischen Forschung erwiesen haben, zwar unbewußt für unser Tagesbewußtsein, jedoch nicht unbewußt an sich. Wird das Tagesbewußtsein durch den Schlaf oder durch Hypnose völlig oder mit Hilfe narkotischer Reizmittel teilweise ausgeschaltet, so regt sich das Unterbewußtsein. Die Träume, die Dämmervorstellungen in Rauschzuständen sind seine Daseinsbetätigungen. Sie vollziehen sich nicht ohne Zusammenhang mit der Außenwelt, sind nicht

Marsglöckchen
Mediumistische Malerei von August Machner

Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

reine Äußerungen des menschlichen Inneren, aber sie antworten auf die ihnen von außen zukommenden Reize in gesteigerter Weise. Es fehlt eben das Korrektiv des bewußten Wahrnehmens, das im Laufe der Entwicklung bestimmte Anschauungs- und Denkformen herausgebildet hat, die das Individuum vor einer Zersplitterung bewahren und nur Reize von bestimmter Stärke und bestimmtem Charakter zur Wirkung kommen lassen. Das Unterbewußtsein kennt derartige Schranken nicht. Wahllos reagiert es auf zarte und grobe Empfindungen, und immer reagiert es mit einer Überempfindlichkeit, die den Wert des Reizes bei weitem übersteigt. Aus einer Bettfeder, die den Träumer kitzelt, formt das Traumbewußtsein den Dolch eines Mörders, eine herabfallende Vorhangstange kann ihm zum Beil der Guillotine werden, und das Rasseln des Weckers wird bald als Schellengeläut, bald als Klirren zerbrechenden Geschirrs genommen. In Wahnzuständen, die ebenfalls auf einer Einengung des Wachbewußtseins einerseits und einer Übersteigerung des Gefühlskomplexes anderseits beruhen, besteht dieselbe erhöhte Reizempfänglichkeit. Ein Kranker, der seinen Körper mit dem Gebäude, in dem er sich aufhielt, identifizierte, empfand das Laufen der Wasserleitung als Blutentziehung und schrie vor Schmerzen, wenn er das Geräusch des laufenden Wassers vernahm.



Abendstudie vom Mars
Mediumistische Malerei von August Machner

Pilzblume vom Mars
Mediumistische Malerei von August Machner

Diese dramatische Verkleidung und Zuspitzung der empfangenen Reize ist das Charakteristikum unterbewußt sich in das Bewußtsein drängender Empfindungen. Was das Unterbewußtsein wahrnimmt, formt es zu Geschehnissen und Gestalten um. Einen einfachen Vorgang kennt es nicht, und abstrakte Begriffe sind aus seinem Bereiche verbannt. Es weiß mit ihnen nichts anzufangen und duldet sie nur, wenn es sie in irgendeiner Form personifizieren kann, sei es, daß es sie zu einem Gott erhöht oder zu einem Teufel erniedrigt.

Die Inkonsequenzen und Übertreibungen, die sich das Unterbewußtsein bei seinen Reaktionen zuschulden kommen läßt, können jedoch zur fürchterlichsten Konsequenz sich steigern, sobald das Wachbewußtsein ihm nur den geringsten Spielraum läßt. Dann zeigt sich, daß dieser Komplex von Empfindungen und Fähigkeiten, der scheinbar bewußtlos dämmernd in der Seele ruht, sein eignes Bewußtsein mit allen Mitteln gegen das gewöhnliche des Tages durchzusetzen sucht. Es kann sich in solchen Fällen eine zweite, ja, eine dritte und vierte Persönlichkeit neben der ersten herausbilden, mit völlig neuen Anschauungen und Eigenschaften, und es kann sogar vorkommen, daß dieses neue Bewußtsein das alte verschlingt. Dieses Er-

Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mediumiſtiſche Malerei von Frau Aßmann

eignis iſt keineswegs der ſchlimmſte Ausgang. Weit gefährlicher für den geiſtigen Beſtand des Individuums iſt es, wenn die Regungen des andern Bewußtſeins nicht die Kraft haben, ſich zu behaupten, aber das normale auch nicht die Kraft hat, ſie zu unterdrücken. Dann lebt das Individuum in einem ſtändigen Kampf mit ſich ſelber, und dieſer Kampf iſt deshalb ſo zermürbend, weil er zwiſchen zwei Welten geführt wird.

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mediumistische Malerei von Frieda Gentes

Die eine ist die Welt unsers sachlichen Denkens und Vorstellens, die andre ist die farben- und bilderreiche des Unterbewußtseins. Die eine ist die, deren Geschöpf wir sind, die andre jene, deren Schöpfer wir bis zu einem gewissen Grade sind. An den Unzulänglichkeiten der Außenwelt stoßen wir uns wund, die Welt unsers Inneren gewährt unserm geheimsten Verlangen Erfüllung. Doch es ist nahezu unmöglich, in beiden Welten zugleich zu leben. Die Kluft zwischen ihnen ist zu tief. Sie kann nur überbrückt werden,

Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Marslandschaft
Mediumistische Malerei von August Machner

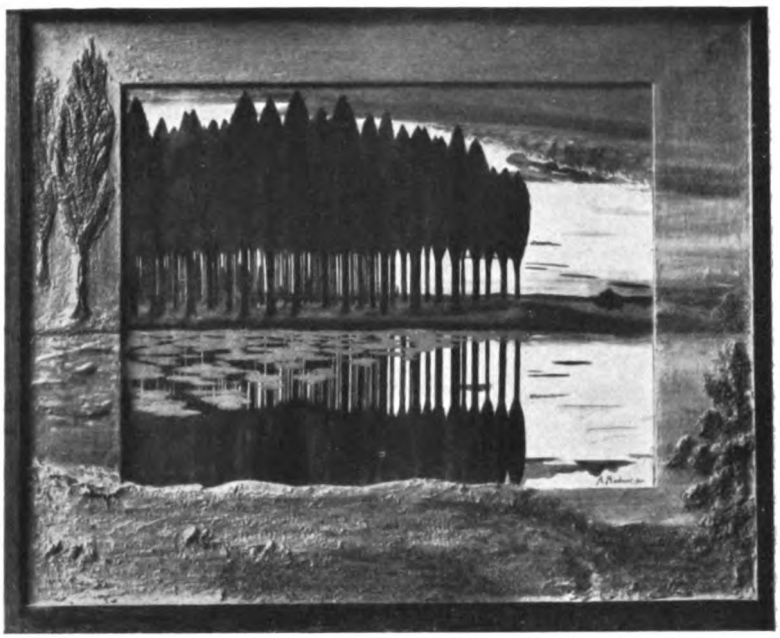
indem die Gebilde der Welt des Inneren in die Außenwelt hinübergeführt werden. Dieses Hinüberführen eines innerlich Empfundenen und Geschauten zu einem dem allgemeinen Dasein sich einordnenden Gebilde ist Kunst. Je bewußter die Hinüberführung vollzogen, je klarer die Form gestaltet und von allen früheren Formen unterschieden, je reiner die Darstellung ist, losgelöst von allen Willkürlichkeiten und Abschweifungen des Unterbewußtseins, um so größer, um so stärker ist die Kunst des Hinüberführenden.

Die vollkommene Beherrschung des seelischen Materials ist keineswegs leicht. Der wundersame Rausch, der den Schaffenden unter den Strömen der Empfindungen ergreift, die aus den Tiefen seines Selbst hervordrängen, ist ein arger Verführer. Das Hingegebensein an eine schier unermeßliche Gestaltenfülle, das Sichverlieren in Bildern erweckt in dem Durchströmten ein hohes Lebensgefühl. Jedes Eindämmen des Stromes drückt dieses Gefühl herab. Darum verzichtet gar mancher auf das Eindämmen. Er bedenkt nicht, daß nun die Wasser seiner Seele ziellos verströmen. Nur den Uferlosigkeiten gilt es zu begegnen, nicht dem Rauschen des Stromes selbst. Wer in seinem Willen Maß und Ziel hat, der kann dem Drängen seiner Seele ruhig nachgeben. Und so bekennt Goethe 1814 gegen Knebel, daß er eben jetzt, eine neue Ausgabe vorbereitend, den »Wilhelm Meister« lese, und daß dieser ihn völlig fremd anmute, da er dieses Werklein wie auch seine übrigen Sachen als »Nachtwandler geschrieben« habe. Auch spricht er zu Eckermann von den »nachtwandlerischen Zuständen«, in denen er oftmals seine Gedichte verfaßte. Voltaire gar schrieb einen Gesang seines »Mahomet« in schlafwandelnder Verfassung. Und Nietzsche erfuhr beim Entstehen des Zarathustra ekstatische Entzückungen, die so weit gingen, daß »man ihn öfters hätte tanzen sehen können«. Er setzt hinzu: »Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen.« Mozart empfing viele seiner schönsten Me-

Marslandschaft (Lichtstudie)
Mediumistische Malerei von August Machner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lodien im Traum, und Beethoven wurden seine bedeutendsten Inspirationen morgens vor dem Waschtisch. Er bot in diesem Augenblick für seine Umgebung ein höchst groteskes Schauspiel, befand sich aber, wie sein Biograph Schindler sagt, »selbst in einer strengen Abgeschiedenheit von allen außer ihm Daseienden, und niemand durfte es wagen, ihn in seiner ‚nassen Begeisterung' zu stören.« Jahre bevor Feuerbach das »Gastmahl des Platon« malte, sah er den Kopf des Sokrates in der eigentümlichen Beleuchtung, in der er auf dem Bilde steht, vor seinem geistigen Auge. Doch hier wissen wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, woher dieses innere Gesicht stammt. Eine Büste des Sokrates befand sich nämlich im Vaterhause Feuerbachs, und abendlicher Lampenschein rief dann wohl jene Verstärkung der Züge hervor, die der Kopf des atheniſchen Weisen im »Gastmahl« aufweist. Feuerbach selbst entsann sich dieses Eindruckes allerdings nicht, er war ihn gewohnt gewesen und als gewohnter seiner Erinnerung entschwunden. Wie nachhaltig solche vergessenen Eindrücke sind, lehrt aber gerade dieses Beispiel.



Marslandschaft
Mediumistische Malerei von August Machner

Tapetenmuster
Mediumistische Zeichnung von August Machner

Der Anstoß, der die gestaltenden Tendenzen des Unterbewußtseins anregt, kommt nicht immer von außen, häufig beginnen sie frei aus sich ihr Spiel. Dr. Waldstein gedenkt in seiner Studie über »Das unterbewußte Ich« einer amerikanischen Dichterin, der die Figuren ihrer Novellen und Erzählungen erschienen, während sie mit häuslichen Arbeiten beschäftigt war. Erst trat eine Person auf, ihr gesellte sich eine zweite, und plötzlich fand sie sich in einem Knäuel von Geschehnissen, die sich gleichsam um sie her vollzogen. Das Ganze bedrängte ihre Aufmerksamkeit derart, daß ihr bewußtes Leben Gefahr lief, gehemmt zu werden. Um dem zu entgehen, schrieb sie das nieder, was sich vor ihrem Geist abspielte, dabei konnte ihre Feder kaum Schritt halten mit der Schnelligkeit, in der die Ereignisse in der Welt ihrer Phantasie sich jagten. Ähnlich schildert der französische Dramatiker François de Curel sein Schaffen: »Meine Personen«, sagt er, »nehmen einen so ausgesprochenen Charakter an, daß ich schließlich weiter kein Bewußtsein von meiner

Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eignen Existenz habe als insofern und dadurch, daß ich sie betrachte.« E. T. A. Hoffmann fühlte sich von den Gestalten seiner Dichtungen derart bedrängt, daß seine Frau ihm Gesellschaft leisten mußte während seines Schaffens, um die Furcht zu vertreiben, die die Schöpfungen seines Geistes ihm erregten. Auch Balzac lebte mit den Personen seiner Erzählungen, die er leibhaftig um sich fühlte. Er sprach von ihrem Ergehen wie von dem Ergehen wirklicher Menschen, doch vergaß er dabei keinen Augenblick, daß er ihr Erzeuger war. Dessen waren sich auch Curel und die amerikanische Dichterin bewußt. Und weder Goethe noch Beethoven ließen die nachtwandlerischen Episoden ihres Schaffens sich ausdehnen. Sie mochten diese Stunden als Zeiten der Anregung nicht missen, aber sie setzten ihnen Grenzen.

Werden solche Grenzen nicht gesetzt, dann entsteht das, was im Titel als »mediumistische Kunst« bezeichnet wird. Es ist Kunst nur den Absichten nach, nicht eine im eigentlichen Sinne, weil ihr deren Hauptmerkmale, das Beherrschen der seelischen Kräfte und das Meistern der Ausdrucksmöglichkeiten, abgehen. Ja, die Vermittler dieser Kunst lehnen es meistens ab, ihre Begabung auszubilden oder ihr Zügel anzulegen. Freilich nur ihrer Begabung in künstlerischer Richtung. Ihre Begabung in medialer Hinsicht wollen sie wohl ausbilden, sie wollen Werkzeuge sein und sind stolz darauf, es zu sein. Allerdings fühlen sie sich nicht als Werkzeuge ihrer eignen Seele. Sie hängen ausnahmslos alle der spiritistischen Überzeugung an, die die Äußerungen der Psyche nach den Dramatisierungen und Masken, deren sich diese spielerisch bedient, für Kundgebungen jenseitiger Intelligenzen, für Manifestationen Verstorbener hält. Einer objektiven Betrachtung der Vorkommnisse, die sie als Äußerungen unterbewußten Talents enthüllt, sind die medial sich Betätigenden nur schwer zugänglich. Sie ordnen sich viel lieber den Bizarrerien und Launen der Personifikationen ihres Unterbewußtseins unter. Der künstlerische Wert des auf diese seltsame Weise Hervorgebrachten ist äußerst schwankend. Neben wirklich beachtenswerten Leistungen finden sich Produkte von unglaublich kindlicher Unbeholfenheit; Bedeutung haben diese Erzeugnisse in der Hauptsache weniger durch das künstlerische Moment als dadurch, daß uns ihr Werden einen Einblick in das schöpferische Gestalten der Seele eröffnet.

Unbeeinflußt von Schulung treten die meisten dieser medialen Talentäußerungen zutage. Das hat künstlerisch seine argen Schattenseiten. Psychologisch ist es vortrefflich, daß wir Talentproben zu sehen und zu hören bekommen, die unbehindert von Traditionen, von ästhetischen, literarischen oder artistischen Rücksichten entstehen. Flüchtet sich doch die Phantasie fast aller malenden und zeichnenden Medien von der Erde fort zu andern Welten, wo sie frei von irdischen Vorbildern ihr Wesen treiben kann. Die dichtenden Medien sind weniger ausschweifend, es fehlt ihnen auch in der Regel die Eigenart. Vorwiegend sind ihre Poeme religiös gefärbt und zeichnen sich sonst nur durch beträchtlichen Umfang aus. Das Unbeendete ist überhaupt charakteristisch für mediale Schöpfungen. Gedichte hören auf, weil das Papier nicht reicht, weil irgendeine äußere Störung den Fluß der Verse unterbricht, oder weil die Hand des Mediums erlahmt, aber an sich könnte Zeile an Zeile bis ins Unendliche sich aneinanderreihen, da eine geschlossene Idee selten ausgedrückt wird. Auch zeichnerisch begegnet uns derselbe Umstand öfters. Die pflanzlich ornamentalen Gebilde der Frau Aßmann, besonders die aus der ersten Zeit ihrer Medialität, könnten in ihren wirren Verschlingungen beliebig fortgesetzt werden — nur die Ränder des Zeichenblattes geboten Halt. Dieses Drauflosreimen und -pinseln erklärt sich aus der Seelenstimmung der Medien, die sich als Organ einer höheren schaffenden Kraft empfinden und dieser nicht gebieten wollen. Daher kommt es denn auch, daß diese Kraft sich zuweilen schnell erschöpft. Der Impuls, der sich ungebändigt auswirken kann, erlischt. Wesentlich trägt hierzu die spiritistische Auffassung bei, die in den eigentlichen Urhebern der Schöpfungen jenseitige Wesenheiten sieht. Da diese sich nach spiritistischer Doktrin meist nur während bestimmter Zeitspannen manifestieren dürfen, so liegt der Gedanke nahe, daß die Begabung eines Tags wieder schwindet. Dieser Gedanke wirkt auf die leicht beeinflußbaren Medien mit der Stärke einer Suggestion, und der Abschluß der Mal- oder

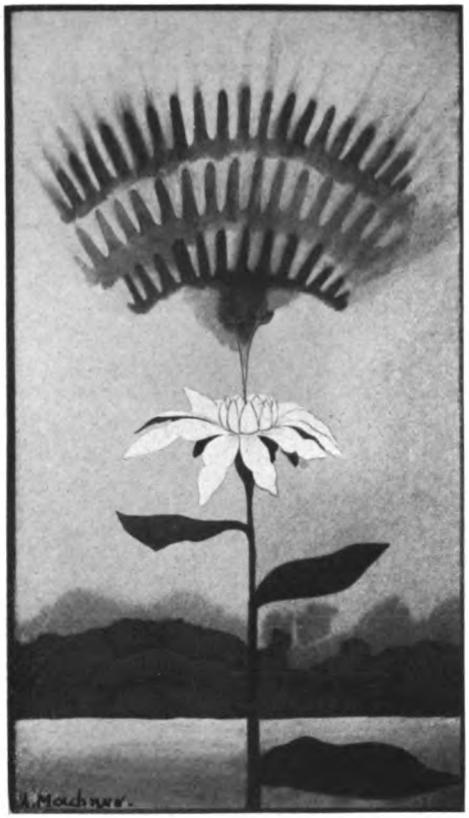
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mediumistische Malerei von Frieda Gentes

Dichtperiode ist gegeben. Vor solchem Ausgange kann nur ein bewußtes Ergreifen der Begabung schützen. Doch dazu wollen sich die meisten Medien nicht verstehen, da sie sich aus ihrem spiritistischen Ideenkreise nicht lösen mögen.

Menschlich ist dieser Verzicht auf bewußte Ausarbeitung der persönlichen Fähigkeiten stets bedauerlich. Künstlerisch freilich nur in manchen Fällen. Und das sind meist solche, wo man die Hoffnung nicht aufzugeben braucht, daß eines Tags doch die rechte Einsicht sich einstellt. Es sind Charaktere von starker Eigenart, die sich schließlich auch gegenüber den spiritistischen Hypothesen siegreich durchsetzen, oder Menschen, deren geistige Besinnung zu guter Letzt den medialen Zirkel, in dem sie sich eine Zeit-

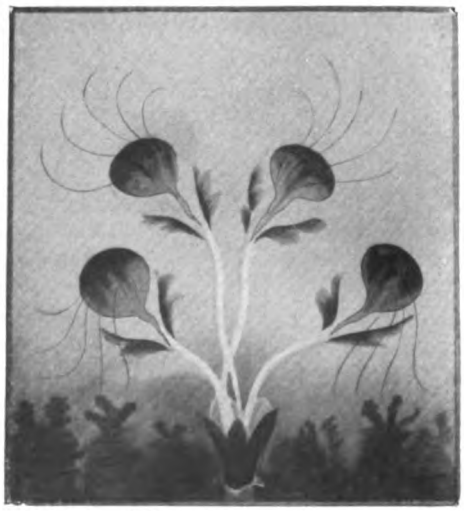
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Magnetische Ausstrahlung einer Marsblume
Mediumistische Malerei von August Machner

lang gefangen hatten, zerreißt. Solcher Art war die Mediumschaft von Frau Eysell-Kilburger und die Victorien Sardous. Frau Eysell-Kilburgers medianim geschriebene »Klänge aus einem Jenseits« sind psychologisch besonders dadurch interessant, daß sich in den Gedichten eine scharfe männliche Individualität ausspricht. Die Umkehrung des Charakters erstreckt sich bis auf die Schrift, wobei sonderbarerweise die Schrift »Ottos«, des angeblichen Urhebers der »Klänge«, weiblichen Duktus zeigt, während Frau Eysell-Kilburgers Handschrift einen männlichen Eindruck macht. Man hat es hier mit einer ziemlich tief durchgearbeiteten Spaltung des Ichs zu tun. Die Dichtungen selbst bezeichnete Victor Blüthgen, der ihr Entstehen miterlebte, durchaus zutreffend als dichterisches Rohmaterial. Es sind harte, unausgeglichene Rhythmen, deren Reiz in ihrer Derbheit und Unverfälschtheit liegt. Ganz anders die mediumistischen Zeichnungen Sardous. Es sind aparte Spielereien des geistreichen Dramatikers. Warum er sich gerade den Jupiter zur Szenerie wählte, erläutert Flammarion in seinen »Unbekannten Naturkräften« mit der Bemerkung: »Wir glaubten damals alle, der Jupiter sei von einer höheren Rasse bewohnt. Diese Kommunikationen waren die Rückwirkung der allgemeinen Ideen.« Bemerkenswert an der Zeichnung Sardous ist, daß schon durch die Stilisierung, die den Darstellungen gegeben ist, angedeutet wird, wenn auch wohl unabsichtlich, daß es nicht Nachbildungen irgendeiner Wirklichkeit sind. Für die mediale Entstehung zeugt die Bevorzugung der Kreislinien, der wir bei den meisten medialen Schöpfungen begegnen.

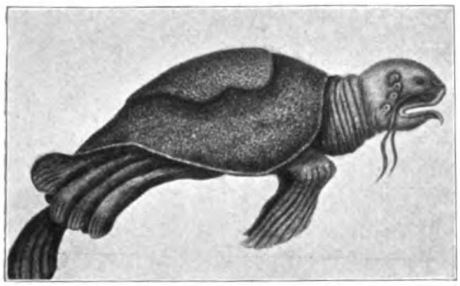
Gleich der Hand eines Kindes, die hauptsächlich Kreise zieht, wenn sie »malt«, beginnt auch die sich selbst überlassene Hand des Mediums sich in Kreisen zu bewegen. Diese Kreise gruppieren sich später zu Figuren, sie erweitern sich zu Köpfen, setzen sich zu Ornamenten zusammen, doch verleugnen sie nie völlig den Kreischarakter. Besonders ausgesprochen ist dieser in den Pastellmalereien der Frau Aßmann. Frau Aßmann zeichnet in sogenanntem Halbtrance, einem Dämmerzustande zwischen Schlafen und Wachen. Die Gebilde der Aßmannschen Zeichenkunst erinnern stark an die teils grotesken, teils schauerlichen Figuren, die zuweilen kurz vor dem Einschlafen vor unserm inneren Auge auftauchen. Sie sind stilisierte und freilich sehr künstlerische Kari-



Federblume vom Mars
Mediumistische Malerei von August Machner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

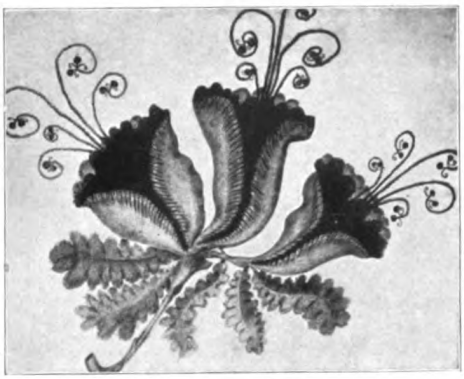
katuren der natürlichen Objekte, die besonders durch die feine und zarte Abstimmung der Farben und die ornamentale Gliederung wirken. Ebenfalls auf Kreisbewegungen bauen sich die »Schutzgeister« darstellenden Bilder der Frau Speetzen auf. Aus losen Kreislinien knüpft sich ein immer festeres Gewebe von Kreisen, die sich aneinanderdrängen, übereinanderlegen und langsam die meist sehr stark verzeichneten, doch häufig recht ausdrucksvollen Köpfe formen, mit ihren Zügen und Schatten, die Kopfbedeckungen und Schleier mit ihren Federn und Falten. In diesen Falten bergen sich häufig andre Gesichter, ja, zuweilen ist dem Kopf des »Schutzgeistes« ein kleinerer als Mal oder als Grübchen eingefügt. Diese Häufung desselben Motivs in einem Entwurf ist bezeichnend für das spiritistische Milieu. Die gesteigerte Seltsamkeit gilt dort als



Wassertier vom Merkur
Mediumistische Zeichnung von Ilona Wajditsch

gleichbedeutend mit erhöhter Beweiskraft für die geglaubte übersinnliche Entstehung der Bilder. Der Art der Frau Aßmann verwandt ist die der Frieda Gentes. Es ist sogar äußerst wahrscheinlich, daß die Aßmannschen Zeichnungen mittelbar auf die Entstehung der mediumistischen Malgabe der Frieda Gentes eingewirkt haben. Die Malereien der Gentes zeugen von größerer zeichnerischer Gewandtheit als die der Frau Aßmann, aber sie entbehren des einheitlichen Stils, der diese auszeichnet und künstlerisch wertvoller macht.

Der Kreistechnik der Frau Aßmann und der Frau Speetzen ist bis zu einem gewissen Grade die Punktiertechnik des Mediums Ilona Wajditsch verwandt. Frau Wajditsch, die Gattin eines Budapester Arztes, glaubte sich von einer Intelligenz namens »Laris« inspiriert. Ihre Hand zeichnete im Dunkeln oder während sie mit andern diskutierte. Die Bilder sollen Tiere und Pflanzen vom Mars und Merkur wiedergeben. Nachdem 53 Blätter entstanden waren, erlosch das Talent so plötzlich, wie es entstanden war. Der Punktiertechnik bedient sich auch das Berliner Medium, das das Vaterunser zeichnete. Es ist eine Näherin, und die Vorbilder zu den Zeichnungen sind in den Stickmusterbüchern zu finden, durch diese Frau nur bereichert um die religiöse Symbolik und vielfach geistvoll vertieft dank der starken seelischen Erregtheit des medialen Zustandes der Zeichnerin.



Pflanze vom Merkur
Mediumistische Zeichnung von Ilona Wajditsch

Völlig andrer Art als die Kunstäußerungen dieser Medien ist die Begabung des ehemaligen Gerbers und späteren Matrosen August Machner. Sie trat zuerst während spiritistischer Sitzungen hervor, an denen Machner teilnahm. Er meinte schattenhafte Gestalten zu sehen, die er nachzeichnete. Bald darauf entstanden die ersten Gemälde. Machner hat keinen andern als den ziemlich kümmerlichen Unterricht einer Dorfschule genossen. Die ihm von Freunden seines

Schutzgeist einer Hilfsbereiten
Mediumistische Zeichnung von Elisabeth Speetzen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schutzgeist einer Krankenpflegerin
Mediumistische Zeichnung von Elisabeth Speetzen

Könnens verschaffte Vergünstigung eines Stipendiums für die Berliner Kunstschule nützte er nicht aus, da er sich gleich in der ersten Stunde mit den Lehrern überwarf, in deren Methode er sich nicht fügen wollte. Seine Landschaften und Pflanzen bezeichnet er als Darstellungen von Mars- und Saturnszenerien. Machner ist trotz großer körperlicher Robustheit eine sehr sensible Natur, und mancher Eindruck, den er auf seinen Reisen empfangen haben mag, verwandelte sich wohl in ihm zu den Bildern fremder Welten. Seine Pflanzen erinnern an Orchideen, an Gebilde, wie sie die Meeresflora aufzuweisen hat, und scheinen wirklich durch derartige Beobachtungen wesentlich bestimmt zu sein. Man muß dabei berücksichtigen, daß die Wahrnehmungen seinerzeit nicht in der Absicht gemacht wurden, sie einmal wiederzugeben. Das Geschaute wurde vielmehr nur in vagen Umrissen vom Unterbewußtsein festgehalten, und nun es sich wieder aus ihm löst, macht es abermals eine Umwandlung durch und erscheint als »Marsblume, die auf dem Meere treibt«, als »Blütenstaude, die im Licht der zwei Sonnen des Saturn schwankt«. Machners Landschaften zeichnen sich durch ihre satten und kontrastreichen Farben aus. Auch in Dekorativem hat sich Machner versucht. Seine Tapetenentwürfe sind nicht übel, und der Geist des Chinesen, den er seinen Inspirator nennt, beweist Geschmack und Erfindungsgabe. Figürliches dagegen liegt ihm nicht, obwohl er als den geistigen Urheber seiner meisten Gemälde Michelangelo bezeichnet. Es ist erstaunlich, daß Michelangelo im Jenseits so gänzlich seine Kunst, den menschlichen Körper zu gestalten, vergessen haben soll. Machner hat dafür freilich die Erklärung: Michelangelo darf jetzt keine Körper zeichnen, weil er zu Lebzeiten seine Begabung für das Landschaftliche vernachlässigte. Die muß er nun üben. Diese Erklärung, die in Wahrheit keine ist, wäre belanglos, läge in ihr nicht die Wurzel des Übels bloß, an dem alle mediale Kunst krankt: die spiritistische Hypothese.

Könnten die medial-künstlerisch Tätigen sich von dieser vorgefaßten Meinung befreien, dann wäre es zwar bald vorbei mit ihrer Mediumschaft, mit der passiven Behaglichkeit, dem angenehmen Sichdurchströmenlassen von künstlerisch betonten Gefühlserregungen, dann hieße es: sich zur Aktivität entwickeln, bewußt aus sich zu lernen, zu wirken und für das Geleistete die Verantwortung zu tragen. Was bei dieser Entwicklung das Medium verlieren würde, würde der Künstler und Mensch gewinnen.

Schutzgeist eines jungen Mannes
Mediumistische Zeichnung von Elisabeth Speetzen

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Ein Brief Albert Weltis

Albert Weltis künstlerisches Schaffen stellt Wilhelm Fraenger in dem Leitaufsatz dieses Heftes dar, gestützt auf eine, wie wir glauben, gute Auswahl malerischer und graphischer Werke des leider so früh verstorbenen Künstlers. Zur Ergänzung jenes kunstkritischen Beitrages dürfen wir hier zum erstenmal einen ausführlichen Brief Weltis veröffentlichen, in dem sich sein Leben und seine ganze Persönlichkeit widerspiegeln. Für die Erlaubnis zu dieser Veröffentlichung sind wir in erster Linie den Erben Weltis, insbesondere Herrn Dr. Emil Welti in Kehrsatz bei Bern, dann aber auch dem Empfänger und Besitzer des Briefes, Herrn Kunstschriftsteller Dr. Jos. Aug. Beringer in Mannheim, zu lebhaftestem Danke verpflichtet. Die Redaktion.

Bern endlich vollendet
d. 15. Dezember 1908.

Verehrtester Herr Doktor!

... So will ich mich denn an die Beantwortung der Fragen machen, welche Sie an mich richten.

Ich bin geboren am 18. Februar 1862 in Zürich als Sohn eines Fuhrhalters, wodurch ich von Geburt an mit sechs Geschwistern in einen äußerst malerischen Betrieb hineinkam, unter siebzig bis achtzig Pferde und etwa vierzig Knechte und Mägde, welche alle in altpatriarchalischer Weise im Haus und Hof aßen, schliefen und lebten. Dazu kam der Verkehr der Bauern mit ihren Heuwagen und Vieh und den großen »Ledischiffen«, welche vom See her den breiten Schanzengraben herunterkamen und den Mist holten.* Vor unserm Hause aber war der große Exerzierplatz, wo es den ganzen Tag hoch herging, exerziert wurde, Bataillone marschierten auf, Batterien rasten umher, Zeltlager wurden errichtet, auch ernste Ereignisse gab's: die Vereidigung unsrer Grenztruppen Anno 70 und die Aufteilung von vielen tausend »Bourbakis« in die Quartiere. Meine Mutter war zum Zeichnen begabt und spornte mich an, und ich fing früh, schon mit neun Jahren, an, Pferde zu zeichnen, Soldaten, Menschen, Tiere usw., alles aus dem Kopf; zum Kopieren hatte ich viel weniger Talent und mußte das viel später erst unter einem pedantischen Lehrer (Kupferstecher Werdmüller, der mit Böcklin und Koller in Paris war) in Zürich und an der Münchner Akademie nach der jetzt verrufenen Antike und nach dem Leben nachholen.

Mit dreizehn Jahren, als es mir im Realgymnasium mit Latein usw. schlecht ging, zeichnete ich jeden Abend Schlachten und andres auf die saubere Seite von Tuchmusterbogen, welche mir beigenweiß* zugefallen, und die famosen Distelikalender, welche man in Deutschland nicht kennt, waren mit ihren Darstellungen aus der Schweizergeschichte und lustigen Darstellungen aus den vierziger Jahren mein unerreichbares Ideal, was man freilich meinen damaligen fürchterlichen Schilderungen nicht anmerkt. Wenn ich diese jetzt mit den so viel besseren Schildereien meines Ältesten vergleiche, der in andrer künstlerischer Umgebung aufwuchs, wird mir so recht klar, wie schwer es einer hat, sich direkt aus dem Volke zur Kunst aufzuringen. Und noch etwas ist mir dabei vollständig klar geworden, nämlich daß es nicht nur zweierlei Talente, sondern auch zweierlei bildende Kunst gibt.

Diese Einsicht ist leider heutzutage den gescheitesten Kunstgelehrten verschlossen, weil sie sie nicht selbst erleben können. Es gibt Talente, welche ihr Bestes frei aus dem Kopfe schaffen, und gibt Talente, welche nachahmen. Beide gehen nicht nur von der Natur, sondern ebensosehr von der Begeisterung für die Werke andrer aus.

Wer dieses letztere ableugnet, lügt, das tun aber gerade diejenigen heutzutage, welche ich die nachahmenden Talente nenne. Sie behaupten, rein aus der Natur zu schöpfen, wie niemand in der Kunstgeschichte vor ihnen; wenn man aber genauer zuschaut, so hängt einer viel enger mit dem andern zusammen als bei den Kopfkünstlern, weil ihr Horizont um so unendlich viel enger ist.

* Unser väterliches Haus ist dicht über dem Schanzengraben gebaut. (Anmerkung Weltis.)

* Beige, oberdeutscher, besonders schweizerischer Ausdruck für aufgeschichteter Hause (Holz u. a.).

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Nun sind aber in den letzten fünfundzwanzig Jahren die nachahmenden Künstler Legion geworden, hauptsächlich durch künstliche Aufzüchtung, sie nennen sich hauptsächlich Naturalisten, aber was sie leisten, deckt sich selten mit dem, was früher unter Naturalismus verstanden wurde, denn wenn einer bloß mit Hilfe von Modellen und Studien ein naturalistisches Bild malen will, geht es nicht, sondern er muß auch aus dem Kopfe schaffen können. Dann gibt es unter den nachahmenden Künstlern auch Idealisten, manchmal verflucht schlaue Köpfe; sie haben keine malerischen Ideen im Kopfe und könnten sie auch nicht frei aus dem Kopf aufs Papier bringen, aber sie sind geschickt, mit den Modellen etwas zu arrangieren in ruhigen Stellungen, denen man einen Namen unterlegen kann. Künstler mit großem Namen sind darunter, welche sich in feierliche Wolken zu hüllen verstehen und fortwährend Prinzipien verkünden, welche ihnen ihre Beschränktheit trefflich verdecken. Die Kopftalente aber werden heutzutage oft gar nicht mehr Künstler, sie haben ein schweres Dasein, ihre ideenreichen Köpfe sind zum Bildermalen bestimmt, ein Bild malen ist aber nicht so leicht wie die Natur kopieren, man merkt leicht etwas vom Ringen des Menschen, was neben der müheloſen Arbeit nach der Natur unangenehm auffällt. So wird der Weg dem Kopfkünstler recht dornenvoll, und gehen die einzigen, welche bestimmt wären, der Nation wirklich volle, ganze Werke zu schaffen, meist auf dem Weg zugrunde und sind meist nur noch unter den Illustratoren zu finden, auf welchem Gebiete die nachahmenden Künstler ihnen absolut nicht folgen können. Da wird auch eigentlich außerordentlich viel Gutes geleistet, im Grunde viel mehr, als bei der ganzen Malerei heutzutage herauskommt.

Zu diesen Illustratoren wäre auch ich gestoßen, wenn mich nicht ein gütiges merkwürdiges Geschick zu Böcklin hingeführt hätte. Als Achtzehnjähriger wurde ich zu einem Onkel als Photograph in Lausanne in die Lehre getan (1880). Nach einem Jahr vermochte ich meinen Vater dazu, daß ich nach München durfte. Dort machte ich die Akademie acht Semester lang durch bei Strähuber, Gysis und Löfftz. Beim letzteren ereilte mich das Geschick, ich tat sehr ungeschickt in seiner Lehre und ging nach Hause 1885 im Frühling, nachdem mir im Winter zuvor ein Amerikaner Meakin gezeigt hatte, wie man simple Blechplatten poliert und zum Radieren zurichtet. Dieser Amerikaner radierte schon ganz famose Landschaften, besaß eine alte Presse und war sonst ein wortkarger Mensch, von dem ich später so wenig mehr etwas hörte wie von all den vielen andern amerikanischen, schwedischen und norwegischen Mitkameraden von der Akademie. In den Herbst 85 fällt meine erste Begegnung mit Böcklin. Mein Vater zwang mich, mir von Böcklin gleichsam ein Attest zu holen, ob sich die weitere Ausbildung lohne. Es lautete günstig, gelesen habe ich's aber erst vor zwei Jahren nach meines Vaters Tod und besitze es seitdem. Meine fleißigen Studien von der Akademie und lebensgroßen Akte ließen Böcklin ganz kalt, er sagte, wozu man eigentlich solches Zeug mache. Die »Kompositionen« aber, d. h. alles, was ich ihm frei aus dem Kopf Geschaffenes zeigte, gefielen ihm. Und daß er kurz vorher einen Konkurrenzentwurf zu einem Fayencebrunnen gesehen hatte, der mir besonders seine Gunst eingetragen, davon hatte ich keine Ahnung.

Im Winter 1885 bis 1886 probierte ich noch einmal mein Glück bei Löfftz — wieder das gleiche Pech. Ich schwärmte für Rubens und wollte auch ähnlich malen, und Löfftz wollte, ich sollte einen gescheiten Ton hinsetzen, d. h. eine solid mit Weiß impastierte Farbe. Er hatte auch recht; denn der Rubens machte es ganz anders, und während das Banner der Löfftzschule einige Jahre lang immer mehr noch nach Grau hinwehte, wehte mein Banner nach der Farbe hin. Nebenbei spukte aber auch die Aus-dem-Kopfmalerei und das Radieren immer mehr in mir herum. Ich fuhr im Frühling wieder heim, der Mißerfolg hatte mich auch liederlicher als je gemacht, allerlei Wolken standen am Himmel. Meine Schwester war an der Lungenschwindsucht erkrankt; immerhin sah ich jenen Sommer zum erstenmal meine zukünftige Frau. Ich zeichnete und malte auf eigne Faust weiter, Bilder hauptsächlich, wobei ich immer wieder Schiffbruch litt, weil ich immer leichterhand und unwissend, wie ich war, über die wichtigsten Grundgesetze wegstolperte.

So ging's weiter den Winter hinüber ins Jahr 1887. Ich plagte mich etwa drei bis

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Julius Sohn, Düsseldorf

Raymund Woog: Mutter und Kind

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

vier Monate mit einer Amazonenschlacht, von welcher eine Reminiszenz in meiner ersten größeren Radierung weiterlebt. Im Juni starb meine liebe Schwester, mit der ich aufgewachsen, und bald darauf mußte ich als Sechsundzwanzigjähriger meine Rekrutenschule machen und nachher noch ins Manöver. Als ich nachher Böcklin wieder einmal einen Besuch zu machen wagte, riet er mir, einen Winter lang nach Venedig zu gehen. Dazu hatte der Vater gleich Geld, »wenn's nur nicht wieder in das Lumpennest nach München geht«, sagte er. Italien wurde mir ein Segen, die Augen gingen mir über vieles auf, und Venedig war der rechte Ort. Ich bekam einen Halt und wurde mir klar über mein Talent und den Weg, den es zu gehen habe.

Ich malte den Vormittag stets an dem »Jüngsten Tag«, den Sie kennen, und zwar so, daß ich das Bild zuerst grau untermalte und dann lasierte, nachmittags malte ich draußen an großen Aquarellen nach der Natur, und nachts radierte ich zum erstenmal richtig und entwarf später, angeregt durch die farbige Fassade der Markuskirche, gleichfalls die farbige Fassade eines Wohnhauses, welche ich im folgenden Sommer zu Hause farbig ausführte. So war ich meist fleißig in meiner totalen Einsamkeit, bis die Mitternachtsglocke vom seligen Markusturm läutete.

Im Frühling kehrte ich über Bologna, Parma heim. Nachdem mich vor der Abreise ein italienischer früherer Kamerad von der Münchner Akademie um dreißig Frank angepumpt hatte, mit welchen er seine reizende Geliebte zum Altar führte, wurden meine Mittel schmal auf der Heimreise, so daß ich am letzten Tage mich auf einen Kaffee in der Mailänder Galerie beschränkte und am Morgen darauf fröhlichen Humors und mit einem Zehnrappenstück bei meinen Eltern in Zürich anlangte ...

In diesem Sommer (1887) verdiente ich einiges, indem ich einem Afrikareisenden seine heimgebrachte Beute abzeichnete und Vortragstafeln zeichnete, auch einem andern Afrikareisenden eine schwarze Schöne im Schmuck groß nach einer Photographie malte. Im Herbst reiste ich wirklich wieder nach München mit wenig Lust, da kam ein andrer Schweizer nach, namens Laubi, und erzählte, er hätte bei Böcklin Schüler und Famulus werden können, er habe aber jetzt die Ausschmückung eines Tanzsaals in Schaffhausen übernommen. Sofort rauchte es mir auf, ich schrieb an meinen Vater, der ging in seiner einfachen Natur gleich zum Meister wie ein Vater, der seinen Buben in die Lehre tut, und Böcklin ging gleich darauf ein. Denn damals war er so gerade davon erfüllt, daß die Kunst vorerst einmal ein Handwerk sei wie ein andres, und ein Maler von unten auf alles gründlich lernen müsse.

Ich möchte nun nicht wiederholen, was alles über jene Zeit bei Böcklin in meinem Brief gestanden, den Avenarius nach des Meisters Tod abgedruckt hat, nur an meine früheren Auslassungen anknüpfend etwas über das Bildermalen sagen. Schon bei den ersten Besuchen hatte mich Böcklin nur in meinen früheren Ansichten bestärkt im freien Schaffen auf Bildwirkung. Von andrer Seite erfuhr ich beständige Vorwürfe und Zurücksetzungen, daß ich die Natur nicht genug studiere, welche gleichen Vorwürfe ja selbst dem Meister nicht erspart wurden. Böcklins Liebe galt damals den alten Niederländern, Altdeutschen und Frühitalienern. Es war ein heißer Kampf, ihre Farbenschönheit zu erreichen nicht nur, sondern ihnen in ihrer einfach schönen Bildwirkung gleichzukommen. Der Aufbau eines Bildes in Hell und Dunkel war Böcklin ein Hauptziel. Wenn ein Bild malerisch in seinem Kopfe feststand, so löste er vor allem diese Frage; alles andre ergab sich aus ihr. Die Modernen haben daraus die Fleckentheorie gemacht, mit der sie nach rechts und links ausschlagen, aber die Flecken allein tun's ja nicht. Die Seele und der Charakter reden ein gewichtiges Wort hinein, wenn sie vorhanden sind. Darum geht's manchen Modernen so leicht, und sie malen so viele Bilder, welche nachher nichts sind.

Lange habe ich diese Vorwürfe noch hören müssen, daß ich die Natur nicht genug studiere, und doch habe ich die Natur von je geliebt und betrachtet, wie kein andrer sie mehr betrachtet hat. Jeder muß diese Vorwürfe hören, welcher aus dem Kopfe schafft. Man sucht überall, unsre teuren Kollegen, die Naturkopisten, helfen suchen: dort ein Bein zu lang, da ein Kopf zu groß, dort nicht genug nach der Natur studiert — nur

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nie so ledern langweilig wie die Werke der großen modernen Pinselphotographenzunft!

Ich wollte noch nichts sagen, wenn nicht jeder von uns Kopfmalern nicht auch ein gutes Stück nach der Natur malen könnte. Böcklin sagte stets von Studien: So was stellt man nicht aus, das gehört in die Werkstatt! Und wenn man ihm folgen wollte heute, so gäb's Platz in den Ausstellungen übergenug! Und jeder Kopfmaler hat auch sicher einmal der Versuchung nicht widerstanden, aus einer schönen, gelungenen Naturstudie ein Bild zu machen, der große Böcklin nicht ausgenommen. Dieses Ringen kann in seinen Werken verfolgt werden.

Aber eben das geht nicht und ist ein göttliches Naturgesetz: jeder versucht es hundertundeinmal, und es geht nicht, es langt zu einer Zusammenstellung, ein Bild wird's nie, und darum sage ich, es gibt zweierlei bildende Kunst, eine freischaffende und eine nachahmende; wäre ich ein Streithahn, würde ich sagen: eine ganze und eine halbe. Warum soll's in der bildenden Kunst anders sein als bei allen andern Künsten, welche alle verlangen, daß ein ganzes Werk frei aus der Phantasie aufgebaut werde, und sein Schöpfer daran arbeite mit allem Ernst und mit seinem Herzblut, daß seine Seele und sein Charakter mit dabei sein müssen. Das bleibt das Höchste. Das wissen aber heute in der bildenden Kunst die wenigsten.

Gern gebe ich zu, daß einer vor der Natur mit aller Liebe und Empfindung malen und schaffen kann, es ist aber nicht das Höchste, und wenn einer dabei stehenbleibt, so bleibt er auf halbem Wege stehen und hat nicht nötig, jenen am Zeuge zu flicken, welche nach dem Höchsten trachten...

Anstatt Ihre Fragen kurz und gut zu beantworten, habe ich alle möglichen Ansichten entwickelt, welche keinen direkten Zusammenhang mit Ihren Fragen haben. Und doch sind sie mit der Entwicklung meines und ähnlicher Talente in engem Zusammenhang, und heute, wo das Siegesgeschrei des sogenannten Impressionismus so frech ertönt, wo alles auf den Kopf gespült, Böcklin und den Alten täglich ins Gesicht gespuckt wird, kann unsereiner nicht mehr an sich halten: manchmal muß es raus...

Ich will jetzt noch weiterfahren in meiner Lebenshistorie. Nach zwei Jahren, ums Neujahr 1891, verließ ich die Werkstatt Böcklins. So freundlich das Verhältnis zwischen uns blieb, so ging's doch nicht mehr recht, ich hatte in der Zeit viel gelernt, aber brauchte Ruhe und Einsamkeit, um es zu verarbeiten, während der Meister mir fortwährend mit seiner vollständig richtigen Kritik alles über den Haufen warf, so daß mich zuletzt nichts mehr freute. Und ohne Freude gelingt ja doch nichts. So nahmen wir in aller Freundschaft Abschied. Ich zog mich wieder in mein dreieckiges Stübchen im Elternhause zurück und fing erst einmal den »Raub der Europa«, der schon bei Böcklin Schiffbruch gelitten, neu an. Ein ganzes Jahr saß ich daran, im Glaspalast wurde es mir zurückgewiesen, während ein Selbstporträt in Aquarell Gnade fand und Radierungen, bald darauf aber kaufte es Gurlitt für fünfzehnhundert Mark, und mein erstes Glück war gemacht; wo es hinkam, das Bild, weiß ich nicht, ebenso ein zweites, eine kleine Landschaft mit Hirschjagd, die ich bei Böcklin gemalt. Ich malte hierauf ein zweites Bild, in dem ich eine Morgenstimmung darstellen wollte (»Der Eremit«). Das gelang weniger und kriegte was Süßliches; ich konnte es nicht verkaufen, ich übermalte es später, und mein Bruder besitzt es. Dann wurde mir von einem amerikanischen Kunsthändler und Verleger Prang in Boston eine Kopie des »Frühlingserwachen« von Böcklin in unsrer Züricher Sammlung bestellt. Ich ging mit großem Eifer dahinter und brauchte mehr als ein halbes Jahr dazu. In jener Zeit kamen öfters Besucher in die Sammlung und fingen Gespräche mit mir an. Auf diese Weise lernte ich Herrn Rose kennen, meinen Mäzen und Lebensretter. Nicht lange darauf bestellte er mir sein Porträt. Als er vorübergehend in der französischen Schweiz wohnte, malte ich ihn, es wurde durch neuerliches Experimentieren mit Pereires Temperafarben kein Meisterstück, auch redete mir der Besteller beständig hinein, dafür gelang mir sein radiertes Porträt besser.

Bald nachher erlaubten mir meine »Einkünfte« zum erstenmal, etwa zwei Monate nach Paris zu gehen; ich zeichnete an den Vormittagen Akt und nachmittags durchstreifte ich die Stadt und die Museen.

Mit meiner Frau war ich schon seit langem im Briefwechsel. Sie wohnte in Thun,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und als ich von Paris heimkehrte, verlobten wir uns (1893). Anfangs des folgenden Jahres heirateten wir und schlugen unsre Wohnung in dem mir so lieben Tal der Limmat, in Höngg, eine Stunde von Zürich, auf. Es ist ein altes Haus mit sogenannten französischem Giebel, mitten in den Weinbergen in einer kleinen Bachschlucht gelegen. Der sehr konservative brave Gemeindeammann, dem es gehört, hat es bis jetzt so gelassen. Es schaut weit talauf und -ab, und aus seinen Fenstern haben wir manch schönes Naturschauspiel genossen. In jener Zeit, um 1894 herum, habe ich viel naiv nach der Natur gemalt, eine zünftige Schule als Landschafter hatte ich ja nie genossen und wußte nichts von braun und grau malen; als die Zünfter kamen, fanden sie die Farbtöne, welche ich in der Natur sah, viel zu farbig, und siehe da — jetzt wären sie manchem nicht farbig genug.

In jener Zeit wollte ich auch manchmal aus einem schönen Motiv aus der Natur ein Bild machen, das wird aber erst dann ein Bild, wenn das Motiv aus demselben wieder fast heraus ist, man begnüge sich denn mit einer bloßen Staffage wie bei meinem Bilde mit der Nessussage, an meinem größten Bilde bis jetzt, mit dem ich mein erstes Jahr in der Ehe zubrachte; es war mir von einem Züricher Arzt bestellt worden, und seine Witwe besitzt es. Außerdem malte ich in jener Zeit eine Amazone, die ihr Pferd tränkt, und eine kleine Landschaft mit St. Sebastian (ein Blick auf ein tiefes Flußtal mit dahinter sich auftürmender Stadt; vorn auf einem Hügel die schwarzen Bogenschützen). Damals hatten wir unsern Bertel gekriegt, da machte mir Herr Rose das hochherzige Anerbieten, mir monatlich drei Jahre lang dreihundert Mark zu zahlen: was ich mache, soll ihm gehören, und wenn ich nichts fertigbringe, soll der Bezug deshalb nicht aufhören, ich solle aber nach München übersiedeln, wo ein viel besserer Boden für meine Entwicklung sei.

Mit Freuden ging ich auf den Vorschlag ein, und im November 1895 siedelten wir nach München; nicht ohne Tränen ging's aus unserm schönen Heim in den furchtbaren Münchner Winter. In der Schwanthalerstraße war erst unsre Wohnnung, viel zu teuer, ich hatte sie gemietet, und schon im Frühjahr hatte meine vive Frau ein viel billigeres und gemütlicheres Heim in der äußeren Nymphenburgerstraße aufgetrieben bei dem alten, trefflichen Kupferstecher Schultheiß, dessen Sohn und Sohnestochter, beide auch Maler, mit Familie im gleichen Hause wohnten. Ich hatte ein großes gutes Atelier, ein Teil davon als Radierecke, und ein Teil als Eßraum abgeteilt, nebenan ein kleines Klavierzimmer mit wackligem Balkon, Schlafzimmer und Küche in der Mansarde. Im großen, halb verwilderten Garten konnte unser Bertel herumspringen. Hier wohnten wir vier Jahre, Balmers kamen auch von Basel nach München, Kreidolf und Weber wurden meine Freunde, und mein ältester Freund Huber-Feldkirch, der sich immer mehr der dekorativen Kunst zuwendete, kam öfters.

Ich malte in München erst die »Nebelreiter«, dann den »Hexensabbat«, radierte die »Mondnacht«, die »Hexen«, vollendete die »Sündflut«, radierte das Bild meiner Frau mit Bertel, malte »Die Lebensalter«. Dann bei einem Besuche in Ostpreußen bei Herrn Rose sein Porträt und das seiner Mutter u. a., nachher noch die Brücke und das kleine Bild von Bertel. Bei der Brücke schlug ich nach vielen technischen Studien in der Alten Pinakothek mit der Tempera einen neuen Weg ein. Das ganze Bild ist sozusagen nur in Tempera gemalt. Ich arbeitete mehr als ein Jahr daran, und nachdem es die künstlergenossenschaftliche Jury im Glaspalast bereits schon irrtümlicherweise beurteilt und in die Totenkammer geworfen, kam es vor die Jury der Luitpoldgruppe, wo es unangemeldet war, und welche es an einen Ehrenplatz hängte. Ein Jahr darauf kaufte es das Genfer Museum für 6000 Frank von Herrn Rose. Damit war meine Zeit mit meinem Gönner abgeschlossen, sogar dreieinhalb Jahre waren es geworden. Ersparnisse hatten natürlich keine gemacht werden können, aber er lieh uns auf weiteres, was wir zum Leben brauchten, und leicht, wie Malersleute sind, beschlossen wir, eine Reise durch Italien zu machen mitsamt unserm Buben. Unser treues Dienstmädchen heiratete hingegen ihren Allerliebsten, von dem sie schon einen kräftigen Buben hatte nach altbayrischem Brauch, und ist jetzt eine wohlbestallte brave Bäuerin, die uns noch bis zuletzt immer wieder besucht hat und immer sagt, das sei ihre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schönste Zeit gewesen damals bei uns in der Mansardenküche in der Nymphenburgerstraße.

Wir aber schwelgten in der Frühlingssonne, bewunderten Verona, Venedig, wo wir bei meiner Hausfrau aus lediger Zeit wohnten, fuhren nach Ravenna, weil ich damals mit dem Plan umging, mich aufs Mosaik zu werfen. Dort trafen wir liebe Münchner Freunde, nachher gings wieder allein weiter über Ancona nach Foligno, nach Rom und Neapel; in Pompeji fuhr ich mich zwei Tage herum, wir ritten auf den Vesuv, ich hatte den Bertel vorn, nachher per Wagen über Amalfi nach Salerno, wo wir bei Schweizer Freunden die Ostern zubrachten, und ich allein nach Pästum.

Nachher ging's übers Wasser nach Capri, wo wir erst in einem alten Kloster und dann bei den Fischern in der Piccola marina dicht am Meere wohnten. Es war eine schöne Zeit, eine Umwanderung der Insel bei stürmischem Wasser krönte sie, dann ging's nach Rom, und hier blieben wir fast drei Wochen. So mißtrauisch ich vorher gegen diese Stadt gewesen, so sehr liebte ich sie nachher. Nach kurzem Aufenthalt in Orvieto, Florenz, Genua, Mailand ging's der Heimat zu nach Zürich. Es war bei meinen Eltern im alten Hause immer schön, aber drei Monate lang war's eine etwas lange Einquartierung. In dieser Zeit malte ich das Doppelporträt meiner lieben Eltern, das nachher die schweizerische Kunstkommission erwarb und jetzt im Züricher Museum hängt, nachdem es in München ebenfalls sehr gut aufgenommen worden war. In München sollte ich denn eigentlich italienische Landschaften für Herrn Rose malen, was als Vorwand für die Reise gegolten hatte. Statt dessen entstand die »Deutsche Landschaft«, die sein Bruder kaufte. Darauffolgend der »Geizhals« und das kleine Bild »Die Poesie«, welche ich beide, als mißlungen betrachtend, zu billig anschlug, worauf sie sofort in der Luitpoldgruppe verkauft waren. Dann kam mein erster Staatsauftrag. Sandreuter hatte im Vestibül des neuen Parlamentsgebäudes in Bern vier große Lünettenfenster mit Glasgemälden auszufüllen, er starb nach Vollendung des ersten. Die drei andern fielen dann Bieler und Turien in Lausanne und mir zu, ich sollte die Seiden- und Baumwollindustrie und -Stickerei der Ostschweiz darstellen ...

Nach dieser Arbeit, die zwei volle Jahre beanspruchte, fing ich wieder zu malen an. Seit der Wende des Jahrhunderts (um welche Zeit ich die »Fahrt ins zwanzigste Jahrhundert« radierte) wohnte ich erst fünfviertel Jahr in Pullach an der Isar und nachher vier Jahre im Dorfe Solln; wir genossen dort die rauhe gute Luft der Hochebene, streiften viel im Isartal und in den großen Wäldern umher, machten hier und da große Märsche bis ins Tirol. Unsre Freunde kamen gern zu uns, wo es immer einfach, aber lustig zuging. Kreidolf ward uns immer lieber, auch ihm ging's immer besser, wie er's auch schon so lange verdiente. Er blieb sich immer gleich. In seinem keuschen Ernst war er mir ein treuer Eckhart, während Huber als der mir so nötige Mephisto zur Seite ging, der dabei doch das Herz am rechten Fleck hatte. Als ich am »Ehehafen« radierte, kam der »Münchner Schützenfestzug« dazwischen, an dem ich noch mitarbeiten mußte, ich hetzte mich ab dabei, nachher fuhren wir heim in die Ferien, und als wir in Zürich ankamen, hieß es schon am Bahnhof, der Vater sei am Sterben. Es waren ein paar furchtbare Tage, andres kam dazu, und um jene Zeit herum holte ich mir mein Herzleiden, das mich jetzt zum Maß in allen Dingen verdammt. Geschehʼ nichts Böseres! Unsern zweiten Buben hatten wir neun Jahre nach dem andern, 1903, gekriegt; wie Sie wissen, gedeihen sie bis jetzt ausgezeichnet. Nach des Vaters Tode 1906, vor zwei Jahren, machte ich erst den lustigen »Ehehafen« fertig: er hatte fast dreiviertel Jahr gebraucht, und dann malte ich das Bild »Die drei Eremiten«, welche das Basler Museum jetzt gekauft. Hernach entstand nur noch der farbige Entwurf für Mosaik für das Doppelgrab meiner Eltern. Schon schwebten die Verhandlungen wegen meiner jetzigen Arbeit, ich durfte dem Bundesrat das Thema für die fünf Bogenfelder im Ständeratsaal in Bern vorschlagen. Nachdem schon so oft die Heldentaten der Väter verherrlicht, schlug ich die Darstellung einer Landesgemeinde vor, der ältesten Konstitution, aus der unsre Republik entstanden ist. Der Vorschlag wurde angenommen. Ich ergriff die Gelegenheit beim Schopf, endlich wieder einmal in die Heimat zu ziehen ...

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Transport der Salze unter Tage zum Förderschacht

Deutschlands Kalibergbau

Eine Studie über den bedeutendsten Nationalschatz unsers Vaterlandes

Von Dr. Paul Krische

Cuvier nahm einst an, daß seit der ersten Schöpfung zahlreiche Katastrophen, ähnlich der Sintflut, eintraten und mit an der Bildung der Erdoberfläche arbeiteten. Jetzt weiß man, daß diese sich ähnlich wie heute, allmählich und ruhig vollzog. Immerhin fehlte es nie an gelegentlichen Katastrophen, die unschätzbare, von den Menschen mühsam aufgespeicherte Kostbarkeiten in plötzlich sich auftuende Abgründe versinken ließen. Als Nachklang solcher schrecklichen Ereignisse leben in den ältesten Überlieferungen der Völker die Sagen von ungeheuren Schätzen, die feindliche Dämonen in den Schoß der Erde hinabzogen und dort mißgünstigen Auges bewachen, bis ein Glücklicher zu ihrer Tiefe hinabdringt und nun mit dem, was jahrtausendelang verschüttet lag, seine Mitmenschen beglückt.

An diese alten Volkssagen erinnert ein Schatz von unermeßlichem Wert, durch den unsre heimatliche Erde ausgezeichnet ist: die deutschen Kalisalzlager. Zwar birgt unser Heimatboden noch andre wertvolle Güter, die Kohlen, die Kupfer-, Zink- und andern Erze, die weit höhere Werte jährlich ans Tageslicht schaffen als die Kalisalze. Aber während man Kohlen und Erze auch anderswo aus der Erde herausholt, ist unser Vaterland der alleinige Besitzer weitausgedehnter Kalisalzlager, die sonst nirgend in annähernd ähnlichem Umfange erschlossen und die dem deutschen Vermögen alljährlich viele Millionen zuzuführen berufen sind, so daß man sie als den bedeutendsten Nationalschatz unsers Vaterlandes bezeichnen kann.

Von diesem bedeutendsten deutschen Naturmonopol ist in der Allgemeinheit noch wenig bekannt. Zwar findet man im Handelsteil der Tagesblätter oft kurze Berichte über das »Kalisyndikat«, Börsennotierungen von »Kaliwerten«, und die an der Kaliindustrie Beteiligten sind natürlich über dies Gebiet unsers Wirtschaftslebens unterrichtet, darüber hinaus aber ist die Kenntnis nicht gegangen. Es mag darum wohl angebracht sein, auch vor einem größeren gebildeten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Publikum einmal das Wissenswerte über Entstehung, Förderung und Verwertung der deutschen Kalisalze darzustellen.

Die Geologie teilt die vielen Millionen Jahre vom Hartwerden der Oberfläche der Erde und dem Niederschlag des Wasserdampfes bis auf unsre Zeit in vier große Formationsgruppen, die archäische, die paläozoische, mesozoische, känozoische, d. h. die uralte, die Zeit des alten, die Zeit des mittleren und die Zeit des neuen Lebens. Diese wie ihre Unterabteilungen, die Formationen, werden nach den mannigfaltigen Ablagerungen unterschieden, die sich im Laufe der Jahre durch Abtragung der ursprünglich sehr hohen Urgebirge bildeten, und die durch den auflastenden Druck weiterer Ablagerungen zu neuem Gestein verkitteten und auf dem ursprünglichen Boden sich in vielen Hunderten von Metern auftürmten. Die nach dem Alter siebente Formation, die sogenannte Permformation, der noch bis zur Neuzeit fünf weitere (Trias, Jura, Kreide, Tertiär, Quartär) gefolgt sind, hat zwei Unterformationen, den sogenannten Zechstein und das Rotliegende. Den Zechstein, einen grauen Kalkstein, beobachtete man zuerst im Mansfelder Kupferbergbaugebiet, wo die Schächte der Mansfelder Kupferschiefergruben (Zechen) durch ihn zu dem darunterliegenden Kupferschiefer geführt wurden. Als er sich viele Millionen Jahre vor unsrer Zeitrechnung ablagerte, ragten im Norden und Westen von Nordwestdeutschland hohe Gebirge auf, deren Reste in den schottischen und schwedischen Bergen heute noch vorhanden sind. Nach Osten erstreckte sich dagegen, wie heute, weites Steppenland, während sich über das heutige Nordwest- und Mitteldeutschland ein großer flacher Binnensee ausdehnte.

Nach der zuerst von Hugh-Miller und Lyell aufgestellten Theorie war dieser Binnensee durch eine hochragende, zur Flutzeit überschwemmte Barre vom südlichen offenen Ozean abgeschieden oder nur durch einen flachen Kanal mit ihm verbunden. Auf diese oder ähnliche Weise drang andauernd neues salzhaltiges Meerwasser in den Binnensee, während bei der damaligen hohen Temperatur aus dem See selbst ständig bedeutende Mengen reinen Wassers verdunsteten. Infolgedessen reicherte sich der See an Meersalzen an, die keinen Abfluß zum offenen Ozean fanden.

Diese 1878 von Ochsenius ausgebaute und darum nach ihm benannte Barrentheorie wird heute von der Mehrzahl der Geologen geteilt.

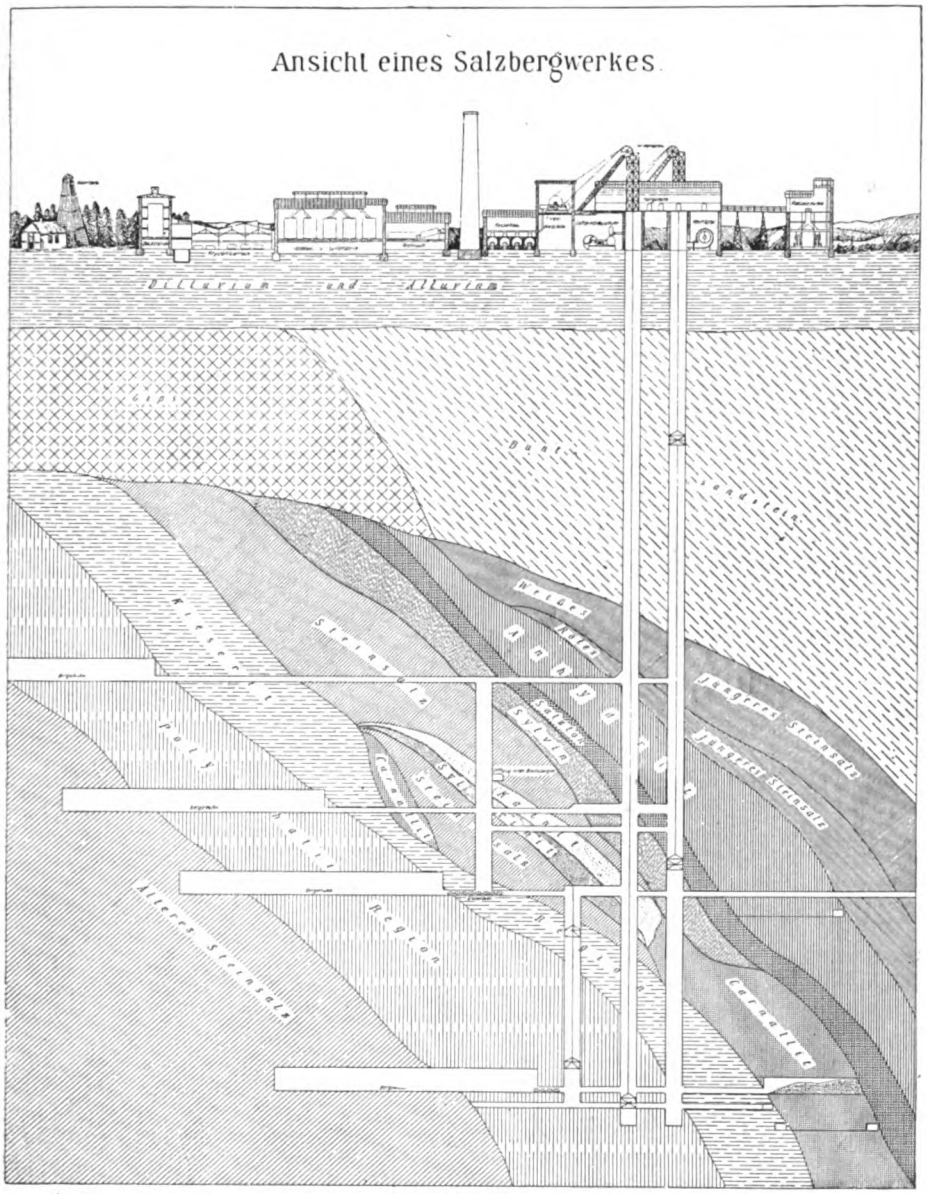
Ihr steht eine ursprünglich von Professor Walther aufgestellte und von verschiedenen Chemikern vertretene Anschauung entgegen, nach der die Salzablagerungen Wüstenbildungen sind, die durch das Auslaugen salzhaltiger Gebirgsmassen oder großer Salzablagerungen entstanden.

In der Nähe von Staßfurt hat man das Lager durchbohrt, wobei eine Mächtigkeit von 1170 m festgestellt wurde, so daß man eine durchschnittliche Stärke von 1000 m annehmen kann.

Diese gewaltige Schicht besteht überwiegend aus Steinsalzbänken von 8—9 cm Dicke, zwischen denen sich 7 mm dünne Anhydritschichten, sogenannte Jahresringe, hinziehen, die während der heißeren Jahreszeit abgeschieden wurden. Nach diesen Jahresringen läßt sich die Ablagerung des Steinsalzes auf einen Zeitraum von 10 000 Jahren berechnen. Durch die Abscheidungen des Anhydrits und Chlornatriums, das bei weitem die Hauptmenge des Meersalzes abgibt, reicherte sich die Salzlösung immer mehr an den sonstigen, ursprünglich nur in geringer Menge vorhandenen Salzen, namentlich an Magnesium- und Kalisalzen an. Schließlich muß durch irgendeinen Umstand, sei es Hebung der Barre oder Verschlammung des Zuflußkanals, sei es nach beendetem Zusammenströmen der Salzlaugen, das Becken der bereits recht konzentrierten Salzlösung gegen das offene Meer oder weitere Wasserzuflüsse größeren Umfanges vollständig abgeschlossen worden sein, so daß die Verdunstung zum vollständigen Austrocknen führte. Es schieden sich dabei zuerst das zurückgebliebene Kalziumsulfat mit Kaliumsulfat und Magnesiumsulfat aus und bildeten die sogenannten Polyhalitschnüre, die sich über dem 900 m starken Steinsalz als zweite, etwa 60 m starke Salzzone aufbauen (Abbild. S. 591), der als dritte oft eine Bank von abgelagertem Kieserit (Magnesiumsulfat) folgt.

Das Meerwasser enthält in 1000 Teilen etwa 26,9 Teile Chlornatrium, 3,2 Teile Chlormagnesium, 2,2 Teile Bittersalz (Magnesiumsulfat), etwa 1,4 Teile Gips (Kal-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

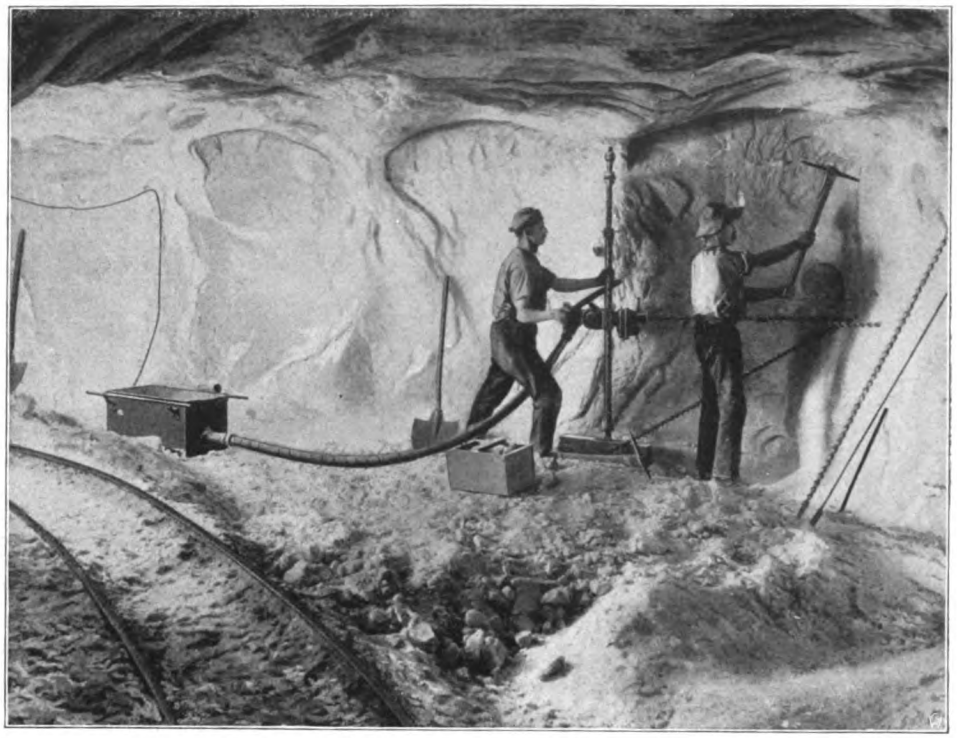


Schematische Darstellung einer sattelförmigen Lagerung von Kalisalzbänken, wie sie in Staßfurt beobachtet wird. (Nur eine Seite des Sattels zeigend)

Man sieht, wie der Salzton die unmittelbar darunterliegenden Kalisalze, die Edelsalze Sylvin, Sylvinit und Kainit, sowie das Hauptsalz Karnallit, geschützt hat

ziumsulfat), 0,6 Teile Chlorkalium, 0,1 Teile Verschiedenes. Zum weitaus überwiegenden Teile sind im Meerwasser also Chlornatrium, nächst ihm Magnesiumsalze enthalten. Man kann sich aber wohl vorstellen, daß, wenn über eine über den größten Teil Mittel- und Nordwestdeutschlands sich erstreckende Fläche 1000 m Chlornatrium (unser Kochsalz) abgeschieden waren, schließlich in der zurückbleibenden Lauge der übriggebliebenen Salze bedeutende Mengen Kali enthalten waren. Wegen der großen Menge gleichzeitig angereicherten Chlormagnesiums schied sich das Kalium nicht als Kaliumsalz, sondern als Doppelsalz von Chlorkalium und Chlormagnesium aus, das man Karnallit

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Bohrbetrieb im Kalibergbau
Ausbohren der zur Aufnahme des Sprengmaterials dienenden Bohrlöcher durch elektrisch angetriebene Bohrmaschine

nennt, zugleich Magnesiumsulfat (Kieserit) und das immer noch reichlich vorhandene Chlornatrium.

Diese Schichten von Karnallit, Kieserit und Chlornatrium bilden die so wertvolle kaliführende oberste Region, die sogenannte Karnallitregion. (Siehe die schematische Darstellung S. 591.)

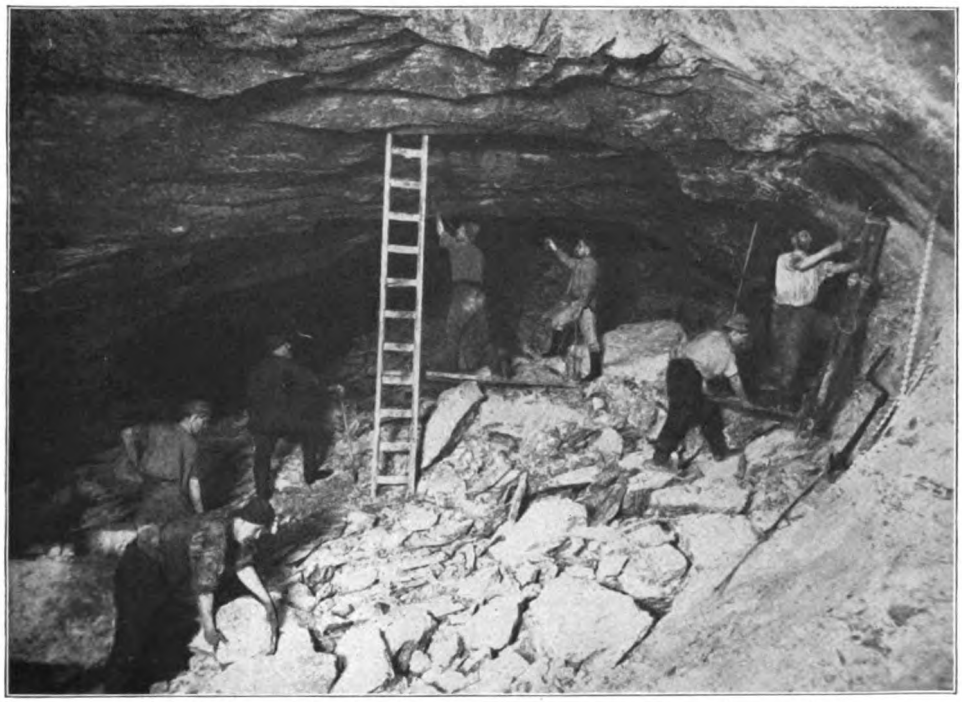
In vielfach verschlungenen Bändern sind die abwechselnden feinen Schichten dieser Salze zur Abscheidung gelangt und geben, da sie infolge geringer Beimengung von Eisen und andern Stoffen gefärbt sind, ein recht buntes Farbenspiel. Rosarot, tiefdunkelrot, grau, braun, schneeweiß schimmern die in den Kalibergwerken erschlossenen Kalisalzschichten, und man kann deutlich in den Kalibergwerken die verschlungenen Lagerungslinien der einzelnen Salze verfolgen.

Nach völliger Verdunstung des abgeschlossenen Seebeckens lagerte sich über der weithin blinkenden farbenbunten Salzmasse allmählich eine von Osten her durch Wüstenwinde herbeigefegte dichte Staubdecke, die mit der Zeit so stark wurde, daß die Niederschläge die darunterliegenden Kalisalze nicht erreichen konnten. Diesem glücklichen Umstande ist es zu danken, daß, als nun wieder eine große Senkung eintrat und über den ersten Salzschichten, die darum die älteren genannt werden, neue Schichten von Anhydrit, Steinsalz u. a. in derselben Weise, wie geschildert, sich von neuem bildeten, die unter der etwa 8 m starken Staubschicht, dem sogenannten Salzton, lagernden Kalisalze erhalten blieben. Die bei der zweiten Bildung abgeschiedenen Kalisalze wurden dagegen in den folgenden recht bewegten Zeiten fortgespült. Nur das jüngere Steinsalz blieb bestehen. Die so geretteten Kalisalze hatten allerdings noch allerlei Schicksale zu bestehen. Während sich auf den Salzlagern die gewaltigen Abscheidungen der folgenden geologischen Zeiten auftürmten, traten vielfache Bewegungen der Erdkruste auf, so daß die Kalisalzlagerschichten zu sattelförmigen Zügen gefaltet (Abbild. S. 591), zerrissen, durcheinandergewälzt wurden. Wassereinbrüche traten hinzu, führten die Kalisalze hier fort, ließen sie in veränderter Art dort wieder ausscheiden und so fort, so daß die ursprüng-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich wagerecht gelagerten Kalisalze zu Satteln aufgeknickt, auseinandergerissen, von ihren ursprünglichen Lagerstätten fortgespült wurden und vielfachen Umwandlungen infolge der Wassereinwirkung ausgesetzt waren.

Mit dem Kalibergbau ist es recht merkwürdig gegangen. Wie viele der wichtigsten Entdeckungen, verdanken auch die Kalisalze ihre nutzbringende Verwendung für die Menschheit einem Zufall. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man in Artern in Thüringen zum erstenmal durch einen Schacht ein festes Steinsalzlager erreicht. Der preußische Staat, seit 1797 im Besitz der alten, im Mittelalter weitberühmten tiefen Staßfurter Soolbrunnen, faßte darum den Beschluß, in Staßfurt einen Schacht niederzuführen, in der Hoffnung, dort gleichfalls ein Steinsalzlager aufzufinden. In der Tat erreichte man — am 4. Dezember 1851 war mit der Niederführung des Schachtes begonnen worden — auch wirklich 1856 das erhoffte Steinsalzlager, holte außerdem aber bunte, bitterschmeckende Salze herauf, die man anfangs für spätere Untersuchung über die Halde warf und »Abraumsalze« nannte, weil man sie abräumen mußte, um zu dem Steinsalz zu gelangen. Als dann die Chemiker einen hohen Gehalt an Magnesia und namentlich an dem für die chemische Industrie so wertvollen Kali darin fanden, stieg das Abraumsalz sehr schnell im Wert, so daß die Steinsalzförderung bald in den Hintergrund geriet und in erster Linie die in weit geringerer Menge vorhandenen Kalisalze das vornehmste Ziel der bergmännischen Förderung wurden. Aus dem Steinsalzbergwerk wurde so ein Kalisalzbergwerk. Das erste war das des preußischen Fiskus inmitten der Stadt Staßfurt. Sieben Jahre nach dem Beginn des Staßfurter Schachtbaues wurde auch im benachbarten anhaltischen Gebiet ein Schacht niedergeführt, aus dem 1862 die ersten Kalisalze geliefert wurden. Um diesen Schacht siedelte sich schnell ein neues Dorf an, das den Namen Leopoldshall erhielt, zahlreiche chemische Fabriken wurden in Staßfurt und Leopoldshall errichtet, und die alte Salinenstadt Staßfurt, deren adligem Magistrat die Fama des Mittelalters so gewaltige Einnahmen aus der Pfännerei zuschrieb, daß man ihn für reicher als den von Hamburg hielt, erlebte nach dem Rückgang des 17., des 18. und 19. Jahrhunderts eine neue Blüte-

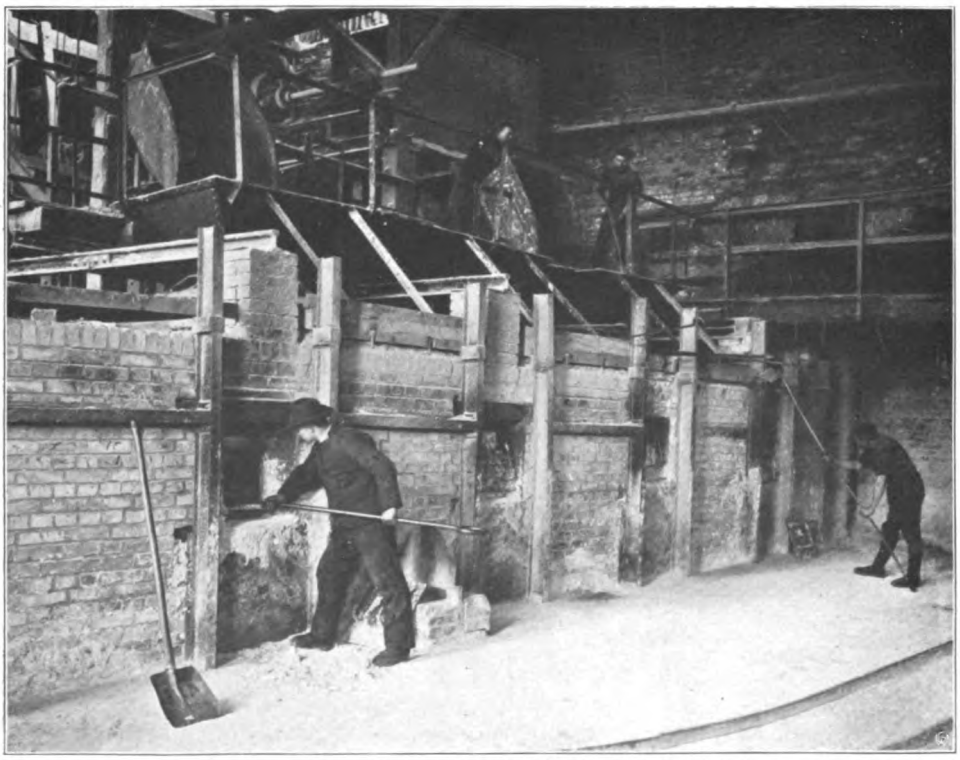


Losgeschossene Salzmassen (Kainit) am Abbauort in einem Kalibergwerk

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeit. Natürlich wurde bald auch in der Umgebung Staßfurts auf Kali gefahndet, so 1868 in Neustaßfurt bei Staßfurt, 1876 in Aschersleben, 1876 in Westeregeln, 1885 in Bernburg und Vienenburg bei Goslar; selbst im Braunschweigischen, bei Thiede, fand man 1872 Kalisalze. Bis 1880 wurde die gesamte Kalisalzproduktion von dem preußisch-anhaltischen Fiskus zu Staßfurt-Leopoldshall, Neustaßfurt, Westeregeln und Aschersleben erledigt, bis 1890 kam noch Solvayhall-Bernburg hinzu. Als 1878 Ochsenius seine erwähnte Theorie aufstellte, kam in die Nachforschung nach Kalisalzen eine größere Bewegung, die namentlich in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts geradezu in ein Kaligründungsfieber ausartete. Die oft lediglich aus Spekulation erfolgten Neugründungen, die schließlich wie Pilze aus dem Boden herausschossen, so daß 1908 über 700 Kaliunternehmungen vorhanden waren, waren wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen. Eine nur annähernde Rentabilität war ganz ausgeschlossen, denn der Mehrabsatz konnte nicht im entferntesten diesem Gründungsgange folgen. Auch die wegen der kritischen Lage des Jahres 1905 schnell als Hilfsmittel beschlossene Mutungssperre (Lex Gamp) half nicht, da sie notwendigerweise eine Frist setzen mußte und für die Provinz Hannover das alte Recht des Grundbesitzers auf die Schätze unter dem eignen Boden beließ. So stürzten sich die Gründer auf die Provinz Hannover und nutzten die Frist nach Kräften aus. Der Zweck des Gesetzes wurde illusorisch. Jetzt sind viele Gründungen längst eingegangen, Tausende von kleinen Kapitalisten haben sauer ersparte Gelder verloren, und der Kalitaumel der Jahre 1905—06 ist glücklich vorüber.

Ende 1913 waren schon 156 Kaliwerke in Förderung, die in einer Zone um den Harz herum sich ausbreiten und ihre Ausläufer im Norden bis nach Mecklenburg, im Süden nach Thüringen und Hessen ausstrecken. Außer diesem großen mitteldeutschen und ursprünglich einheitlichen Kalisalzlager der Zechsteinperiode ist neuerdings ein zweites Lager der viel jüngeren Tertiärzeit auf elsässischem Boden bei Mühlhausen erschlossen worden; es wird bereits durch mehrere Kalibergwerke ausgenutzt.



Trockenapparat zum Trocknen der starkhaltigen Kalisalzfabrikate

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschicken der Salzmühlen mit den aus dem Schacht soeben heraufgeförderten Kalisalzen

Die vielfach schräg, oft auch vertikal, seltener wagerecht gelagerten Kalisalzlagerbänke, die eine wechselnde Mächtigkeit von ½—30 m besitzen, werden durch Sprengarbeit (Abbild. S. 592 u. 593) von unten herauf in Blöcken losgetrennt, zerhauen, mit der Hand von wertlosen Steinsalzpartien getrennt und in eisernen Karren (Hunden, Abbild. S. 589 u. 595) auf der Strecke weiterbefördert. Der je nach der Tiefe des Lagers 300—1000 m tiefe Hauptschacht nimmt die Salze nur an der Sohle auf. Werden sie in höheren Lagern gebrochen, muß man sie erst durch sogenannte Bremsschächte bis zur untersten, in der Tiefe der Schachtsohle verlaufenden Strecke hinuntergleiten lassen. Durch den Förderkorb im Schacht zutage gebracht, werden sie, wie es die obige Abbildung zeigt, gleich in die Mühle geschickt.

Früher ließ man gewaltige Stützpfeiler stehen, und die ausgeförderten Hohlräume blieben leer. Als aber infolgedessen Druckerscheinungen auftraten, Pfeiler zusammenstürzten, durch Risse Wasser eindrang und verschiedene Schächte versoffen, außerdem Bodensenkungen auf der Erdoberfläche eintraten, änderte man das Verfahren dahin, daß man aus dem sehr harten und in gewaltigen Massen lagernden älteren Steinsalz Füllmaterial für die Kaliräume herholte und diese völlig ausfüllte. Im Steinsalz läßt man die so gebildeten Räume, Bergemühlen genannt, leer, und das hat auch keine Gefahr.

Ein Teil der Kalisalze wird nur gemahlen und gelangt direkt im Werk in Eisenbahnwaggons, um als landwirtschaftlicher Dünger verwendet zu werden. Ein andrer Teil wird weiter verarbeitet zu hochprozentigen Kalisalzen, wofür ausgedehnte Fabrikanlagen dienen. Zu dem Zweck werden die gemahlenen Salze gelöst und bestimmten Kristallisationsverfahren unterworfen, um die Nebenbestandteile zu entfernen und reines Kalisalz zur Abscheidung zu bringen. Das nasse, aus der Lösung in feinen Kriställchen ausgeschiedene Chlorkalium wird in besonderen Apparaten getrocknet (Abbild. S. 594). Derartiges feinkörniges Chlorkalium wird in großen Bergen aufgespeichert, kurz vor dem Versand in Säcke verladen und mittels Elevators weiterbefördert (Abbild. S. 596).

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

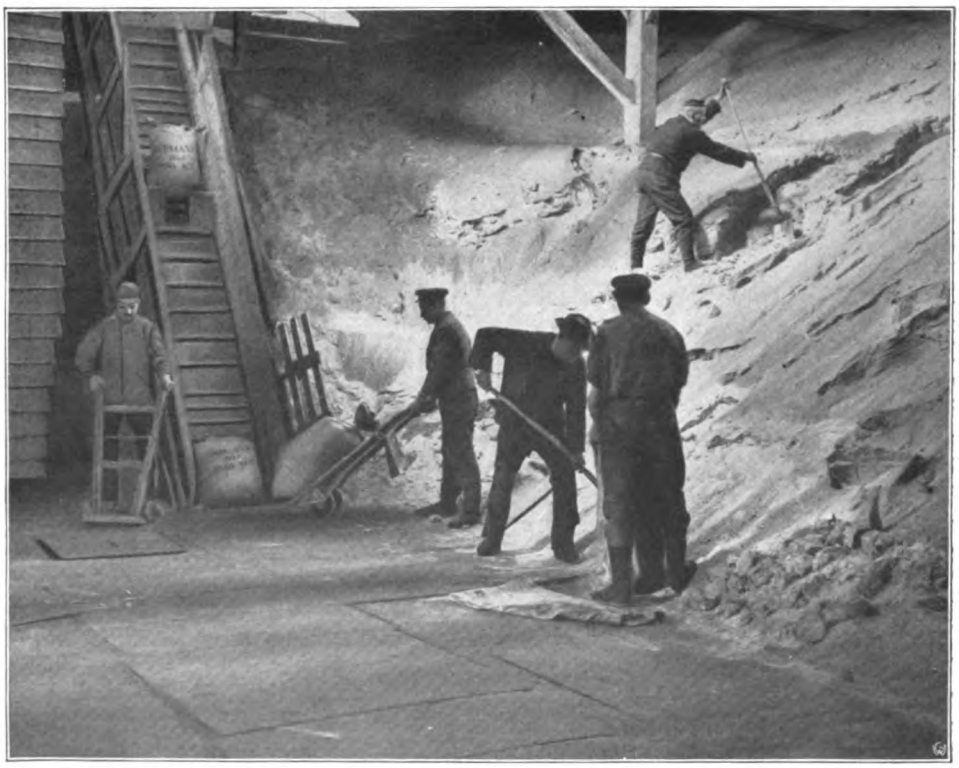
Neben dem Chlorkalium werden aus den Rohsalzen auch die sonstigen verwertbaren Bestandteile herausgearbeitet, so u. a. das Brom.

Die Haupthandelsmarken sind die Rohsalze (früher Kainit und Karnallit genannt) mit 9—15 % Kali und die hochprozentigen Salze, unter denen die Düngersalze mit 20, 30, 40 % Kali, das Chlorkalium, das schwefelsaure Kali und die schwefelsaure Kalimagnesia zu nennen sind.

Die Förderung hat eine ganz außerordentlich starke Entwicklung erlebt. Von 22 900 dz im Jahre 1861 stieg sie bis auf 60,1 Millionen dz im Jahre 1908 und 110,7 Millionen dz im Jahre 1912. In den letzten zehn Jahren allein ist die Förderung von 32,5 Millionen auf 110,7 Millionen dz angewachsen. In erster Linie steht die Handelsmarke Kainit (Kainit und Hartsalz), von der 1908 29,2 Millionen dz gefördert wurden. Vom Karnallit, das früher die erste Stelle einnahm, wurden 1908 27,6 Millionen dz gefördert. Von der gewaltigen Menge dieser Förderung kann man sich eine Vorstellung machen, indem man sich die gesamten jetzt jährlich geförderten Kalisalzmengen in einen Würfel vereinigt denkt. Die Größe dieses Würfels von 180 m Kantenlänge zeigt die Abbild. S. 597; der Kölner Dom würde bequem in ihn hineinpassen.

Infolge der Entdeckung der deutschen Kalilager ist der Verwertung des Kalis eine ungeahnte Entwicklung beschieden gewesen.

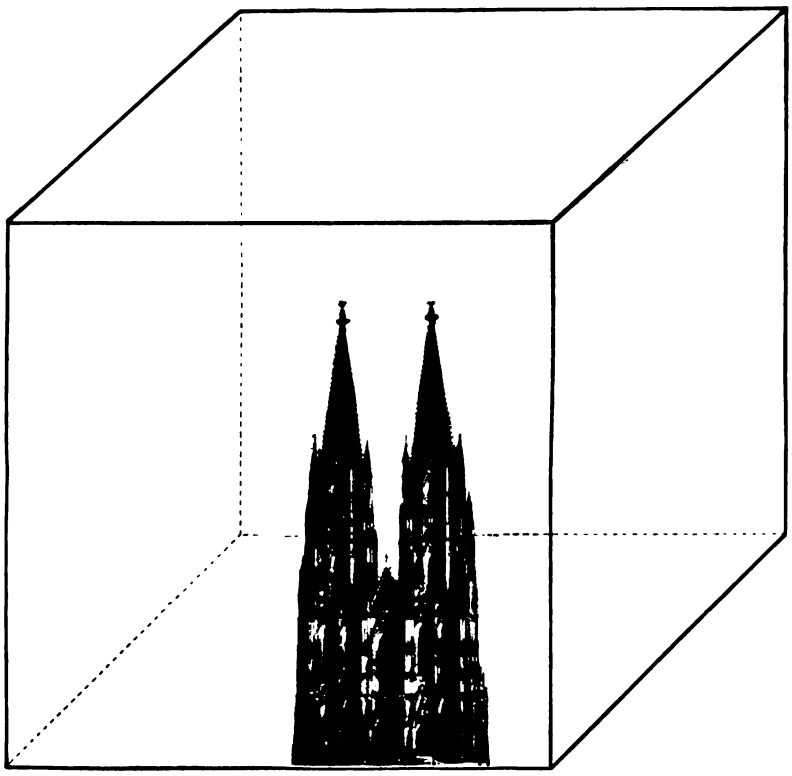
Jener Urmensch, der zuerst an sich die reinigende Wirkung der Holzaschenbrühe, die auf ihrem Gehalt an Pottasche (kohlensaurem Kali) beruht, beobachtete, empfing die erste Segnung des Kaliums, das seither durch Herstellung von Seife, Glas, Farben, Arzneimitteln, Schießpulver die menschliche Geschichte als wichtiges Kulturwerkzeug begleitet hat. Doch diese Bedeutung wurde wesentlich erweitert, als mit der Erschließung der ersten bedeutenden Kaliquelle durch den deutschen Kalisalzbergbau die düngende



Lager an fertigem starkhaltigem Kalisalz auf einem Kaliwerk
Füllen der Säcke und Befördern der Säcke durch Sackelevator

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirkung der Kalisalze erkannt wurde. Zunächst bekam die chemische deutsche Industrie einen wertvollen, billigen Rohstoff, so daß sie die Konkurrenz, namentlich die englische, in der Herstellung von Kalisalzen schlagen konnte. Anfangs stand diese chemisch-industrielle Verwertung der Kalisalze im Vordergrund. Jetzt werden allerdings jährlich ungefähr nur 10 % der Gesamtförderung industriell verwertet.



Gesamtförderung an Kalirohsalzen im Jahre 1912, in Gestalt eines Würfels dargestellt, verglichen mit dem Kölner Dom

Die anfangs vorwiegende industrielle Ausnutzung der Kalisalze ist nämlich seit einigen Jahrzehnten durch den landwirtschaftlichen Absatz überflügelt, der jetzt nicht weniger als 90 % des Gesamtabsatzes beträgt. Schon der große Chemiker Liebig, der die deutsche Chemie im wissenschaftlichen Wettlauf der Völker auf die erste Rangstufe hob, hatte auf die Bedeutung der Mineralstoffe Kali- und Phosphorsäure für die Ernährung der Pflanze aufmerksam gemacht, die zu ihrem Aufbau aus der Luft die Kohlensäure, aus dem Boden hauptsächlich Wasser, Kalk, Stickstoff, Phosphorsäure und Kali bedarf. Wasser und Kalk sind meistens vorhanden, dagegen mangelt es am ehesten an den Kernnährstoffen des Stickstoffs, der Phosphorsäure und des Kalis. Jährlich holen die Ernten von ihnen gewaltige Mengen aus dem Boden, im Königreich Preußen nach einer Berechnung von mir z. B. allein mit jeder Ernte 1091 Millionen kg Kali und 430 Millionen kg Phosphorsäure. Längst nicht alles kommt mit dem Stallmist wieder in den Boden zurück, der darum bei allen Kulturen an Kali verarmt. Viele Böden, so Sand- und Moorboden, haben überhaupt wenig Kali. Auf ihnen und den ausgeraubten Böden ist erst durch Kalisalze eine lohnende Landwirtschaft ermöglicht, denn durch sie, die man vereint mit Phosphorsäure- und Stickstoffdüngern den Pflanzen jährlich zu verabfolgen hat, ist auf nährstoffarmem Boden und bei Mangel an Stalldung reiche Ernte durchzusetzen. Bei sämtlichen Kulturgewächsen, Körnerfrüchten, Hackfrüchten, Handelspflanzen (Tabak, Flachs, Hanf, Hopfen), Futtergewächsen, Gemüse, Obst wirken die Kalisalze vermehrend auf den Ertrag (Abbild. S. 598). Daher der gewaltige Aufstieg der landwirtschaftlichen Kalisalzverwertung, die sich namentlich unsre deutsche Landwirtschaft zunutze macht.

Für ein Naturmonopol liegt ja ein Kartellzusammenschluß wirtschaftlich nahe, und so entstand in der deutschen Kaliindustrie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Düngungsversuch auf einem Roggenfelde in Bayern 1912

Teilstück mit Volldüngung, enthaltend Stickstoff, Phosphorsäure und Kali in Form von Kalisalz | Ungedüngtes Teilstück

eins unsrer ältesten und interessantesten Kartelle, das heutige Kalisyndikat, dessen Vorgänger bis auf 1879 zurückreichen.

Alle förderfähigen Kaliwerke sind in diesem Syndikat vereinigt, das allein den Verkauf nach einheitlichem Preis durchführt und durch energische Propaganda den landwirtschaftlichen Absatz der Kalisalze mit gutem Erfolg zu heben sucht. Die einzelnen Kaliwerke selbst sind selbständig, haben nur sämtliche Produktion, die ihnen nach ihrem Anteil an der Gesamtproduktion von der durch das Reichskaligesetz geschaffenen amtlichen »Verteilungsstelle« zugeschrieben wird, nach den Weisungen des Syndikats zu versenden. Über die ganze Kulturwelt sind die Geschäftsstellen dieses Weltinstituts verbreitet. Das Kalisyndikat ist, was noch viel zu wenig bekannt ist, nicht zu verwechseln mit den amerikanischen Kartellen, den vielbesprochenen Trusts, die auf ganz andern Grundsätzen beruhen. Das Kalisyndikat ist eine von jeher unter maßgebender Beteiligung der in Betracht kommenden Staaten stehende Verkaufsvereinigung sämtlicher deutschen Kaliwerke, deren Preisgestaltung seit seiner Gründung so gehandhabt wurde und neuerdings auch durch das Reichskaligesetz so vorgeschrieben ist, daß für das deutsche Inland ein Maximalpreis festgelegt ist, der den Minimalpreis des Auslandes nicht übersteigen darf. Das Kalisyndikat hat also von jeher der deutschen Landwirtschaft die Kalisalze billiger geliefert als der des Auslandes. So hat sich des bedeutenden Landwirts Schultz-Lupitz prophetisches Wort erfüllt, daß die deutschen Kalisalze der ganzen Welt, namentlich der deutschen Landwirtschaft einst zum großen Segen gereichen werden. Das deutsche Volk kann sich mit Recht dieses Segens, der ihn bei richtiger Verwaltung des Kleinods viele Jahrhunderte begleiten wird, freuen.

Wenn des Sachsenkurfürsten stolzer Spruch

Silber tragen meine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht

dereinst nur noch als historische Erinnerung an längst ausgebeutete Schätze weiterlebt, werden die Kalischächte noch immer die bunten im Sonnenlicht flimmernden Salze zur Mühle führen, den Acker fruchtbar machen und den heimischen Wohlstand fördern.

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die kleine Elsässerin

Novelle von Albert Geiger

Seit mehr als einer Stunde saß Josette an einem der Tischchen vor dem Café in der Nähe der Straßburger Universität und wartete, zuerst geduldig, dann allmählich immer ungeduldiger werdend, auf den Studenten der Chemie Eugen Sergei Davidov aus Odessa. Auf ihrem schmalen, unregelmäßigen und in dieser Unregelmäßigkeit eigenartig reizvollen Gesichtchen, besonders aber in den großen schwarzen feuchtglänzenden Augen voll einer seltsamen Tiefe, prägte sich die Unruhe der Erwartung lebhaft aus. Ihre blaßroten Lippen, blaß wie die Farbe einer feinen Koralle, waren leicht geöffnet. Die schlanken zarten, etwas verarbeiteten Hände hatte sie in das üppige, wirre, aschblonde Haar vergraben. So schaute sie, das reizende Näschen suchend in die blaue Augustabendluft gestreckt, hinaus über den Platz: ob denn Eugen Sergei Davidov noch immer nicht kommen wolle.

Josette hatte sich schön gemacht für diesen Abend. Eugen wollte sie in die Ruprechtsau spazierenführen und später mit ihr Kahn fahren. Sie hatte in dem großen Basar, in dem sie eine bevorzugte Stellung einnahm, Urlaub erbeten und ihn willig erhalten. Der dicke Rayonchef, der schon lange ein Auge auf sie hatte, war splendid gewesen und hatte ihr von der Auslage ein paar seidene, resedafarbene Filethandschuhe und durchbrochene Seidenstrümpfe von derselben Farbe geschenkt. Und dabei hatte er sie mit den großen wasserblauen Augen angesehen und geseufzt: »Guck, Josette, wenn d'nur woltsch! Hüt Abend d'häde mer beim Beckehiesl soupiere — unn d'rnoch e Mondschein-Chaisepartie durch d'Rupprechtsau mache! hein, Josette? I rot dir guet! Loß von dem Schlawake. Schlawake hann noch nie ebbes Guet's brocht!«

Dabei hatte er sie im Halbdunkel des großen Magazins um die Taille fassen wollen. Aber sie war mit einer schwalbenhaft schnellen Bewegung ausgewichen; froh darüber, daß man nicht sehen konnte, wie ihre zarten Wangen bei der Erwähnung Eugens, denn der war mit dem »Schlawak« gemeint, mit lichter Glut überflammt wurden.

»Merci veelmols, Herr Salzmichel!« hatte sie obenhin gesagt. »Ihr meint's guet mit mir, ich weiß es! **Mais — enfin** — es het halt an jedes sein Passion!«

Herr Salzmichel hatte ihr seufzend nachgesehen, wie sie mit leichten Schritten davongeeilt war. Josette war eine ausgezeichnete Verkäuferin von nicht umzubringender Arbeitskraft. Man war erstaunt, welch eine Energie in diesem zarten, fast gebrechlichen Körper lebendig war. Ein gescheites, altertes Maidle war sie, das den Kopf auf dem rechten Fleck, die Augen überall und insbesondere einen selten penibeln Sinn für Ordnung hatte. Herr Salzmichel hatte die Absicht, demnächst ein eignes Geschäft zu gründen. Und darum angelte er nach dem hübschen Fischlein, nicht allein aus Liebe, sondern auch aus Geschäftsgeist. —

Josette hatte sich dann zu Hause herausgeputzt, flink wie ein Heinzelmännchen. Im vollen Staat, mit einer koketten Grazie, saß sie nun da und wartete. Das reiche aschblonde Haar beschattete ein großer Matrosenhut mit schwarzer Sammetschleife. Ein hellbeigefarbenes Jackenkleidchen wurde durch eine gestickte weiße Bluse mit breitem, keckem Matrosenkragen duftig unterbrochen. Die zierlichen Füße in den schwarzen Lackschuhen und den resedafarbenen durchbrochenen Seidenstrümpfen wippten unruhig hin und her. Vor ihr auf dem Teller lag eine halb aufgegessene Meringue und etliche Savarins. Das ganze kleine Persönchen war durchbebt von steigender Ungeduld. »Ei Gott, min Gott!« seufzte sie. »Wo er nur so lang bliwe mag! Es wird ihm doch nix passeert sin!«

Zwischen den Resedastäucherchen blinkte ein dünnes Ringlein, und daran blitzte ein Rubinherz. Ein Geschenk von Eugen. Ein Familienstück. Josette sah sich um. Dann drückte sie rasch ihre blaßroten Lippen auf das Rubinherz.

Ach, wie lieb, wie unsinnig lieb sie ihn hatte, ihren »Üschen«! So nannte sie in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer Mundart Eugen. Das war ihr als Straßburgerin geläufig. Sergei hatte gewollt, daß sie ihn »Onjägin« nenne. So hatten ihn seine Freunde getauft wegen seiner schlanken blassen nonchalanten Müdigkeit, seiner schwermütigen blauen Augen und seines ganzen kavaliermäßigen Auftretens, würdig des bekannten Puschkinschen Helden. Aber Josette hatte den Namen nicht aussprechen können, trotz aller Mühe. Endlich hatte sie resigniert, mit einer komischen Hilflosigkeit gebeten: »Ich kann denne Name nit usspreche! Ich kann das Schlawakebitsch nit b'halte! Loß mich Üschen sage! Sell klingt viel lieber!«

Eugen Sergei Davidov hatte ihr lachend die Erlaubnis gegeben. Und das »Schlawakebitsch« hatte die Runde unter seinen Freunden gemacht. Seitdem grüßten sie lächelnd »Die kleine Elsässerin«, wo immer sie Josette sahen. Und Josette dankte errötend und mit niedergeschlagenen Augen. —

Wie Josette so saß und saß und wartete, spannen ihre Gedanken unwillkürlich den schimmernden Erinnerungsfaden rückwärts. Sie dachte daran, wie sie den Üschen zuerst gesehen und kennengelernt hatte.

Es war an einem Sonntagabend im Mai gewesen; da hatte Josette ihre Patin, die Madame Ruschpler, und deren siebenjähriges Pflegekind, das Amelie, zu einem Spaziergang nach der Rheinlust bei Kehl abgeholt. Madame Ruschpler betrieb eine ansehnliche Plätterei in einer der Gassen um das Münster herum und vermietete Zimmer an alleinstehende Herren: Kaufleute und Studenten. Sie hatte Josette gleich nach der Kommunion in ihr Geschäft genommen, und Josette hatte sich bald zu einer Spezialistin im Bügeln feiner Damenwäsche und diffiziler Stickereien ausgebildet. Es zeigte sich aber in der Folge, daß Josette für das Plättegeschäft zu zart gebaut war. Und so war sie zum großen Bedauern der Madame Ruschpler in die Konfektionsbranche übergegangen und in die Nähe des Magazins gezogen, in das sie eingetreten war. Nach wie vor aber war Josette wie das leibliche Kind im Hause der Madame Ruschpler. Sie nähte die Blusen und richtete die Hutgarnituren für die Patin; sie machte dem Amelie aus Stoffresten, die sie im Magazin zu billigen Preisen erhielt, wenn nicht gar geschenkt bekam, niedliche Kleidchen. Madame Ruschpler hatte das reizende Mädchen sehr lieb, und das Amelie wäre für Josette durch das Feuer gegangen. In dem Plättegeschäft hatte Josette unter andern Verehrern den Rayonchef des Warenmagazins, Herrn Salzmichel, zu einem besonders warmen Anbeter gewonnen. Es war Madame Ruschpler des öfteren aufgefallen, wie häufig Herr Salzmichel sich nach seiner Wäsche erkundigt hatte, solange Josette als heranwachsendes Mädchen im Geschäft der Patin tätig gewesen war. Wie er errötet war über das ausdruckslose, aber treuherzige Gesicht bis in die großen wasserblauen Augen hinein, wenn Josette leichtfüßig und gleichmütig, ein Gassenliedchen auf den kecken Lippen, in den Plättereiladen eingetreten war! Dann, wenn Herr Salzmichel nach verschiedenen mehr oder minder geglückten Gesprächsversuchen mit der halben Ohres zuhörenden Josette gegangen war, hatte sich in der geraniengeschmückten halbhellen Hinterstube der Madame Ruschpler folgende Szene immer wieder von neuem abspielen können:

»Tiens, Josette!« Und bei den folgenden Worten hatte Madame Ruschpler spitzbübisch zu lächeln versucht, was ihr freilich nicht ganz glückte und ihrem dicken Gesicht einen ziemlich komischen Anstrich gab. »Merksch nit, daß der Salzmichel verliebt in dich isch bis über d'Ohre? Der wär e Partie für dich, Josettel! Hein? Tausend andre in dim Fall däde sich d'Händ d'rnoch schlecke! Aber du blibsch stif und starr, wie der General Kleber am Platz do driwwe. Wie gemahnt mich diß? Wo doch diner Babbe und dine Mame g'schdorwe sinn und du niemes besch dann mich! C'est embêtant, ça! Du wirschs noch bereie!«

»Eh bien, Tante Leonie« — Josette nannte die Plätterin mit diesem vertraulichen Namen —, »der Salzmichel isch der besch Mensch von d'r Welt! Aber zum hierote mueß mer verliebt sin! Unn ich bin halt emol nit verliebt in d'r Salzmichel. Unn weisch denn du, Tante, ob 's der Salzmichel ernschthaft meint? — Wenn er mich vielleicht nur zum Schatz hawe mecht? — Merci velmols. Do d'rfür bin i mir z'guet!«

»Allons! Was redsch jetzt do für Zeigs! Der Salzmichel will dich für gewiß hierote, certainement! C'est bien sûr, ça! Unn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Julius Söhn, Düsseldorf

Hermann Groeber: Bauernfrau mit Kind

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

's gibt kan Üsred bi ihm! Er isch en Mann mit point d'honneur! Überleg dir's doppelt und dreifach! Bruchsch nur ja zu sage; 's andre will ich schun innsähle!«

Dann hatte Josettens hübsches unregelmäßiges Gesichtchen einen ernsthaften, fast traurigen Ausdruck angenommen. Ihre tiefen schwarzen Augen, schwarzglänzend wie eine Edelkirsche in vollster Reife, waren seltsam versonnen geworden.

»Wenn ich emol min Herz hergewwe soll, dann mueß es schunn wege was B'sunderm sinn! Unn es isch mer oft so schwer, wenn ich an Liebessache denk: als sollt' es nit guet usgehn für mich. Jeder Mensch hat irgendwo en Schicksal, wo auf ihn wartet: guet oder bös. Qui sait? — Awwer sell isch g'wiß: Enn Schtroßburger kann ich nit liebe! Diß, was die Lüt in Schtroßburg ‚Lieb' nenne, diß isch nix als G'schäft! Alle welle sie sich in's warm Bett lege, Paschtete esse unn die Madame Die-unn-die unn So-unn-so sin! Von d'r Lieb isch do blitzwenig d'rbi! Vraiment! Alles Spekulation!«

Und noch träumerischer werdend, fügte sie leise hinzu, indessen ein zaghaftes Aufglühen auf ihren schöngeformten Wangen erschien: »D'Lieb, Tante, mueß wie en Engel in d'r Nacht kumme! Mit goldene Flejel, unn enn wunderschöne Blumekranz in d'r Hoor. Ob'r wie enn Schturmwind, ganz wild unn heiß, daß er eim 's Herz verbrenne dhuet. Ob'r wenn mer morgens in der Frühje uffwacht, do steht sie do mit große glänzige Auge unn lacht fründlich wie e Kind! So träum' ich mir d'Lieb!«

Dann hatte die Madame Ruschpler die dicken roten, bis fast an die Schultern freien Bügelarme über dem Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen: »Mer könnt grad maine, dü kämsch direkt üs'm Narrehüsle! Was diß für g'schwollene Redensarte sinn! Diß kummt g'wiß unn wohrhaftig vunn dem ewige Romänlelese här! B'hüet dich Gott! Allez, uff die Art wirsch lang suche müsse, bis d'r Recht kummt! Nom de Dieu! 's isch épatant!« —

Solcher Art war die Seelenstimmung der kleinen Josette gewesen, als sie an dem schönen Maiabend mit Madame Ruschpler und der Amelie in dem Garten der Rheinlust bei Kehl saß und träumerisch auf die mondscheinbeglänzten Wellen des Rheins hinausschaute. Es war so recht eine Stunde voller Sehnsucht. Die Kastanien hoben ihre Strahlenkerzen in die tiefer und klarer werdende Mondnacht hinaus. Und der Strom murmelte so lieblich vorbei. Josette war es wohl und weh zumute. Von den Kasernen tönten langgezogen die heimrufenden Trompetentöne:

Gehet heim — gehet heim — ihr Lumpenhund —

Diese sonst so prosaischen Klänge gewannen etwas Klagendes, Sehnsuchtsvolles in der wonnigen blühenden Mainacht. Fast wie in dem Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört' ich blasen —

In dieser abendlichen Stunde war der »wilde und heiße Sturmwind der Liebe«, von dem Josette geträumt hatte, über ihr junges, noch unberührtes Herz gekommen.

Und das war also geschehen: In das Idyll, das die unaufhörlich schwätzende Madame Ruschpler, das eifrig Streuselkuchen und Linzertorte verzehrende braune Amelie mit den scheuen Kinderaugen und die träumerisch kaum zuhörende Josette bildeten, war als störender Mißklang ein entfernter Verwandter der Madame Ruschpler hereingepoltert: ein echter »Wackes« unangenehmster Art mit plumpen Scherzen und lästigen Vertraulichkeiten. Er hatte schon stark allerlei Spirituosen zugesprochen und war dem daraus hervorgegangenen Zustand ziemlich herrenlos verfallen. Dreist rückte er an Josette heran, die ihn keines Blickes würdigte, sondern mit einem Ausdruck höchsten Widerwillens sich immer weiter von dem ungebetenen Gast zurückzog, während Madame Ruschpler der Höflichkeit und Rücksicht auf die Verwandtschaft halber den Unhold eifrigst in ein Gespräch zu verwickeln suchte, aber wie auf Kohlen saß und in ihrem Inneren den »dolle däube Wieche« nach allen Weltgegenden verwünschte. Endlich, da er in seiner widerlichen Art den Arm um Josettens Taille zu schlingen suchte, gab ihm die Erzürnte einen derben Stoß mit den kurzen halblauten Worten: »Pas de bêtises!«

»Belästigen Sie die Dame nicht!« vernahm Josette in diesem Augenblick eine gelassene und doch feste Stimme mit fremdländischem Akzent.

Sie drehte sich rasch um. Hinter ihr stand ein junger schwarzhaariger Mann in ele-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganter, aber lässiger Kleidung, ein leichtes Strohhütchen fast kokett auf dem Haupt. Ein sympathisches blasses Gesicht lächelte ihr mit großen tiefen blauen Augen und feingeschnittenen Lippen freundlich zu. So stand er, schlank und stolz, wie ein aus dem Boden gewachsener Schutzengel. Josette vergaß ganz den trunkenen Burschen neben sich. Sie schaute nur wie entgeistert in diese blauen tiefen Augen da vor ihr. Ihre feuchtglänzenden schwarzen Augen weiteten sich wie vor einer übernatürlichen Erscheinung. Ihr Herz klopfte, und sie holte mühsam Atem.

Der lästige Störenfried ihr zur Seite schaute mit wutentbrannten Blicken auf den jungen Mann. »Was wellen Ihr?« fragte er grob. »Es het Eich niemes g'frogt. Geht Eures Wegs witters! Comprenez-vous? Oder mer wird Eich der Weg schon wise!« Dabei tastete seine vor Trunkenheit und Erregung zitternde Hand nach dem Stellmesser in seiner Hosentasche.

Der junge Mann sah ihn spöttisch an: »Sie haben ein Glas über den Durst, mon cher! Gehen Sie heim!« Und lachend fügte er hinzu: »Legen Sie sich zu Bett!«

Der Betrunkene hatte mit dem feinen Ohr der Wut den fremdländischen Akzent als den eines Russen erkannt. Stockend vor Wut sagte er: »Schnapspolak, verdammter!« Und schon hatte er das Messer aus der Tasche.

Josette stieß einen leisen Schrei aus und warf sich zwischen die beiden.

Aber zugleich hatte der junge Russe, etwas blasser geworden, aber mit dem gleichen spöttischen und überlegenen Lächeln die zum Stoß erhobene Hand des Straßburgers gefaßt. Leise aufschlagend fiel das Messer in den Gartenkies. Dann, da ein Schutzmann herzutrat, lüftete er höflich den Hut vor Josette und sah ihr noch einmal tief in die Augen.

Josette errötete bis unter die Spitzen ihrer weißen Bluse. Sie wendete den erschauernden Blick nicht von ihrem Beschützer, und dieser Blick folgte ihm noch, als er schon hinter der nächsten Baumgruppe verschwunden war.

Der Schutzmann notierte sich indessen die Personalien des Straßburgers.

Mit einem bösen Blick des Hasses nach Josette verließ der Nüchterngewordene den Garten. —

In den nächsten Tagen war Josette in ihrer Abteilung von einer ungewohnten Vergeßlichkeit gewesen. Herr Salzmichel hatte ein Mal über das andre den Kopf geschüttelt. »Enfin!« sagte er schweren Herzens vor sich hin. »Sie wird ene heimliche amour henn. Sie isch jetzt grad im Alter d'rzue!« Und einmal hatte er das junge Mädchen gefragt — er duzte sie als langjähriger Bekannter —: »Hein, Josettel, was hesch denn? Du machsch jo enn Physiognomie wie enn Philosoph! Bisch am End gar verliebt?«

Darauf hatte Josette den feinen Kopf auf die Jupons gesenkt und, eifrig mit leichtbebenden Fingern den zierlichen Frou-Frou ordnend, stockend geantwortet: »O, wo denken Ihr hin, Herr Salzmichel! Sell het noch Zit! Do fließt noch manches Wasser der Rhein abe!«

Auch Madame Ruschpler zog sie auf. Besonders gern ahmte sie Josette nach, wie sie offenen Mundes den »Schlawak« angestarrt hatte. Sie riß ihre Salzbüchsleinaugen auf und öffnete den breiten Mund sperrangelweit. »Akkurat als ob der Erzengel Gabriel vom Himmel runterg'stiege wär! So bisch dog'schdande, Josette!«

Josette ward dann böse und ging schweigend aus der Stube. Nur einmal sagte sie: »Loßt mich emol passeert mit eurer Uzerei! Diß isch einfältig auf d'Länge der Zit! Unn daß ihr's nur wisset: der ‚Schnapspolak' isch mer am kleine Finger lieber als alle eure dicke Wackes!«

Der entfernte Verwandte, der Josette an jenem Maisonntag belästigt hatte, war mit vierzehn Tagen Haft bestraft worden. Seine Stellung war ihm gekündigt. Man sagte später, er sei »Spitzel« geworden. Josette verfolgte er mit tückischen Blicken. Er hielt ihre »Ganserei«, wie er vor Gericht Josettens Abscheu vor ihm bezeichnet hatte, für die eigentliche Quelle seines Unglücks. —

An einem Tage war Josette kaum in die Hinterstube der Plätterei getreten, als Madame Ruschpler auch schon mit ihrer hellen kreischenden Stimme rief: »Josette, was denkisch, wer do g'sinn isch?«

»Ja, wer denn?« fragte Josette, den leichten Sommerhut auf die mit einer altmodischen Häkelarbeit bedeckte Kommode legend.

»Wer? Diß rotsch du dinner Lewesdag nit!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Ei, 's wird's Dickerles Vetter g'wese sinn!« scherzte Josette.

»Der Erzengel Gabriel isch's g'sinn! Diner B'schützer von d'r Rheinlusicht! D'r Polak! 's isch e feiner Mann! Vraiment! Was wohr isch, muß mer sage! Er het e Zimmer g'mietet. Weiß'sch: sell nach em Hof unn em Münschter zu! Er will's recht ruhig hawwe, het er g'sagt. Ich hab' zwar sunscht d'russische Schtudente nit so gern. Sie sitze d'halb Nacht auf unn dischkuriere bolidisch unn rauche Zigaredde, daß m'r d'r Gestank nimmer üs die Vorhäng und d'r Bette nüsbringt. Zahle dhun sie au nit gärn. Unn monchmal mueß m'r ihne noch d'r Kammerjäger nochschicke vunn wege dere krabbelige Verwandtschaft, die sie dalahn zum Troscht d'für, daß sie mit der Miehde durchgebrannt sinn! Aber diß isch e feiner Mann! A la bonne heure! Und do haww' ich mir gedacht: wil er halt auch so nett gegen dich isch g'sinn, Josette — aber was machsch für enn funkelfierrots G'sicht? Mach' mer nur kenn Dummhaide! Diß isch kenn Mann für dich!«

»Wenn ich den Polak aber gernhab!« hatte Josette einfach erwidert. »So lieb wie der Pfarrer 's Allerheiligst im Tabernakel! Wenn ich für den Mann durchs Füür gahn — wenn ich schterbe könnt für enn!« Und Josettens Augen leuchteten wieder in dem märchenhaften Glanze.

Die Madame Ruschpler schaute sie kopfschüttelnd an. —

So waren der feine Polak und die graziöse Elsässerin bekannt und immer bekannter miteinander geworden. Sie liebte ihn mit aller schwärmerischen, selbstlos hingegebenen unendlichen Liebe, dessen ihr leidenschaftliches Herz fähig war. Und er war gerührt von ihrer Reinheit in aller Hingabe, ihrem naiven und manchmal doch so klugen Geplauder, ihrer Kindlichkeit in aller ihrer erwachenden Weiblichkeit, ihrem tapferen, fest zugreifenden Wesen, ihrer Aufopferungsfähigkeit, zu der er, der sonst von Natur aus mißtrauische Russe, ein felsenfestes Vertrauen hatte.

»Die kleine Elsässerin« wurde zuerst zu einer Quelle der üblichen studentischen Hänseleien in Eugen Davidovs Freundeskreise. Da er aber sehr empfindlich schien, wenn man auf dieses Thema kam, ja einmal ein nur mit Mühe beigelegter Streit wegen Josette ausgebrochen war, so wagte niemand mehr ein Wort über diese Liebschaft zu sagen. Man begegnete ihr mit Hochachtung. Und verschiedene fanden: die kleine Elsässerin mochte gar kein übler Bissen sein. Sie spitzten die Lippen dabei und pfiffen leise vor sich hin. —

Eugen Davidov hatte eine jener echt russischen, weichen, leicht tremolierenden, aber aus einer unergründlichen Tiefe emporschwingenden Tenorstimmen, die etwas von den Hirtenrufen über der melancholischen Steppe und ihrer herzbrechenden Einsamkeit in sich tragen. Manches Mal sang er des Abends in der Dunkelheit, wenn die Glocken des nahen Münsters ausgeklungen hatten. Josette saß auf dem kleinen harten Kanapee, eingehüllt wie in einen Märchenschleier funkelnder Gefühle, die sie unbestimmt farbig berauschend umwoben und umwogten. Sie sah in dunklen Umrissen den Geliebten, das Haupt auf die Balalaika gesenkt, dieses rätselhafte russische Instrument. Vor der angelehnten Tür lauschten die Madame Ruschpler und das ganz von Ehrfurcht erfüllte Amelie. Auch in den Höfen ringsum ward es still. Da und dort glommen wie Augen der Sehnsucht dämmernde Lichter auf.

Manchmal konnte es dann geschehen, daß Eugen eins jener klagenden und mitten in der Klage zu einem Aufschrei der Empörung und des Rachebegehrens ausbrechenden Freiheitslieder der russischen Jugend sang.

Josette verstand die Worte der fremden Sprache nicht. Aber doch durchbebte sie dieser Schrei im tiefsten Inneren. Und aus einer bangen Stille heraus, während Eugen aufstand und mit schweren Schritten hin und her ging, fragte sie zaghaft: »Üschen, was hesch denn widder? Üschen, sag' mer's! Kain treuerer Mensch kannsch finde als mich! An was denksch denn? Schenk mer doch ein Vertraue! Wenn's ebber verdient, isch's dinn Josettele! Gäll?«

Dieses »Gäll« wußte sie mit einer so süßen bittenden Kinderstimme zu sagen, daß er stehenblieb und sie lange, lange ansah.

»Josette, kleine Elsässerin,« sagte er mit gepreßter Stimme, »weißt du, was es heißt: kein Vaterland haben und kein Vaterland haben dürfen? In alle Ewigkeit nicht?«

Josette nickte. Sie stand noch ganz im Banne der Revanche-Ideen. Sie fühlte sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Kind Frankreichs, trotz ihrem kerndeutschen Wesen. Ihr Vater war ein Chauvinist von reinstem Wasser gewesen. Und ihr Onkel übertraf noch den Vater.

»Weißt du auch, Josette,« fragte Eugen mit seiner eintönigen Anklage weiter, »weißt du, was es heißt: Mut und Kraft, Gut und Blut Jahrzehnt um Jahrzehnt in den Abgrund einer Freiheitsidee geworfen zu sehen, die durch den Stumpfsinn dazu verdammt ist, niemals Wirklichkeit zu werden? Und«, fuhr er mit bebenden Worten fort, »weißt du, was es heißt, Vater, Mutter und Schwester in dieser Hölle Odessa zu wissen? Dieser meiner verfluchten Vaterstadt? Und nie sagen zu können, wann die Mörder der schwarzen Hundert über sie kommen oder Mütterchen Sibirien ihnen droht? Kannst du das fühlen?« Und dann stieß er heftig zwischen den Zähnen hervor: »Es wird und muß sich ändern! So oder so!« Dann setzte er sich auf das Bett, ließ den Kopf sinken und spielte mit den Saiten der Balalaika. Abgerissene Klänge wie uneingestandene Geheimnisse schwirrten und irrten im Zimmer herum, in das der Mond durch die weißen Gardinen die ersten Lichter warf und das blasse Abbild des fröhlich-farbigen Tageslebens zu erwecken begann.

»Komm, kleine Elsässerin!« sagte Eugen, sich aus seiner Dumpfheit aufraffend.

Sie fiel mit schwankenden Schritten vor ihm nieder. Barg das Haupt in seinen Schoß. Küßte seine schmalen feinen Hände. Und zu ihm aufsehend, mit spiegelnden Augen fragte sie: »Hesch mich lieb, Üschen?«

Dann nach einer Weile schrak er auf. »Geh jetzt, Josette! Ich habe noch zu arbeiten. Und in einer Stunde kommen meine Freunde.«

Gehorsam, mit überschwellendem Herzen, ging sie.

Nun waren es schon nahezu zwei Stunden, daß die kleine Josette in ihrem Putz gewartet hatte. Die elektrischen Lichter flammten im Café auf. Im Halbdunkel saß Josette hinter den Efeuranken und schaute und schaute mit weitgeöffneten Augen hinaus. Immer noch kamen Studenten. Langsam, plaudernd und lachend kamen sie über den Platz, blieben stehen, trennten sich. Die einen gingen dahin, die andern dorthin. Nur Eugen kam nicht.

Josettens Herz krampfte sich zusammen. Wenn ein Unglück passiert wäre, wie vor kurzem, da eine große Retorte zersprungen war und einem Kollegen Eugens den Arm verbrannt hatte! Sie schauerte. Eine namenlose Angst erfaßte sie. Es war ihr, als hätte diese Angst irgendeine schwere, dunkle, verderbendrohende Wolke in ihrem beklemmenden Schatten.

Aus ihren quälenden Gedanken scheuchte sie eine häßliche Männerstimme auf. Ein widrig zum Lachen verzerrtes Gesicht sah zwischen den Efeuranken herein. Es war Meunier, der zudringliche Bekannte von der Rheinlust. »Bon soir, Mamsell Josette! Veel Pläsier hütt Owend!«

Josette war erbleicht. Dann hatte sie ihm mit verachtungsvollem Trotz in die trübe aufflackernden heimtückischen Augen gesehen. Dort stand die Drohung, die sie nun seit Monaten kannte. In diesen kleinen bösartigen, höhnisch zusammengekniffenen Augen. Frecher und gewaltsamer geworden, seit dieser Mensch sie mit Eugen zusammen gesehen hatte.

Sein Schritt verhallte. Fast geräuschlos. Der Abend schien ihn aufzusaugen.

Kein Student mehr kam von der Universität her.

Da stand Josette auf. Mit einer schlaffen Bewegung schüttelte sie einige Kuchenbröckelchen von ihrem Schoß. Sie hatte sie in der Weile des Wartens mit den zitternden Fingern zerkrümelt. Und wieder stand sie und lauschte. Sie meinte, sie müsse den raschen, leichten Schritt ihres Üschens auf die Efeuhecken zukommen und sein feines blasses Gesicht zwischen dem Geranke sehen.

Kaum konnte sie die Tränen zurückhalten. Er hatte ihr doch vorgestern abend so fest versprochen, den heutigen Abend mit ihr zu verbringen. Und er brach nie sein Versprechen. —

Endlich raffte sie sich auf. Mit einem schweren Seufzer ging sie der Altstadt zu. Nach dem Hause der Madame Ruschpler.

Vielleicht war er auf seinem Zimmer. —

Sie sah nicht, wie ihrer leichten, zierlichen Gestalt ein paar funkelnde Augen folgten. Einkreisend wie die Blicke eines vorsichtig nachspürenden Raubtieres.

Madame Ruschpler überzählte ihre Ladenkasse, als Josette eiligen Schrittes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eintrat. In dem fahlen Lichte der spärlichen Gasbeleuchtung noch blässer, als ihre Niedergeschlagenheit sie ohnehin erscheinen ließ.

»Bon soir!« sagte sie hastig. Dann ließ sie sich auf einen Stuhl fallen. Sie kämpfte mit sich, die Tante nach Üschen zu fragen. Spannung und Verwirrtheit stritten in ihrem bangen Gesichtchen.

»Bon soir, Josettel!« erwiderte die Tante. Sie sah hinter ihrer großen altväterlichen Hornbrille, die sie zum Rechnen und Geldzählen aufsetzte, Josette prüfend an. »Was isch? Was hesch? Du machsch jo e G'sicht wie e Muttergöttesle! Isch d'r was passeert?«

»Isch d'r Herr Davidov do?« fragte Josette und erschrak an ihrer eignen Stimme.

»Ja so, d'r Davidov!« erwiderte Madame Ruschpler etwas ärgerlich. Wenigstens schien es Josette in der Überreiztheit ihrer Nerven so. »Er isch fort —«

»Fort?« fragte Josette entgeistert.

»Auf zwei Däg'! Du bruchsch also nit dozusitze wie bei ere Lich. Er isch nit g'schtorwe!«

»Unn — wann isch er denn fort? Wo isch er denn hin?«

»Geschtert nacht isch er fort. Ich bin noch in der hintere Schdube g'si und hab Wäsch' ingespritzt. Do isch er auf einmol rinkomme, ganz fahl im G'sicht. ‚Bon soir, Madame,' het er g'sait. ‚Excusez, daß ich Sie so schbäd noch schdöre mueß! Ich hab nur sage welle, daß ich mit'm Nachtzug nach Paris fahre mueß. Min'r Badd'r, der schwer krank in der Klinik leit, isch schlechter g'wore. Enfin, ich denk', daß ich in zwei bis drei Däg widder z'Schdroßburg bin! Un do — do isch auch enn Brief für Mademoiselle Josette — wenn Sie welle so guet sinn!' — Wart' nur enn Augesblickle, Josette, bis i do mit mim Barschaftzäle fertig bin — 's kummt nimmer veel d'rbi rüs bi dem G'schäft — mit dere hellische Concurrence!«

Josette saß zusammengesunken da. Aufs neue fiel eine ungeheure tödlich beklemmende Angst über sie wie eine schwere finstere blitzesschwangere Gewitterwolke.

Madame Ruschpler hatte unterdessen aus der anliegenden Stube den Brief geholt. Sie hatte ihn sorglich in ein altes verknittertes Seidenpapier geschlagen, in das ihre Neujahrskarten eingewickelt gewesen waren. »Voilà!«

»Merci, mille fois, tante!« Josette hielt den Brief in der schmalen Hand. Er trug keine Aufschrift, aber er war fest versiegelt. »Diß isch jetzt singulier!» murmelte sie. »D'r Herr Davidov hett mer doch nie g'sait, daß sin'r Babbe z'Paris in d'r Klinik leit!«

Madame Ruschpler hatte das Geld überzählt, alle Sorten gesondert, das Gold in einen alten schmierigen Geldbeutel getan und die Ladenkasse verschlossen. Dabei warf sie ein kleines Goldstück auf den Ladentisch. Es gab einen eigentümlich blechernen Klang. »Do het mer so enn schlechter Kerl enn falsches Fünffrankeschdück dogelan. 's git doch schlechte Lüt!«

»Diß isch singulier,« wiederholte die blasse Josette, »daß mir d'r Herr Davidov nie do d'rvon g'sait het, vun sim Babbe.«

»Er wurd d'r nit alles uff d'Nas binde!« meinte Madame Ruschpler gleichmütig, dieweil sie einige Kartons mit Wäsche hin und her schob, öffnete und wieder schloß. — »O Josette, du bisch so blind wie e Küh, die ins Schlachthus g'führt wird. Akkurat so dappsch mit verbundene Auge in din Unglick inne! Gläubsch, d'r Davidov wurd dich hierote? Jamais! Jo, wenn d'r Gockler enn Batze gilt, d'rnoch vielleicht! Aber chnder nit! Den guede Salzmichel awwer, was enn reeller Mann und angesahener Bürger isch, denne stoßsch vor d'r Kopf, wil er nit d'r Schtudentesitzer schbiele kann. Der Salzmichel maint's ehrlich. Für d'r Davidov bisch und blibsch enn Zibbvertrieb.«

»Tante!« Josette war aufgestanden, den Brief in den eiskalten Händen. Ihr Gesicht war ganz weiß. »Du hesch enn doch selber gern g'hett! Jetzt bisch auf ennmol verwandelt! Was soll diß beditte?«

»Ich weiß nit: ich gläub' als, d'r Davidov isch enn —« In diesem Augenblick klopfte es heftig an die Tür. »Wer mag diß so schbät noch sinn? — Entrez!«

Herr Salzmichel trat ein. Atemlos und verstört.

»Was hennt ihr, Monsieur Salzmichel?« fragte die Tante bestürzt.

»Diß isch e scheene G'schicht!« stotterte Herr Salzmichel in ehrlicher Bekümmernis und wischte sich die Schweißtropfen aus der breiten Stirn. »O Josettel! Siesch, jetzt hesch's mit dim Schdudent! Mit dim Polak! Ich ha dir immer g'sait: blib dem Polak

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

üß'm Weg! Awwer heſch jo nit here welle!«

»Ja, was git's denn, Monſieur Salzmichel?« fragte Joſette bebend.

»Hütt, kum daß dü fortg'ſinn biſch, Joſettel, iſch einer kumme. Er hett nit d'rgliche gedahn — aber ich hab wohl g'merkt, was er will und daß er enn Detektiv iſch —«

»Jeſes, Maria un alle Heilige!« ſchrie Madame Ruſchpler halblaut auf. »Enn Spitzel! So, Joſette, jetzt heſch's! D'r hett g'wiß noch dir g'frogt wegen em Davidov!«

»Er hett net grabus g'frogt!« ſagte Herr Salzmichel im Flüſterton. »Er hett ebb's köüft — unn ſo newebai ſich erkundigt: ob bi uns Maidle ſeie, die viel mit Sſchtudente ginge? B'ſonders auch mit Polake? Er het ſo allerlei Witz g'macht: die Maidle dhäde ſich doch beſſer an d' Schwowe (Reichsdeutſche) oder d' Einheimiſche halde als an die Polake, die doch nix häbde als Flöh unn Läus. Awwer ich hab' wol g'merkt, daß er mit denne G'ſchpäß nur ſinne Recherche kaſcheere (verbergen) will. Er iſch auch kenn Elſäſſer g'ſinn! Ich hab's glich an d'r Usſproch gemerkt. Ich ha naturellement g'ſait: was ünſere Mamſelle für Liebſchafte hann, ſell ſei nit unſre affaire, üszukundſchafte. Nacher hett er ſo dreckig g'lacht und het g'ſait: Nix für unguet! Mer frogt halt.« Er ſchwieg ganz erſchöpft.

»Ja, jetzt, was mache? Que faire? het Napoleon bi Sedan g'ſait!« ſtammelte Madame Ruſchpler faſſungslos.

»Miner Rot iſch der,« ſagte Herr Salzmichel, »du, Joſettel, geh'ſch auf e paar Däg von Schdroßburg fort. Geh'ſch denne Kriminal us'm Weg. Für d'r Urlaub will ich ſchunn ſorge bim Chef. Du blibſch fort, bis d' Luft hier rein iſch. Oder ich mach d'r e Schdell in Nancy us. Do biſch iwwer d'r Grenz — biß iſch's Allerbeſcht, Joſettel! Sieh'ſch: ich main's guet mit dir, vraiment!« Er haſchte nach Joſettens Hand, die ſie in der Beſtürzung des Augenblicks ihm gedankenlos überließ.

»So — ſo!« ſagte Madame Ruſchpler. »Ich hab's doch ſchon lang gedenkt, 's iſch nit ſufer mit dem Davidov! Bis am viere morgens ſind ſeine Fründ als auf ſeiner Schdubbe g'ſeſſe, henn Zigaredde g'röucht — unn gediſchkurriert. Unn geſchdern Nacht iſch er heimlich fort: ſin'r Babbe lei ſchwer krank z' Baris. Jo, wer's gläubt! Do henn ſe ſicher ſo enn heimliche Zuſammenkunft irgendwo.«

Bei dem Namen Davidov war Joſette aus ihrer Verſunkenheit jählings aufgeſchreckt. Sie zog ihre Hand faſt brüsk aus der Hand Salzmichels. Dann richtete ſie ſich mit einer Energie auf, die man dieſem zarten Körper nicht zugetraut hätte. »Der Uſchen — der Herr Davidov iſch kenn Polak, wie ihr ſie eich vorſchtellt! Der iſch enn Edelmann — enn Kavalier vom Kopf bis zu d'r Fußzehn!« ſagte ſie feſt. »Vunn ſinnere Politik weiß ich nix, awwer ich kann mir nit denke, daß er ſchlimme Sache tribt. Und — enfin! Daß ihr's nur wiſſet, alle zwei: ich hab ihn lieb, d'r Davidov, wie minn eigenes Läwe nit! Er hat ſin Läwe in d' Schanze g'ſchlage wege mir, domols in der Rheinluſchd. Dod'rmols, wo der freche b'ſoffe Meunier ſ' Meſſer gegen ihn gezückt hat! Er het alſo alles Recht, das mine d'rgege z'verlange! In Lieb, Leid, Not und Tod!« Feierlich hatte ſie es geſprochen. Es klang wie ein ſchwerer Schwur in dem ſchweigenden Zimmer.

»Was mach'ſch au nur für e Läwesdags mit dere G'ſchicht!« ſagte Madame Ruſchpler zornig. »Mir wäre mit dem Meunier au ſo fertig wore! Ohne diner Polak! Wär' nur d' Rheinluſchd auf'm Mond! Und d'r Meunier dazu, der dir den Affront nit vergeſſe kann! D'r Monſieur Tunitgut mit ſinere falſche Fratz, der ſich jeden Augesblick do in d'r Gaſſe z' ſchaffe macht. Wer weiß, ob der nit hinder dere ganze G'ſchicht ſchdeckt, wil er den Pik auf dich het von domols!«

Joſettens feines Geſicht verdüſterte ſich. Sie dachte daran, daß ihr dieſer Meunier heute abend begegnet war. Sie ſah ſein höhniſches Geſicht und ſeine heimtückiſchen Augen vor ſich. Und ſie wußte, daß er nichts Gutes vorhabe. Aber ſie dachte mit ihrer Angſt immer und immer wieder nur an ihren Uſchen.

»Enfin!« hörte ſie Herrn Salzmichel ſagen. »Mit Redensarte iſch do nit g'holfe! D' Hauptſach iſch minnere Anſicht noch, daß das Joſettel e Zitt lang für ſich blibt! Gar kenn Verdacht erregt —«

»Verdacht!« ſprach Joſette ſtolz. »Ich hab' niemes z' fürchte!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»O Josettel,« entgegnete Salzmichel lebhaft, »du besch kenn Ahnung, was diß für Lütt sinn auf'm Kriminal! Do gehsch inne so wiß wie e Lamm — unn rus kumsch so pechschwarz wie enn Kongoneger! Vraiment! Die mache dich ganz dumm unn däüb. Die stelle dich vor enn Apfelbaum unn sage, 's wachse Birne dran — unn du gläubsch es! Nur sich mit denne Lüt nit innlosse!«

»Vielleicht könnt's Josettel auf a paar Däg nach Schillige (Schiltigheim, Vorort von Straßburg) zur Tante!« meinte Madame Ruschpler.

»Ah, was!« sagte Salzmichel. »Schillige! Lieber glich uff d'r Broglieplatz! 's mueß viel witter sinn! Viel witter!«

»Odd'r wenn mer's so mache d'häd: min Nachbar, was ich guet, arg guet kenn, der Säumetzger, holt Säu iwwer d'r Gränz. Du koschdümiersch dich als sinnere Dochder! So isch's am beschde! So kommsch licht vun hier fort. Fürs andre sorge mir dann schunn!«

»Pas du tout!« protestierte Herr Salzmichel entschieden. »Das isch alles nix! 's Josettele mueß nach Nancy zu mim G'schwisterkind! Die isch dort ann en Schtroßburger verhierrot. Und mir treu wie Gold! Do kannsch unbehelligt bliebe, Josettel! 's sinn nette Lütt! Morge in der Früe schick' ich dir ein Billett, Josettel! Gäll! Do schteht alles drin, wie es mache muesch! En attendant will ich mir hütt nacht alles üsklüegle! Kumm, gieb mir din Händle noch en Augesblick! Folg' nur mir! Ich sag, ich mains guet mit dir!«

»Ich glaub's, Herr Salzmichel —« sagte Josette, ein schwermütiges Lächeln auf den Lippen, die bleich waren wie eine schwindende Lilienblüte. »Tante, kann ich hütt nacht bi dir bliwe?«

»Jo, des isch's Bescht, 's Josettel blibt bei eich, Madame Ruschpler!«

»Kannsch dich zum Amelie in d' Kammer leje. Do schteht jo noch din läres Bett von friejer.«

»Merci, tante! Bon soir bisamme!« Josette schritt hinaus. Den Brief ihres Älschen hielt sie fest mit der rechten Hand.

»Isch diß enn embarras mit dem Maidle!« sagte Madame Ruschpler seufzend, als Josettens Schritte auf der ausgetretenen hölzernen Treppe verhallt waren. »Diß kummt nur von dem Romänleleſen! Vraiment! Lutter verdrehte Köpf hann die Maidle, wo mer anneluegt. Aber min'r Läwesdag kummt mer känn so Polak mehr ins Hüs! Unn wenn er d'r Statthalter üf'm Rhein ziehn dhäd! — E Gläsli Quetsche-(Zwetschen)wasser g'fällig, Monsieur Salzmichel? Miner Mann selig het's noch gebrennt. Ihr, Monsieur Salzmichel, wäret der recht Mann, dem Maidle d'r Kopf z'rechtzusetze! A votre santé!«

»A la votre, madame! Wenn's nur Gott's Wille wär'! Wenn 's Josettle nur ersch vunn dem Polack fort isch! Guet isch des Quetschewässerle! A la bonne heure!«

Die politische Polizei in Petersburg war einer weitverzweigten Studentenvereinigung auf der Spur, die der terroristischen Gruppe der russischen Nihilisten angehörte, und deren Aufgabe es war, auf mittleren Universitäten und technischen Hochschulen, besonders Deutschlands, Anhänger zu werben. In Straßburg standen auch Eugen Davidov und seine Freunde auf der Liste. Allein man konnte diesen jungen Leuten nichts nachweisen. Sie studierten Chemie, Naturwissenschaften, Medizin, Nationalökonomie mit großem Fleiß. Waren sparsam, keine Trinker, keine Radaumacher. Bei ihren Zusammenkünften rauchten sie ihre gewohnheitsmäßige Zigarette, tranken Tee und unterhielten sich zurückhaltend und gedämpft. Man wußte, daß sie sozial-anarchistische Schriftsteller lasen: Proud'homme, Bakunin und andre. Aber solche Bücher standen in jeder nationalökonomischen Bibliothek. Die Polizei war also machtlos.

Man begann dann zu einem Mittel zu greifen, das Erfolg zu versprechen schien. Manche dieser verdächtigen Studenten hatten ihre Liebschaften. Zumeist Französinnen, die verschiedenartige Stellungen bekleideten. Die politischen Agenten suchten sich hinter diese Mädchen zu stecken. Man durchforschte in mehr oder minder versteckter Weise die Lokale mit Damenbedienung, die Tanzlokale, die Tingeltangel, die Warenhäuser. Aber ohne Erfolg. Da die Studenten ihre Unterhaltungen russisch hielten und gedrucktes Propagandamaterial sorgfältig vermieden, so war man auch hier wieder auf der toten Spur. Besonders in den letzten Wochen entwickelte die von Berlin aus informierte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politische Polizei eine lebhafte Tätigkeit. Ein sehr hoher Besuch war angesagt. Es galt wachsame Augen zu haben.

Jacques Meunier, der seit sechs Wochen, bald nach seiner Entlassung aus dem städtischen Dienst, Geheimpolizist geworden war, zunächst noch ohne wichtige, Vertrauen heischende Aufgaben, da man erst seine Führung, Diskretion und vor allem seine Befähigung abwarten wollte — Jacques Meunier hatte im Revier von dieser neuen Operationsart seiner Behörde in der Angelegenheit der russischen Studenten gehört. Sofort schoß ihm der Gedanke an Josette und den Russen durch den Kopf. Mit jener Beharrlichkeit, die nur rachsüchtiger Bosheit eigen ist, hatte er sich schon früher auf die Lauer gelegt. Er wußte in der ersten halben Stunde, daß Eugen Davidov sich bei der Madame Ruschpler eingemietet hatte. Er hatte auch bald Kenntnis von den Zusammenkünften der Studenten auf Eugen Davidovs Zimmer. Aber als er hierüber Rapport erstattete, hatte man gleichgültig mit den Achseln gezuckt. Damit könne man nichts anfangen. Er solle irgend welches belastende Material bringen, das ein energisches Vorgehen ermögliche. Jacques legte sich noch eifriger auf die Lauer. Bald war es für ihn eine ausgemachte Tatsache, daß Josette, die verhaßte Josette, die ihn so schnöde zurückgestoßen hatte, das Liebchen des Russen geworden sei. Von nun an ließ er die beiden nicht mehr aus den Augen. Er mußte etwas Kompromittierendes an den Tag fördern, das den russischen Studenten vor das Kriminal bringen und so auch den Zieraffen Josette treffen könne. Josette ihren Liebhaber vernichten und sie selbst ins Gerede kommen lassen, wenn nicht gar hinter die eisernen Gardinen setzen — das hieß: zwei Fliegen mit einem Schlage treffen.

An diesem Augustabend war Jacques Meunier wieder auf der Lauer gelegen, schief gegenüber in einer kleinen Brasserie. Dann war er der Universität zugegangen und hatte Josette ohne den Studenten langsam nach der Altstadt schreiten sehen. Er war ihr auf Umwegen gefolgt und hatte sie noch in das Haus der Madame Ruschpler eintreten sehen. Er hatte durch die weißen Vorhänge hindurch in dem matt erleuchteten Plätteladen bemerkt, daß die Madame Ruschpler Josette einen Brief gegeben hatte. Später war Salzmichel gekommen und mit allen Zeichen angstvoller Bestürzung in den Laden gegangen. Den Gestikulationen der Madame Ruschpler und des Herrn Salzmichel nach zu schließen fand eine lebhafte Aussprache statt. Dann war Josette durch die Hintertür des Ladens hinausgeschritten. Den Brief in der Hand. Oben war ein Licht aufgeglommen. Und der nächtliche Spion sah Josette ein- oder zweimal durch das Zimmer gehen. Nach einer langen Weile losch das Licht oben aus und dann das Licht im Laden. Herr Salzmichel ging rasch die Straße hinab dem Staden zu. Und Madame Ruschpler legte die eisernen Fensterläden vor. Dann lief nur der Herbstmond mit kühlen, feuchten Strahlen über den Dachfirst, und eine Katze huschte geräuschlos über die einsame Straße. Endlich schloß auch der Wirt der Brasserie. Jacques Meunier wartete im Dunkel eines Straßenbogens, ob Josette wieder herunterkomme. Aber sie kam nicht.

Das war seltsam. Josette wohnte ja schon lange nicht mehr bei der Madame Ruschpler. Warum nächtigte sie heute bei ihr? Und warum war gestern der Davidov spät nachts fortgegangen, ohne wieder zurückzukehren? Auch heute war er den ganzen Tag nicht heimgekommen, wie Jacques Meunier ausgekundschaftet hatte. Und dann — der Brief, den Madame Ruschpler der Josette übergeben hatte! War es ein Liebesbrief? War es vielleicht ein — Abschiedsbrief? Die meisten Studenten hatten ja Straßburg verlassen. Überdies hatte Jacques in seinen Kreisen davon sprechen hören, man werde vielleicht die Russen als verdächtige Ausländer abschieben. Am Ende war es gar eine — politische Sache? Vielleicht gab es mit diesem Brief endlich eine Entdeckung von Wichtigkeit!

Jacques Meunier schlug sich leise auf den Schenkel. Er lachte mißtönend vor sich hin. Es tanzte vor seinen Augen. »Enn Ussicht!« murmelte er. »Enn brillante Ussicht für mich! Eh bien, Jungfer Hochmut, Sidebübble! Mit dim russische Fratz! Mir redde vielleicht noch e Wörtle mitenander! Du sollsch sahn, daß i dir den Affront von damals nit vergesse hab! Unn müeßt' ich dir uffpasse bis zum hellichte Dag!«

Er tat so, als ob er wegginge. Aber aus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Gewirre der nächsten Gassen überwachte er gierig Madame Ruschplers Haus. Vielleicht kam Josette doch noch. Und dann — dann!

Josettle, Tante Josettle, du übernachscht bi uns? O, diß isch aber jetzt nett! Kumm, gi mer enn Schmützli! Blibsch du jetzt widder ganz bi uns? Ich loss' dich nimme fort! Für g'wiß unn wahrhaftig! Waissch: ich bin so froh, wenn ich widder enn Schlofkamerad hab! D' Mamme schnarscht als so gruslich nachts in ihrer Schlofschtube. Da kreij ich Angscht, wenn ich so allein bin. Sag, bisch bim Herr Davidov g'si? Gäll, der Davidov isch din'r Schatz, dinne G'fründschaft?«

So schwätzte 's Amelie durcheinander. Das Kind war vom Lichtschein auf Josettens Nachttisch erwacht, dem Lichtschein, den der Spion unten wahrgenommen hatte. Nun hatte sie sich aufgesetzt, die nackten Armchen auf das Bett gestützt, lebhafte Erregung in den großen Kinderaugen. Und unermüdlich plauderte 's Amelie weiter.

»Was hesch do für enn Brief, uff denn so fürige Auge machsch? Isch's enn Liebensbrief? Unn was hesch für enn herrlich's Krüzli in dinnere Hand? Tiens, wie diß funkelt! Grad wie dinner Herzlesring! Zaig doch emol!«

Josette, die von der Kinderstimme erschrocken zusammengefahren war, legte hastig Brief und Schmuckstück in die Nachttischschublade. Dann eilte sie zu dem Amelie, setzte sich auf die Bettkante, nahm den Kopf der Kleinen mit den sorgfältig geflochtenen Zöpfchen an die Brust und küßte die schmale Stirn. Die Kleine schlang ihre zarten Armchen um Josette und küßte sie leidenschaftlich.

Josette konnte sich einiger heißer, schwer geweinter Tränen nicht erwehren.

»Was hesch, Tante Josettel? Was hesch?«

»Nix! Gar nix, Amelie! Aber wart emol — lueg denne guete Schokolat, den ich dir gebracht hab! Suchard! Mm! Der isch fin, gäll?«

»Er isch guet, Tante Josettel! Mille fois merci! Du bisch halt die bescht unn liebscht Tante in ganz Schtroßburg! Vraiment!«

»So, aber jetzt macht' 's Amelie widder sei Schläfle! So! Fais dodo ...«

Die Kleine knabberte noch eine Zeitlang an der Schokolade. Dann, schon wieder einschlummernd, sagte sie noch halb im Schlaf: »Du, Tante Josette, was mainsch: morge früej mache mer enn Usflug ins Ditschland, ins Renchtal! E richtige Partie plaisir mit d'm Herr Lährer! Ganz — ganz witt fahre mer mit d'r Iserbahn!«

Josette hörte nur noch mit halbem Ohr. Sie saß auf ihrem Bett und starrte vor sich hin. Ihre großen schwarzen Augen waren nun heiß und trocken geworden. Als die regelmäßigen Atemzüge des Kindes ihr verrieten, daß die Kleine eingeschlafen war, holte sie hastig den Brief wieder hervor.

Sie las die bei aller Hast doch klare und feste Schrift Eugen Sergei Davidovs. Von unten hörte sie zuweilen die Stimme der Madame Ruschpler und des Herrn Salzmichel. Aus der Schlafkammer der Madame Ruschpler tönte das einförmige Ticktack einer Kuckucksuhr. Einem unbestimmten Schicksal schien der Uhrpendel entgegenzueilen.

Eugen Davidov schrieb:

Meine süße kleine Elsässerin!
Meine geliebte Josette!

Wir müssen auseinandergehn! Du mußt es ertragen lernen! Wir fünf, die wir hier Ferienkurse absolvieren, haben einen dringenden Wink erhalten: daß uns die politische Polizei auf den Fersen ist. Wir halten uns hier versteckt, um der drohenden Verhaftung zu entgehen. Bei Nacht wollen wir über die Grenze zu entkommen versuchen.

Ich bin Nihilist! Ich bin stolz darauf, es zu sein! Verneinen, Zertrümmern ist das einzige, was uns Russen noch helfen kann. Und dann ganz, ganz neu aufbauen.

Du wirst in meiner Wohnung nach mir sehen, wenn du mich nicht im Café trifffst. Du wirst dieses Schreiben erhalten. Und damit noch eine Bitte! In meinem Koffer unter zusammengeworfener Wäsche liegt ein kleines Päckchen. Es enthält sehr wichtige Papiere. Ich wollte und konnte es nicht mitnehmen, weil mir die Gefahr der Verhaftung an jeder Straßenecke drohen kann. Du kannst es ruhig an dich nehmen. Bei dir wird es niemand vermuten. Behalte es, bis ich dir schreibe! Dann schicke es von einem Punkt außerhalb Straßburgs ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschrieben an die Deckadresse, die ich dir angebe.

Oder — aber ich wage kaum, das auszusprechen — könntest du mir das Paketchen nachts in mein Quartier bringen? Freitag nachts? Wir könnten uns dann noch einmal sehen. Ich kann nicht ausgehen, ohne mich der Polizei auszuliefern. Und ich muß noch leben und wirken!

Einliegendes Kreuzchen gehörte meiner jüngsten Schwester Nadeschda. Sie wurde von betrunkenen Kosaken mit Gewehrkolben traktiert, als sie Mut genug hatte, bei der Bestie von Gouverneur in Odessa eine Bittschrift für mich zu übergeben. Ich saß damals mit vielen andern Studenten gefangen und wurde später freigelassen, da man mir nichts nachweisen konnte. Die Ärmste starb an den Mißhandlungen. Ich hatte sie am liebsten von allen meinen Geschwistern. Sie war so zart wie du. Sie hatte deine Augen. Und sie war so fröhlich und so treu wie du!

Ohne Sentimentalitäten — Auf anliegendem Zettel mein jetziger Aufenthaltsort. Verbrenne den Zettel sofort!

Dein Eugen Sergei.

Lange, lange sah Josette auf den Brief herab, der zwischen ihren kalten Fingern leise knisterte.

So weh, so furchtbar weh es ihr tat: sie erfaßte den Augenblick in seiner ganzen bitteren Notwendigkeit. Aber auch in seiner vollen Größe. So sehr ihr armes Herz sich aufbäumte — dieses bei aller Schwärmerei verstandesklare Kind eines freiheitlich gerichteten Volkes begriff die harte Sprache der Tatsachen.

Ihre Liebe, so schmerzvoll glühend, so gebieterisch heischend sie gerade in dieser Stunde ihren Lebenswillen geltend machte: sie hatte kein Bestimmungsrecht an Dingen, die so unendlich viel größer, gewaltiger, notwendiger waren als die Gefühle ihres verschwindend kleinen Ichs.

Indem sie ihr winziges Schicksal überdachte, das doch für sie so Mittelpunkt alles Geschehens, alles Erlebens war, fühlte sie zugleich einen wahren Stolz, ihr bißchen Glück opfern zu dürfen. Und sie empfand es auch wie eine Erhöhung ihrer Liebe, daß sie nun nicht einer jener banalen Trennungen verfallen könne, wie sie bei den Kolleginnen alltäglich solche wahrgenommen hatte: diesem Abgekühltsein, diesem kläglichen Gekränktsein, diesem noch kläglicheren Auseinanderlaufen nach einem im Überdruß gehabten Genuß. Nein, ihre Liebe konnte nur höher und stolzer wachsen. Ihr innerstes Leben konnte von diesem Schicksalsschlag nicht gemordet werden. Seltsamere Blüten, süßere Früchte würde es zeitigen: Blüten der Sehnsucht, Früchte der Erinnerung! Geheiligt würde ihr Gefühl sein für immerdar!

Sie reckte ihr kleines Figürchen hoch auf. In ihren Augen erglühte ein reines starkes Feuer. Ihr feines Gesichtchen spiegelte schwärmerisch den Widerschein dieser Glut. Sie dachte keinen Augenblick daran, welch ein Egoismus der Politik aus dem Briefe Eugen Davidovs spreche. Welch einen gefährlichen Gang er von ihr erwarte. Nein, er sollte sich nicht in ihr getäuscht haben!

Keinen Augenblick wollte sie zögern. Gleich wollte sie zu dem Geliebten eilen! So häßlich, ja, so verdächtig die Gegend war, in der sich Üschen verborgen hielt. Ihm das verantwortungsschwere Päckchen bringen! Ihm um den Hals fallen, in seine großen, blauen, tiefen Augen sehen, seine weichen Lippen suchen, dann nach einem unendlich langen, weh- und wonneschweren Kuß ihm leise zuflüstern: Lueg, ich bin kumme! Ich hab kenn Angscht g'hett. Ich bin zu mim Üschen kumme durch Nacht und wüschte Gasse. Für d' Lieb isch kenn Grabe zu tief und kenn Mauer zu hoch. Wo du bisch, Üschen, do isch der Himmel mit all sinnem Glanz! Gäll? —

Sie verbarg den Brief an ihrer zarten Brust, die ihr noch warm schien von seinen Küssen. Sie nahm ein Tuch, das Madame Ruschpler trug, wenn sie auf den Markt ging. Es war gut. Es verbarg ihre feine Gestalt und gab ihr fast etwas Gewöhnliches. Unhörbar eilte sie hinauf in Üschens Stube. Im klaren Mondschein, der die Schatten der nahen Dächer ins Zimmer warf, durchstöberte sie die Wäsche im Koffer und fand zu unterst das Päckchen. Sie wog es in der Hand. Es war leicht und war doch so schwer. Ein Schauer überkam sie. Sie dachte an die Geschichte vom heiligen Christophorus, der das Jesuskindlein durch den Strudel trägt. So leicht schien es. Und immer wuchtender und niederziehender ward

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es. Sie umfaßte noch einmal mit einem liebevollen feuchten Blick das Zimmer.

Es war dunkel in dem Raum geworden. Über den hellen Augustmond schwammen riesenhafte Wolken. Neue zogen nach. Es war die rechte Zeit, zu gehen. Noch hörte sie unten die Stimme der Madame Ruschpler und des Herrn Salzmichel. Da unten wurde über ihr Schicksal diskurriert. Ihr Schicksal, das diese beiden guten Menschenkinder lenken zu können glaubten, und das sie doch so fest und unveränderlich mit diesem Abschiedsbrief auf ihrer jungen Brust ruhen fühlte. In diesem kleinen Päckchen, das sie mit ihren kalten Händen so fest umklammert hielt.

Sie lauschte den Stimmen. Und sie lächelte einen Augenblick. Sie sah sich als Madame Salzmichel. Wohlzufriedene Inhaberin eines blühenden Geschäfts, Frau eines wohlbestallten Straßburgers, Mutter eines halben Dutzends Kinder, von denen die älteste Tochter schon zur Tanzstunde ging, während der jüngste Bube noch einen rotbedruckten Gummischurz trug und die ersten Fußballspielversuche machte. Sie war behäbig geworden und gab alle vierzehn Tage ihr Kaffeekränzchen. Auch hatte sie einen Platz im Theater. Und Gänseleberpasteten und süßen Wein genug. Vielleicht schon ein kleines Landhaus vor der Stadt.

War sie nicht eigentlich eine Törin? Und hatten nicht die beiden Menschen da unten das vollste Recht, sie undankbar oder verrückt zu schelten? Sie lächelte wieder.

»Ülschen!« flüsterte sie mit brennenden Wangen.

Sie trat noch einmal zu der kleinen Amelie. Sie küßte das im Schlaf lallende Kind auf den unschuldsvollen Scheitel. Sie richtete ihm mit unmerkbarer Hand das geblümte Kissen, wie sie es so oft getan hatte in voriger Zeit.

Dann hing sie sich das Rubinkreuz Nadeschdas, der toten Schwester Ülschens, um den Hals. Mit überströmenden Augen drückte sie das Kreuzchen an die heißen, bebenden Lippen.

Darauf ging sie in das Schlafzimmer der Madame Ruschpler. Auf der Kommode stand ein Glas voller dunkler Spätrosen. Eine nahm sie heraus. »Pardon, chère tante!« sagte sie leise. »Es isch die letscht Ros, die ich dir schtenz!« Sie wollte die Rose ihrem Ülschen in sein häßliches Quartier bringen.

Und sie sah sich durch das wüste Volk in jener Gegend hindurchschreiten mit dem unberührten Blick einer kleinen Heiligen. Als ob sie aus einem der Glasfenster des Münsters herausgestiegen wäre. Eine schwebende, farbige Strahlen höchster reinster Glut verspendende Kreuzblume vor sich her.

Sie verlöschte das Licht. Dann warf sie einen flüchtigen Blick auf die in blaues Halbdunkel gehüllte Straße. Und da stieß sie einen halblauten Schrei aus. »Sainte vierge!« murmelte sie. Dort — im Dunkel des Pfeilervorsprunges bei der Brasserie hatte ihr vogelscharfes Auge den Spion entdeckt, ihren Todfeind, den Jacques Meunier. Wie ein aus dem Dunkel hervorwachsender böser Kobold stand er da.

Ein eiseskalter Schauder überrieselte sie.

Es war ihr, als taste von dort unten aus dem Dunkel der Straße eine finstere, boshafte, gewalttätige, furchtbare Hand nach ihr. Griffe nach ihr, um sie nicht mehr loszulassen, bis ihr Geschick vollendet war. Ihr Geschick und das — Ülschens!

Sie erbebte.

Fester umspannte sie das Päckchen in ihrer Hand.

Wohin entkommen? O mein Gott, wohin entrinnen vor dem Menschen da unten? Wie den Auftrag ausführen, der ihr wichtiger war als ihr Leben? Wie ihren geliebten Ülschen wiedersehen?

Jacques Meunier war ihr also von dem Café aus nachgefolgt! Er hatte sie in das Haus der Tante eintreten sehen, das Haus, in dem Ülschen wohnte. Er hatte wohl schon von dem Verschwinden der Polacken gehört. Nun lag er auf der Lauer. Der Spion würde ihr wie eine Klette an den Fersen hängen. Das war eine kurze, sichere, blitzartig sich ihr enthüllende Gedankenkette.

Was tun?

Bis morgen hatte er vielleicht schon das Kriminal alarmiert. Und — dann?

Was dann?

Es war Josette, als müßten ihr Herz und Kopf zerspringen. Ihr Blut hämmerte in ungleichen Schlägen. Ihr schwindelte. Kalter Schweiß überdeckte sie.

Da hörte sie unten die Tür gehen.

»Salut, Madame Ruschpler!«

»Salut, Monsieur Salzmichel!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»A demain!«

»A demain! Uff morge in der Früej!«

Josette war etwas von dem Fenster zurückgetreten.

Madame Ruschpler, die Tante, hatte wohl unten noch immer zu tun. Josette hörte die Unermüdliche in der Hinterstube hin und her gehen. Ab und zu stieß Madame Ruschpler einen schweren Seufzer aus.

Da — war es Täuschung? Josette sah, wie der Polizeispion noch einige Augenblicke heraufsah und dann im Dunkel verschwand.

Sollte sie es nun wagen? Einen Augenblick zögerte sie.

Das Furchtbare ihres Weges stand ihr mit einem Male dräuend vor der Seele.

Leisen Fußes eilte sie behend noch einmal zur Kommode in dem Schlafzimmer der Tante.

Mit fiebernden Händen suchte sie. Eine spitze, scharfe Schere nahm sie aus der Schublade. Sie zerschnitt hastig den Zettel mit der Adresse ihres Aschen in winzige Fetzen. Es war ihr weh zumute bei diesem Schneiden. Bis in ihr Herz spürte sie es hinab. Und zugleich dachte sie, wie gut es wäre, das Herz Jacques Meuniers so in Fetzen schneiden zu können.

Sie sah umher. Dann eilte sie zu einem Fuchsienstock am Fenster, der in üppiger Blüte stand. Wie prächtig er dasteht! ging es ihr durch die Gedanken. Und morgen vielleicht schon fallen die welken Blumen von den Zweigen.

Tief in den feuchten, kühlen Grund wühlte sie mit den blassen Händen die winzigen Papierfetzen. Einen flüchtigen Augenblick lang ließ sie die Hände in der kühlen schwarzen Erde. Als hielte sie etwas zurück. Dann schrak sie auf. Das Päckchen, die Rose, die Schere tat sie in ihr Handtäschchen.

Wie eine Katze glitt sie die Treppe hinab, zur Haustür hinaus. Einen streifenden Blick noch warf sie nach dem Hause, in dem sie so lange gelebt und in dem sie — ihr Schicksal gefunden hatte. Dann ließ sie einen Blitz lang die Augen hin und her spielen, die Gasse hinauf und hinab. Alles schien menschenleer.

»Für dich, Aschen!« murmelte sie mit blassen Lippen. »Für dich! Mein ganzes armseliges Leben!«

Und dann war sie wie eine Eidechse fortgeschlüpft in die bedeckte blauschwarze Nacht.

Leise klapperte die Schere im Täschchen bei ihren hastigen Schritten.

Die Abendblätter des nächsten Tages brachten folgenden Bericht:

Eine Direktrice erschossen!

Die Direktrice und Verkäuferin des Basars Grandjean, Josette Darjot, wurde gestern von dem Angestellten der politischen Polizei Jacques Meunier im Viertel Klein-Frankreich nach verzweifelter Gegenwehr erschossen, nachdem sie ihrem Verfolger bei der Festnahme einen nicht ungefährlichen Stich in den Oberarm beigebracht hatte. Die Josette Darjot war die Geliebte eines hier studierenden, schon länger verdächtigen russischen Studenten der Chemie aus Odessa, dessen Name von der Polizei nicht bekanntgegeben wird. Er gehörte einer Gruppe anarchistischer Studenten an, die sich, wie jetzt bekannt wird, in einem verdächtigen Hause des Viertels vor ihrer Flucht verbargen, und zu deren endgültiger Entlarvung das Material leider nicht in die Hände der Polizei gelangt ist. Die erschossene Josette Darjot hatte es, wie aus einem bei ihr befindlichen Briefe hervorgeht, offenbar bei sich geführt, und es bei ihrem Todesgang den Anarchisten zugetragen. Da es sofort nach dem Schuß in dem zweifelhaften Hause lebendig geworden war, konnte der Polizeiagent nichts andres tun, als sich durch einige menschenleere Seitengassen nach dem Inneren der Stadt schleppen, wo er ein Auto fand. Während dieser Zeit dürften die Anarchisten die kompromittierenden Papiere an sich genommen haben. — Der Detektiv schilderte die nächtliche Verfolgung als sehr aufregend. Die Josette Darjot hatte sich geraume Zeit im Hause ihrer Patin nahe beim Münster aufgehalten und hatte dann versucht, mit den kompromittierenden Briefen zu ihrem Geliebten zu entkommen. Da der betreffende Polizist durch eine vorzeitige Verhaftung die Möglichkeit gefährdet glaubte, das Versteck der Anarchisten zu entdecken, folgte er der Josette Darjot nur von weitem, bis sie mit einem Male rätselhaft in ein Haus verschwand, um nicht wiederzukommen. Es war ein Haus mit doppeltem Ausgang. (Wann werden diese Verbrecher-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

winkel endlich aus der Landeshauptstadt Elsaß-Lothringens verschwinden? Anm. der Red.) Die Darjot hatte die Zeit benützt, um sich mit Hilfe ihres Onkels, eines alten Hausierers, in ein Streichholzweib zu verwandeln. Gleichwohl hatte sie der pflichteifrige Jacques Meunier am Gang erkannt und folgte ihr aufs neue, bis er sie in der schon genannten Gegend vor einem verfallenen Wirtshause halten sah, um einzutreten. Da der Agent einen abermaligen Fluchtversuch befürchtete, schritt er nun zur Verhaftung. Ein verzweifelter Kampf entspann sich, dessen Ausgang wir schon mitgeteilt haben. Von den russischen Anarchisten war keine Spur zu finden. Auch das scharfe Verhör des Wirtes ergab keine Anhaltspunkte über ihren Verbleib. —

Hinzugefügt sei noch, daß die Tote mit der linken Hand den Abschiedsbrief ihres Geliebten so fest eingekrampft hatte, daß man ihn nur mit größter Mühe den erstarrten Fingern entreißen konnte. Am Hals trug sie ein Rubinkreuz und am Ringfinger der linken Hand einen goldenen Ring mit einem Rubinherz. Wahrscheinlich Geschenke ihres Verehrers. Josette Darjot wird von den Inhabern des Basars und allen Angestellten als sehr fleißig, tüchtig und als liebenswürdige Kollegin geschildert, wenn sie auch immer etwas Besonderes an sich hatte und sich ganz für sich hielt. So wird ein gewisser Grad menschlichen Mitgefühls dem so tragisch dahingeschiedenen jungen Menschenleben nicht versagt werden können.

Die Madame Ruschpler gab nach kurzer Zeit ihr Plättereigeschäft auf und verzog nach Mülhausen. Herr Salzmichel nahm eine Stellung in Paris. Josettens Onkel wurde zuerst unter dem Verdacht der Mitwisserschaft verhaftet, aber dann wieder freigelassen. Jacques Meunier ist befördert worden und wird rasch Karriere machen. Seine Landsleute verachten ihn. Aber er macht sich nichts daraus. Und es ist gefährlich, mit ihm anzubinden.

Die russischen Studenten sind entkommen. Späterhin lief durch die Zeitungen die Nachricht, daß ein gewisser Eugen Sergei Davidov bei einem Attentat auf den Stadthauptmann von Odessa erschossen worden sei. Seine Brieftasche barg nichts als die Photographie seiner von den Kosaken zu Tode mißhandelten Schwester Nadeschda — und eine verblaßte dunkelrote Rose. Die Rose, die er in jener Nacht in Straßburg aus dem Lebertäschchen der toten Josette genommen, als seine Freunde ihn nur mit Mühe von der Leiche fortreißen konnten. —

Von Josette spricht niemand mehr in der Verwandtschaft oder Bekanntschaft. Nur das Amelie denkt noch zuweilen an das Josettel. Mit einem seltsam dunklen Wehgefühl. Sonst ist Josette ausgetan aus dem Buche des Lebens.

Arme kleine Elsässerin!

Begegnung

Bist du schon einmal der Sehnsucht begegnet?
Wenn in den Gärten der Flieder blüht
Und mit seinen duftenden Wolken
Über die alten Mauern sieht,
Kommt dir auf den schattigen Wegen
Ein kleines blasses Fräulein entgegen,
Im fliederfarbnen Seidenkleid,
Ein Kind aus einer andern Zeit.
Sie sieht dich nicht im Vorübergehn,
Sie wandert fort, ohne aufzusehn,
Als ob sie von ferne jemand ruft. —
Doch aus dem schweren, süßen Duft,
Der ihr zu eigen vor allen Wesen,
Ahnst du, daß es die Sehnsucht gewesen.

G. Reck

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Von Kunst und Künstlern

Hans am Ende: Sommerwolken — Fritz Stoltenberg: Blühende Kastanie — Erich Erler-Samaden: Heiße Stunde — Medardus Kruchen: Stilleben — Leo Klein-Diepold: Garten — Hermann Groeber: Bauernfrau mit Kind — Walther Thor: Ilse Küstner — Paul W. Ehrhardt: Am Nähtisch — Karl Schmoll von Eisenwerth: Der Blumenstock — Emil W. Herz: Graf Otto von Baudissin — Walther Corde: Frauenkopf — Raymond Woog: Mutter und Kind

Wenn echte und natürliche Kunst durch Modeströmungen jemals »abgetan« werden könnte, so müßten die Worpsweder längst schon vom Sand der Zeiten begraben sein. Denn schon 1895 war es, als sie im Münchner Glaspalast zuerst geschlossen auftraten und den Namen des weltfernen nordwestdeutschen Moor- und Heidedorfes auf einmal in aller Mund brachten. Zwanzig Jahre bald — die Zeit hat den Bund der Sechs gesprengt: Overbeck ist tot, Mackensen ist Akademiedirektor in Weimar geworden, Modersohn ist nach Fischerhude a. d. Wümme übergesiedelt, Vinnen hat sich in München niedergelassen, nur Heinrich Vogeler und Hans am Ende sind der alten Heimat ihrer Kunst noch getreu geblieben. Eines Tags werden auch sie »von der Scholle sich lösen«, bleiben aber wird der Name Worpswede als der eines künstlerischen Begriffes, als Losung einer bodenständigen deutschen Landschaftskunst, in der sich Idyllisches und Romantisches, Tag und Traum, Märchen und Wirklichkeit wunderbar vereinen.

Hans am Ende (geb. 31. Dezember 1864) kam als fremder Gast in diese norddeutsche Welt: seine Wiege hatte an der Mosel, in Trier, gestanden, aber schon in München auf der Akademie hatte er mit Mackensen Freundschaft geschlossen und durch ihn Fühlung mit Worpswede gewonnen. Ein lyrischer Zug, eine tiefe Neigung zum Heiter-Idyllischen und Träumerisch-Stimmungshaften in ihm kam dieser Landschaft entgegen, und der schlichte Ernst, der bei all seinen Arbeiten war, fühlte sich aufs innigste von ihr angesprochen. Was er in Karlsruhe und in München vergebens gesucht hatte, fand er hier: Stille und Sammlung. Den Maler des Tages hat man ihn genannt im Gegensatz zu Modersohn, dem Maler der Dämmerung und der Nacht, den von früh auf das Schwüle, Brodelnde und Geheimnisbange angezogen hat. Hans am Ende hat sich wohl nie im Zwiespalt, immer im Einklang mit der Natur gefühlt, ohne dadurch der bequemen Oberflächlichkeit zu verfallen. Er bevorzugt die reine Landschaft; seine Birkenalleen, die sich, bald frühlingshaft zart, bald herbstlich satt, bald sonnenüberglänzt, bald sturmgepeitscht, in gewundener Linie in den Hintergrund verlieren, sind berühmt geworden, berühmter noch als seine »Mühle« und sein »Immenhof«, die ihn zuerst bekannt machten und die fast noch etwas Heroisches haben. »Hans am Endes Wesen« — so hat Hans Bethge sein künstlerisches Schaffen charakterisiert — »ist Schlichtheit. Er stilisiert so gut wie nicht, aber er ist auch nicht Kopist der Natur, sondern er erfüllt sie mit dem klaren Gehalt seines geordneten Fühlens«.

Von dieser künstlerischen Grundstimmung wird auch sein hier in Doppeltondruck wiedergegebenes Bild »Sommerwolken« getragen. Es stellt ein spezifisch Worpswedisches Motiv aus dem Moor dar, einen stillen Kanal unweit des Hauses, in dem der Künstler wohnt, einen jener Wasserläufe, die sich dort viele Kilometer weit durchs Land ziehen, stark nach beiden Seiten verästelt, von Strohdächern und Birkengruppen reich und mannigfaltig umsäumt und von Feldern, Mooren und Wiesen begleitet. Nichts geht dem Künstler über die »Stille an diesen Wegen, wo man selten einen Menschen, fast nie einen Maler trifft, wo man allein ist mit der Natur und seinem — Malkasten«.

Kennt einer der Leser die Propstei? Die Landwirte gewiß. Denn das ist ein dem Kloster Preetz in der Provinz Schleswig-Holstein gehöriges Ländchen, auf der Ostseite des Kieler Meerbusens und an der Ostsee gelegen, ausgezeichnet durch einen äußerst fruchtbaren Boden und einen gesegneten, durch sein Saatkorn weithin berühmten Getreidebau. Die Einwohner, Nachkommen von Wenden, vielleicht auch von Niederländern, haben sich bis heute ihre alten eigentümlichen Sitten und Trachten bewahrt, und das große schöne Dorf Barsbeck bei Schönberg ist im Frühling und Herbst ein Aufenthaltsort wie geschaffen für Maler und Zeichner. Fritz Stoltenbergs »Blühende Kastanie« ist dorther, wie dieser Künstler, der lange Jahre hauptsächlich als Illustrator gearbeitet hat, auch sonst jenem Ländchen viele seiner zeichnerischen und malerischen Motive verdankt. Unsre älteren Leser werden sich aus den achtziger Jahren seiner Illustrationen erinnern: seiner deutschen, holländischen und nordischen Landschaftsbilder, die gern dem Idyllischen nachgehen und außergewöhnlich fein sind in stimmungshaften Einzelheiten. Stoltenberg (geb. 1855) hatte auf häufigen und weiten Reisen Land und Leute Europas bereits gründlich kennengelernt, ehe er seine rege Illustrationstätigkeit entfaltete, deren Früchte er selbst bescheiden auf 2000 Blätter schätzt. Kein Wunder, daß er bisher als Maler weniger hervortreten konnte. Jetzt erst denkt er sich mehr der Staffelei zu widmen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erich Erler, den Schöpfer des Bildes »Heiße Stunde«, hat das Geschick seines Lebens zum Maler gemacht. Ende 1870 zu Frankenstein in Schlesien als Sohn eines Beamten geboren, wurde er durch den frühen Tod seines Vaters zunächst in einen praktischen Beruf gedrängt. Vom Schriftsetzer arbeitete er sich zum Korrektor, vom Korrektor zum Redaktionsgehilfen empor, und als die ersten Sparpfennige in der Tasche klimperten, ging er 1897 von München nach Paris, mit der Absicht, sich hinfort kunstschriftstellerisch zu betätigen. Eifrig studierte er denn auch die neuere Malerei und nahm aus ihr, soweit es anging, die Stoffe für seine Berichte an deutsche Zeitungen, woraus er seinen Lebensunterhalt schöpfte. Im Januar 1898 aber erkrankte er plötzlich so schwer, daß ihm der Arzt für einige Jahre dringend ständigen Aufenthalt im Hochgebirge verordnete.

Es gab kein Zögern: binnen 48 Stunden sah sich der Kranke von Paris nach Samaden im Oberengadin versetzt, aus dem Brausen der eleganten Weltstadt in die Stille eines winterlichen Gebirgsdorfes. Zum Wechsel der Szenerie kam der Zusammenbruch aller bisherigen Pläne, denn an eine Fortsetzung des Literatentums war unter diesen gründlichen Veränderungen nicht zu denken. Der Eindruck war ungeheuer und zunächst mehr niederdrückend als erhebend. Als der Kranke aber nach einigen Wochen mehr und mehr wieder zu Kräften kam, hieß es mit unerbittlicher Notwendigkeit das Fundament für ein neues Leben gründen. Aber wie und womit? Ein langes qualvolles Zweifeln und Schwanken gab es da eigentlich kaum. Gefühl und Empfinden, in solchen Zeiten tiefeinschneidender Lebenskrisen aufs äußerste gespannt, hatten sich schon entschieden. Die Malerei war während der Krankheitswochen immer deutlicher und lockender vor Erlers Augen getreten, fühlte er doch, daß ihm innerlich keine andre Kunst so nahestand wie diese. »Malen ist lediglich ein andres Ausdrucksmittel für Empfinden«, hat einst der große englische Landschaftsmaler Constable gesagt. Das Wort war unserm Erler damals noch unbekannt, paßte aber völlig auf seine Stellung zur bildenden Kunst. Denn was man 1898 so ziemlich allgemein das Malerische nannte: schöne Farbenklänge und naturgetreue Wiedergabe der Wirklichkeit, das war ihm zunächst recht gleichgültig. Er gab, ohne vorher groß Naturstudien gemacht zu haben, lediglich aus dem Gedächtnis Gefühlsausdrücke seiner Erlebnisse von Postreisen und Spaziergängen: im Winter den Schauer eines kalten Morgens vor Sonnenaufgang, die schneebegrabene Einsamkeit der Almen, die Unnahbarkeit der Hochgipfel, im Sommer das verschwenderische Blühen der Talwiesen und endlich, was ihm bald das Liebste wurde, das beglückende Gefühl der Freiheit, wie sie ein tiefer Blick in die kristallene Ferne gewährt. Und wie im Empfinden, so wurde die Not auch in der Technik Erlers Lehrmeisterin. Die Hand, die da den Pinsel führte, war ungeübt — so beschränkte sie sich auf das Notwendigste im malerischen Ausdruck und fand wie von selbst den starken Stil der Vereinfachung, der aller primitiven Kunst eigentümlich ist.

Was er damals mehr ahnte als erkannte, ist ihm dann zum wohlüberlegten Programm geworden. Auch weiterhin hielt Erler an der starken Vereinfachung in Form und Farbe fest, obwohl er inzwischen streng die Natur studiert hatte und es ihm ein leichtes gewesen wäre, denen genugzutun, die oft recht unwirsch die naturalistische Kunstbetätigung auch von ihm verlangten. Dann eines Tags ergab es sich, daß die allgemeine Entwicklung heimlich dieselben Wege gegangen war wie er: der »Expressionismus«, die »Malerei mit der Seele«, war zur Mode geworden, ja, manche schrien sie nun gar schon als die allein richtige Methode, als das alleinseligmachende Evangelium aus. Ganz so meint es Erich Erler — der sich eine Weile, nach dem Geburtsort seiner Kunst und zur Unterscheidung von seinem Bruder Fritz, Erler-Samaden nannte — nun freilich nicht. Hinter jedem seiner Bilder steht ein starkes Stück Naturstudium. Aber nie hat er sich erdreistet, aus einer zufälligen Studie durch Vergrößerung oder Zusammenkleisterung ein »Bild« zu machen. Das Erste ist bei ihm stets die Empfindung gewesen; das Reale der Naturanschauung muß man nach seiner Überzeugung ebenso beherrschen wie eine Schrift und mit Form und Farbe nach Bedürfnis umspringen können, ohne »unorthographisch« zu werden.

So ist Erich Erler — wir folgen hier im wesentlichen seiner eignen Darstellung — zum persönlichen Ausdruck in seiner Kunst gekommen. Der Vergleich mit Segantini mag naheliegen. Das Gemeinsame ist aber wohl mehr die Hochgebirgslandschaft, die beständig ähnliche Situationen und Farben bringt und zum Teil auch dieselben Anforderungen an die Technik stellt, da die kristallene Luft die Zerteilung der Farbe geradezu herausfordert. Aber während in der Welt des Italieners noch ein Rest von der Anschauung der aus dem Süden gekommenen Antike schlummert, die das Gebirge vornehmlich als Gegenstand der Melancholie empfindet, hat Erler auch in seiner Malerei nie vergessen, daß ihm das Hochland einst das Land der Genesung von todesgefährlicher Krankheit und der Befreiung aus halben, unerquicklichen Lebensverhältnissen war. Daher das Festliche und Lichte, das Würzige und Stählerne in seinen Bildern. So scheint ihm auch jetzt noch auf den Bergen vorwiegend Licht und Lebensfreude, Kraft und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Größe zu wohnen, und stärker als im Tale dünkt ihm dort oben Menschenglück und Menschenleid in festen, klaren und durchsichtigen Formen sich auszuprägen.

Mebardus Kruchen, dem wir das farbig wiedergegebene »Stilleben« verdanken, ist Düsseldorfer von Geburt und künstlerischer Herkunft. Ein Sohn des Malers Julius Kruchen, hat er unter Peter Janssen, Julius Bergmann, Eugen Dücker und Julius Junghanns hauptsächlich Tier- und Landschaftsmalerei studiert, hat großzügige Heidelandschaften und Motive vom Niederrhein gemalt, bevor er sich, aus wachsender Neigung zum Kolorismus und aus einer zärtlichen Liebe für Blumenzucht, dem Stilleben, besonders dem Blumenstilleben zuwendete. Doch unterscheidet sich seine Art deutlich von der konventionellen, die früher in Düsseldorf und auch in München gepflegt wurde. Kruchen verschmäht, wie auch unser Blatt zeigt, das theatralisch Requisitenhafte jener Richtung, die sich nicht genugtun konnte in der Häufung von allerhand stimmungshaftem oder gar novellistisch erzählendem Beiwerk; er bevorzugt die einfache plastische Darstellung in breiter kräftiger Technik und erzielt seine Wirkungen durch energische Betonung der Kontraste oder feine Farbenübergänge. Wie wohltuend sind auf unserm Kunstblatt die bunten Blumen und Früchte mit dem silbrigen Hintergrund und der gemusterten Tischdecke in Einklang gebracht!

Auch Leo Klein-Diepold kommt aus der Düsseldorfer Schule; aber er hat sich bald daraus befreit, hat in Antwerpen unter van Leemputten und den beiden De Briends studiert, einige Zeit in Paris bei Colarossi und Courtois gearbeitet, seinen eigentlichen Lehrmeister aber erst in Max Liebermann gefunden, mit dem er in Noordwyk in Holland, beider ständigem Sommeraufenthalt, zusammenkam. Sie fanden sich in der gleichen Liebe zu derselben Natur, sie wußten beide, daß diese ewige Lehrmeisterin über allen andern steht, und sie respektierten es stillschweigend, daß jeder ihr auf seine eigne Fasson zu Leibe ging, um ihr etwas abzuringen. Das Bild »Garten«, das wir in Gummidruckverfahren wiedergeben, stellt eine Ecke aus dem Park des alten Herrensitzes »Huis Offen« dar, dessen Besitzer der Graf Limburg-Styrum, Patronatsherr von Noordwyk, ist. Deuten wir das Lichtspiel dieses Gartens recht, so genießen wir hier den Zusammenklang der strahlenden Sonne eines Sommermorgens mit der frischen Kühle, die von der Nacht her noch unter den schattigen Bäumen des Parkes liegt.

In Hermann Groebers »Oberbayrischer Bauernfrau mit Kind« glauben wir etwas von der Schule Leibls wiederzuerkennen, namentlich in der ungezwungenen, selbstverständlichen Natürlichkeit, die wie den meisten Bildern Groebers auch diesem eigen ist, und in der saftigen Tonigkeit der Malerei. Immer wieder zieht es diesen ganz in München heimisch gewordenen Künstler zu dem derben Volk seines heimatlichen Bodens, einfach weil diese Bauern ihn durch ihre Natur und Art zur schlichten Wahrheit zwingen, und weil sie ihm in ihrer Tracht von selbst die kräftigen Farben darbieten, die seine Palette liebt. »Aus dem Wahren entsteht das Schöne und ein gutes Bild nur auf dem Boden tüchtiger handwerklicher Kenntnisse«: diese künstlerische Überzeugung der Leibl-Schule ist auch die Groebers, so wenig er sich einen Nachahmer des großen Wahrheitsmalers nennen zu lassen braucht.

Walther Thor, der Münchner, ist ausschließlich Bildnismaler. Daß seine Gemälde trotzdem fast allesamt farbig wirken und einen so ausgesprochen malerischen Eindruck machen, darin besteht der besondere Reiz dieser Kunst. Dabei kann man kaum ehrlicher malen, als es hier geschieht. Form und Farbe sind so einfach wie möglich, die Technik versagt sich jede Künstelei, nach einer Pose wird man vergebens suchen. Um so überzeugender ist das Leben, das von Thors Bildern ausgeht. Etwas Gesundes, Handfestes und Kerniges ist ihnen allen eigen. Liegt es an den Modellen, den frischen Kindern der Berge und des oberbayrischen Bauerntums, die Thor mit Vorliebe wählt? Liegt es an seiner Art, zu sehen und aufzufassen? Liegt es an seiner Alla prima-Technik, die nie Farbe auf Farbe, sondern immer nur im Nassen Strich neben Strich setzt? Es wirkt wohl all dies zusammen, wenn wir vor seinen Bildern das Gefühl einer äußerst sympathischen Gesundheit, Frische und Treue haben und aus jedem einzelnen die gediegene Tüchtigkeit eines Mannes spüren, der mit Ernst und ganzer Hingebung seiner Kunst dient. Bei Gysis in München, einem Meister der festen, klaren Form, lernte Thor die solide Kunst des Zeichnens, bei Defregger, dem Meister schlichter Wahrhaftigkeit, die nicht minder solide des »Komponierens«. Früher und sicherer als andre kam er zu künstlerischer Selbständigkeit. Eine lange Reihe von Auszeichnungen, als deren höchste wohl die 1909 auf der Münchner Internationalen erworbene Große Goldene Medaille anzusehen ist, bestätigten ihm seine Erfolge, und die öffentlichen Galerien, darunter die Münchner Pinakothek, die Städtische Galerie in Nürnberg, das Landesmuseum in Dessau und mehrere ausländische Sammlungen, beeilten sich, Werke von ihm zu erwerben. Seit Jahren leitet Thor in München eine Mal- und Zeichenschule und führt das Präsidium des von der »Luitpold-Gruppe« abgezweigten »Künstlerbundes«.

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Herm. Boll, Berlin

Emil W. Herz: Graf Otto von Baudiſſin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bei Paul W. Ehrhardts Gemälde »Am Nähtisch« bedauern wir lebhaft, daß es hier nicht in farbiger Wiedergabe erscheinen kann. Denn dieser aus der Münchner Schule Prof. Paul Hoecker hervorgegangene Künstler ist in all seinen Bildern so sehr Kolorist, daß sie erst in der Farbe zu ihrer vollen Wirkung kommen. Gerade die Ausbildung des einschmeichelnden Farbengeschmacks, der seinen Bildern, wo sie auch auftreten mögen, so schnell Freunde wirbt, dankt er seinem verehrten Meister und seiner durchaus individuellen Lehrweise. So hat er auch dieses Bild zunächst allein als farbigen Dreiklang von schwarz, weiß und gelb geschaut, dann erst hat sich zu der koloristischen Idee der kompositorische Gedanke gefunden.

Karl Schmoll von Eisenwerth ist Wiener von Geburt (geb. 1879), und man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, daß er schon von dorther eine frühe Neigung zu dekorativen Wirkungen mitbrachte. In München bezog der junge Österreicher die Akademie, aber ungleich mehr als die dortigen Professoren Höcker und Herterich hatte ihm der Darmstädter Maler Prof. Richard Hoelscher zu geben, der in liebevollster Weise den Grund zu einem tüchtigen Studium in ihm legte. Bald aber bildete sich Schmoll auf eigne Faust weiter, machte größere Studienreisen nach Rom und Paris, arbeitete wieder in München und während der Sommermonate in Oberbayern. Nebenbei beschäftigte er sich mit allerlei kunstgewerblichen Arbeiten, am liebsten mit Kunstgläsern. Auch nahm damals einen großen Raum in seiner Arbeit die Originalgraphik ein. Seit 1905 leitete er die Graphische Abteilung und das Aktzeichnen in der Privatschule von W. v. Debschitz in München, 1907 wurde er als ordentlicher Professor für Zeichnen, Aquarellieren und dekoratives Entwerfen an die Technische Hochschule in Stuttgart berufen.

Doch die Hauptsehnsucht dieses Künstlers war und blieb das große Wandbild. Woher aber sollten die Aufträge dazu kommen? Schmoll von Eisenwerth wußte sich während der ersten Jahre seines Stuttgarter Aufenthalts so zu helfen, daß er Bilder malte, die ihm im Anschluß an die Natur wenigstens die künstlerischen Mittel für dekorative und monumentale Arbeiten erwerben halfen. In diese Zeit fällt auch unser Bild »Der Blumenstock«, bei dem der Versuch gemacht ist, ein Bildganzes zu schaffen und, ohne sich von der Natur allzuweit zu entfernen, doch auch dekorative Werte zu erzielen. In den letzten Jahren — seit 1907 konnte sich der Künstler fast ausschließlich mit der Malerei und den dazugehörigen zeichnerischen Arbeiten beschäftigen — bot sich ihm endlich Gelegenheit, das inzwischen Erworbene auf das große Wandbild anzuwenden. So malte er 1912 ein »Parisurteil« für das Künstlerhaus in Stuttgart, die vier dekorativen Bilder für die Hofloge im neuen Stuttgarter Hoftheater, einen »Odysseus in der Unterwelt« für die Universitätsbibliothek in Tübingen und 1913 den Nibelungen-Zyklus (sechs Bilder) für das Cornelianum in Worms.

Von Emil W. Herz, dem Berliner Bildnismaler, von dessen Kunst wir schon wiederholt Proben gezeigt haben, zuletzt den »Komiker« (in Dr. Osborns Kunstbericht, Aprilheft S. 235), bringen wir wiederum eins seiner ausdrucksvollen Herrenporträte aus der vornehmen Gesellschaft. Was der Künstler selbst vor einigen Jahren noch, als wir ihn hier zuerst vorstellten, als eine unerfüllte Sehnsucht bezeichnete, das dürfen wir ihm jetzt wohl als ein erreichtes Ziel zusprechen: in der äußeren Erscheinung des Dargestellten so scharf und bestimmt wie möglich das Charakteristische einer Persönlichkeit, ihr inneres Leben und ihren geistigen Bau herauszuarbeiten und doch auch den malerischen Gesamteindruck des Bildes nicht zu vernachlässigen. Ein Porträt soll ein allgemein ansprechendes und verständliches Gemälde und ein getreues Abbild des Einzelnen sein, in dem er sich selbst und seine nächsten Freunde ihn wiedererkennen — wieviele »Porträtmaler« besitzen diese Kunst?

Walther Cordes »Frauenkopf«, dessen feine koloristische Wirkungen sich durch die farbige Autotypie fast faksimileartig wiedergeben lassen, verrät wenig von der Düsseldorfer Schule eines Peter Janssen und Willy Spatz, aus der der junge Kölner (geb. 1876) hervorgegangen ist. Eher kann man solche Anklänge schon in seinen größeren Hauptbildern feststellen, etwa in den »Apokalyptischen Reitern« (1909), der »Pietà« (1910), der »Totenklage« (1912) und dem auf der soeben eröffneten Großen Berliner Kunstausstellung gezeigten Gemälde »Krieg«. Hier erkennt man, daß Cordes innerste Neigung der Monumentalmalerei gehört, wenn auch mehr im Hodlerschen als im Düsseldorfer Sinne.

Wer mit diesem Frauenkopf von Corde das Doppelbildnis »Mutter und Kind« von Raymond Woog vergleicht, wird sich auf den ersten Blick des Unterschiedes zwischen deutscher und französischer Kunst bewußt werden: dort herbe Strenge und ein fast erbitterter Ernst in jeder Linie, hier einschmeichelnde Grazie, träumerische Weichheit, lässige, selbstverständliche Eleganz und eine aus langer, sicherer Tradition dem Künstler in Fleisch und Blut übergegangene malerische Kultur. F. D.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als es sich jüngst ein Verlag einfallen ließ, einen schön ausgestatteten Faust in Antiqua herauszubringen, hat das erstaunte Verwunderung oder gar entrüstete Empörung hervorgerufen. Man braucht, auch wenn man sich als guten Deutschen fühlt, kein chauvinistischer Feind der Antiqua zu sein: in wissenschaftlichen Büchern, die der internationalen Verständigung zumal der Gelehrten dienen sollen, auch in reinen Schmuckausgaben hat sie ihre Berechtigung und sogar ihre Vorzüge. Aber in einer deutschen Dichtung wie Faust, die so tief im mittelalterlich-deutschen Wesen wurzelt und so kraus alle eigensinnigen Verschlingungen dieses Wesens mitmacht, sträubt sich etwas gegen die abgerundeten, romanisch stilisierten Linien der Antiqua. Es entsteht ein Begriffs- oder Gefühlswiderspruch, der leicht imstande sein kann, einem empfindlichen Leser den reinen Genuß zu stören. Die neue Faust-Ausgabe des Einhornverlages in München-Dachau hat das eingesehen und umgekehrt aus einer charaktervollen Durchbildung der deutschen Fraktur und einer ihr angemessenen Druckanordnung (von Prof. F. H. Ehmcke) auch im äußeren Satzbild schon jenen urdeutschen Eindruck zu erzielen gewußt, der für die rechte Fauststimmung keine zu verachtende Hilfe bedeutet. Die Altertümlichkeit klingt dabei nur eben an, wie ein feiner Unterton, der mitschwingt; im übrigen wirken Type und Satzbild modern, d. h. vertraut und wohltuend auch für das naive Auge.

Aber dieser Faust hat auch Bilder. »Illustrationen« mag man nicht gern sagen, denn dadurch würde man das Gedächtnis einer Zeit und Kunst heraufbeschwören, mit der diese Art Buchschmuck nichts mehr gemein hat. Nun gar an Kaulbach oder Liezen-Mayer darf man auch von ferne nicht denken! Die steckten Faust und Gretchen, Mephisto und Frau Marthe in Theaterkostüme und plauschten neben den Visionen des Dichters her munter und unverfroren ihre eignen novellistischen Geschichtchen. Auch mit der kühlen, harten Linearität der Corneliusschen Faustzeichnungen haben die fünfzehn Holzschnitte, die Walter Klemm zu dieser Ausgabe in ganzseitigen Blättern beigesteuert hat, nichts zu schaffen. Sie knüpfen vielmehr unmittelbar an den Stil der altdeutschen Holzschnitte an, wie wir sie in guthandwerklichen Büchern des 16. und 17. Jahrhunderts finden, wenn auch hier, ähnlich wie in der Schrift, eine moderne Note mitklingt. Es ist die dem Holzschnitt eingeborene Stimmung des Helldunkel, aus der sich die Klemmschen Schnitte ihre Wirkung holen. Schlichtheit dient der Innerlichkeit, Kraft der Größe, Ruhe der Erhabenheit. Nicht zufällig sind die geheimnisvollen, ahnungstiefen, ewigkeitsschweren Momente der Dichtung am besten und vollendetsten getroffen — hier wird ein Einklang zwischen Wort und Bild erzielt, der auch den empfindlichsten und anspruchsvollsten Geschmack, selbst einen, dem beim Faust selten das Theater Genüge tun kann, erfreut.

*

Was ist das Wessobrunner Gebet und was ist Muspilli? Wo sind die Geschichten von Till Eulenspiegel, von den Schildbürgern und von Münchhausen zuerst gesammelt? Wer alles hat den Brutus-, den Wallenstein-, den Demetrius-Stoff dichterisch behandelt? Welche Dichterpersönlichkeiten hat die Landschaft Schlesien aufzuweisen? Was hat Roswitha von Gandersheim, was Ulrich Boner, was hat Eulenberg und was Schmidtbonn geschrieben? Und wer wiederum hat über sie und ihre Werke das Wesentlichste gesagt? Auf alle solche Fragen und noch tausend andre gibt kurzen bündigen Bescheid das von Hermann Anders Krüger mit viel Fleiß, Geschick und Geschmack ausgearbeitete Deutsche Literatur-Lexikon, ein nahe an 1000 Spalten umfassendes biographisches und bibliographisches Handbuch mit Motivübersichten und Quellennachweisen (München, Beck). Das ist ein Hilfswerk, das alle Literaturarbeiter und Literaturfreunde zu oft schmerzlich vermißt haben, um es, nun da wir's haben, nicht freudig und dankbar willkommen zu heißen. Es hat seine Fehler und Irrtümer, zumal da es sich nicht mit dem Registrieren begnügt, sondern sich auch den Mut zum Urteilen und Bewerten faßt — aber welches Lexikon hat die nicht? Die Hauptsache ist die gute Anlage, knappe Form, die nüchterne Klarheit seiner Auskünfte. Es wird Schriftstellern, Journalisten, Bibliothekaren, Studenten, Lehrern, Buchhändlern und Bücherfreunden im Drang der Stunde gute Dienste leisten.

*

Handbuch der Kunstwissenschaft. In Verbindung mit vielen Kunstgelehrten herausgegeben von Dr. Fritz Burger (Akademische Verlagsanstalt Athenaion, Berlin-Neubabelsberg; mit 3000 Abbildungen. In Lieferungen zu je 1.50 ℳ). Dieses Werk ist die erste Kunstgeschichte, die mit ihrer Darstellungsart den modernen Anschauungen und Geschmackswandlungen sowie den neuesten Forschungsergebnissen gerecht wird. Die Kunstentwicklung wird hier als Nebenfrucht der allgemeinen Kulturgeschichte betrachtet, wenn auch überall die Würdigung des rein Künstlerischen zu Worte kommt. Aber nicht bevormundend, sondern in einer Form, die auch dem Leser ein eignes Urteil erlaubt, wozu nicht wenig die hier zum erstenmal konsequent angewandte Methode des Vergleichs beiträgt. Die organisch mit dem Text verbundenen Abbildungen sind so ausgewählt und wiedergegeben, daß sie das Auge schulen und eine selbständige persönliche Erkenntnis ermöglichen. Der Leser selbst vermag

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

die Kunstwerke auf ihre Bedeutung und ihren Wert zu schätzen und lernt sie aus ihren eignen Lebensbedingungen heraus begreifen. — Für die Geschichte der antiken Kunst war Prof. L. Curtius zwar auf einen engen Raum angewiesen, hat aber gerade unter diesem heilsamen Zwang eine ganz eigne, merkwürdig eindringliche Darstellungsart gefunden. Was daran so anzieht, ist ein steter Bezug auf ähnliche oder entgegengesetzte Erscheinungen der modernen Kunst: das belebt außerordentlich und gibt Maßstäbe, die endlich mal die tote Doktrin der »Unvergleichlichkeit« der Antike fallen lassen.

*

Was der Brief für die feinere und intimere Kenntnis einer literarischen Persönlichkeit, das ist die Handzeichnung für das Verständnis eines Künstlers. Ein fertiges Bildwerk, sei's Gemälde oder Plastik, fordert von seinem Schöpfer immer einen Grad von bewußter Objektivierung, den Willen und die Anstrengung, sein Ich stilistisch zu zähmen oder ganz hinter der Aufgabe zu verstecken; er weiß, daß es sich bald von ihm lösen und mit einem fremden Publikum leben wird. Anders die Zeichnung. Da ist der Künstler mit sich allein, und seine Mappen halten die Schätze fest, um sie nur gelegentlich wieder dem Herrn und Meister oder seinen nächsten Freunden zu weisen. Es hat Zeiten gegeben, wo solche Blätter rein als Material oder als noch weniger angesehen wurden: als Schutt der Werkstatt, der wert sei, zugrunde zu gehen, wenn er nicht irgendwie schon in ausgeführten Werken lebendig geworden. Heute steht im Gegenteil die Schätzung solcher Intimitäten der bildenden Hand in einem Werte, der manchmal fast schon snobistisch anmutet. Wir sollten auch hier strenger unterscheiden und die Maßstäbe von dem Gesamtwert der Gesamtpersönlichkeit nehmen. Ein Rembrandt freilich darf für jedes Blättchen, das von ihm erhalten, Aufmerksamkeit und Dank beanspruchen. So ist es ein redliches Verdienst, das sich der Verlag von Herm. Freise in Parchim i. M. erwirbt, wenn er dieses Meisters Handzeichnungen in möglichst getreuen Nachbildungen erscheinen läßt. Dem ersten Bande, der das Reichsmuseum in Amsterdam ausbeutete, ist jetzt ein zweiter, noch reicherer gefolgt, der die Schätze des Kgl. Kupferstichkabinetts in Berlin der weiten Öffentlichkeit zugänglich macht. 176 Stück solcher Zeichnungen treten uns da, in sauberen Ausschnitten auf Blätter geklebt, entgegen, darunter 100 hier zum ersten Male veröffentlicht. Ja, werden diese Kostbarkeiten auf solche Weise nicht überhaupt erst fruchtbar und zum rechten Leben erweckt? Man muß allein mit ihnen sein können, daheim in seiner Klause, wie der Künstler mit ihnen allein war; dann erst erschließen sie uns ihre stillen Schönheiten und heimlichen Reize.

Eine populäre Geschichte der »Deutschen Malerei im 19. Jahrhundert«, wie sie der Marburger Kunsthistoriker Richard Hamann uns bei Teubner in einem handlichen, doch reich illustrierten Bande vorlegt, darf einer dankbaren Aufnahme sicher sein. Entstanden ist das Buch, woraus es gar kein Hehl macht, aus einem Führer durch die Jahrhundertausstellung, und es will gleich dieser eine Entwicklungsgeschichte der deutschen Malerei vom Rokoko bis zur Gegenwart geben. Gleichzeitig ergänzt es aber doch die Jahrhundertausstellung, da diese leider die monumentale Kunst ganz beiseite lassen mußte, und bringt zu einer Gesamtanschauung vor. Eine starke oder gar temperamentvolle Persönlichkeit, wie wir sie von Muther her kannten, steht nicht hinter diesem Buche; es begnügt sich mit einer kühlen, sauberen Ordnung, Gruppierung und Wertung der Kunstwerke, gewinnt aber gerade dadurch den Vorteil, sein Wissen und seine Kenntnisse möglichst ungekürzt an seine Leser zu übermitteln, auch wenn diese nur bescheiden vorbereitet sind. Gut gewählte Bilder, auf die überall unmittelbar und lebendig Bezug genommen wird, begleiten die klare, exakte Darstellung; der Vorwurf, daß die Kunstwerke allzu klein wiedergegeben seien, trifft nicht den Verfasser, sondern unsre törichten Urhebergesetze, die für erläuternde Illustrationen ein winziges Maß vorschreiben, damit nur ja die Künstler oder mehr noch die Photographen keinen Schaden erleiden.

*

So vieler Theater Berlin sich auch rühmen darf, ein mustergültiges Bühnenhaus, eins, das außen und innen architektonisch schön ist im Sinne unsers modernen Sachgeschmacks und zugleich über all die neuen technischen Einrichtungen für Verwandlung und Beleuchtung verfügt, besitzt die deutsche Reichshauptstadt nicht. Man muß nach Dresden gehen, um einen solchen Bau in dem Neuen Königlichen Schauspielhaus gegenüber dem Zwinger, einem Werk der Dresdner Architekten William Lossow und Max Hans Kühne, zu sehen und zu bewundern. Auf den ersten Blick Bestechendes freilich darf man nicht von ihm erwarten. Sempers Theaterbauten sind geistreicher und phantasievoller. Aber gerade darin beruht der entscheidende Fortschritt unsrer Theaterarchitektur: auch sie baut heute von innen nach außen, auch hier ist es der Geist, der Geist der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit, der sich den Körper schafft. »Das erste bürgerliche Hoftheater Deutschlands« hat man diese Schöpfung genannt, und diesen Ehrennamen verdient sie, denn aus dem volkstümlichen Geiste neudeutschen Formengeschmacks ist sie hervorgegangen. In einer Veröffentlichung des Darmstädter Kunstverlages von Alexander

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Koch kann man jetzt alle Einzelheiten dieses denkwürdigen Baues, die inneren wie äußeren, bewundern. Der ganze reiche Organismus des Hauses rollt sich hier in 33 schönen lichten Abbildungen auf, und Text und Grundrisse unterstützen die Anschauung. Selbst der technische Apparat ist in dem kenntnisreichen, von Prof. Friedrich Kummer verfaßten Texte ausgiebig berücksichtigt, und Maschinerie-Direktor Adolf Linnebach hat außerdem in einem eignen Aufsatz noch fachmännische Erläuterungen beigesteuert. Das Ganze ist ein schönes Dokument zeitgenössischen Könnens und nationaldeutscher Formkraft.

Literarische Notizen

Das Andenkens Düppels zu feiern, bringt der Stiftungsverlag in Potsdam eine historisch-militärische Denkschrift auf den Markt, die sich wohl in erster Linie an die alten und jungen Soldaten wendet. Vortreffliche Federn haben daran mitgearbeitet: Prof. Erich Marcks erörtert in seiner weitblickenden und doch straff zusammenfassenden Art die Schleswig-Holsteinische Frage und ihre Lösung, General von Linde gibt eine Darstellung des ersten Einigungskrieges von 1864 mit Gefechtsplan von Düppel und Alsen, Generalfeldmarschall Graf Haeseler eine lakonische Charakterskizze des Prinzen Friedrich Karl, Generalfeldmarschall Frh. v. d. Goltz umreißt die Entwicklung unsers Heeres von 1864 bis 1913, Generalleutnant von Menges und Oberstleutnant Frobenius, beide Autoritäten ihrer Spezialwaffen, steuern eine Entwicklungsgeschichte des Gewehres, der Artillerie und des Ingenieurwesens seit 1864 bei — vom Pulversack Klinkes bis zum Zeppelin: ein weiter, mühseliger, aber auch stolzer Weg! Auch eine Geschichte unsrer Seemacht (Vizeadmiral Kirchoff) fehlt so wenig wie ein Abriß der Geschichte Schleswig-Holsteins in den letzten 50 Jahren (Prof. Reimer Hansen). Die Dichtung vertritt allein Rudolf Herzog mit einem in der Fontane-Weise gehaltenen Gedicht »Die Düppelstürmer«, aber sein Organ hat sonores Pathos genug, um auch in dem Chor so vieler Soldatenkehlen durchzudringen:

... Zwölfhundert liegen, von Wunden bedeckt.
Doch der Däne hat das Gewehr gestreckt.
Zwölfhundert, Tote oder Krüppel,
Ließen die Sturmkolonnen bei Düppel,
Ließen die Mütter, die sie gesäugt. —
Tiefer, tiefer die Fahnen beugt ...
Helm ab zum Gebet ... Der Mütter gedenkt,
Die uns die Stürmer von Düppel geschenkt.

*

Wie Häußers Geschichte der Freiheitskriege, so hat es auch Droysens »Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg« der Jahrhundertfeier zu danken, daß es eine neue Auflage, Bearbeitung und Ausstattung erfahren hat (Leipzig, Inselverlag). Schon vor sechzig Jahren zuerst erschienen, hat dies Werk, dank seiner klaren klassischen, antik unbefangenen Sachlichkeit, seinen Rang bis heute behauptet. So wird es mit seinen aus der ersten Ausgabe wiederholten Beilagen und neuen Bildnissen bald zu neuen Ehren kommen.

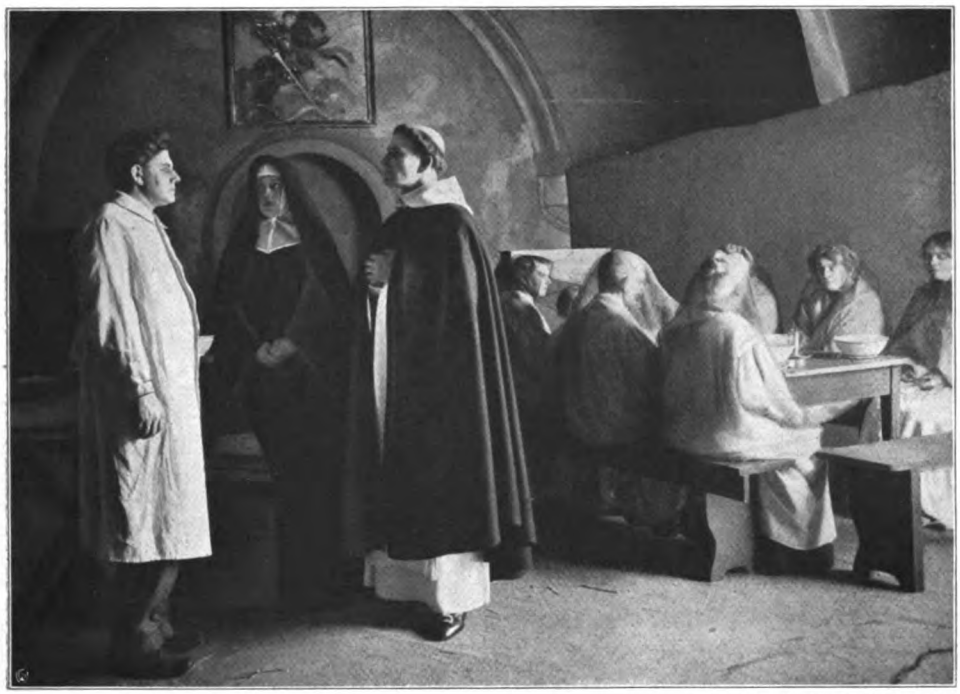
*

Meine letzten Weidmannsfreuden. Jagderzählungen von Anton Freiherrn von Perfall (Leipzig, Grethlein & Ko.). Dies Buch bringt die letzten Grüße eines Mannes, dessen tapferes, schönheitsfreudiges Herz ganz der Natur gehörte. Der deutschen Natur, dort, wo sie am echtesten und kräftigsten ist, im deutschen Walde, beim edlen Weidwerk, das keineswegs immer gleich die Büchse knallen zu lassen braucht. Nein, wer diese Erzählungen und Skizzen liest, der weiß, daß in diesem Freiherrn die Liebe zum lebendigen Tier größer war als die Leidenschaft für eine kapitale Jagdbeute, daß über dem Jäger der Pfleger des Wildes stand. Und mit Dichteraugen hat er in den deutschen Wald gesehen, all seinen Wundern und Zaubern, all seinen Geheimnissen und Schönheiten ist er auf leisen Sohlen nachgegangen, um, was er davon pflücken konnte, mit behutsamer Hand auch andern darzubringen. Aber auch die Menschen seiner oberbayrischen Bergwälder verstand Perfall wie ein gleichgesonnener Kamerad, und ihre alten Sagen und Geschichten, ihre Treuherzigkeit und ihren Aberglauben hat er geehrt, wie die Poesie und Treue, die darinsteckt, es verdienen. Unsre Leser kannten ihn; die hier in den Monatsheften zuerst erschienene Jagd-, Tier- und Menschengeschichte »Der Eroberer« steht an der Spitze des hübsch ausgestatteten Bandes.

*

Heinrich Lilienfeins Roman »Der versunkene Stern«, den zuerst diese Monatshefte veröffentlichen konnten, ist soeben bei Cotta in Buchform erschienen (geh. 5 *M*, geb. 6 *M*). Er füllt einen starken Band von 465 Seiten und wird in dieser Form dank dem inneren Reichtum seiner Handlung und dem seelisch-sittlichen Ernst seiner Welt- und Menschenbetrachtung seinen Weg nicht weniger sicher finden als Lilienfeins 1912 erschienene »Große Stille«, von der gleichzeitig die vierte Auflage ausgegeben werden konnte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Strindbergs Schauspiel »Nach Damaskus«: Der »Unbekannte« (Friedrich Kayßler) im Asyl. Nach der Aufführung im Berliner Lessingtheater

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Zwei Dramen von August Strindberg: »Nach Damaskus« und »Der Scheiterhaufen« — Herbert Eulenberg: »Alles um Liebe« — Hans Kyser: »Die Erziehung zur Liebe« — Lustspiele und Komödien: »Rösselsprung« von Karl Rößler — »Marys großes Herz« von Korfiz Holm — »Schneider Wibbel« von Hans Müller-Schlösser — »Was ihr wollt« im Deutschen Theater — Zwei Stücke aus China: »Mr. Wu« und »Die gelbe Jacke« — Max Halbes »Freiheit« und Karl Vollmoellers »Mirakel«

Seit dem Anfang der neunziger Jahre schon spielt man den Schweden August Strindberg auf deutschen Bühnen; aber wie jene erste denkwürdige Aufführung des »Vaters« (mit Emanuel Reicher in der Titelrolle) durch die Mode des Naturalismus zustande kam, so sind es zwanzig Jahre hindurch Launen und Zufälligkeiten des Zeitgeschmacks oder der Theaterspekulation gewesen, die bald dieses, bald jenes seiner Stücke wahllos und in dem buntesten Durcheinander auf den Spielplan setzten. Jetzt erst kommt Methode und Zielbewußtsein in unsre Strindberg-Aufführungen. Nicht mehr als Lückenbüßer und Fouragier des Theaters spielt man ihn, sondern seiner selbst willen, mit dem Blick auf seine trotz allen jähen Wandlungen und gefahrvollen Katastrophen machtvolle Gesamtpersönlichkeit. So kommt es auch, daß unsre Bühnen erst jetzt von den Außenbezirken seines zerstreuten und widerspruchsvollen Schaffens in dessen Mittelpunkt dringen, wo Werk und Schöpfer sich zu einer höheren geistig-poetischen Einheit zusammenfinden.

Das Märchenstück »Schwanenweiß«, das wir zu Anfang dieser Spielzeit im Königlichen Schauspielhaus sahen, wie das bald darauf vom Theater in der Königgrätzer Straße aufgeführte halbmythologische Drama »Die Kronbraut« waren durchaus solche Peripheriestücke. Und selbst von den drei Werken, die Reinhardt zuletzt gab, drang nur eins, der erschütternde »Totentanz«, in den Kern dieses dichterischen Organismus, während die Kammerspiele — so hat Strindberg selbst vier seiner letzten um 1910 entstandenen Dramen genannt — »Wetterleuchten« und »Scheiterhaufen«, Werke des Sechzigjährigen, sich auf dem Wege künstlerischer Objektivierung schon wieder vom Mittel- und Brennpunkt entfernen. Den eigentlichen, den konzentrierten, mit dem innersten Extrakt seiner Persönlichkeit gesättigten Strindberg haben wir in den Dramen des Fünfzigjährigen, und mehr noch als »Rausch« und »Totentanz« faßt die Trilogie »Nach Damaskus« die Tragik seines innersten Lebens und Wesens zusammen. Deshalb darf sich das Lessingtheater unter Victor Barnowskys Leitung, das mit dem

Generated on 2019-02-03 15:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ersten Teile dieser dramatischen Dreiheit seinen geplanten Strindberg-Zyklus eröffnete, rühmen, gleich mit dem ersten Hieb die Axt an die Wurzel gelegt zu haben.

Bis zur Selbstvernichtung war Strindberg um die Mitte der neunziger Jahre in Paris zusammengebrochen. Durch tausend Höllen war er nach seinem eignen Wort geschritten, bis an die Schwelle des Wahnsinns hatten ihn die Dämonen und Spukgeister seiner kranken Einbildungskraft gejagt. Mit unheimlicher, schier übermenschlicher Selbstbeobachtung hat er diese furchtbare Zeit in einem Tagebuche geschildert, das gewiß nicht aus Koketterie den Titel »Inferno« führt. Aber auch dieses dichterische Bekenntnis ist noch keine Genesung. Zu schwer noch lastete der Okkultismus auf ihm, zu fest noch hielt ihn der Verfolgungswahn umkrallt. Statt der rettenden Engel stiegen aus dem, was er da niederschrieb, nur immer neue Gespenster. Selbst als sich ihm in dem Heim einer alten Frau ein Port des Friedens öffnete, bevölkerte sich dieses Asyl mit Schreckbildern und Gewissensängsten. Es gab aus diesem Labyrinth der Seele für ihn keinen andern Ausweg als den der religiösen Instinkte, die von jeher in seinem Skeptizismus, wie Larven unter der Baumrinde, verborgen gewesen waren. Seine Sehnsucht nach dem Licht, sein Heimweh nach dem Ewigen, sein Erlösungsbedürfnis, lange verdunkelt oder völlig verschüttet, wachte mit unwiderstehlicher Macht in ihm auf, und der Stab, an dem er diesen Weg der Reue und Umkehr ging, war die um die Wende des Jahrhunderts niedergeschriebene Damaskus-Trilogie, deren Titel mit einer geflissentlichen Selbstdemütigung die Wandlung des gottlosen Saulus in den gläubigen Paulus betont. Doch darf man sich diese Bekehrung nicht so vorstellen, als vollziehe sich hier ein feiger, charakterloser Abfall, als krieche ein Erbärmlicher geschlagen und getreten zu Kreuze. Wäre dem so, so fehlte dem Werke mit der äußeren konventionellen auch die innere Dramatik. Während es doch trotz dem halb epischen Charakter seines Vortrags strotzt von innerer Bewegung und seelischer Aufgewühltheit. Dieser »Unbekannte«, der an der Seite der »Dame«, seiner Beichtigerin, Kameradin und Erlöserin, über sechs Leidensstationen den Weg zum »Asyl« hin- und über ebenso viele Passionsstätten den gleichen Weg wieder zurückschreitet, dieses auch in allen kleinen Zügen erschreckend ähnliche Ebenbild Strindbergs wird nicht bekehrt, sondern bekehrt sich selbst, und aufrecht, mit starrem, ungebeugtem Nacken, die kühne Stirn mit Titanentrotz gegen den unbarmherzigen Himmel aufgeworfen, ballt es die Faust gegen Menschen und Götter, bevor es sich von der sanften Gewalt seiner Begleiterin überreden läßt, den Fuß in das Portal der Kirche zu setzen.

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Rosa Bertens und Alexander Moissi in Strindbergs »Scheiterhaufen« (Deutsches Theater in Berlin)

Nur den ersten Teil der Damaskus-Trilogie getraut sich das Lessingtheater einstweilen aufzuführen. Das mag manchem wie ein unschicklicher Handel mit der Gabe eines Dichters erscheinen. Aber die Teilung rechtfertigt sich hier leidlich, weil dieses Drittel schon in symbolischer Andeutung den moralischen Ziel- und Endpunkt des Ganzen vorwegnimmt und so nicht viel andres ist als eine abermalige Verkürzung der künstlerischen Abbreviatur, der hier das innere Leben Strindbergs unterzogen wird. Autobiographisch hat man dies Werk genannt, aber es ist mehr, es löst sich von dem Subjekt seines Schöpfers und gewinnt eine Höhe über dem Staub der Kreatur, wo das Persönliche, das Ichtümliche in das Typische und Allgemeinmenschliche mündet. Gleich gespenstischen Revenants eigner trüber Lebensperioden begegnen dem »Unbekannten« auf seinem Märtyrerwege die verschiedenen Spiegelbilder seines Wesens: der Irre mit dem Lorbeerkranz Cäsars auf der Stirn verhöhnt seinen einstmaligen Größenwahn, der Arzt persifliert die Überhebung seiner naturwissenschaftlich-alchimistischen Studien, der Bettler zeigt ihm im Zerrspiegel seinen alten philosophisch aufgeblähten Gelehrtendünkel, bevor aus diesem seltsamen Gast Züge hervortreten, die an keinen Geringeren als Christus, »des Menschen Sohn«, erinnern. So spaltet

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich, wie im Traum, des Dichters gemartertes Bewußtsein in lauter Doppelgänger seines Ichs, die sich dann doch wieder vereinigen. Sie sind imaginär und leibhaftig zugleich, sie scheinen nur Ausstrahlungen des leidenden Helden und verkehren doch mit ihm und untereinander, als stammten sie jeder aus eignem Mutterleib.

Diese doppelte Transparenz macht die Darstellung zu einer schwierigen Aufgabe mehr noch der geistigen als der technischen Regie und fordert von dem Darsteller des »Unbekannten« einen neuen Stil, der schwankt zwischen unmittelbarster Vergegenwärtigung seines inneren Erlebens und zwischen einer fernen dämmerigen Entrücktheit des realistischen Geschehens. Friedrich Kayßler war klug genug, sich in diesem Dilemma mehr auf die rezitatorische als die schauspielerische Seite zu neigen, und die herbe Schamhaftigkeit, die ihn als Darsteller auszeichnet, hat ihn darin wohl recht beraten: das Wort in all seinen leisen und stürmischen Übergängen ist hier zu wichtig, als daß man etwas davon an die schauspielerische Gebärde verlieren möchte. Auch wäre sonst schwerlich die feine stille Wendung, die das Zünglein der Wage anstößt, zum gebührenden Ausdruck gekommen, jene wichtige elfte Szene, wo der geheimnisvolle Bettler dem Gekreuzigten ähnlich wird und wie mit magischen Zeichen die erlösende Erkenntnis aufsteigt: Glauben mußt du an das Gute, damit es dir widerfahren, damit Gott dir begegnen kann! Wie den Saulus, der da schnaubte mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn, nahe bei Damaskus plötzlich ein Licht vom Himmel umleuchtete und Jesu Stimme ihn anrief: Was verfolgst du mich!, so kommt hier über den Rebellen, der sich ein Gottesfeind dünkte und doch zeitlebens ein Gottsucher war, die himmlische Erleuchtung, senkt sich auf den Sünder und Verfehmten, der vor unsern Augen, belastet mit Armut, Bosheit und Schande, noch einmal den Passionsweg durch Trübsal, Häßlichkeit und Kleinlichkeit der Welt gegangen, die Gnade der Erlösung herab. Und wenn sonst auch weite Klüfte zwischen den drei Dichtungen liegen, an dieser Stelle baut sich doch eine Brücke zwischen dem Faust Goethes, dem Peer Gynt Ibsens und dem »Unbekannten« Strindbergs: eine Frau ist es, die die Seele dieser drei den Pfad nach oben führt und das »Gerettet!« über sie spricht. Faust und Peer Gynt sind durch die Welt gerannt, der eine in schöpferischem Tatendrang, der andre in nichtiger Geschäftigkeit, Strindbergs Leidensheld ist gleich ihm selber durch die Finsternisse und Abgründe des Lebens geschritten, vertraut mit allen bösen Dämonen, die dort hausen. Aber die Sehnsucht nach dem Licht ist ihm treu geblieben auch in dem tiefsten Dunkel. »Des Himmels verlorenen Sohn« hat sich dieser Dichter selbst

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Szene aus Herbert Eulenbergs romantischer Komödie »Alles um Liebe«. Nach der Aufführung im Kgl. Schauspielhause in Berlin (Lucian: Herr Geisendörfer; Adrian: Herr Krauß)

genannt, und weil das Heimweh nach der verlassenen Stadt des Friedens am glühendsten in ihr lebt, deshalb wohl hat er seine Damaskus-Dichtung am meisten von allen geliebt — sie wird auch vor der Nachwelt am lautesten für ihn zeugen.

Mit der geistigen Bedeutung und seelischen Tiefe der »Damaskus«-Dichtung läßt sich »Der Scheiterhaufen« nicht vergleichen. Während sich dort überall Weitblicke in unser aller Leben auftun, wird hier die Handlung in die Enge einer kleinbürgerlichen Familienaffäre gepreßt, und der Weiberhaß, der mit so schrillen Tönen aus dem grau in grau gemalten Charakterbilde der Frau Elise spricht, trägt wieder die monomanischen Züge, die die Dramen des Vierzigjährigen entstellen. »Der Pelikan« hieß das Stück einmal mit schneidender Ironie gegen die Heldin-Mutter, die in teuflisch-boshafter Ichsucht und Genußgier mit Geiz und Untreue ihren Mann in den Tod getrieben und ihren Kindern alles, Trank und Speise, Wärme und Freude, Liebe und Hoffnung, vor dem darbenden Munde weggezehrt hat. Wie die Scheußlichkeit dieser Schandtaten außerhalb unsers Erlebens, so liegt Frau Elisens Anstrengung, sich von den selbstgeknüpften Schlingen zu befreien und den Weg zurückzufinden zu Menschlichkeit und Mütterlichkeit, so sehr außerhalb der Möglichkeit, daß wir für ihre krampfhaften Verrenkungen nicht Teilnahme noch Mitleid aufzubringen vermögen. Selbst einer Rosa

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Hans Kysers Schauspiel »Die Erziehung zur Liebe« (Deutsches Künstlertheater in Berlin)

Bertens, die dies grauenerregende Zerrbild einer Mutter in den Kammerspielen des Deutschen Theaters gab, wie sie es schon vor einigen Jahren in einer Sondervorstellung gegeben hatte, war es für mein Empfinden nicht beschieden, die Frau zu jener tragisch-diabolischen Größe emporzuheben, die allein solche Übertreibung von Bosheit und Verworfenheit gerechtfertigt hätte. Das Ganze wirkt mehr balladesk als eigentlich dramatisch und tragisch — trotz der glühenden Lohe, die am Ende, nachdem sich die Mutter bereits aus dem Fenster gestürzt hat, Haus und Sippe vertilgt. Reinhardts Regie versuchte es denn auch gar nicht, die Vorgänge genetisch zu entwickeln und, wie es sonst ihre Art und Kunst, langsam aus sich heraus zu steigern, sondern gab in voller Glut und Unheimlichkeit gleich das fertige Gemälde einer dämonischen Phantastik, der freilich weder Alexander Moissi (als Sohn) noch Else Bassermann (als Tochter) überall folgen konnte.

Das Königliche Schauspielhaus, noch vor einem Jahr als ernsthafte Pflegestätte jeder wertvolleren Dramatik der Gegenwart aufgegeben, eilt nun im Trabe dem Wagen der Zeit nach. Auf Strindberg folgte Ibsen, auf Ibsen Lothar Schmidt, auf Lothar Schmidt Herbert Eulenberg. Das ist bald kein Trab mehr, das ist schon Galopp, und der die Rosse so ungeduldig vorwärts peitscht — man vermutet, daß es der junge, aus dem Rheinland gekommene Regisseur Dr. Reinhard Bruck ist —, darf sich nicht wundern, wenn sie einmal stolpern. Eulenbergs romantisches Lustspiel »Alles um Liebe«, auch anderswo wenig freundlich aufgenommen, wurde am Schillerplatz in Berlin so unsanft begrüßt, daß es — unerhört in diesem gesitteten Hause! — um ein Haar zu einem regelrechten Theaterskandal gekommen wäre. Und die Kritik vermag in diesem Falle gegen die Unwirschheit des Publikums keine literarische Entrüstung aufzubringen. Sie hat allgemach lange genug den Winkelried gespielt für einen Dichter, der ihre unermüdliche Gutgläubigkeit nicht besser zu belohnen weiß als durch anmaßliche Lektionen und Abkanzlungen. Mag er nun selber sehen, wie er auf den Schwingen seiner zügellosen Phantasie oder auf den Stelzen seiner — Einbildungskraft weiterkommt. Wenn er klug ist, tut er mit diesem Stück, wie sein Lucian mit der letzten Ruhestätte seiner »einzig geliebten« Frau, der er anfangs gar nicht genug Seufzer, Klagen und Tränen nachschicken kann, nimmt das Kreuz vom Hügel, läßt den grünen Rasen darüber wuchern und wendet sich mit erfrischtem Lebensmut einer andern Liebe zu. Zu heilen und zu hoffen gibt es hier nichts. Die geschraubte Unnatur der beiden von Trauer und Lebenstrunkenheit bis zum Delirium erhitzten Brüder Lucian und Adrian ist hier ebenso unerträglich wie das philosophische Brimborium, das der Majordomus Emanuel von Treuchtlingen, der einäugige Seher, Mentor, Traditionshüter und Testamentsvollstrecker der gräflichen Familie, über die dürre Handlung ausgießt, ebenso abgeschmackt wie die albernen Possen, mit denen ein frömmelnder, heimlich an unzüchtigen Büchern sich delektierender Küster und ein grobschlächtiger Förster ihre Schnitzel um sie kräuseln. Den Dichter Herbert Eulenberg, den zärtlichen Schwärmer und romantischen Träumer, findet man nur in einigen Versen, die er den beiden Frauen des Stückes, der hingebungsvollen Lenore und der noch knospenhaft verschlossenen Delphine, in den Mund legt, ohne auch sie zu Charakteren oder nur zu lebensvollen Gestalten bilden zu können. Ihrer selbst spottet diese verbogene, verkünstelte und verschnörkelte Unnatur in der kleinen Renata, dem Kinde Lu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

cians und Lenorens: schwerlich ist je ein unausstehlicherer Naseweis im Kinderröckchen auf die Bühne gekommen ... Wann wird sich dieser Dichter, eine unsrer schönsten und stärksten Begabungen trotz alledem, zu der Selbstdisziplin hindurchfinden, die ihn endlich zum Vertrauen auf die natürlichen Schönheiten der Wahrheit und des Lebens erzieht?

Am Schillerplatz in Berlin hätte man wohl wissen können, daß das getreue Stammpublikum des konservativsten aller deutschen Schauspielhäuser, wie es jahrzehntelang geleitet worden ist, sich doppelt empfindlich zeigen würde gegen solche Ekstasen des Gefühls. Wie kann man Eulenberg ertragen, wenn man gestern noch Blumenthal oder Philippi als deutsche Klassiker serviert bekam?! Dennoch: Überstürzung nach einem hohen Ziele ist tausendmal besser als satter Schlummer auf der platten Bärenhaut. Wohl, sein Publikum hat das Schauspielhaus für einen Abend enttäuscht, aber dies Opfer wäre nicht zu groß, wenn ein Dichter, der erst an der Schwelle des Mannesalters steht, von diesem mit tapferster Aufopferung und tüchtigstem Wollen der Darsteller durchgeführten Versuch lernen wollte, sich in sich selbst zurechtzufinden. Gerade jetzt, nach diesem Mißerfolg, aus dem die Königlichen Schauspiele triumphierender hervorgegangen sind als aus manchem ihrer glänzendsten Theatersiege, wird sich zeigen müssen, ob der Mut zur höheren und edleren Kunst mehr als eine Laune, ob es ein Entschluß des Herzens und ein Wille des Charakters ist.

Um Hans Kysers Schauspiel »Die Erziehung zur Liebe« hat das Deutsche Künstlertheater erst hartnäckige Kämpfe mit der Zensurbehörde ausfechten müssen, ehe es für die Aufführung freigegeben wurde. Man versteht nicht recht, weshalb eigentlich. Wie das Stück dann doch gespielt wurde, fand man kaum noch Anzeichen erotischer Gefährlichkeit darin, eher wohlmeinende Mahnungen und Warnungen für junge irrende Gemüter. Daß ein zweiundzwanzigjähriger Primaner, dem schon der Bart auf der Oberlippe sproßt, seine brodelnden Liebesgefühle an die Brust seiner Pensionsmutter, einer sechzehn Jahre älteren Professorsgattin, trägt, und daß er von dieser, einer im Grunde reinen und gesunden Frau, die sich nur im schwindenden Sommer ihres Lebens nach ein wenig mehr ritterlicher Anbetung sehnt, als ihr braver Gatte ihr gönnt, nicht mit dem Pathos moralischer Empörung zurückgestoßen, sondern in die Schule temperierter Zärtlichkeit genommen wird — ist das gar so empörend? Uns dünkt eher, als habe Kyser diese ungleichaltrige Zuneigung zweier jugendlicher Herzen — denn auch an seiner »Liebeserzieherin« ist das schönste, daß die Falten im Gesicht von der Jugend des

Phot. Becker & Maaß, Berlin

Elsa Galafrés und Mathilde Sussin in Hans Kysers Schauspiel »Die Erziehung zur Liebe« (Deutsches Künstlertheater in Berlin)

Herzens Lüge gestraft werden — um die individuelle Erlebniskraft betrogen, die man von einem Dichter seiner Glut und Inbrunst hätte erwarten dürfen. Was diesen Hans und diese Frau Helene zueinanderzieht, unterscheidet sich nicht wesentlich von den gelinden Liebeserschütterungen, die etwa auch Dreyer seine Siebzehnjährigen durchmachen läßt, und insbesondere dem entflammten Primaner fehlt für den Most seiner Gefühle das, was ihn von seinen nicht gerade spärlichen Brüdern in Venere et Apolline als Kind einer neuen Gefühlsgeneration abhebt. Und nicht er, der Wecker entschlummerter Seligkeiten, sondern seine feine und gescheite Mutter, deren gereifte Erfahrung klärend und befreiend in diesen Frühnebel eines Liebesmorgens hineinleuchtet, hat das Verdienst, aus Frau Helene Horsts Seele den Silberblick einer eignen, zugleich zarten und tiefen Frauenschönheit hervorzulocken. Das geschieht in einem Gespräch der beiden, das, ohne sentimental zu werden, feine poetische Erklärungen für die schmerzliche Wehmut des Frauenloses findet und die natürliche, im Himmel geschlossene Gemeinsamkeit ihrer Herzen enthüllt — eine Schwesterlichkeit »abgelebter Zeiten«, die auch in dieser Welt den anfänglichen Neid und die erste empörte Scham der Mutter bald überbrückt. Wie der Bote aus einer höheren,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Szene aus Hans Müller-Schlössers Komödie »Schneider Wibbel«. Nach der Aufführung im Deutschen Künstlertheater in Berlin

geläuterten Geistigkeit, für die Kyser erst völlig reif werden soll, steht diese zart-beredte Szene in dem »ernsten Spiel«, und auch schauspielerisch, getragen von Mathilde Sussin (Hansens Mutter) und Elsa Galafrés (Frau Horst), hat sie es leicht, die nicht sonderlich erhellte Konvention der andern in den Schatten zu stellen. Selbst die Schlußszene, wo der von seinem Archäologenkongreß heimgekehrte Professor die Beichte seiner Frau entgegennimmt und im Andenken an ein ganz ähnliches Erlebnis seiner eignen Jugend ihr mit den Worten »Alte Leute bleiben beisammen!« die Hand zur Verzeihung entgegenstreckt, gehört kaum in ihre Nachbarschaft.

Mit neuen Lustspielen pflegt der Frühling nicht mehr viel Glück zu haben. Zwar lautet ein altes schwäbisches Theaterrezept:

Vom Guten nicht das Geringste,
Heb es auf zu Ostern und Pfingste,

aber für gewöhnlich, wenn man's recht besieht, hat der gefräßige Winter das Gute doch schon aufgezehrt, und was für den April und Mai noch übrigbleibt, überdauert selten die Baumblüte. So wird es Karl Rößlers »Rösselsprung« gehen, dessen mit wenig Witz und viel Behagen gesegnete Zickzackwege einer zwischen Snob, Bildhauer und Bankier hinüber und herüber schnuppernden Lustspielswitwe das Lessingtheater bald mit dem Mantel der Reue und Bekehrung aus Strindbergs »Damaskus« bedeckte, und auch Korfiz Holms Lustspiel »Marys großes Herz«, das einmal wieder die Tragikomik des weiblichen Nichtalternwollens zum Gegenstand hat, wird im Kleinen Theater der bald mit der goldenen 200 gekrönten »Jettchen Gebert« nicht lange den Platz rauben.

Ein wenig besser — wenn nicht beim Publikum, so doch bei der Kritik — wird es dem Erstlingswerk eines jungen Talents ergehen, auf dem das in arge Bedrängnis geratene Deutsche Künstlertheater seine Lenzhoffnungen verfrachtet hat. Dieser »Schneider Wibbel« von Hans Müller-Schlösser, ein Kölnisches Gewächs, aber nicht gerade vom Jülichplatz, versucht es mit der derben deutschen Hans-Sachs-Komik, die Kleist im »Zerbrochenen Krug«, Hauptmann im »Biberpelz« und »Roten Hahn«, Wassermann im »Hockenjos« weitergebildet haben. Ein Schneider aus der Rheinbundzeit wird wegen Napoleonbeleidigung verfolgt, weiß sich aber dem Kittchen zu entziehen, indem er sich von seiner pfiffigen Eheliebsten einen Ersatzmann in Gestalt eines Todeskandidaten von Schneidergesellen beschaffen und sich selber durch Maske und Versteck so gut in Sicherheit bringen läßt, daß er schließlich als sein »Bruder« seine eigne »Witwe« wiederheiraten kann. So wird aus den Krokodilstränen der falschen Trauerfeier echter Freudenwein und Hochzeitskuchen.

Das Stück hat Saft und Kraft und etwas von jenem blühenden Lebensüberschuß, der dem echten germanischen Lustspiel seit Shakespeares Zeiten eigen und für den noch immer »Was ihr wollt« das herrliche, unerreichte Muster ist. Zumal wenn Reinhardt das Stück in revidierter und bereicherter Ausgabe darbietet, mit Diegelmann als Vetter Rülps und Waßmann als Junker Bleichenwang, mit Else Heims als Olivia, Lucie Höflich als Marie und Johanna Terwin

Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

als Viola, so triumphiert sein bemoostes Haupt mit Leichtigkeit über alles junge Gemüse von gestern und heute.

In dem Reigen der ernsten und lustigen Stücke, die um den deutschen Maibaum tanzen, wollte auch Chinas Zopf nicht fehlen. Mit dramatischer Kunst freilich, wie wir sie verstehen, haben die beiden Stücke, die es uns über England herüberschickte, nicht viel zu schaffen. Namentlich der »Mr. Wu«, den das Theater in der Königgrätzer Straße wie ein ganz großes Geschütz auffuhr, entpuppt sich bald als eins jener äußerlichen Sensationsstücke mit Revolver und Gift, an denen unsre angelsächsischen Vettern ihr unermüdliches Vergnügen haben. Kaum daß die beiden feineren und ernsteren Motive noch zu Atem kommen: Moral- und Rassegegensatz zwischen der ostasiatischen und der angelsächsischen Welt, mütterliche Seelenangst um den Sohn, den der gelbe Teufel Wu zum Hebel keiner geringeren Schandtat nehmen will, als wie sie sich nach seiner Auffassung der Verführer seiner Tochter und der Beleidiger seiner Vorfahren an seiner Familie und Rasse haben zuschulden kommen lassen.

Phot. Becker & Maaß, Berlin

Johanna Terwin als Viola in Shakespeares «Was ihr wollt» (Deutsches Theater in Berlin)

Phot. Becker & Maaß, Berlin

Leopoldine Konstantin und Johanna Terwin in dem chinesischen Schauspiel »Die gelbe Jacke« (Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin)

»Die gelbe Jacke«, ein von zwei englischen Bühnenroutiniers nach verschiedenen chinesischen Dramenmotiven zusammengeflicktes Schauspiel, das wir in den Kammerspielen des Deutschen Theaters über uns ergehen lassen mußten, hat den völkerpsychologischen Tick, mit Parodie durchsetzt. Ohne dies würden wir uns durch diese auf ellenhohe Socken gesetzte Geschichte von einem verstoßenen und ausgesetzten Fürstensohn, der dann doch, nach tapferer Überwindung tückischer Gefahren und Nachstellungen, unter dem Schutz seiner verklärten Mutter die gelbe Jacke und mit ihr Thron und Geliebte erlangt, kaum für ein paar Theaterstunden fesseln lassen. Man verfuhr da ähnlich, wie man schon bei der »Turandot« verfahren war: man machte sich mit der Aufführung selbst, mit ihrem szenischen Apparat, ihren Kostümen, ihrer Ausstattung, ihrem ganzen Drum und Dran über Stück und Darstellung lustig. Mit viel Geschmack und nicht geringem Humor. Namentlich erregte es immer neue Heiterkeit, wenn der Bühnenmeister (Rudolf Schildkraut), der sich nach altchinesischem Herkommen im Lande der Mitte noch heute ganz frei und offen unter den Darstellern bewegt, um, die Zeitung in der Hand oder die Zigarrette im Mund, seine Requisitengeschäfte zu besorgen, hier eine Falte an den Kostümen zurechtzuzupfen, dort einem Sterben-

Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus dem chinesischen Schauspiel »Die gelbe Jacke«: Im Blumenboot (Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin)

den ein Kissen unters Haupt zu schieben, diese Verrichtungen nun auch vor uns, die wir auf der Bühne doch an Illusion der Wirklichkeit gewöhnt sind, mit unbeweglicher Miene und einer kalten, mißvergnügten Mechanik ausführte. Doch damit nicht genug der parodistischen Ironie. Des Theatermeisters oberster Gehilfe ist der Chorus (Victor Arnold), eine Art Zwischenakt-Konferenzier, der von Szene zu Szene die nötige verbindende Erklärung gibt und die wechselnden Schauplätze erläutert. Alle diese Wandlungen vollziehen sich in demselben gleichbleibenden Milieu, einer Art Teehaus mit daraufgesetztem Himmelsstock, durch ein paar Tische, Stühle, Wandschirme, Bretter, Decken u. a. Auch wenn es ein Blumenboot darzustellen gilt, »das auf dem Silberstrom der Liebe dahingleitet«, begnügt man sich mit einer Bank, einem Teppich und zwei dahinter postierten, mit Bambusstöcken bewaffneten Scheinruderern. Da sahen wir wieder mal: was die Chinesen Drama nennen, ist nichts andres als eine oberflächlich mit glänzenden Kostümen und ein bißchen Musik verkappte Erzählung eines durch jahrtausendalte Überlieferung geheiligten sagengeschichtlichen Stoffes, in dem die Macht der Vorfahren, der religiöse Ahnenkult, die Rolle unsers tragischen Schicksals spielt. Vergebliche Mühe, diese epische Grundstimmung durch »dramatische Bearbeitung« zu plastischem Geschehen in unserm Sinne umzuarbeiten.

Die volkstümlich-patriotische Wirkung liegt nicht in Max Reinhardts Ehrgeizsphäre. Wenn er sich als Regisseur mit Begeisterung für Hauptmanns Breslauer Jahrhundertfestspiel eingesetzt hat, so lockte ihn dazu sicherlich mehr die dramaturgische Massenbewegung und Massenwirkung, die diese Szenen versprachen, als das vaterländische Feuer, das sie vielleicht entzünden mochten. Ihm steht das rein Künstlerische, auch wenn es ins bloß Artistische übergeht, zu hoch, als daß er davon zugunsten vaterländisch-erzieherischer Absichten etwas zu opfern gesonnen wäre. So mußte es wundernehmen, als bekannt wurde, es sei — nach dem Mißerfolg von Breslau — ein vaterländisches Jahrhundertfestspiel von Max Halbe zur Aufführung für sein Deutsches Theater angenommen worden.

Bald zeigte sich denn auch, daß er selbst mit dem Herzen nicht dabei war. Die Aufführung wurde auffallend verzögert, nach der Generalprobe nochmals wochenlang verschoben und endlich, zu Schluß der Spielzeit, aus dem Deutschen Theater ins kleine Kammerspielhaus verpflanzt. Auch die Besetzung übte Kritik an dem Stück.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie verzichtete fast durchweg auf erste Kräfte und schickte statt ihrer die jungen Rekruten, eben erst der Theaterschule entwachsene Schauspieler und Schauspielerinnen, ins Feuer.

Die Gefühle des Dichters bei so offenbarer Geringschätzung seines Werkes mögen noch gekränkter gewesen sein als die der Zuschauer — dennoch: die unlustige Kritik ist begreiflich. Was der Dichter der »Jugend« in seinem Schauspiel »Freiheit« geschaffen hat, ist alles andre eher als eine würdige Gestaltung und Verherrlichung des preußischen Geistes von 1812 und 13. Wenn Hauptmann sich in seinem Festspiel zu hoch in den Wolken kosmopolitischer Gedanklichkeit verloren hat, so ist Halbe am Boden alltäglicher Kleinlichkeitskunst kleben geblieben. Was sich begibt, ist eine Spionsgeschichte mit vaterländischem Einschlag, die sich anderswo und -wann auch zutragen könnte, und in deren friedlich-gemütlichem Ausgang nur ganz wenig von dem Schicksalsdonner jener großen Zeit widerhallt.

Der alte wohlbekannte Gegensatz der Gesinnungen und Gemüter: hier, in dem von Fortuna stiefmütterlich behandelten Gutsverwalter Lichtenhagen, der in Platos Welt lebende Ideologe und Napoleonverächter; dort, in dem mit Reichtum und Ansehen gesegneten Danziger Senator van Steen der harte Realpolitiker, der es mit dem Machthaber hält und sein deutsches Herz in Bewunderung für Napoleon und französische Kultur erstickt hat. Und auch die für tragische Konflikte so beliebte und bequeme Kontrastkreuzung der zweiten Generation ist da: des Senators Sohn ein in Goethes Spuren wandelnder Kunst- und Italienschwärmer, der weder zur Liebe noch zum Patriotismus Mut fassen kann; der Sohn des Gutsverwalters ein feuriger Patriot, der sein leidenschaftliches Herz auf der Zunge trägt und sich nicht bedenkt, seine gefährliche Werbearbeit für die preußische Sache mitten unter die napoleonischen Schergen zu tragen — beide Jünglinge trotz diesem Gegensatz eng befreundet. Der junge Lichtenhagen wird als Spion entlarvt und gefangengenommen, und sein Freund van Steen teilt durch einen unglücklichen Zufall dies Schicksal. Das Schwert des Kriegsgerichts schwebt über ihnen. Auch das Komplott, das zwei junge Menschen, Tochter und Sohn der Krugwirtin Ahrenfeld, zu ihrer beider Rettung schmieden, schlägt fehl und endet mit dem vergeblichen Opfertod Friederikens, die zwar schwach genug war, sich aus Ratlosigkeit oder Verzweiflung einem in französischen Diensten stehenden Offizier hinzugeben, die aber bis zuletzt eine mehr als schwesterliche Liebe zu Karl August van Steen, ihrem heimlichen Stiefbruder, im Herzen trug. Das Kriegsgericht hat inzwischen das Todesurteil über die beiden Delinquenten gefällt, die Füsiliere sind zu ihrer Erschießung schon aufgestellt — da kommt die Nachricht, daß die Entscheidung von der französischen Regierung in die Hände des Senators gelegt sei. Wohl wandeln diesen einen Augenblick Brutusgelüste an, dann aber siegt das warme Vaterherz über die kalte Gerechtigkeit, und er begnadigt beide.

Das ist der schwächliche Ausgang eines bürgerlichen Familienhandels, der wirklich nicht die Kraft hat, die Herzen der Zuschauer mit Flammenarmen der Begeisterung auf die Seite der Preußen und Patrioten zu reißen. Etwas von tragischem Geschick liegt eigentlich nur über der armen Friederike Ahrenfeld, der unehelichen Tochter des Senators, die unter der Fuchtel ihrer habsüchtigen Mutter den französischen Offizieren zu Willen sein soll, die, sich vor allgemeiner Schande zu bewahren, den einen ohne Liebe erwählt und endlich für den Stiefbruder in den Tod geht. Aber auch in dieser Gestalt ist zu wenig Entschluß und Bewegung, zu wenig Feuer und Größe, um uns ernstlicher zu ergreifen und tiefer zu erschüttern. Ein bürgerlich-anekdotisches Schauspiel aus, keine vaterländische Tragödie von 1812.

Wie ganz anders ist Reinhardts Wille zum Letzten und Äußersten der Theaterwirkung am Werke, wenn es gilt, ein Monstrespiel von der Art des Vollmoellerschen »Mirakel«

Phot. Hänfe Herrmann, Berlin

Mary Dietrich als Nonne Megildis in Vollmoellers »Mirakel«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Szene zu setzen! Dieser ins Kolossale gesteigerte rein pantomimische, jedes dramatischen Wortes bare Augen- und Ohrenschmaus hat dritthalb Jahre gebraucht, um über London, wo er zu Christmas 1911 zuerst in einer riesigen, gegen 20 000 Zuschauer fassenden Halle aufgeführt wurde, über Wien, wo die k. k. Rotunde im Prater mit ihrer Arena von 108 m Durchmesser gerade groß genug für ihn war, und über andre Kunststädte endlich auch nach Berlin zu kommen. Die Stationen des Weges und die lange Pause des Besinnens sind bezeichnend für die Art dieses Spiels. So sehr uns die Engländer im Verständnis und in der Pflege einer ernsten Dramatik nachstehen, so überlegen sind uns die Wiener im Genuß und in der Würdigung einer sinnlich-einschmeichelnden Theaterkunst. Darauf aber läuft hier alles hinaus, darin ruht und gipfelt alles. Wer dieser Riesensymphonie von Aufzügen, Prozessionen, Chören, Volksaufläufen, Tänzen, Reigen und Gelagen, Glockengeläute und Orgelspiel auch nur für einen Augenblick den Widerstand des Kopfes entgegensetzt, der wird trotz all diesem gewaltigen Ansturm unbezwungen bleiben und in den höchsten Ekstasen dieser tausendfüßigen und tausendarmigen Stummheit immer nur nach einem Wort, einem einzigen befreienden und erleuchtenden Worte verlangen. Wer sich aber verzückt mit den Verzückten, willenlos aufgelöst von diesem allgemeinen Strom der Aufgeregtheit, in die Flut wirft, den trägt sie wohl eine Strecke, und wenn er wieder ans Land steigt, mag ihm sein, als sei er im Traum durch ferne weltentrückte Gefilde geführt worden, über die ein Prospero von unerhörter Macht sein goldenes Zepter schwingt.

Die Fabel des Spiels ist bekannt. Sie wandelt seit Cäsarius von Heisterbach durch die Weltliteratur, in unsern Tagen hat sie Gottfried Keller in einer seiner sieben Legenden mit derb-gesunder Weltfreude, Maeterlinck in der »Schwester Beatrix« mit märchenhaft-romantischer Mystik gestaltet. Eine Nonne wird von Spielmann oder Ritter aus ihrem Klosterfrieden in die Welt gelockt, aber Maria ist barmherzig und milde genug, für die Treulose vom Kirchenthron zu steigen und während ihres Weltlebens in ihrer Gestalt gewissenhaft alle ihre Dienste zu tun, so daß die Flucht gar nicht bemerkt wird. Als die Nonne dann nach Jahr und Tag, vom Leben hart geschlagen, von Reue schwer geplagt, zu ihren frommen Schwestern zurückkehrt, nimmt die Himmelskönigin ihren Mantel, sie ihre Stola und ihren Schleier zurück, und wie zuvor das Verschwinden der heiligen Jungfrau als ein schmerzliches, so wird jetzt ihr Wiedererscheinen auf dem Thronsessel als ein freudiges Wunder sondergleichen mit Jubel und Lobsingen begrüßt.

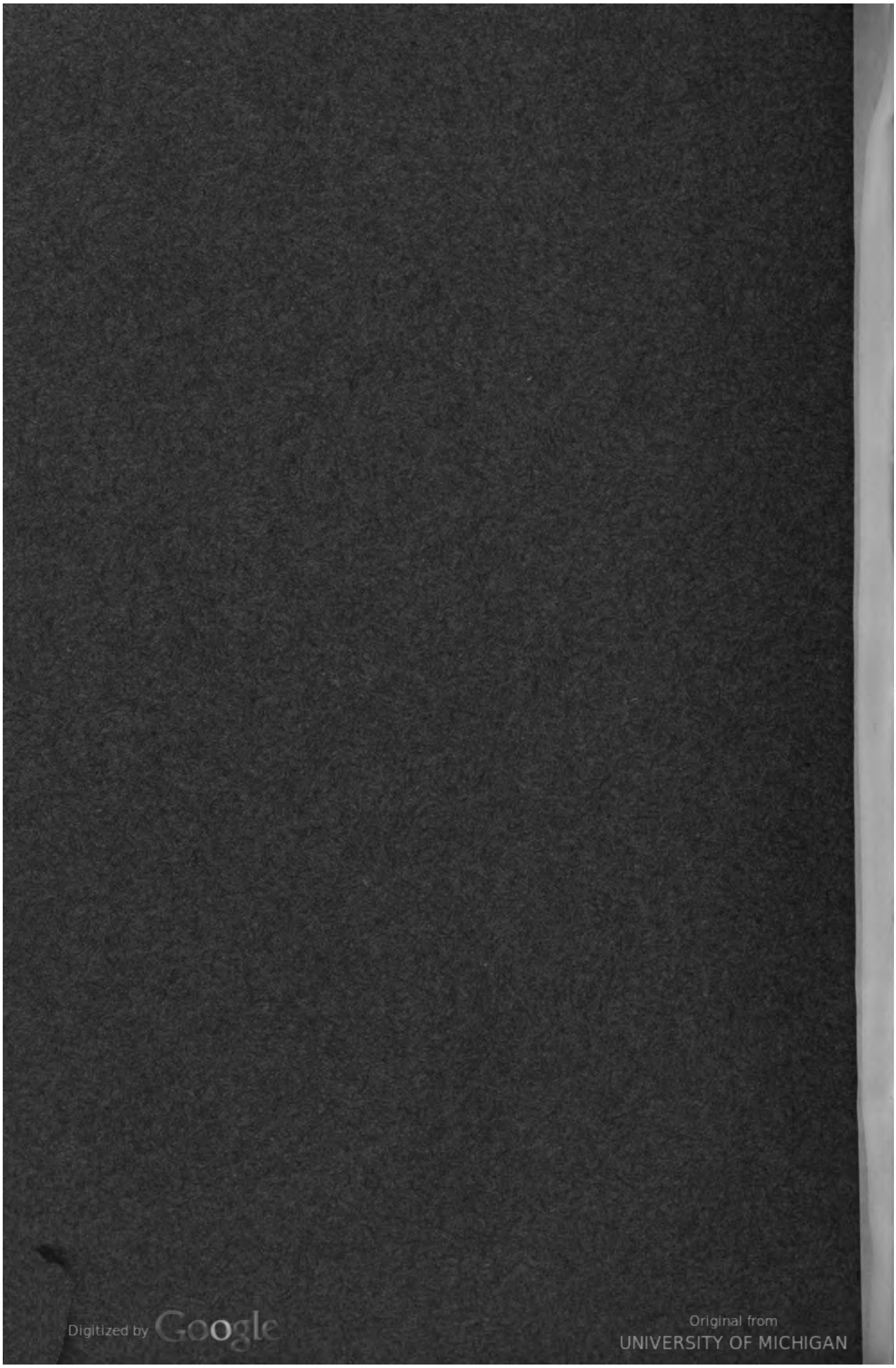
Vollmoeller hat aus Eignem die Schilderung des Weltlebens hinzugetan, das die mit Ritter und Spielmann entflohene Nonne — bei ihm heißt sie Megildis — durchzumachen hat. Aber dieses szenenreiche Zwischenspiel preist weder seinen Geschmack noch seine Erfindungsgabe. Megildis' abenteuerwilde Wanderung aus den Armen des Ritters in die des Raubgrafen, dann des jungen Königssohns, des alten Königs, des Henkers und endlich der Landsknechte ist in einer bunten, schreienden Bilderbogenmanier gehalten und leidet an einer ermüdenden Wiederholung derselben Tanz- und Totschlagmotive. Und doppelt wird man sich, sobald in dem ebenen Fluß der alten Legende solche künstliche Hindernisse, Felsblöcke und Stromschnellen erscheinen, der Unfähigkeit einer wortlosen Pantomime bewußt, auch nur die primitivsten dramatischen Gegensätze und Bewegungen auszudrücken. Wahrhaft erlösend wirkt es, wenn nach solcher mißgetanen Unterbrechung der Zauberer-Regisseur seine mechanischen Künste mit glänzenden, doch immer künstlerisch abgestimmten Kostümen, rhythmisch bewegten Gruppen, begleitender Musik (von Humperdinck) und verklärender Beleuchtung wieder spielen läßt. Zumal die Lichteffekte, die Reinhardt diesmal erzielt, wenn er durch die gemalten Glasfenster, die hoch oben in dem zur Kathedrale umgewandelten Zirkusrund angebracht sind, einen bunten Teppich märchenschöner Farben auf den Boden breiten oder diese zarten Muster mit weichen Händen über die weißen Gewänder der Nonnen hinstreichen läßt, solche Farbenspiele übertreffen alles, was die Phantasie dieses Königs der Regisseure bisher ersonnen, seine Technik je geleistet hat. Wir wollen vor solchen Sirenenkünsten nicht Watte in unsre Ohren und Binden vor unsre Augen tun, aber wir wollen auch keinen Augenblick vergessen, daß dies alles durch das einzige beseelte Wort eines Dichters in Finsternis gestürzt werden könnte. Hätte Reinhardt uns nicht zuvor — deshalb wohl die Verzögerung der Berliner Mirakel-Premiere im Zirkus Busch — seinen Shakespeare-Zyklus zu bewundern gegeben, in dem er sich auch als Herr und Meister einer geistigen Dramaturgie erwiesen hat, wir hätten allen Grund, über seine Virtuositäten in diesem Mysterienspiel eher zu seufzen als zu jubeln.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Medardus Kruchen: Feldblumen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Band: 116. II — Juli 1914

Die Stimmen der Stille

Novelle von Julius Havemann

Um Redlingshorst war das Land flach wie eine Tenne. Einen Büchsenschuß weit davon stiegen Hügelwellen drei bis vier Meter hoch empor, mit Kornfeldern und von den Kämmen der Buchenknicks überzogen. Aber drunten am Flusse streckten sich alle Linien und verkrochen sich in das rischelnde Schilf und Röhricht, als wollten sie unter den Wasserspiegel hinabtauchen. Außer der Flachheit war die Stille das Auffälligste auf Redlingshorst. Wie ein Feiertagsschweigen ruhte es jahrein, jahraus über dem stattlichen Gehöft, das auf einer Erdaufschüttung unter uralten Linden dalag. Und wenn die Wetter einmal darüber hintobten, so schien es nur zu geschehen, damit nachher diese Stille um so tiefer empfunden werde und selbst die Bewohner auflauschen und sich in einem Behagen emporbehnen machte.

Denn ein feines Ohr für ihre Welt hatten sie alle auf Redlingshorst. Ihnen täuschte die Stille keinen Feiertag vor. Sie hörten die emsige Geschäftigkeit dieser wohlgeordneten Wirtschaft, die den Hof mit einer Atmosphäre lebendiger Sauberkeit und unverwüstlicher Wohlhabenheit umgab. Kein Dröhnen und Schnauben menschenfressender Riesenbetriebe umdrohte, aber auch keine tatlose Geschwätzigkeit beleidigte Haus und Feld. Dafür klangen die Töne von Sichel und Sensenschlag und rauschenden Garben, das Knarren von Ackerwagen und das Klinken und Knirschen wühlender Spaten und sammelnder Harken, Tierstimmen aus den Stallungen und von Diele und Küche die vielerlei Laute, unter denen die Erzeugnisse des Bodens für den Menschen nutzbar gemacht werden. Jeder hatte seine bestimmte Arbeit und tat sie freudig oder doch willig, des Ertrages gewiß. Und davon schien etwas sich den Tönen mitgeteilt zu haben, daß sie so frisch und anheimelnd gleichsam wie von überschüssiger Kraft herausgeschleudert oder beiseitegeworfen klangen. Und wie im großen, so im kleinen und kleinsten. Nirgend ließ sich das fleißige Summen der Bienen, das Brummen und geschäftige Schwirren und Wandern der Insekten vielstimmiger und reger vernehmen als um Redlingshorst.

Zuweilen im Frühling, wenn die fetten Dotterblumen aus den Gräben leuchteten und der blaue Flieder um die Hausecke und über die Stallbächer nickte, sprang wohl am Abend hier und da ein Lachen auf. Es fuhr flüchtig wie Schwalbengezwitscher durch die Luft, wie das Schnalzen eines springenden Fisches im Flusse, der langsam und schwer zwischen Binsen vorbeitrieb. Aber wenn dann der Sommer kam, die Sonne die Ähren und die Fruchtknoten in den Blätterbüscheln

 Copyright 1914 by George Westermann

Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

kochte und aus Ackergräben und Flußschlamm tausendfältiges Leben hervortrieb, da trug die heiße Luft nicht mehr solche tändelnden Töne, sondern schluckte sie weg wie das Zwitschern der Vögel, das Muhen einer Kuh auf ferner Weide und das leise Kielrauschen der Boote, die die Fischer schweigend durchs Wasser stießen, als ließen sich auch diese Laute noch in jene stummen Kräfte umsetzen, die das Werden und Reifen verursachen. Schwer mit Heu, dann aber bald mit goldenen Garben beladen, schwankten die Wagen heran. Endlich rief die Fiedel zum Erntefest.

Da gab es denn freilich ein Lachen und Trampfen, ein Tellerklirren und Gläserklinken, ein Musizieren, ein Schwatzen, Schurren und Juchzen. Einzelne Gestalten lösten sich, ordentlich rot vor Lust, heraus und animierten die andern: Erntefest! Ja, Erntefest ist nur einmal im Jahr. Das feinere Ohr ruhte sich einen Tag lang aus in dem Lärm. Es schärfte sich wieder — und weit mehr als an Sturm- und Wettertagen — für die nachfolgende Stille.

Bald darauf begannen die Birken und die Linden ihre Blätter auf den Fluß zu streuen. Er wurde goldgefleckt. Schließlich blieb nur noch in der Mitte eine dunkle Wasserrinne. In der Luft lärmten ziehende Vogelschwärme. Und wenn der erste Schnee niederprickelte und an die Scheiben von innen Lichter von Ofenfeuern und frühen Lämpchen huschten, dann war es vollends totenstill auf dem Hofe. Man hörte nur die Raben und das Singen der Winde in den kahlen Zweigen der Bäume.

Seit Regine Rebling die Schule verlassen hatte, hatte auch sie ihren fest bestimmten Wirkungskreis und sprach selten ein Wort mehr als ein ruhig sachliches mit den Eltern bei der Mahlzeit oder einen Auftrag zum Gesinde. Mit der Sonne ging man zu Bett; bevor sie das Land recht überleuchtete, war man schon wieder bei seiner Arbeit. Was sollte man viel reden? Nur im Winter war das anders. Doch lag auch dann niemand am Wortemachen; man hatte keine Routine in der Unterhaltung, die um der Unterhaltung willen gepflogen wird. Dann sah man Freunde und fremdes Menschentum, brachte einander »auf das Laufende« oder erzählte Schnurren. Man ließ sich durch allerlei primitive Amüsements auffrischen, die zumal der Vater Rebling liebte. Man besuchte Theater in der Stadt. Regine aber holte sich von dort Bücher, oder sie machte sonst anregende Einkäufe.

Als Regine noch ein Schulmädchen gewesen war, hatte sie den dreiviertelstündigen Weg oft zweimal am Tage zu Fuß zurückgelegt. Denn nur bei schlechtem Wetter durfte der Knecht anspannen, und sie fuhr bei der Schule vor oder wurde dort abgeholt. Zuweilen dachte sie daran wie an ein sehr Fernes und Kinderhaftes, obgleich kaum zwei Jahre seit dem Tage verflossen waren, an dem die Freundinnen jener Selekta, in der auch Regine geglänzt hatte, sich in ein weiteres, in das Leben hinaus zerstreut hatten. Aber es führten wenige lebendige Fäden mehr dahinüber. Von den Freundschaften hatte keine Dauer gehabt.

Die ihr am nächsten gestanden, hatten sich nach auswärts verheiratet oder waren Auswärtige gewesen, die nun in den Schoß ihrer Familien zurückgekehrt waren. Von den andern sah sie ab und zu eine in der Stadt und sprach ein paar Worte über das Einst und Jetzt mit ihr. Auch kehrten sie wohl einmal bei einem Ausflug mit Angehörigen auf dem Hofe ein und tranken Kaffee in der Veranda. Doch das beschäftigte sie wenig. Sie trug es fast wie eine kleine Pflicht. Mit einer wechselte sie viermal im Jahre Briefe. Die lebte als Gouvernante in England und war die klügste von allen gewesen. In ihr, der vermögenslosen Waise, verband sie etwas der weiten Welt und dem sozialen Leben da draußen.

Was ihr da von fremden Verhältnissen, Regungen und Bestrebungen nahegerückt wurde, trug sie lange mit sich herum und erwiderte dann durch ein vertrauensvolles Aufdecken ihres eignen Erlebens und Empfindens, wie sie es sich drei Monate hindurch heraufgehorcht, überdacht und zurechtgelegt hatte. Dabei stellte sie sich anfangs die Freundin noch als das Schulmädchen vor, und das hatte ihren Mitteilungen etwas Junges und Unreifes, zuweilen gar Burschikoses gegeben, das ihr selbst doch so fremd war. Bis sie eines Tags beim Wiederdurchlesen stutzig wurde, weil der Ton zu dem, was sie selbst seither geworden war, so gar nicht mehr stimmen wollte. Fortan schrieb sie mehr und mehr so, als schriebe sie nur für sich selbst in ein Tagebuch, eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beichte. Ihre Briefe verloren ganz den Charakter des Geplaubers, das man auf eine bestimmte Person einstellt.

Sie hätten wohl überhaupt etwas Physiognomieloses bekommen, wenn nicht die aus den herkömmlichen Gedankengängen herausführenden Dichter gewesen wären. Auch diese verbanden Regine nicht mehr mit der Schulzeit. Im Gegenteil. Sie hatte sie erst später recht gewonnen, seitdem ihr das Lesen nicht mehr Aufgabe, sondern Genuß während der Winterstille geworden war, in der ihr die Stimmung der Jahreszeit, wo die Geister derer, die groß in Tat und Traum, im Ersinnen und Erleben gewesen sind, wie ewige Zauberer über die Erde gehen, in einem schrägen Licht alles so leibhaftig machte, als könnte sie den warmen Hauch der Reden spüren und den Jubel oder die Angst der Herzen im Pulsschlag eines alle verbindenden Heute miterleben. Sie las die Deutschen, die Engländer, die Skandinavier und die Russen mit gleichem Interesse, und hier und da auch ein gutes französisches Buch um der Sprache willen.

Und was die Dichter sie so hatten schauen lassen, das überdachte sie still bei der Arbeit, das lebte in ihr. Da aber unter ihren Angehörigen keiner war, mit dem sie die Gedanken hätte austauschen können, so bekamen die ihren, so in die Weiten und Tiefen geleitet, in der Tat einen sehr eigenartigen und feinen Duft. Regine wurde eine von jenen zufriedenen Einsamen, die unausgesetzt mit lebendigen Sinnen in sich aufnehmen, nicht um zu geben, noch weniger, um damit zu prunken, sondern damit es still in ihnen wachse und sich nach ihnen, sie nach sich forme, und deren Wesen, das sich äußerlich zu isolieren keineswegs geneigt ist, die wirklich zu ihnen Vordringenden zu jeder Zeit erquickt und bereichert wie das unerschöpfliche Leben selbst.

So kam es auch wohl, daß jene Freundin in England ihr noch über Jahre hinaus eine treue Anhänglichkeit bewahrte, als sie selbst jene über neue Pflichten in einem neuen Wirkungskreise mehr und mehr zu vergessen anfing und die langen Briefe nur noch mit Überraschung und einem schlechten Gewissen eintreffen sah, um sie mit Überwindung unter Selbstanklagen kurz, bald dann auch — da ein nachträgliches peinliches Schamgefühl immer wieder dem Geschriebenen nachsann — steif und entfremdend zu beantworten.

Ab und zu logierte sich eine entfernte Verwandte auf dem Hofe ein. Dann hatte Regine sich dieser einen Teil des Tages zu widmen und gab verschiedene Geschäfte ab. War es Winter, so musizierte man auch wohl miteinander. Doch hatte Regine mehr Gehör als selber Lust am Klavierspiel. Ihre Finger seien nun einmal zu steif, sagte sie, und überhaupt sei ihr jedes andre Instrument lieber als das Klavier. Einmal hatte sie mit dem Vater eine Rheinreise gemacht, still, vornehm, reserviert bei aller Freundlichkeit, auch dort mit aufmerksamen und klugen Augen ohne tiefe Bewegung die Landschaftsbilder und das Treiben der Menschen in sich aufnehmend. Im langen grauen glatt anliegenden Reisemantel, den eingekniffenen Lodenhut mit der Spielhahnfeder auf den schweren blonden Flechten, ein Täschchen am Lederriemen quer über die Schulter gehängt, so hatte man sie auf dem Verdeck des Schiffes stehen sehen, praktisch, einfach und gediegen in allem, was sie mit sich führte; in dem, was sie tat, nicht eben routiniert, aber um so selbständiger und gänzlich unbekümmert um jene, die das »Bald hier, bald da« in ihrem Auftreten zu betonen lieben, um scheuen Stubenmenschen und ihresgleichen damit zu imponieren.

Auch diese Tage überstrich nun wohl einmal ihr Geist still vergleichend und abmessend. Das Leben diente ihr, um Reblingshorst voller in Besitz zu nehmen und reicher auszustaffieren.

Eines Tags nahm ein entfernter Verwandter, der Assessor in Berlin war, Sommerquartier in Reblingshorst. Es war ein stattlicher, etwas blasser Mann, der, obgleich von Haus aus vermögend, viel gearbeitet und gute Aussichten hatte. Er war schweigsam wie alle Leute auf dem Hofe. Um deswillen gehörte er gleich zu ihnen. Er störte niemand; doch ging Regine mit ihm gegen Abend durch die hochdurchblühten Wiesen und zeigte ihm das Land und die Weiden. Am Sonntag ruderten sie nach einem entfernten Hof, der eine Gastwirtschaft hatte und ein Ausflugsort der Städter war. Oder sie ließen auch das Boot irgendwo im Schilf ruhen, fischten Mummeln und Wasserrosen und saßen in stillem Beobach-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten und Hinauslauschen halbe Stunden lang, sahen die blauen Libellen vorbeizickzacken, bestaunten den Schlittschuhlauf der langbeinigen Teichläufer, die mit den flinken Füßchen kleine Kuhlen in das Wasser treten, beobachteten einen dicken Frosch, der soeben auf einem Blatte seinen zudringlichen Kantus beginnen wollte, und lachten sich bei dem ersten Ton belustigt an, oder sie machten sich leise auf sonst einen kleinen Vorgang in der Nähe aufmerksam und sprachen auch wohl ab und zu ein verständiges Wort aus ihrer weiteren Welt, während die Hand die schwimmenden Wasserlinsen hob und wieder auf den dunklen Spiegel zurückgleiten ließ.

Eines Tags, als sie zurückkehrten, dämmerte es schon über den feuchten Niederungen. Nebel krochen dunstig aus dem Schilf und lagen auf der Wiese wie eine wollige weiße Decke. Der Bretterstieg führte sie wie durch ein Meer. Oben hing die Mondsichel. Unwillkürlich verflochten sich ihre Hände. Regine erwartete lächelnd das nächste Wort. Es ließ genau so lange auf sich warten, bis es ganz reif war und fallen mußte. Und als er sie dann fragte, ob sie seine Frau werden wolle, nickte sie »Ja!« und gestattete ihm, daß er bei ihrem Vater um sie anhielte.

So verlobten sie sich. Es war nicht viel Romantik dabei; aber sie waren sich herzlich gut, und so eben stand es ihr an.

Die letzten Wochen, die der Freund auf Redlingshorst verlebte, überließ Regine viele ihrer Arbeiten den andern, trug duftige weiße Kleider und hübsche Sommerhüte, und zuweilen hörte man ihr Lachen, das einen vollen, in Alt tönenden Glockenschlag hatte, über die Wiesen, als ob Frühling sei. Ihr langer, knochiger Vater mit dem braunen Gesicht und dem viel helleren, eben erst ergrauenden Vollbart stand in Hemdärmeln vor der Tür, sah nach ihnen aus, ging hinein zu seiner Frau, die noch in der Küche wirtschaftete, und bemerkte mit einem schmunzelnden Behagen, als verkünde er etwas dem ganzen Hof Erfreuliches: »Wir müssen wohl noch etwas mit dem Essen warten. Sie dammeln noch ganz hinten im Korn.« Dies Aufschieben einer Mahlzeit war aber etwas ganz Außerordentliches auf Redlingshorst.

Im Herbst war die Hochzeit, schwer und solide. Und dazu war es ein golden warmer Tag. Allerlei Gäste waren auf dem Hofe, wohlhabende Verwandte, die dort logierten, und gute Nachbarn, die herüberkutschiert kamen, und die zwei oder drei Schulfreundinnen Reginens aus der Stadt, die kritisch taten, weil sie neidisch waren. Doch darauf achtete Regine nicht. Sie war gastlich und herzlich zu jedermann.

In der nahen kleinen Dorfkirche wurden sie getraut. Die Braut trug weiße Seide und sah mit ihrem blonden Gesicht und ihrer schönen hohen und schlanken Gestalt den Erwählten so freudig und erwartungsvoll aus den duftigen Schleiern an, daß dieser seine aufwallende Zärtlichkeit in festlich huldigende Worte hüllte und, auf die Schwalben deutend, die reisefertig durch den leuchtenden Himmel lärmten, sagte, diesmal würden sie den Schönen am Nil von einer deutschen Rose erzählen; wo die blühe, da bekämen die Steine Seele und träumten vom Glück.

Sie machten ihre Hochzeitsreise nach Italien und nahmen dann ihren Wohnsitz in Berlin.

Dort wohnten sie an einer von elektrischen Bahnen, Autos und Menschenströmen durchtosten Straße. Mit Verwunderung, doch sehr bald auch schon mit einer wachsenden inneren Unruhe sah Regine von ihren Fenstern auf dies unaufhörlich treibende und lärmende Leben hinab. Doch das Leben kam auch zu ihr hinauf und spann sie ein in neue, frembartige Interessen, in ungewohnte und leere Pflichten, in ein Netz von tönenden Worten, die den, der sie nicht wichtig nehmen mochte, zum Stolpern brachten und ihm durch die Ohren bis ans Herz hinunterkrochen, als wollten sie alle Zugänge dahin verstopfen. Und es trug sie mit hinaus, hierhin und dahin, bis ihr war, sie flöge wie ein Stöpsel in der Brandung, immer von Berg zu Tal — von Tal zu Berg — sinnlos auf und ab und habe nicht Richtung noch Ziel mehr. Ein Weilchen war es, als wollte ein Widerstreben in ihr groß werden, als müsse sie das Leben von sich schieben, um sich wiederzufinden und bei sich zu bleiben. Doch nicht auf lange vermochte ihre gesunde Natur irgend etwas aus dem Gleichgewicht zu bringen — so schien es wenigstens. Wie sie sich gewöhnte und das Neue nicht mehr als neu empfand, fing

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

etwas in ihr ganz von selbst an, zu sondern und zu sichten. Sie ordnete die Dinge, die ihr etwas galten, sauber nach ihrem Sinn um sich und traf in ihrer abgegrenzten Welt nach ihrem Kopfe ihre Anordnungen, ruhig, sicher und unauffällig wie einst daheim. Dies sollte bei ihr so gemacht werden. Jenes hielt man sich am sichersten so fern. Dem würde man nur wenig Zeit zugestehen, dieses reichlicher als üblich pflegen. Ihren Verkehr beschränkte sie mit guter Wahl, daß er sie harmonisch und doch vieltönig umgab. Man durfte in der Tat glauben, sie habe sich in eine Welt gefunden, die sie zu begreifen und zu werten vermochte. Und doch — es war das eben nur für die Welt. Diese Repräsentationsmienen, die vorzusetzen ihrer Natur so fremd war, ermüdeten sie fast mehr noch als das neue Leben selbst.

In Stunden des Alleinseins sah ihr Gatte das leise Verwundertsein, dies ablehnende Insichzurückweichen, er sah den suchenden, den lauschenden Blick. Und er fragte — fragte wohl in dem Ton der Teilnahme, doch in der unverkennbaren Absicht, aufzurütteln, mit einer schlecht verhehlten Unzufriedenheit, ob sie sich mit den Verhältnissen denn nicht abzufinden wisse, oder was sie entbehre, was er noch tun könne. Er würde ihr jeden Wunsch freudig erfüllen. Oder ob sie gar Heimweh habe?

Heimweh? Nein, das hatte sie wohl nicht. Und was sollte sie entbehren? Was konnte er ihr noch für Wünsche erfüllen? Gewiß entbehrte jeder Mensch irgendwie — aber das hieß ja eben Leben. Alles haben, hieße ja: nichts mehr erstreben können.

»Gewiß, gewiß!« belächelte er gepeinigt und wohlwollend ihre philosophische Belehrung. »Dann mußt du aber auch etwas lebenslustiger dreinschauen! Du bist doch nicht so zerbrochen. Etwas tapferer den Kampf aufnehmen! Mich greift der ewige Lärm auch an. Ich entbehre auch mancherlei. Lieber Gott! Wie sehne ich mich oft aus dem Tagesdienst und dem ganzen öden Trubel heraus! Aber ich lasse mich nicht gehen. Oder weißt du es anders? Auch nicht vor dir — auch nicht vor mir allein. Glaube mir, es ist das gefährlichste, sich selbst nichts weismachen wollen. Mit dem fortwährenden Sichvorhalten niederdrückender Wahrheiten regiert man sich nicht. Nie! Wenn man die Dinge sich allemal vorhielte, wie sie sind ...! Du lieber Gott!«

Und als habe dieser Hinweis plötzlich seine Widerstandskraft gebrochen, sackte er ganz erschöpft und verbraucht zusammen, strich sich über die schon hoch zum Scheitel emporgewachsene Stirn und ächzte: »Es hilft nun einmal nichts, Schatz! Lüge allein regiert die Welt. Der Glaube macht stark und selig, und ein frommer, zweckdienlicher Selbstbetrug ist darum Gebot der Klugheit.«

Regine aber, der das zu fremd war, als daß sie es in sich hätte eingehen lassen mögen, und in der wohl daher noch die ersten Worte nachklangen, schüttelte den Kopf: »Lebenslustiger dreinschauen!? Und zerbrochen sähe ich aus?«

Doch darauf ließ er sich nun weiter nicht ein. Seiner bewährten Art, sich nie dadurch, daß der andre an berührten Äußerlichkeiten und Nebensachen hilflos klebengeblieben war, von dem Punkte, an dem sein Geist eben voll Interesse triumphierte, zurückreißen und sich so ins Schwanken bringen zu lassen, dieser bewährten Art wurde er als tüchtiger Jurist auch vor seiner Frau nicht untreu. Er fing aber an, sich nervös und stiefelknarrend hierhin und dorthin zu wenden, Gegenständen von unbedeutendem Gebrauchswert sein Interesse zu schenken, als suche er unter ihnen etwas, ohne sich als abgearbeiteter Mensch so recht besinnen zu können, was, und die linke Brusttasche versorgt mit der linken Hand zu beklopfen. Als Regine noch etwas fragte, gab er zerstreute Auskunft, besann sich dann und antwortete nachträglich streng sachlich und mitleibig gleichgültig, gab seiner Frau noch einen Auftrag für das Dienstmädchen und ging in seine Studierstube, wo er in seinen Schreibtischsessel sank, ernst, ja vergrämt vor sich hinstarrte und dann zu arbeiten anfing. Doch belohnte ihn nun ein Gefühl von Zufriedenheit, weil er ein Mann von einer gegen sich selbst unerbittlichen, jedem Sichgehenlassen abholden Tüchtigkeit war.

Bald darauf teilte der Assessor seiner Gattin mit, daß er ihretwegen eine neue Wohnung zu nehmen gedenke. »Und auch mir kann's ja am Ende nicht schaden!« fügte er hinzu, bekam einen abgespannten Blick und strich über seine hoch emporgewachsene Stirn.

Man zog also in eine Vorstadt an einen freundlichen, mit Rasenflächen und bunten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blumenbeeten überteppichten, mit roten und lila Balkonblumen jahrmarktbunt umhängten Platz. Kaum eine Linie war zu entdecken, die nicht unter sorgsamer Benutzung von Zirkel und Lineal hergestellt war. Selbst die fünf Bäume auf dem Platze und die Ecklinden der einmündenden Straßen beobachteten im Wachstum eine ängstliche und artige Symmetrie. Aber still war es hier. Keine Elektrische donnerte vorbei. Keine stinkenden Automobile schnurrten und fauchten. Und der Menschenstrom der entfernteren Hauptadern ließ nur vereinzelte mit Neugier und Freude begrüßte Tröpflein durch das Grün des stillen kleinen Platzes rinnen.

Als Regine in der ersten Nacht in der neuen Wohnung aufwachte, wunderte sie sich über die seltsame Stille und streckte sich in dankbarem Behagen. Dann richtete sie sich im Bette auf und begann ins Dunkel hinauszulauschen.

War das der Wind in den Bäumen? In den alten riesigen Linden? Stießen sich da die Wellen durchs Schilf in die Uferbucht hinein? Rief dort die Eule? ...

Es war kein Eulenruf. Es war keine riesige — es waren artige, scheue, gepäppelte Linden. Es war kein Ufer in der Nähe und kein Schilf. Es waren andre Töne. Und es war dies eine andre Stille — eine erschöpft und engbrüstig daliegende Stille, die eben jetzt wieder zu sich zu kommen schien und — zu lauern anhub, zu lauern wie die Spinne im Winkel auf Opfer. Schon begannen Töne in ihrem Netz zu zappeln, zu keuchen, wurden herangezogen — weither, und kamen mit einem leisen Klagen auf ein Unerbittliches zu, das sie verschluckte — ganz hinten — da, wo die Stadt am Tage ihre grauen lebendigen Fluten wälzte — die Stadt, von der ihr wohl der Lärm noch in der Seele geblieben war, daß sie ihn jetzt so deutlich erwachen hörte. Und schon wurde der Schwarm der Töne stärker und dichter, bewegte sich von allen Seiten unaufhaltsam im Trott heran, zog enger und enger seine Kreise, dumpf drohend wie die Meerflut, die den toten Schlick überkriecht, die Bänke überspült, die Stille ersäuft. Das war das Leben der Millionen Unbekannter, das ihre grüne Insel umfloß. Was war jene lauernde Stille gewesen? Diese Stille, die so anders war als die brausen im Lande, an der sich ihr Ohr geschärft, in der sich ihr Herz warm aufgetan hatte für die kleinste Kreatur wie für die großen Stimmen, die durchs Universum gingen und auch durch sie hindurchströmten?

Sie fühlte sich plötzlich so fremd und allein, so mutlos demgegenüber — in diesem aus der Nacht heranwogenden, daß sie an die Hand ihres schlafenden Mannes rühren mußte, um sich bewußter zu werden, daß ein ihr nahes Leben, das sie und ihre heimatliche Natur dahinten mit ihren Niederungen und Feldern kannte und verstand, mit ihr verbunden über dieses Dunkle, Unergründliche hinschiffe. Aber er schlief — schlief fest — ihr endlos entfernt.

Und viele seiner Worte wachten in ihr auf und fielen über sie und manchen warmen Tag dürr und raschelnd wie welke Blätter.

Nur ein Baum am Fenster, dachte sie, der die nassen Zweige an die Scheiben schlägt! Nur ein Ton jetzt aus den Wolken! Ist dies ferne Wilde, in dem eins das andre überdrängt, ist das wirklich das Leben?

Und was in ihr sich dagegenstemmte — was in ihr zog und bohrte — war das doch Heimweh?

In Reblingshorst war sie mit einer zeitlosen Welt des Geistes immer verbunden gewesen; hier berührten den Geist die Geister höchstens über die Räume her. Ob das, was damals von Ewigem trächtig schien, nur Träume gewesen waren? Träume der Jugend und der Dichter? Nicht aber das Leben? Hatte sie in Reblingshorst nur geträumt, nicht gelebt? — —

Mit der Zeit lernte das scharfe Ohr der Frau auch aus diesem dumpfen Weltstadtchor Einzelstimmen heraussondern, Aufschreie des Rausches, der Qual, der Verzweiflung, der Roheit und Erbarmungslosigkeit, der Lust und des Triumphes. Sie meinte zu hören, wie die Todesangst wimmerte, wie die Gewalt brüllte, wie die Warnung flüsterte, wie Liebe und Sünde und verkappter Eigennutz lockten. Doch deutlicher und aufdringlicher als alles hörte sie den nie abreißenden, immer gleichen Trott der Gleichgültigkeit, begleitet von dem empfindungslosen Knirschen eiserner, von Menschen belebter Ungeheuer, ihrem Sausen und Sur-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ren, ihrem Poltern und Rollen, ihrem Fauchen und Mahlen und Hämmern. Und ab und an fuhr daraus auf ein gelles Kreischen des Entsetzens, das einen Augenblick die nächsten Töne in die Steine niederzuducken, ja diese Töne selbst zu versteinern schien. Bis die allgemeine Flut wieder lösend darüber hinzuströmen begann.

Wenn aber das Licht voller die Dinge überdrang, so wirbelte der Lärm bald eine dicke Mauer von Tönen um sie hoch. Darin saß sie wie in einer engen Zelle. In die kam nichts mehr von außen herein. Aber auch von innen wuchs nichts hinaus, weil es sich nicht hätte entfalten können, weil es hätte ersticken müssen. Und das war so Tag um Tag — jahraus, jahrein, im Sommer wie im Winter — im regelmäßigen Ebben und Fluten.

Jenes Leben war ihr wohl räumlich fernergerückt, seit sie an dem stillen Platze wohnten; doch daß sie es nicht wegdenken konnte, das schuf dies Wollen und Nichtkönnen, dies ergebnislose Drängen in ihr. Sie war über den qualmenden Dächern zwischen Himmel und Erde in einer lichten Leere gehalten, und ihre Füße wanderten und wanderten, ohne eine Feste zu berühren, ohne sie nur um Haaresbreite weitertragen zu können.

Ging es allen den andern wie ihr?

Dann war da rund um sie her, ob es gleich das Leben zu sein schien, schließlich gar nur der Zusammenklang einer einzigen rastlosen allgemeinen Sehnsucht nach dem Leben — jenem Leben, das vielleicht nur ein Träumen war.

Regine näherte sich um diese Zeit wärmer den Wenigen. Lächelnd suchte sie in den Blicken wie in denen von Leidensgefährten. Doch wenn dann jene fragend in die ihren staunten, da erschrak sie und — Lüge allein regiert die Welt! dachte sie bitter — lächelte weiter, als sei es eben nur ein müdes Behagen gewesen, das ihr durch die Seele geleuchtet war.

Nein — sie war allein. Weil sie Reblingshorst in sich trug, war sie allein. Denn jene trugen es nicht in sich. Wie konnte sie wohl Heimweh empfinden! Hatte sie doch die Heimat zu jeder Zeit bei sich. Aber sie war allein.

Schon aber regte sich etwas in ihr ganz heimlich — beseligend leise — ein triumphierendes Hoffen. Das wuchs — das reifte in ihr. Im Dunkel der Nacht, wenn sie dem offen nachsann, errötete sie vor ahnendem Glück. Sie würde nicht allein bleiben. Unter jenen Tönen der frühesten Frühe war ein Tönchen — das erste, das einsamste unter den kommenden —, das eilte zu ihr, kam jedesmal an ihr Herz geflattert, erwärmend, hoffnungweckend und mütterliches Lebensbejahen. Dann ging ein Aufatmen durch sie, und sie dehnte sich ihm entgegen in liebendem Verlangen: »Du — und ich! — Oh, ich habe viele gute Dinge für dich gesammelt und verwahrt. Sie wollten fast rosten!« flüsterte sie gegen das sich erhellende Fenster mit sich erhellenden Augen.

Heiter mit rosig angehauchten Wangen bot sie eine Stunde später am Frühstückstisch dem Gatten ihren Gutenmorgengruß. In ihren Augen funkte es, als hätte sie ihm gern etwas anvertraut. Da deutete er in seine Zeitung und sprach etwas von dem großen Tagesskandal, bei dem gräfliche Hochstapler und Spieler und galante Damen die ersten Rollen spielten, und ereiferte sich über die Methode der Verteidiger, die darauf ausgingen, die Richter zu ermüden und die öffentliche Meinung durch unendliche Ausflüge ins Seitab zu verwirren. Mit vor Entrüstung klirrender Stimme äußerte er sich dahin, daß man energische Bestimmungen treffen müsse, um dergleichen künftig zu verhindern.

Da stand sie dann ernüchtert und erkältet, dachte, daß solche Bestimmungen diesmal auf jeden Fall zu spät kommen würden, und wenn man noch so laut spräche, sagte aber nichts derartiges, sondern schüttelte nur wie über etwas Unbegreifliches den Kopf.

Ihr Gatte aber musterte sie mit nervösem Unbehagen und fragte sie endlich, ob sie denn solche Dinge, die alle Gemüter bewegten, gar nicht läse? Großer Gott! Wie wollte man sich frisch und unversimpelt erhalten, wenn man am Leben so gar keinen Anteil nahm? In Wolkenkuckucksheim mochte man zuzeiten Blumen pflücken; ein Stahlbad für die Nerven gab es da schwerlich. Das würde man im Sommer an der See finden.

Im Frühling des zweiten Jahres ihrer Ehe gab Regine einem Mädchen das Leben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun war sie glücklich.

Im Spätsommer fuhr sie mit dem Kinde und der Wärterin in ihre Heimat. Die Felder waren abgeerntet. Die Blätter färbten sich schon und begannen im Zickzack niederzusegeln. In der Luft übten sich Vogelheere.

Wovon werden die Schwalben diesmal den Schönen am Nil erzählen? dachte Regine. Von einem Röschen, dem gaben die Steine ihre Seele und die Sehnsucht nach dem Glück.

Es waren klare, warme Tage. Altweibersommer flog über die Stoppeln und hängte sich in die Brombeerranken, deren Früchte sich schon schwärzten. Es hatte sich nichts geändert hier draußen, und doch sah sich alles anders an. Das lag an ihr. Wie durch eine gläserne Wand sah sie die Dinge. Sie gehörten nicht mehr ihr. Es war nicht ihre Welt mehr.

Ich bin nur ein Gast hier und geduldet! dachte sie, denn sie lebte in Reblingshorst der Erholung und hatte keinen Teil an der Arbeit und den Pflichten wie einst. »Wir sind hier nur zu Gast,« sagte sie zu ihrem Töchterchen. »Aber es ist doch unsre Heimat.« Ja, zu Hause war sie hier. Wie hörte sie jetzt erst alle die vertrauten Töne in ihrem ganzen heimlichen Zauber! Es war, als würden sie um ihre Seele. Selbst der Pumpenschwengel drüben am Fischerhäuschen und der ferne Lokomotivenpfiff, das dumpfe Rollen auf dem Bahndamm, der am Horizont eine weite, nur von Pappeln zerstückte Kurve beschrieb.

Lange betrachtete sie das kleine Gesicht ihres Kindes, wie es nach den fallenden Lindenblättern hinüberstaunte, sich schüttelte und die Arme mit den geballten Fäusten wippen ließ.

Würde es einst sich über Prozesse gräflicher Hochstapler, Defraudanten und galanter Damen interessierter erhitzen können als die Mama?

Nein! Nein! Nein! Regine lachte auf in ihrem schönen vollen Alt und hob des Kindes Wange an die ihre. Das sollte es nicht. Das sollte es nie.

Regine suchte bewußt in ihr Kind hineinzugeben, hineintönen, hineinleuchten zu lassen, was sie selbst auf Reblingshorst empfangen hatte, was ihr ein Schatz geworden war, der nicht rosten kann, der im stillen wächst und alles, was sein Licht streift, auf seinen wahren Wert erkennen läßt.

Immer wieder, in jeder Jahreszeit, kehrte sie in Reblingshorst ein und weilte lange dort. Sich selbst schuf sie wieder kleine Pflichten und Aufgaben, und wenn ihr auf Ordnung haltender Vater, sich den Kopf kratzend, fragte: »Geht denn das bei euch immer so? Kannst du denn immer so weg von deinem Manne?«, so antwortete sie leichthin: »Er ist uns gern einmal los. Er weiß ja, wir kommen dann erträglicher wieder.«

In diesen Wochen las sie auch manches Schwere und Gedankenreiche, Bücher der Erziehung und Betrachtungen über die letzten Fragen, Bücher der Weisheit und der Erfahrung. Und sie las über das Leben der heimischen Tiere und Pflanzen, las Volkswirtschaftliches und Kulturgeschichtliches und mit Vorliebe Lebensbeschreibungen feiner und vielgeprüfter Frauen oder auch Briefwechsel von solchen. Und die Sonne von Reblingshorst machte es alles auf eine besondere Weise in ihr fruchtbar. Sie sammelte in die Scheuern für die Zeit, wo sie mit ihrem Kinde in der Riesenstadt, umtobt von Wintertrubeln oder umbrütet von Wüstenhitze, an den Vorräten würde zehren müssen. Sie sammelte Träume, Lichtes, Töne und Düfte — Düfte von Heu und Lindenblüten, von Klee und Honig, von sonnebebrütetem Flußwasser, geteerten Booten und weidenden Schafen, sammelte davon in die Bilder, die vor ihr aufstiegen, hinein. Düfte und Gerüche sind wie unvergängliche Seelen, denen die Stunde, die Situation, das Bild einen Leib gab, den sie zu ihrer Verfügung behalten, um in Zeitfernen dieses Vergängliche für jene, die es einst lebendig sahen, neu zum Dasein erwecken zu können. Mochten die dahinten ihre Seelen mit dem kultivierten Weltstadtparfüm nähren; wenn ihr Kind nichts als das empfangen hätte, wie hätte es ihr zutiefst verbunden bleiben können! Sie zweifelte ja nicht, daß auch dort innerlich reiche, herzenswarme, wahrhaft gebildete Menschen heranwuchsen, aber ihr waren es fremde Leute, die alle Dinge aus einem andern Vorrat von Farben und Gleichnissen ausstatteten, die nach andern Stimmungen, andern Genüssen verlangten, die anders urteilten und anders strebten. Ihr Kind sollte ihr eigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleiben. Mit ihm wollte sie sich wortlos in einem innersten Fühlen und Sehen verstehen.

»Horch!« machte sie mit einem dunklen, fast kampflustig aussehenden Blick, wenn der Bussard über dem Wäldchen jenseit des Flusses sein Miauen hören ließ, wenn durch Trübe und Heuduft ein Hahn fernher krähte oder ein Ackerwagen langsam unter den Kirschbäumen zu Felde knarrte. »Hör' das Fischchen, wie es plumpt! Hörst du?« flüsterte sie und erhob den Zeigefinger, während die Augen, dem Kinde zur Anregung, mitlauschten. Und wenn dieses Zeichen munterer Teilnahme gab, weil ein gelber Schmetterling über es hingegaukelt war, ein Wind durch das hohe Lindengezweig wühlte, oder in einer Sonnenbreite das Spiel der Mücken sichtbar wurde, hob sie es aus seinem Wägelchen und drückte es an sich und trug es zum Fluß, daß es gleich so fortfahre. Eine Ente schob sich langsam im Wasser vorwärts und schaufelte die grünen Wasserlinsen ein. »Sieh das Entchen, wie es schlapperschlapper macht!« raunte sie ihm zu. »Die ganze grüne Insel verzehrt es. Das hat Appetit!«

Und machte es dieser Appetit oder sonst etwas, stürmisch konnte sie dann das kleine Wesen an sich pressen: »Ja — d u bist mein Liebchen!«

Bei einer Diphtherieepidemie, die die Reichshauptstadt heimsuchte, verlor Regine ihr Töchterchen. Drei Jahre war es alt geworden, als der Tod ihm die hellen und munteren Augen zuschloß. Auf einem der von langen Häuserzeilen ummauerten Friedhöfe gab man den kleinen Leib der Erde zurück. Das kurze, flüchtige Tönchen war von dem großen immerwährenden Rauschen eingeschluckt. So ging es hinweg, nur eine junge Hoffnung, kaum ein erstes Lachen, das einem goldenen Schmetterling als seinem Spielkameraden über Wiesen nachgehüpft war.

Nach dem ersten heißen Schmerz versank Regine in eine dumpfe Mutlosigkeit. Dann, als wollte sie sich damit zur kühlen Resignation hinüberfinden, fragte sie sich einmal zweifelnd: Hätte ich es denn durchsetzen, hätte ich es mir bewahren können gegen die Stadt, gegen diese Atmosphäre, die es mit jedem Blick, jedem Wort, jedem Ton und Duft einsog? Gegen das Leben seiner Genossinnen? Gegen alles das, was die Tage ihm zugespült haben würden, verlockend und betäubend? Es wäre mir doch entglitten, wäre mir bald entwachsen. Für m i c h war es am besten — so!

Für die kleine Seele selbst freilich, der doch dies Leben eine Lust zu sein schien . . .!?

Und teilnehmender, aufmerksamer, mit einem schmerzhaft zärtlichen Wunsch zur Liebe begann sie alles das zu betrachten, was ihrem Kinde hätte bedeutsam werden können, was ihm von den sonnigen Tagen der Jugend vorenthalten war. Sie sah die jungen Mädchen — so hättest du gelacht und getollt — so du dich amüsiert — so du dich gekleidet — so du dich mit poesievollen Träumen umgeben wie mit einem Duft. Und dort hätte sie, die Mutter, eingegriffen; hier hätte Redlingshorst unvermerkt zurechtgerückt, die Umschau geklärt. Und sie betrachtete die Räume des Hauses, die Promenaden, die Kaufhäuser, die Gärten und Tennisplätze. Sie spürte den Eindrücken im Theater und bei Festlichkeiten nach und fand neue Reize darin. Sie fing an, die Weltstadt mit einer Wehmut zu umwerben — ja schon zu lieben, wie wir etwas lieben, das uns verlorengegangen ist, ehe es recht für uns zum Leben erwachte. Was aber sollte sie jetzt damit? Diese Welt, die hätte lebendig werden können, mußte tot für sie bleiben wie ihr Kind.

Und was war aus diesem selbst geworden? War es ein Nichts? Ein Staubhäufchen? Jene kleine stille Mumie mit der streng verfalteten Leidensstirn dort unter der Kirchhofserde im Kindersarg? Wenn in der Frühe das Leben emporflatterte, klagend, klein und einsam, und sich heranstahl wie auf trippelnden Schuhen und an ihr Fenster pochte, so meinte sie, die Seele ihres Kindes nahe sich ihr wieder. Es hüpfte wie ein Lachen auf sie zu, stahl sich schelmisch hinter ein andres Tönchen, lugte vor, flatterte auf, verwirbelte im wachsenden Getöse und war verschwunden.

Oh, Regine liebte die Morgenfrühe. Und doch peinigte sie jetzt wieder der Gedanke an das Wesen jener Stille, aus der jener vertraute Ton erstand, mehr noch als der an das Leben, das ihn ihr entriß.

Woher kam er? In jenen wenigen Stunden, wo jene engbrüstige Stille über der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Riesenstadt lag — so stellte sie es sich vor —, da war das Tönchen hinabgesunken tief in den dunklen Schlamm, um dort den Todesschlaf zu schlafen. Was konnte jene Tiefen decken, als ein schwerer, dunkler, toter Schlamm? Dann rief ihr Herz aufschreckend seinen Namen. Aber alles blieb still.

Und eine Sehnsucht, eine Angst befiel sie jetzt auch in Redlingshorst. Ihr war dort immer, nun irre ihr Kind mit andern wie ein aufsichtsloses, wie ein mutterloses Kind, das sich auf den Gassen Altersgenossen zugesellt, umher, um mit ihnen zu spielen. Und doch wollte niemand unter den Lärmvollen es recht beachten. Ihr war, als sei sie eine treulose, eine sorglose Mutter, als machten sich da düstere Fremde an ihr Kind heran und schleppten es mit, als finde es selber sich gar zu diesen hingezogen, weil ja sie, die Mutter, es im Stiche gelassen hatte. All jenem, dem sie sich einst so beglückt verbunden gefühlt hatte, ihm wagte sie sich nun nicht mehr hinzugeben. Eine über den Dächerklippen der Weltstadt umherirrende kleine Seele stand ihr näher, war ihr *das* andre geworden. Und dieses andre, konnte es denn ewig ihrer Welt fernbleiben?

Als ihre gütigen Großeltern auf Redlingshorst gestorben waren, da waren sie eingegangen in eine wundervolle Ruhe. Zuerst hatte Regine wohl geweint, weil sie sie nicht mehr sah und hörte, weil nicht mehr die Wärme ihrer erfahrenen Blicke und Worte sie umhütete. Dann hatte sie darüber nachgesonnen, und dabei waren die Alten ihrem Herzen immer näher und näher gerückt. Ja, sie hatte sie dann erst recht verstehen gelernt. Immer wieder war es ihr so gewesen, als hörte sie vor wichtigen Entscheidungen, in einer schwierigen oder bedeutungsvollen Lage ihre Stimmen ruhig und menschlich neben sich, wie sie sie leiteten oder die Sache in das klarste Licht rückten. Sie waren überall. Sie *lebten* — lebten, wie die alten ernsten Bäume, wie die ewigen Flußwasser als gute, allwissende Geister. Im Wispern der Linden, im Rischeln der Kornähren, im Jubilieren der Lerchen, im Wind, der oben im Blau die Wetterfahne auf dem Dache drehte und herunterrief: Habt acht! Ein Wetter kommt! — in allem hörte Regine sie. Sie wirkten fort auf der Tenne, im Stall, in der Küche, beim Säen und Pflügen, beim Heuen und bei der Ernte. Sie waren eingegangen in das immer Lebendige.

Aber an ihr Kind erhob etwas, das nicht von Ewigkeit war und nicht in Ewigkeit sein würde, einen Anspruch, als sei es ihm verschuldet für verheißene, doch ungeleistete Dienste. Und das begann sie nun doch, erschauernd, zu ahnen: das, worüber dies fremde Element hinfloß, es war nicht der Tod, den man lieben konnte wie das Leben, den sich ihre Großeltern einst herangelebt hatten; es war das Nichts. Darüberhin wälzte sich dies fahlbelichtete tosende Meer, auf dem die nach Poesie hungernden Seelen klagend hinzogen wie nach einem unbekannten Avalun.

Wäre das Leben nicht die Ausgeburt schamlosester Bosheit gewesen, wenn die Mutterliebe das Kind nicht von solcher Verdammnis hätte erlösen und ihm eine Heimat geben können?

Sie hatte mancherlei von der Fernwirkung verwandter Seelen aufeinander gelesen. In fremden Weltteilen dachte der Sohn im Sterben der Mutter, und sie fühlte seinen letzten Gruß. Ein Herz in Angst und Glut rief nach dem Geliebten, und er kam, unwiderstehlich gezogen. Mit treuer Sorge dachte ein Mensch des andern, der von ihm gezogen war, und seine Liebe riß ihn vom Abgrund zurück, drängte ihn fort vom gefährlichen Weg, zog ihn beglückenden Entscheidungen zu. Die Toten waren um die Lebenden, wie ihre Großeltern um ihre Nachkommen. Sollten nicht auch die Lebenden um die Toten sein? Sollte nicht, wie ihr Einfluß aus dem Jenseits herüber, auch der des Lebenden hinüberreichen können in ihre Welt? Wie die elektrischen Wellen hin und her den auf den Absender eingestellten Apparat finden, wo er immer sein mag, und nur auf ihn wirken, so würde der Traum, würde der Wille des einen Menschen eine ihm vertraute andre Sele erreichen. Und der reife und starke Wille würde dem unfertigen und schwachen zum Führer werden.

War sie nicht reif und stark? Und vor allem: war ihr Wollen und Sinnen nicht ganz nur auf die *eine* kleine Seele eingestellt?

Sie würde wollen. Und sie würde erreichen. Das war ein Lebenszweck.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regine ertrug die Nähe ihres allzeit zuvorkommenden, korrekten und schnell Karriere machenden Gatten nicht mehr. Sie zog sich in einer wachsenden Abneigung von ihm zurück. Als er das merkte, drängte er sich ihr in keiner Weise auf. Da faßte sie wieder einiges Vertrauen. Sie fühlte fast etwas wie ein mattes Schuldgefühl; doch konnte sie immerhin sagen, daß sie sich krank fühle. Er begriff das sofort. Er sah es ja auch schließlich selbst, wie sie zarter wurde und hinschwand, wie die schweren Flechten den feinen Kopf der hohen schlanken Frau im Schreiten ordentlich wie eine zu große Last nach hinten zogen. Ihn ärgerte Krankheit andrer im allgemeinen; aber ihr zeigte er dies nicht. Sie waren auch wohl schon zu weit voneinander abgekommen. Er machte die bekümmertste Miene von der Welt und verriet echte Sorge beim hilfreichen Überlegen, wie ihre Gesundheit wieder herzustellen sei. Der Arzt wurde zu Rate gezogen und sprach ernste und kluge Worte. Das Resultat war, daß Regine, wie sie es schon vorher gewollt hatte, auf längere Zeit nach Reblingshorst übersiedelte.

»Erhole dich nur recht in deiner alten prächtigen Heimat!« sagte ihr Gatte auf dem Bahnhof nach einem Handkuß. »Ich hoffe, die Ruhe wird deine Nerven nach alledem, was wir durchzumachen hatten, wieder kräftigen. Du lieber Gott,« — und er bekam jäh einen hinfälligen Ausdruck und strich ächzend, da der Hut die hoch emporgewachsene Stirn bedeckte, über die Augenbrauen, die ganz nervös zuckten — »auf die Dauer richtet dies Leben in den modernen Städten ja die stärksten Nerven zugrunde.« Und dann sah er zu, ob es seiner Frau auch in ihrem Abteil an nichts fehlen werde.

Daheim im ersten Stock fand Regine ein heimlich stilles Unterkommen. Leise ging es um sie, leise wie die glatten stillen Flußwasser draußen unter den Fenstern. Warm und wohlig wie sorgende Liebe glitt die vom rüstigen Schaffen in Korn und Fruchtbäumen duftende Heimatsonne durch ihr Zimmer, blitzte an den Mahagonikommoden und im Kristall der Gläser mit den Feldblumen und betastete schalkhaft die Rückentitel vertrauter Bücher. Ab und an kamen Briefe von ihrem Gatten, aus denen sie erfuhr, daß er bis über die Ohren in Geschäften stecke, daß Grützners und Schalkhofs sich aufs liebenswürdigste nach ihr erkundigt hätten, und daß er ihr anheimgebe, vielleicht selbst ein paar Worte an Geheimrätin Schalkhof zu schreiben. Im übrigen wünschte er, daß ihr die Ruhe guttäte. Im zweiten Monat stellte er sich selber in teilnehmendem Zugehörigkeitsgefühl bei ihr ein und blieb bis zum Abend. Er war so ritterlich, ruderte sie ins Schilf, sah die blauen Libellen zickzacken, ließ die grünen Wasserlinsen zu einem träumerischen Seufzer durch die Finger gleiten und wollte gar nicht wieder fort aus dem Schilf, obgleich Regine, von Erinnerungen peinlich berührt, immer wieder drängte, er möge nun weiterrudern. Als sie dann aber durch die von Nebeln überkrochenen Wiesen dem Hause zuschritten, empfand sie ein Gefühl der Beklemmung und der Niedergeschlagenheit, und sie begann sich zu tadeln, daß sie ihm da draußen in dem Leben, das auch an ihm zehrte, und das er ja vielleicht auch nur mit Widerstreben ertrug, kein besserer Kamerad hatte sein können. Aber es war ihr, sie könne nie mehr dahin zurückkehren. Es graute ihr vor der Stadt, vor dem Leben dort, vor allem, auch vor ihm.

Sie sagte, daß sie Berlin am liebsten für immer meiden würde, und er verstand sie wiederum. Er widersprach mit keinem Wort. Er strich über seine hohe Stirn und ächzte: »Ja, du lieber Gott! Erhole nur wenigstens du dich!«

Ernst reiste er wieder ab. Johann, der ihn zum Bahnhof in die Stadt gefahren hatte, erzählte später, der Herr Regierungsrat sei mit dem Herrn Justizrat Crome zusammen im Kupee nach Berlin gefahren, und er — Johann — habe bei der Gelegenheit gehört, daß sie den Bankier Dippelmann nun endlich in Amerika gefaßt hätten. Der Herr Regierungsrat sei ordentlich aufgelebt, so habe er sich darüber gefreut. Angepackt habe er den Herrn Justizrat und gerufen: »Wahrhaftig? Ist das wahr, Herr Justizrat? Wo haben Sie die Zeitung? Das wird aber die Frau Oppenheimer interessieren!« Der Dippelmann, meinte Johann, müsse doch ein Hauptkerl sein. Was er denn ausgefressen habe?

Doch Regine achtete auf solches Gerede nicht. Sie schien mit etwas Heimlichem beschäftigt zu sein, das sie voll ausfüllte und alle ihre innersten Kräfte in Anspruch nahm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn an sonnigen Herbsttagen die Blätter fielen, konnte sie wohl plötzlich lauschend in die Ferne schauen. Ein Raunen und Rauschen wie von ziehenden Scharen schien dort emporzukommen. Eine vorauseilende Welle strich schon über das Land durch die Pappeln am Horizont, näherte sich den Flußufern mit den aufgeregt wispernden Schilfhalmen, über denen die alten Linden sich entlaubten. Eines Tags würde eine solche ins Seitab streifende Welle einen kleinen Wanderer mitführen und hier landen.

Wie würden die Halme da zusammenstürmen!

Es war in ihr nicht nur ein Warten — es war nun ein Werben und Betteln, ein Ziehen und ringendes Anklammern in ihr. Und das war es, was ihr solche Gewißheit gab: es war ihr ganzes volles junges Leben dabei am Werk.

»Es ist nicht mehr dort!« nickte sie vor sich hinaus, und eine leidenschaftliche Zuversicht suchte in fernsten Fernen. »Es ist auf der Reise. Es kommt, es kommt!«

Allein ging sie durchs Feld, durch die Wiesen am Fluß. Wenn die Nebel sacht über das glitzernde Gras emporstiegen, saß sie regungslos auf einem feuchten Feldstein halbe Stunden lang und lauschte und träumte und starrte gegen den Horizont. Bis an die Knie verschlang sie der weiße Gischt.

Ein andermal ruderte sie ins Schilf, dahin, wo dieses eine Bucht ins Ufer gefressen hatte, legte die Ruder ins Boot und saß da und blickte sinnend auf die dunkle Flut, die zum Teil vom Grün der Wasserlinse wie mit einem feinen Teppich bedeckt war. Dann hob sie wohl so eine Handvoll schwimmender Pflänzchen und betrachtete sie lange. Mit den lose hängenden Wurzeln, die nirgend haften und sich eingraben, aber auch nicht trinken und essen können, die dem Pflänzchen nur einen Halt geben, schwamm es auf dem Wasserspiegel — wie eine arme kleine Seele. Und wie haftete es an ihrer Hand! Es wollte sich kaum abstreifen lassen.

Eine Entenmutter mit einer Anzahl winziger brauner Entchen kam geschwommen, und alle schaufelten eifrig ein —

Wie von einer jähen Angst gepackt, ergriff Regine die Ruder.

Und einmal saß sie am geschlossenen Fenster. Graue Wolken hingen über der Gegend, und Kühle flog durch die Lindenbäume. In der Stube war es dunkel, ob es gleich erst eben nach Mittag war.

Im Nebenzimmer ging ihr Gatte, der zu Besuch auf Reblingshorst weilte, auf Teppichen und sprach mit einem fremden Herrn, einem Nervenarzt aus der Stadt, einem leisen, vorsichtigen, hinterhaltigen Mann mit einer goldenen Brille und einem immer schmunzelnden Gesicht.

Und wie sie auf die ihr so wohlbekannte, jetzt etwas belegt klingende Stimme des Gatten lauschte und seinen eleganten, so im Wandeln am Boden klebenden Schritten nachhorchte, kroch ihr kühl und entfernend ein Fühlen ans Herz, wie seltsam unwirklich all das mit ihm Erlebte sei — so, als wäre es nur geträumt. Er war immer ernst, immer liebevoll besorgt und immer beschäftigt gewesen — immer eine Kulisse der Wohlanständigkeit vor sich selbst; war — sie wußte nicht was. Wie lange war das doch her, daß er im Schilf ihr gegenüber schweigend dem Froschgequak gelauscht hatte, und daß sie aus diesem Ineinanderschweigen ein Glück in sich hatte emporquellen fühlen! Sie wunderte sich, daß er noch lebendig sei, noch zu ihr gehörte, daß sie seinen Namen trug. Ob er des Kindes noch dachte? Ihres Kindes — das auch seins gewesen war? Er tat es wohl. Aber sie wußte nichts davon — konnte es niemals wissen. Was konnte man je vom andern wissen?

Nur ihr Kind — dies kleine neue Leben aus ihrem Leben —! Damit war es freilich etwas andres.

Seltsam! Sie hatte es gehabt und verloren — wie ihr ganzes Leben, um Reblingshorst damit voller in Besitz zu nehmen, um sich für Reblingshorst zu vertiefen.

»Du bist gar keine rechte Rebling mehr!« sagte gerade den Abend mißbilligend ihr grauköpfiger Vater. »Was haben die in Berlin bloß aus dir gemacht!«

Sie lächelte nur. »Gedulde dich nur, Vater! Ich bin nur zu sehr eine geblieben, das ist es doch wohl. Oder — ich bin in Berlin erst zu sehr eine geworden,« fügte sie leiser hinzu.

Der Gatte sah sie aus verzagten Gedanken lange und fast unwillig an. Konnte sie lächeln, wenn sie auf so Unzulässiges hinwies? Dort erst eine geworden? Und zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr?! Wo er ihr doch jeden Wunsch von den Augen abgesehen hatte!

»Weiß der Himmel!« ächzte er. »Vom guten Willen hängt freilich alles ab. Das ist es wohl.«

Langsam strich er dazu über seine hohe Stirn und wandte sich resigniert und bitter weg. —

Die Dorfglocke hinter den Buchenknicks begann zu läuten. Regine dachte an ihren Hochzeitstag, und wieder lächelte sie.

Sie ahnten es ja nicht, daß jenes Seelchen, das erst die heimlichste Schatzkammer für sie erschlossen hatte, um daraus Redlingshorst hochzeitlich zu schmücken, nun seine feste Richtung genommen hatte, die seligste Feier einzuleiten. Sie aber behielt unter all den zahllosen vertrauten Tönen, die sich hier draußen wie zu einem feinen bunten Muster kreuzten, daß sich die Seele in dies Gewebe freudig hüllen konnte, dauernd nur den einen im Herzen. Er glitt über Landbreiten im Sonnenstrom wie ein wandernder gelber Schmetterling im Wind, sank bald hinab zwischen Bäume und stille Höfe, hob sich dann wieder. Ja, einmal war ihr schon gewesen, als glitte er am Horizont nieder hinter das hohe Kraut einer Spargelpflanzung und nähere sich dem Fluß, der schwer und langsam durch flache Wiesen heranstrich — verstecke sich gar schon lustig zwischen die Uferbinsen.

Sie sah dahin — sie zwinkerte durch die Lider. Wenn es dort an den schmalen Brettersteg glitte, daß die kleinen Entchen die neugierigen Hälse reckten — dann über die Wiesen hüpfte, auf der niedriger Nebel lag wie eine wollige weiße Decke — ein Trippeln über schwanken Grund — ein Sprung —!

War das noch Traum? Nur noch Hoffen?

Jetzt auf den Wellen der Glocken, die einst ihren Hochzeitstag überläutet hatten, kam es wahrhaftig über die abendlichen Koppeln, auf denen das gelbe Korn in Hocken stand, über die lila Kohlgärten herangeglitten — so jäh — so jubelnd, daß Regine mit einem kleinen Schrei aus dem Sessel hochfuhr und beide Arme ausbreitete.

»Du — du Wildfang, du —!«

Die Mutter Redling war auf lautlosen Schuhen hereingeglitten und neigte sich erschreckt über die Tochter, die da in süßer Blässe mit einem unbeschreiblich verzückten Ausdruck leuchtenden Auges in den Lehnen lag — regungslos.

In Angst rief die alte Frau nach Mann und Dienstboten.

Auch der Gatte eilte voll Bestürzung herbei.

Ganz leise sank Reginens Kopf tief und tiefer in den Nacken an der Mutter Brust. Die noch immer weit offenen Augen hatten schnell ihren Glanz verloren. Der Mund lächelte fort. Aber sie war tot.

»Ein Herzschlag!« sagte der Arzt. —

Schon vor Jahren hatte Regine ihrem Manne das Versprechen abgenommen, daß sie auf dem kleinen Dorffriedhof ihrer Heimat begraben würde, und daß man nach ihrem Tode auch die Leiche ihres Kindes dahin überführe. Wie sie es gewünscht hatte, so wurde es getan. Zwischen Feldern, Knicks und Obstbäumen schläft sie mit ihrem Kinde. Leise tanzen die weißen Winden durch die Tannenhecken, und wenn die alten Linden über dem Hof ihre Blätter schütteln, im Schilf das Quarren und Flöten einer Rohrdrossel klingt, ein Fischchen mit leichtem Plumps über das treibende Flußwasser emporspringt, dann ist es, als wache im Wind ein Flüstern auf: »Horch! Hörst du das Fischchen?«

Das sind die Geister von Redlingshorst.

Der Dorfschullehrer

In des Schulmeisters Garten
Blühen die Levkoien,
Astern und Sonnenrosen
Prangen in bunten Reihen.

Aus des Schulmeisters Stube
Singt eine Violine,
Über die sonnigen Fluren
Schwebt ihre sehnende Stimme.

Und des Schulmeisters Seele
Geht in der Welt spazieren,
Fährt durch Städte und Länder
In einer Kutsche zu vieren.

G. Reck

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschlands dreifache Kriegsrüstung

Von Prof. Dr. jur. et phil. Friedrich Lenz

Das Jahr des Wehrbeitrages und der Erinnerung an 1813 hat die militärische Tradition und Grundlage auch des wirtschaftlichen Lebens erneut dem öffentlichen Bewußtsein eingeprägt, und die politische Weltlage scheint fortdauernd geeignet, die Gedanken mehr als vordem auf Krieg und Kriegsgeschrei zu richten. Bleibt doch die Erhebung der Balkanvölker und ihre voraussehbare Rückwirkung auf das osteuropäische Gleichgewicht in aller Munde; weniger geläufig freilich ist uns, daß die gepriesene Friedenssymphonie des europäischen Konzerts dem Wirtschaftsleben unsers Freundes und Nachbarn Österreich-Ungarn Einbußen gebracht hat, wie sie sonst nur ein verlorener Feldzug zeitigt. Wir bewundern die nationale Selbstzucht, mit der mitten im Frieden Frankreich seine Söhne auf fast drei Jahre der Wehrpflicht unterstellt, und müssen uns doch fragen, ob dieser Ausfall von 2 % der männlichen Erwerbstätigen den Gang der französischen Produktion nicht weiterhin verlangsamt. Um so mehr, als Rußland die finanzielle Kraft des Bundesgenossen ausnutzt zum Bau strategischer Bahnen sowie zur Bildung neuer Armeekorps an seiner Westgrenze und ihm so stets weitere Milliarden werbender Anlage entzieht, während unser Heeresaufwand doch im Lande bleibt und Frucht trägt. England endlich gibt zwar im Rahmen seines Budgets für Heer und Flotte kaum mehr aus als wir, ist aber zufolge seiner insularen Lage auf die Beherrschung der maritimen Zufuhrwege angewiesen und antwortet daher von Haus aus auf jede Verschiebung der militärischen Gewichtverteilung mit besonderer Empfindlichkeit.

Die kleineren Staaten können, gleich den britischen Dominions und sogar den Anwohnern der Südsee, sich in solchen Zeiten nicht verhehlen, daß der Strom des Weltgeschehens ihre Küsten mit berührt. Kopenhagen wie Konstantinopel sind Plätze von strategischer Bedeutung in den Händen selbst der friedfertigsten Besitzer. Schwedens Hauptstadt hört den Donner russischer Geschütze von den nahen Alandsinseln, Schwedens Erze liegen der finnischen Grenze näher als Berlin der Ostsee, und Norwegen sieht durch die verkehrstechnische Russifizierung Finnlands ein weiteres Stück des skandinavischen Kulturbereichs im eisfreien Norden unmittelbar gefährdet. Holland war seit jeher Wächter der Scheldemündung und Antwerpens, der alte Handelsneid hat in der Befestigung von Vlissingen aufs neue militärische Bedeutsamkeit gewonnen. Wogegen Belgien, wie Rußland, unsrer Volkswirtschaft direkten Bahnanschluß aus Rücksicht auf den Kriegsfall möglichst vorenthält.

So trägt jene naturgegebene Bedingtheit jeder wirtschaftlichen Tätigkeit durch Krieg und Politik ein Moment der Unruhe in sich, das zwar noch nicht katastrophal gewirkt hat und mehr gleich Wetterleuchten die Gefahr andeutet, aber unverkennbar beschattet heute die Furcht vor einem Weltenbrande die Gefilde unsrer Arbeit und lenkt jedes Auge auf die allgemeine Konstellation, über den engen täglichen Arbeitsbezirk empor. Nach 43 Jahren ist der unbedingte Glaube an die Segnungen des Friedens eine Frucht des Fleißes, der diesen Segen in Reichtum umgesetzt hat; ähnliche Epochen zeigen ähnliche Erscheinungen. Die Friedenssehnsucht unsrer Besten schloß vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zum Niederbruch bei Jena gleichfalls 43 Jahre ein; der wirtschaftlichen Blüte folgte die Absperrung Norddeutschlands und seine politische Umgestaltung durch Napoleon. Der Wiener Kongreß gab Mitteleuropa eine gleiche Ruhepause bis zum Jahre 1859, dem Beginn der italienisch-deutschen Einheitskämpfe; der Kampf mit Österreich entschied zugleich den inneren Ausbau unsrer Verfassung, wirtschaftlich war nächst der Kriegsentschädigung von 1871 der Sezessionskrieg mit der Baumwollhungersnot das Hauptereignis dieser neuen Kriegsperiode. Wer vermag heute zu sagen, ob und wann die Schicksalsstunde eines solchen Zyklus wiederum uns schlagen wird? Wir können niemals irgendeinen Krieg uns wünschen, wir wollen für die nächste Zeit nicht an sein Kommen glauben, jedoch wir müssen uns heute schon für ihn wappnen.

Die *militärischen* Voraussetzungen und Formen eines künftigen Kampfes sind uns in ihren Grundzügen wenigstens geläufig. Daß Krieg und *Politik* zusammenhängen, daß jener eine völkerrechtlich geordnete Äußerung jedes Staatslebens und ein Mittel jeder Staatskunst darstellt, ist gleichfalls allgemein bekannt, wird höchstens im Prinzip von »Pazifisten« abgeleugnet. Immerhin erhellt der Einfluß des Krieges auf die *innere* Politik viel weniger als sein Zusammenhang mit allen Fragen der *äußeren* Staatslenkung; manche sehen in den inneren Kämpfen die Triebkraft auch der äußeren Politik, andre finden den Kernpunkt staatlichen Lebens in der Selbstbehauptung und Entfaltung wider äußere Feinde. Sehen wir zunächst, wer hierin recht hat!

In jedem Falle gehört der Wille und die Fähigkeit zur Selbstbehauptung zum Wesen wie des Mannes so des Staates. Verfangen einmal die gewohnten Mittel friedlicher Verhandlung und Vermittlung nicht, so greift ein Staat zu den halbkriegerischen Maßnahmen einer Flottendemonstration oder teilweiser Mobilmachung, er interveniert oder erläßt ein Ultimatum. Fehlt das Vermögen, eine derartige

Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Pression zu üben oder abzuwehren, dann bleibt ein solcher Staat auf Protektion und gegenseitige Eifersucht der »Mächte« angewiesen. Kolumbien sieht den Isthmus von Panama absplittern, Portugal sein Kolonialreich, Persien sich selbst aufgehen in Interessensphären, Korea wie Marokko werden Kolonien, sobald die Interessenten sich geeinigt haben. Mit der Fähigkeit, Krieg zu führen, entbehren Länder wie Afghanistan und Kuba des Rechts auf eine eigne äußere Politik. Wenngleich das Attribut der Souveränität selbst Liechtenstein verblieben ist; aber der »Kriegszustand«, in dem dies Ländchen sich seit 1866 mit dem Deutschen Reich befindet, zeigt schon, wie der Begriff des Staates in solchen Bildungen verzerrt wird, daß er nicht in dem Kopieren innerstaatlicher Einrichtungen gelegen ist, sondern allein in dem auf Macht gebauten Vermögen zur Selbstbehauptung und zur Selbstentfaltung der nationalen Staatspersönlichkeit durch Krieg und Frieden.

Ein Blick auf unsre Verfassung lehrt, daß diese grundlegende Funktion des Krieges und der äußeren Politik den Bau des Reiches ihrerseits bestimmt. Die Leitung aller auswärtigen Angelegenheiten gebührt dem Kaiser als Repräsentanten des Reiches und Träger der Kommandogewalt; ihm, nicht den Einzelstaaten oder dem Volke, liegt es ob, Ehre und Interesse des Deutschen Reiches in der Welt zu wahren und zu mehren. Hier ist die Grenze auch jeder noch gesunden Demokratie: die Leitung des englischen Weltreiches folgt vom Parteienwechsel unabhängigen Richtlinien, der Präsident der Vereinigten Staaten erklärt den Krieg und ist Oberbefehlshaber über Heer und Flotte; die Verkettung des Krieges mit der äußeren Politik setzt eben jedem parlamentarischen Ehrgeiz Schranken, die ohne Schaden für das Ganze nicht zu durchbrechen sind. Sieht die Leitung unsrer auswärtigen Angelegenheiten sich zur friedlichen Durchsetzung ihrer Aufgabe außerstande, dann erfolgt die Durchführung des Kampfes losgelöst von jeder innerpolitischen Hemmung; jedes entgegenstehende Recht der Gliedstaaten oder Zivilbehörden kommt zum Schweigen, ja, schon im Frieden ressortiert der preußische Kriegsminister unmittelbar vom Könige. So steht mit Fug in unserm Erinnern Moltke neben Bismarck; wenn schon die militärischen Operationen in ihrer Gesamtheit immer Mittel der politischen Zwecksetzung bleiben. Die Mitwirkung des Reichstags ist unentbehrlich, soweit die finanzielle Ausstattung des Kampfes sowie sein sonstiger Niederschlag in der Gesetzgebung in Frage kommt, dagegen gebührt der Volksvertretung hinsichtlich der Geschehnisse selbst nur die übliche rückschauende Kritik; weigert die Mehrheit ihre Mitarbeit oder sucht sie dabei auf die Führung des Krieges und der äußeren Politik bestimmenden Einfluß zu gewinnen, so wird der rasche Gang der Weltbegebenheiten wahrscheinlich über sie hinwegschreiten; hat doch auch Bismarck den Entscheidungskampf mit Österreich begonnen, getragen von dem denkbar stärksten Mißtrauen der öffentlichen Meinung und des Parlaments.

Eine unabhängige, von den gesetzlichen Grundlagen vorübergehend sogar losgelöste Staatskunst wird für den Frieden immerhin geringere Gefahr bedeuten als irgendeine innerpolitischen Rücksichten und Stimmungen unterworfene Parlamentsherrschaft. Die Schwere des modernen Krieges wiegt doppelt in der Hand des Einzelnen, der nicht absehbare Rückschlag eines unglücklichen Feldzuges auf die inneren Verhältnisse hemmt gleichfalls jede Kampflust. Ward doch schon 1806 ein radikales Aufbegehren zum Vorspiel der Reformzeit; und wie die bewußte Lenkung des »Volkswillens« auf kongeniale Ziele heute die innerliche Voraussetzung jedes nationalen Erfolges in der Weltpolitik darstellt, so hat schon Bismarck die tiefere Fühlung mit dem deutschen Volksgeist und seinen Anliegen selbst in den Jahren des Konflikts niemals eingebüßt. Die äußere Politik macht somit den Wesensinhalt jedes Staates aus, sie zwingt sämtliche Faktoren der inneren Politik auch gegen ihren Willen in den Bann staatlicher Notwendigkeit.

Unser Interesse wendet sich zwar, Deutschlands Vergangenheit gemäß, der inneren Politik mehr als ersprießlich zu; aber die Parteibewegung selbst steht bei näherem Hinsehen unverkennbar unter dem Gesetz der großen Politik. Wenngleich die Entstehung der Parteien, etwa der Nationalliberalen 1867 oder des Zentrums 1871, seltener kriegerischen Anlässen das Leben dankt, so unterliegt um so mehr Maß und Dauer ihrer Macht den Fügungen der hohen Politik; der österreichisch-ungarische Ausgleich 1867 oder das Schicksal unsers Freisinns von 1866 ab ist dafür Zeuge. Ein künftiger Krieg könnte alle jetzigen Parteischablonen nicht weniger rasch veralten lassen! Schon die bleibende Möglichkeit des Krieges hat die Zuverlässigkeit des Zentrums wie des Freisinns in Heeresfragen großgezogen, hat sogar einem Bebel Konzessionen abgenötigt, unabhängig von dem Erfolg und Nichterfolg ihrer sonstigen Bestrebungen. In Rußland bis zur dritten Duma, in Schweden 1914 eine Neugestaltung der Parteiverhältnisse, in Großbritannien eine Krisis der kaum begonnenen Reformära, in Frankreich Furcht der Machthaber vor jeder kriegerischen Erschütterung der Republik, in Österreich-Ungarn vielleicht eine Beugung des Nationalitätenhaders unter die balkanische und russische Gefahr — wohin wir blicken, auch im Ausland sind Krieg und Kriegsgefahr Richter in dem verwirrten Streit der Parteien.

Wie freilich das Wechselspiel der Kräfte sich entwirren mag, wie Kraft und Unkraft sich in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sieg und Niederlage scheiden, das bleibt den Zuschauern und meist selbst den Schauspielern des Welttheaters bis zum Augenblick der Katastrophe hin verborgen; wir sollen nur und müssen eins: uns auf die Möglichkeit bewaffneter Konflikte nach besten Kräften vorbereiten, d. h. die Vorbereitung planmäßig *organisieren* auf allen in Betracht zu ziehenden Gebieten! Es geschieht zunächst in *Heer* und *Flotte*, den unmittelbaren Trägern jedes kriegerischen Machtwillens. Jeder Soldat kennt schon im Frieden Ort und Zeit seiner Gestellung, jeder Eisenbahntransport wird jährlich auf dem Kriegsfahrplan verzeichnet, der Proviant für die Besatzung unsrer Festungen liegt bereit, besondere Gesetze und Gerichte regeln das militärische Getriebe. Die *diplomatische* Bereitschaft ist gleichfalls, soweit es mit äußerlichen Mitteln möglich scheint, gegeben; ihr dient der Apparat des Auswärtigen Amts und der Gesandten, das Völkerrecht umfaßt die Ordnung auch des Kriegszustandes. Selbst der inneren Politik, die unter Sieg und Niederlage so ganz verschieden sich gestalten mag, geben Verfassung und Gesetze einen Anhalt für die Verteilung der Funktionen im Kriegsfall zwischen Kaiser, Bundesrat, Reichstag und Militärverwaltung; sollte innerer Kampf aufflammen, so bieten dem Äußersten gegenüber Notgesetze und Belagerungszustand Handhaben zur Wahrung des Bestehenden.

Allein die dritte, die *wirtschaftliche* Seite der modernen Kriegsbereitschaft entbehrt noch einer plangemäßen Organisation. Und doch spricht nichts dafür, daß gerade die ökonomischen Bedingungen des Erfolges sich, anders als die militärischen und die politischen, improvisieren ließen. Zwar regelt ein Gesetz die sog. Kriegslieferungen, das sind die Leistungen der Zivilbevölkerung an Lebensmitteln, Futter, Pferden, Wagen und Quartier. Jedoch die Völkerkämpfe unsrer Tage beschränken sich ja nicht auf jene 8 bis 10 Millionen Deutsche, die als Verteidiger und deren Angehörige unmittelbar betroffen werden, vielmehr ergreift ein solcher Krieg die 70 Millionen unsers Volkes in der Gesamtheit ihrer Lebensäußerungen.

Zunächst gehören bestimmte Hemmungen im Erwerbsleben zu den typischen Voraussetzungen, Begleiterscheinungen und Folgen des modernen Krieges. Die Einwohner der Grenzbezirke und Grenzfestungen werden vom Wirtschaftskörper abgesperrt, der Bahnverkehr wird auch im Binnenlande vierzehn Tage völlig unterbunden. Während die sog. Kriegsindustrien mit Überstunden arbeiten, stockt die Zufuhr und der Absatz auf dem heimischen Markt, wird die Ausfuhr in das neutrale Ausland nach Möglichkeit forciert. Der Staatshaushalt hat zwischen Steuern und Anleihen die aufgezwungene Wahl zu treffen, der vorm und beim Kriegsausbruch allgemeinen Panik folgt eine Periode der geschäftlichen Entspannung, bis Invasion und Friedensschluß die ökonomische Liquidation des Kampfes dem Besiegten auferlegen.

Aber welchen Umfang auch diese wirtschaftlichen Verluste und Verschiebungen bei jeder Partei nach ihrer Kriegslage annehmen mögen, ein Moment, das aus der natürlichen Beschaffenheit Mitteleuropas folgt, läßt sich von vornherein mit aller Deutlichkeit erkennen und in die wirtschaftliche Bilanz des Zukunftskampfes mit Sicherheit vorweg einstellen; zählt es auch zu unsern Ungunsten, so ist doch jede Vogelstraußpolitik in einer solchen Angelegenheit verwerflich, jedes Geheimhalten offensichtlicher Tatsachen durch die Natur der Dinge ausgeschlossen. *Unser Wirtschaftsleben wird durch den Zukunftskrieg empfindlicher getroffen als jenes unsrer Gegner, und diese Inferiorität wird durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn nur verstärkt.* Ein Blick auf irgendeine Landkarte oder in ein statistisches Handbuch genügt, dies zu bestätigen.

Frankreich, das erst die Minderzahl seiner Bewohner in die Industrie entsendet, sieht bis auf weiteres die Häfen am Atlantik durch Großbritannien geschützt; die eigne Flotte deckt Marseille, das vier Zehntel seines Gesamthandels vermittelt und dem in Suez und Gibraltar England wiederum die Tore offenhält. *Großbritannien* selbst verliert vorübergehend im Kriege ein Zehntel seines Außenhandels, das sonst auf uns und Österreich-Ungarn kam, kann dafür aber an einem Teil des deutschen Überseeexports Entschädigung suchen. *Rußland*, das über die Ostsee und das Schwarze Meer meistens agrarische Produkte exportiert, hat darum an der Offenhaltung beider Meere ein Interesse, doch bringen nur die Westprovinzen ein Ausfuhrplus, das weitere Innere und der Osten bleiben unberührt; dadurch wird auch sein Handel mit dem Deutschen Reich modifiziert, der in der Einfuhr fast die Hälfte, in der Ausfuhr knapp ein Drittel des Gesamtwertes ausmacht. Im Gegensatz zu Rußland sieht *Österreich-Ungarn* drei Viertel seiner Grenzen dem Kriege ausgesetzt und seine Häfen, gleich unserm Hamburg, mit wenigen Schiffen leicht hermetisch abgeschlossen; bei seiner gleich Rußland überwiegend agrarischen Struktur fehlt ihm der Vorzug nationaler Einheit. *Deutschland* ist nächst England die am stärksten industrialisierte Großmacht in der Welt, jedoch in vollem Gegensatz zu jenem maritim durch den Kanal und die Hebriden vom Ozean getrennt, dessen Beherrscherin damit drei Viertel unsers Eigenhandels in der Hand hält. *Holland* wie *Belgien*, über deren Häfen ein unsichtbares weiteres

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Viktor Schramm: Junges Mädchen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Drittel unsrer Ein- und Ausfuhr geht, sind mit uns in der gleichen Lage. Kriegswirtschaftlich bleibt die Gefährdung seiner ausgedehnten Landgrenze, die Einkorkung seiner wenigen Meeresbuchten der gemeinsame naturgegebene Nachteil des mitteleuropäischen Mächtekonzerns.

Für Deutschland verschärft sich dieser Mißstand durch die örtliche Lagerung wichtiger Erz- und Kohlevorkommen. Oberschlesien sowohl wie der Saarbezirk und Elsaß-Lothringen liegen im Gefahrbereich feindlichen Einbruchs, teilweise im Aufmarschgelände unsrer Armeen. Stockt hier die Produktion, so an der Ruhr der Absatz des Roheisens, das zur Hälfte sonst ins Ausland geht und auf die Zufuhr fremder Mischsorten angewiesen bleibt. Österreich-Ungarn, dessen Außenhandel zu vier Zehnteln auf uns kommt, kann doch nur mit Braunkohle unsern Markt versorgen. Befindet sich die Rohstoffbasis einer Industrie außerhalb Mitteleuropas, wie bei der Baumwolle, dann hemmt eine Blockade völlig jeden Fortgang. Unsern Gegnern Frankreich und Rußland könnte selbst die stärkste Invasion nicht ähnliche Bedrängnis bringen!

Die Geschichte der letzten vierzig Jahre hat die Schatten auf dem Bilde der wirtschaftlichen Kriegsgefahr vertieft. Absatz für 300 000 gewerbliche Unternehmungen, Verpflegung für 30 Millionen Städter will täglich neu beschafft sein. Unsre Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen stieg in einem halben Jahrhundert auf das 26fache, der Export von Fabrikaten auf das 7½fache, indem die Volkszahl sich verdoppelte. Dabei hat die Bevölkerungsdichte auf dem Lande abgenommen, nur die Polen haben sich vermehrt; über die Hälfte der Wanderarbeiter wie des ausländischen Brotgetreides kommt uns aus Rußland, so daß wir jegliche Pression und jede Dardanellensperre schon im Frieden unliebsam empfinden müssen. Österreich kann weder mit Getreide noch mit Galiziern aushelfen; hingegen hat seine Textilindustrie den deutschen Markt während der Balkankrisis absatzsuchend überschwemmt. Schließlich ist die Finanzkraft der zentraleuropäischen Mächte zwar seit der Reichsgründung auch relativ gewachsen, wie die Unabhängigkeit des deutschen Geldmarktes von Paris und London seit der Marokkokrisis fortgesetzt beweist, aber verglichen mit dem Reichtum an beweglichem Kapital und der Konzentration des Goldvorrats bei unsern Nachbarn fordert unser junger wirtschaftlicher Aufschwung eine viel stärkere Anspannung des heimischen Kredits. In den Staatsbanken Deutschlands und Österreich-Ungarns lagern etwa drei Milliarden Mark gegen sieben in St. Petersburg, Paris und London. Österreich mußte für beinahe 7 v. H. Zinsen in Neuyork Schatzscheine unterbringen, weil es bei seinem Kapitalbedarf von den Ententemächten boykottiert wird, während Frankreichs und Englands Renten zu gleicher Zeit mit dreiprozentiger Verzinsung Käufer fanden. Möge es dem Präsidenten Havenstein gelingen, die Reichsbank zu einer der russischen Kollegin ebenbürtigen Stütze der deutschen Kriegsbereitschaft auszubauen und unsern Geldmarkt vor übermächtigen Erwerbsansprüchen zu bewahren; möge auch der deutsche Kapitalmarkt in absehbarer Zeit ein dem Pariser gleiches Zentrum finanzieller Auslandspolitik werden!

Unser aller Pflicht ist es, schon im Interesse des Friedens, die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft Deutschlands systematisch zu vervollkommnen. Unsre unveränderliche Lage als Herzstück Europas sowie die wachsende Reife unsrer ökonomischen Entwicklung verstärken vereint von Jahr zu Jahr das Mißverhältnis zwischen der weltwirtschaftlichen Verflechtung und der kriegswirtschaftlichen Isolierung Deutschlands. Ihm entgegenzuwirken, heißt uns auf unsre eigne Kraft verweisen; denn wo fänden wir außer Österreich-Ungarn Bundesgenossen, mit deren auch nur militärisch zuverlässiger Hilfe wir heute rechnen dürften? Italiens Volkswirtschaft inmitten des eingestöpselten Mittelmeers ist mit der langen Küstenlinie jedem Druck feindlicher Seemacht preisgegeben, seine Bundestreue unterliegt also einer schweren ökonomischen Belastung; England-Frankreich wie Deutschland und Österreich liefern ihm im Frieden je ein Viertel seines Außenhandels. Rumäniens Freundschaft würde den Weg der unteren Donau unter die Kontrolle Zentraleuropas bringen; ein Zehntel unsrer Weizeneinfuhr sowie ein Fünftel unsers Petroleumbedarfs vermöchten wir auf dieser ausbaufähigen Wasserstraße zu beziehen. Sollte das Land Karols I. dem mitteleuropäischen Mächtekonzern nicht mehr zugehören, dann wäre dies für ihn der ernsthafteste Verlust der letzten Jahre, demgegenüber das neue Fürstentum Albanien kriegswirtschaftlich nur eine Spielerei bedeutet. Unser nördlicher Nachbar Schweden würde uns, wie schon im Frieden, mit einem Drittel unsers Erzbedarfs versehen können, sobald seine und unsre Flotte von Kronstadt bis zum Sund gebietet.

Doch, ständen auch alle diese Staaten so fest zu uns, wie sie es heute nicht tun, sie gäben zusammen doch erst wenig über ein Zehntel unsers Außenhandels; die militärische Verbesserung unsrer Position durch sie wöge gewiß schwerer. Immerhin, mag selbst die Dauer des Zukunftskrieges ein halbes Jahr nicht überschreiten, der Pflicht kriegswirtschaftlicher Vorbereitung sind wir in keinem Fall enthoben; wie reichten Vorräte und Läger auch nur für einen solchen Zeitraum aus, wo England auszuhungern das Werk weniger Tage sein kann, wo wir die für uns günstigste Zeit des Kriegsausbruches mit Rücksicht auf die Ernte zu bestimmen außer-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stande sind? Gehörte schon vor zwei Jahrhunderten Geld und nochmals Geld zum Kämpfen, während im übrigen die Armeen aus den Magazinen und vom Lande lebten, um wieviel mehr bedarf es heute eines systematischen Studiums der Kriegswirtschaft, wo neben dem erweiterten Problem der Geldbeschaffung die Fragen der Arbeitskraft und der Naturkräfte, der Rohstoffe und Lebensmitel ebenbürtig stehen, wo nicht bloß wenige Zehntausende und ein paar Dutzend Quadratmeilen den Kriegsschauplatz abgeben, sondern Europas Volks- und Weltwirtschaft in eins Staffage und Kulisse des Zukunftskampfes bildet!

Wie im Hinblick auf die sämtlichen hier angedeuteten Gesichtspunkte die Zusammensetzung und Funktion eines kriegswirtschaftlichen Generalstabes — für den Geheimrat Rießer (Berlin) und Senator Possehl (Lübeck) zuerst öffentlich eingetreten sind — beschaffen sein müßte, auf welchen Gebieten und unter welchen Voraussetzungen er seine Arbeit aufzunehmen hätte, entzieht sich öffentlicher Erörterung und entbehrt vorläufig der Aktualität. Nur so viel sei bemerkt, daß bislang verschiedene militärische und Zivilbehörden einige Teilgebiete für sich in Angriff nehmen; eine Konzentration der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung nach Art derjenigen in Heer und Flotte verbietet sich zwar angesichts der geringeren Organisationsmöglichkeit auf ökonomischem Gebiet, allein der innere Zusammenhang des modernen Wirtschaftslebens sowie die Einheitlichkeit aller kriegswirtschaftlichen Operationen weisen anderseits auf ein Zusammenfassen hin, für das ein Reichsamt oder das Reichskanzleramt die gegebene zentrale Stelle ist.

Jedes weitere Vorgehen auf kriegswirtschaftlichem Gebiet wird, wenn das Gesagte richtig ist, sich der folgenden Erwägung unterstellen lassen:

Der Krieg ist Wesensbestandteil und Lebensprobe jedes Staates. Wir, deren Staat und Reich durch ihn geschaffen worden, haben doppelt Anlaß, dessen eingedenk zu bleiben.

In jedem Krieg ist Deutschlands wirtschaftliche Lage ungünstiger als die der Gegner. Dieser Nachteil wird durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn noch verstärkt. Ihr entgegenzuwirken gibt es drei Möglichkeiten:

1. Direkt läßt unsre wirtschaftliche Kriegsbereitschaft sich verbessern durch Studium und Organisation ihrer konkreten Bedingungen. Praktisch geschieht dies durch den jetzigen Leiter unsrer Reichsbank, theoretisch durch einen künftigen »kriegswirtschaftlichen Generalstab«. Aber die geringe Organisationsfähigkeit der modernen Volks- und Weltwirtschaft sowie die Unabänderlichkeit unsrer natürlichen Wirtschaftslage vereitelt einen Ausgleich. Daher bedarf es gleichzeitig

2. indirekter Kompensationen, um so mehr als Deutschlands wachsende weltwirtschaftliche Verflechtung den Nachteil seiner kriegerischen Isolierung automatisch steigert. In Betracht kommt

a) eine Stärkung unsrer militärischen Bereitschaft. Sie wird aber bereits beansprucht durch das fortwährende Wachstum der gegnerischen Heeresstärken, das uns im Zukunftskriege der alten Überlegenheit der Zahl beraubt. Allerdings kann der Geist der Truppen und ihrer Führung einen gewissen Mangel an Zahl gutmachen, auch den Kampf über die Grenze tragen und so die heimische Volkswirtschaft entlasten. Insofern bieten Heer und Flotte die freiere und schärfere Waffe, während jede rein wirtschaftliche Maßnahme nur Schutzwehr für Angriff und Verteidigung bleibt. Doch selbst das beste Heer ist sieglos und vollends jede wirtschaftliche Rüstung muß versagen, sobald die diplomatische Kriegsvorbereitung mißlungen ist und eine übermächtige Koalition überraschend sich zusammenzieht. Darum ist

b) die politische Bereitschaft noch wirksamer als die militärische. Denn sie ist unter den dreien die variabelste, an wirtschaftliche Kraft und militärisches Vermögen am wenigsten gebundene Kunst des Möglichen; nur eine geschickte Diplomatie vermag den militärischen und wirtschaftlichen Vorteil der Offensive zu behaupten und unserm »europäischen Reich der Mitte« jenes Bündnis der Nachbarn fernzuhalten, dem unter gänzlich andern Verhältnissen im Bunde mit England Friedrich der Große zwar getrotzt hat, das zu vermeiden aber der Triumph Bismarckischer Staatskunst und die Voraussetzung des Reichsbaues gewesen ist.

Staaten werden durch die Kräfte erhalten, welche sie geschaffen haben. Ruht die Sicherheit des Reiches auf der Wahrung jener Bismarckischen Voraussetzung, hat die wirtschaftliche Lage Deutschlands während eines Zukunftskampfes sich zufolge eben seines wirtschaftlichen Aufsteigens fortschreitend verschlechtert, nimmt das militärische Wachstum unsrer Nachbarn uns die 1813 wie noch 1870 vorhandene Überlegenheit der Zahl, dann bedürfen wir vor allem andern in Wahrheit eines Hauches Bismarckischen Geistes in unsrer äußeren Politik.

»Bereitsein ist alles.« Doch nicht im Sinne eines passiven Gerüstetseins, eines Annehmens der von andern gestellten Kampfbedingungen, sondern als aktive Lebensformung, als zuträglichste Gestaltung der seelischen wie der politischen Verfassung unsers Volkes. Eignes Fortschreiten auf uns gewiesener Bahn verbürgt allein die wirtschaftliche Blüte wie den kriegerischen Ruhm des deutschen Volkes!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eckenschrift und Deutschtum

Von Prof. Dr. Otto Behaghel (Gießen)

Vor einiger Zeit schien es so, als ob der Reichstag nahe daran sei, einen Beschluß zugunsten der Rundschrift, der sogenannten Lateinschrift oder Antiqua, zu fassen. Es ist anders gekommen. Im letzten Augenblick erhob sich eine starke Gegenbewegung, bei der zu einem Teil das berechtigte Empfinden mitwirkte, daß bei derartigen Dingen man nicht mit gesetzgeberischen Maßnahmen eingreifen dürfe, sondern die Entscheidung dem freien Spiel der Kräfte überlassen müsse. Zum Teil aber hat unleugbar in der letzten Zeit die Begeisterung für die »nationale« Schrift neue Nahrung gefunden. Insbesondere sucht sich neuerdings die Behauptung geltend zu machen, daß sich die Eckenschrift in hervorragendem Maße den Besonderheiten unsrer Sprache angepaßt habe. Einen starken Anteil an dem Zustandekommen dieser Meinung scheint eine Schrift von Gustav Rupprecht zu haben über »Das Kleid der deutschen Sprache«, die bereits in fünfter Auflage erscheint.

Ich habe nun keineswegs die Absicht, die ganze Frage mit jedem Für und Wider hier zu erörtern. Ich möchte nur an einem Beispiel zeigen, daß man auf seiner Hut sein muß gegenüber Gründen, wie sie hier vorgebracht werden. Rupprecht stellt u. a. Beispiele zusammen, in denen die Antiqua das Verständnis erschweren soll, in denen es bei dieser Art des Schreibens zweifelhaft sein soll, ob das eine Wort oder das andre vorliege. Hier begeht Rupprecht zunächst einen Fehler, wie ihn die alten Grammatiker begingen, wenn sie es etwa für nötig hielten, die L e r c h e, den Vogel, und die L ä r c h e, den Baum, in der Schreibung voneinander zu scheiden: als ob jemand auf den Gedanken kommen könnte, daß die Lärche fliegt und die Lerche frisches Grün bekommt. Die Wörter stehen nur in der Grammatik und im Wörterbuch oder bei Rupprecht für sich allein; sonst erscheinen sie im Zusammenhang der Rede. Und ich möchte den Satz sehen, in dem es, wie Rupprecht will, zweifelhaft sein kann, ob Vereinsamt »Vereins-Amt« oder »vereinsamt« bedeutet, ob Windeseile »Winde-Seile«, d. h. Seile einer Winde, oder »Windes-Eile« sein soll. Gelegentlich allerdings zeigt uns Rupprecht einen ganzen Satz vor: Verspare dir die Versendung auf später, und hält es für denkbar, daß es harmlose Leser gibt, die fragen, ob das erste Wort nicht »Verspaare« heißen soll, ob Versendung nicht als »Vers-Endung« zu fassen sei! Übrigens möchte ich feststellen, daß »Vers-Endung« überhaupt kein deutsches Wort ist. Es steht nicht im Grimmschen Wörterbuch; ich glaube sicher zu sein, daß ich es noch nie gelesen habe, und ich weiß genau, daß ich es niemals gebrauche: man redet von »Versende« oder von »Versausgang«. Das gleiche Bedenken gilt auch gegenüber andern von Rupprechts Beispielen.

Einer Zeitschrift entnimmt er den Satz: In Massen genossen ist der Branntwein nicht nur nicht schädlich, sondern ... Hier soll es zweifelhaft sein können, ob »in Maßen« oder »in Massen« gemeint sei. Aber der den Satz schrieb, war jedenfalls ein schwacher Stilist. Wir andern würden schreiben: »mit Maßen« oder »mit Maß« und so jeden Anlaß zur Zweideutigkeit vermeiden. In einem Fall ist für Rupprecht die lateinische Schrift sogar vierdeutig: die Masse des Kreischens, ist das »die Masse des Kreischens«, »die Masse des Kreischens«, »die Maße des Kreischens« oder »die Maße des Kreischens«? Ich würde sagen: Keins von den vieren. Denn ich glaube nicht, daß ich so etwas irgendwo zu lesen bekäme. Das Kreischen hat weder eine Masse noch Maße. Von K r e i s kann man zwar theoretisch die Verkleinerung »Kreischen« bilden, aber man tut es nicht, und jedenfalls hat auch der Kreis keine Masse, und ebensowenig hat er Maße, denn sein einziges Maß ist die Größe des Radius. Ganz bedenklich wird es, wenn sich R. auf das Glatteis der Sprachdeutung begibt. Läuschen un Rimels, enthält das »Läuschen« oder »Läuschen«, d. h. »Erlauschtes«?

Ich habe schon einmal hier (April 1913) gepredigt: Schuster, bleib bei deinem Leisten!,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ich habe die Freude gehabt, daß mir ein alter Afrikaner geschrieben hat, er wolle von nun an das Namendeuten verschwören. Aber ich muß doch immer weiterpredigen: wer nichts von Sprachwissenschaft versteht, der soll die Finger davonlassen. L ä u s c h e n hat mit l a u s c h e n schlechterdings nichts zu tun, hat vielmehr einen ganz andern, höchst merkwürdigen Ursprung. Im Mittelniederdeutschen gibt es ein Wort leise, loise, das zunächst einen geistlichen Gesang bedeutete und aus dem griechischen Wort Kyrieeleison (Herr, erbarme dich) stammt, dem vielfach auftretenden Kehrreim alter geistlicher Lieder. Von diesem loise ist L ä u s c h e n die Verkleinerung; wollte man, wie es Ruprecht zu wünschen scheint, den Ursprung des Wortes zur Anschauung bringen, so müßte man gerade das Schluß-s, nicht das innere ſ setzen.

Sehen wir aber ab von allen schlechten Beispielen für die Möglichkeit der Verwechslung, so möchte man doch fragen: Wer hindert uns denn, auch in der lateinischen Schrift den Unterschied von Schluß-s und innerem ſ, von s und ſ durchzuführen? Wir kommen damit zu einem Gedanken, der über den Streit der beiden Schriftarten hinausführt. Unsre Künstler, unser Kunstgewerbe haben das möglichste getan, um schöne neue Schriften zu schaffen. Aber von einer eigentlichen Weiterbildung unsrer Schrift, insbesondere unsrer Schreibschrift, ist kaum die Rede. Die Ursache dafür liegt wohl hauptsächlich in der gleichmachenden Herrschaft der Schule. Anders war es zu der Zeit, als die alten Schreibmeister noch ein Wörtchen mitzusprechen hatten. Beide Schriften, Antiqua und Fraktur, haben ihre Vorzüge, haben Buchstaben, die gegenüber den Wettbewerbern den Vorzug der Deutlichkeit besitzen oder bequemer und flüchtiger zu schreiben sind. So könnten sie beide voneinander lernen, und es könnte ein Ausgleich herbeigeführt werden.

Wer immer noch glauben sollte, daß unsre »deutsche« Schrift ihrer Entstehung nach etwas Deutsches sei, dem empfehle ich die ausgezeichneten Darlegungen von Kurt Brandi in seinem kleinen Buch »Unsre Schrift« (Göttingen 1911). Ihm entnehme ich auch einen schlagenden Vergleich: die »deutsche« Schrift ist in derselben Weise deutsch wie die russische Zeitrechnung russisch ist. Das Festhalten am julianischen Kalender ist ein Zurückbleiben in der Entwicklung wie das Festhalten an der Eckenschrift gegenüber den Umbildungen durch die Renaissance, und es sind lediglich geschichtliche Zufälligkeiten, die dabei in Deutschland eine Rolle gespielt haben, zumal der Umstand, daß die Ausbildung des deutschen Buchdrucks bereits erfolgt war, als die Erneuerung des klassischen Altertums in Deutschland mächtig wurde.

Pagenliebe

Ein feuchter Kellerraum, zur Not erhellt,
Drin Adelige, die zu Boden starren.
Man kommt! Und wie die schweren Schritte knarren,
Fragt jeder sich, wes Haupt wohl heute fällt.

Der Büttel liest, breitspurig aufgestellt,
Die Namen vor und alle stehn und harren ...
Im Hofe rumpelt faul ein schwerer Karren ...
»Die Bürgerin Beaumont!« — Ein Aufschrei gellt.

»Graf Tour,« sagt leise sie, »Ihr seid schon groß.«
Und lächelnd denkt sie an sein kindlich Werben.
»Der Bürger Tour!« Auch ihn trifft heut das Los.

Sie sieht, wie seine Wangen jäh sich färben.
Er liegt vor ihr, sein Haupt in ihrem Schoß.
Wie Jauchzen klingt's: »Ich werde mit Euch sterben!«

Karl Adolf Mayer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Offset-Druck von George Westermann *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*

Mittelrheinischer Meister um 1500: Männliches Bildnis

Zu dem Aufsatz »Unbekannte Meister« von Walther Unus *Darmstadt, Großherzog von Hessen*

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Giraudon, Paris

Italienisches Cassonebild: Raub der Europa. Paris, Louvre

Unbekannte Meister

Von Walther Unus

Das Taufbedürfnis und die Frage: Wer hat das gemacht? liegen uns im Blut. Fehlt bei einem großen Werk der Urheber, so setzt die Legende oder die Anekdote, das Mißverständnis oder der Witz ein und vertuscht die Lücke. Auf diese Weise kam Erwin von Steinbach zu seiner bildhauernden Tochter Sabina, die nie existiert hat, und hundertfach ist Dürers berühmtes Monogramm auf deutsche Arbeiten gesetzt worden: irgendwem mußte eine schöne alte Arbeit doch ihr Dasein verdanken, und sein Name war lange ziemlich als der einzige lebendig geblieben.

Ob wir einen Namen wissen oder nicht — oft genug ist es Sache des bloßen Zufalls. Was wir vor allem vom Kunstwerk erwarten, den Eindruck einer bestimmten menschlichen Lebensauffassung, eine feste Art, die Welt der Erscheinung im Bilde zu begreifen, das finden wir auch oft genug bei den Namenlosen. Weshalb sind wir gegen die bildenden Künstler unter ihnen ungerecht? Eine ungeheure Fülle des Stoffes liegt vor uns, und was wir davon hier geben können, ist nur eine ganz winzige Auswahl und eine recht bunte und willkürliche dazu: Bilder aus stillen und unruhigen Zeiten, einfache und eigenwillige, nachgiebige und starke Menschen, alle nur durch das Eine verbunden, daß sie im Laufe der Zeiten ihren Namen verloren haben, mag er sich, der Not gehorchend, jetzt unter noch so blumigen Titeln bergen; es gibt nämlich hübsche unter ihnen: der »Meister der Perle von Brabant« und der »Meister der Virgo inter virgines« (der »Jungfrau unter den Jungfrauen«) klingen verlockend genug. Um vom Umfang des Themas eine Vorstellung zu geben, genüge es, daß allein das Amsterdamer Museum weit über vierhundert Werke Anonymer und sogenannter Monogrammisten besitzt. Wenn nun auch Zahlen an sich nichts besagen, so wird man doch glauben, daß unter einer so großen Anzahl Bilder, die des Aufbewahrens immerhin für wert gehalten werden, eine gewisse Zahl wirklicher Kunstwerke enthalten ist.

Phot. Löwy, Wien

Giorgione (?): Amor mit dem Pfeil (?). Wien, Staatsgalerie

Eine große Rolle unter den Anonymen spielen die religiösen Werke. Nichts ist ja verständlicher, als daß der Maler des Andachtsbildes seinen Namen verschweigt: was bedeutet das Individuum dem Allmächtigen gegenüber! Und dann stellen die Porträte aus allen

Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Giraudon, Paris

Schule von Avignon: Pietà. Paris, Louvre

Epochen ein überaus großes Kontingent. War doch der Bildnismaler bis zur Erfindung der Photographie ein notwendiges Mitglied jedes geordneten Gemeinwesens, vom wohlbestallten Hofmaler bis zu den Miniaturisten, die erst vor der mechanischen Konkurrenz weichen mußten. Die Gesamtheit ihrer Produkte ist Legion, und selbst bei vortrefflichen Bildnissen hervorragender Menschen fehlt oft die Signatur, hatte eben nur der Dargestellte für die Familie — ob fürstlich oder bürgerlich —, für die Stadt, für die Organisation, der er angehörte, seine Bedeutung. Der Maler war einfach Diener ihres Zwecks und wurde sicher bald vergessen; ein Schicksal, das den Porträtierten ein paar Generationen später gewöhnlich auch ereilte. Heute kann ihn daraus die oft gebrauchte Vorsicht retten, daß er sein Wappen neben seinem Konterfei anbringen ließ.

In der alten deutschen Malerei wirkt der Mangel an Namen gewiß auf manchen entmutigend: gleich in der kölnischen Schule — von der böhmischen ganz zu schweigen! — treffen wir an zehn Meister, die wir nur nach ihren Hauptwerken benennen können, Meister, die Werkstätten unterhalten, Schule gemacht und Nachfolger gefunden haben, woraus wir schon sehen können, wie wenig es ihnen an Persönlichkeit fehlt. Da gibt es einen »Meister der heiligen Veronika«, der aus dem Kreise des Meisters Wilhelm herkam und jene Gestalten schuf, die nichts von irdischem Sein und Wünschen, nur noch die Gottesminne der großen Mystiker in ihren Herzen zu tragen scheinen, einen Meister des Heisterbacher Altars, einen der heiligen Sippe und so fort. Auf keinen bestimmten Maler kann die liebliche Madonna in Darmstädter Privatbesitz zurückgeführt werden, bei der allerdings Heiligenscheine, Krone, und Gewand von Philipp Veit zu reich und schwer ergänzt worden sind (S. 657). Doch ist das Wesentliche des Bildes wohlerhalten und ein gutes Beispiel dafür, wie stark die alten Meister voneinander entlehnen durften und trotzdem ihr Eignes zu geben wußten: denn zweifellos hat der Maler die berühmte Wickenmadonna genau gekannt, an deren Echtheit vor einigen Jahren plötzlich so unberechtigte Zweifel auftauchten. Man kann eben nach des alten Klopstock Wort das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wiederholte wiederholen und dennoch neu sein.

Zu den erfreulichsten Gestalten der großen Schule zählt dann gewiß der »Meister des Marienlebens«: er gab gerade das, was das Publikum aller Zeiten und der seinen ganz besonders liebte: zarte Holdseligkeit, sanfte Trauer zusammen mit so viel Naturbeobachtung, daß auch die Menschen des Alltagslebens sich angezogen und ergriffen fühlten. Neben ihm, und immer stärker in den folgenden Generationen, dringt der entschlossen realistische Ton der nahen Niederlande durch. Da finden wir den »Meister der Lyversbergischen Passion«, einen handfesten Gesellen, den von »Sankt Severin«, der trotz seinen häßlichen Gesichtern immer wieder anzieht, weil er seltsame Farbenvisionen hat und ein paar Bilder hinterließ, die wie starke Träume wirken. Und zuletzt der unruhigste von allen: der Meister des »Bartholomäusaltars«. Alle Elemente seiner Bilder bis auf Putten und Schmuckwerk sind gleichsam in ein bewegtes Spiel krauser Ornamentik verwandelt. Fremder als alle innere und äußere Steifheit der früheren Gotik mutet manchen von uns diese Verquickung von Realismus und dekorativem Schwung an. Erst das Barock, dessen innere Verwandtschaft mit der Spätgotik oft betont worden ist, hat dergleichen wieder gewagt: es ist, als ob sich der Mensch mit gewaltsamer Bewegtheit über die Unbegreiflichkeit des Lebens hinwegtäuschen will und mit Lärm Schmerzen und Verzweiflung übertäubt. Ein bezeichnendes Beispiel für die engen Beziehungen der Kunstwerke und Künstler jener Zeiten bietet ein Vergleich des abgebildeten Pariser Altars (S. 655) mit dem Rogiers van der Weiden im Eskorial: interessant auch wegen des schnellen Wechsels der Gesinnung. Nur am Ende einer langen Kunstentwicklung wagt man eine Behandlung heiliger Stoffe wie der

Phot. Braun, Paris

Meister des Bartholomäusaltars: Kreuzabnahme. Paris Louvre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Giraudon, Paris

Maître de Moulins um 1480: Geburt Chriſti. Autun, Biſchofspalaſt

Bartholomäusmeiſter; vielleicht, daß ſie ſeinem Herzen nicht mehr heilig geweſen ſind. Welche Stürme müſſen dieſen Mann bewegt haben, und mit welchen Augen hat er wohl die Tafeln ſeiner Kölner Vorgänger angeſehen, die einſt die ſelige Ruhe ſchmerzlich-ſüßer Entſagung prieſen!

Das benachbarte Weſtfalen nährte ein erdennäheres und erdenfroheres Geſchlecht, und ſelbſt der zarteſte von ihnen, der »Meiſter von Liesborn«, der die lieblichſten aller nordiſchen Engelchen gemalt hat, verliert ſich nicht ſo in ekſtatiſche Träume. Sein großes Werk, das einzige, das wir von ihm kennen, wurde 1803 aus der Kloſterkirche von Liesborn entfernt — es beſtand aus dem Hauptaltar und vier Seitenaltären — und, ſoweit es nicht ganz verloren ging, in kleine Stücke zerſägt. Die Seitenaltäre ſcheinen ganz verſchollen zu ſein, vierzehn kleine Bruchſtücke ſind in verſchiedenen Sammlungen noch zerſtreut vorhanden, in London, in Münſter und in Privatbeſitz. Andern iſt es ja etwas beſſer ergangen. Ihre Namen weiß man aber nur in ſeltenen Fällen. Selbſt in Süddeutſchland, wo die Beſtände genauer durchforſcht und vor allem eine größere Anzahl Künſtlernamen von jeher überliefert waren, ſind die Zweifel an der Tagesordnung. Insbeſondere haben ſich die großen Werkſtätten der Schongauer und Wolgemut durchaus nicht als ſo bequeme Faktoren erwieſen, wie man zuerſt glaubte: viele der ſchönſten und bekannteſten Bilder entbehren augenblicklich des Meiſternamens, und von Schongauer wird zurzeit gar nur ein einziges Bild allgemein als ſein Eigentum anerkannt. Viel Glück hat ein andrer gehabt: der »Meiſter von Meßkirch« (S. 661). Längſt kannte man ſeine charakteriſtiſchen Arbeiten, Werke eines ruhigen Temperaments, voll Gemüt und zartem Farbenſinn. Von ihm hat man den Namen Jörg Ziegler gefunden und will neuerdings ſogar ſein Porträt, von ihm ſelbſt gezeichnet, auf einer bunten Scheibe entdeckt haben. Der Weg zu ſolchen Entdeckungen iſt ſchwieriger, als man ihn ſich vorſtellt. Es müſſen viel ſtaubige alte Akten gewälzt werden, denn mit der Stilkritik, ſei ſie noch ſo ſorgfältig, gelangt man gewöhnlich nur bis zu einem gewiſſen Punkt, wie hier in die Nähe Schäuffelins, und mit Hilfe von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daten, Wappen, Beischriften auch in den geographischen Bezirk seines Wirkens. Am Ende aber muß doch ein glücklicher Zufall das seinige tun.

Höchst seltsam aber geht es uns mit einem andern, größeren Künstler, auf dessen Habhaftwerdung schon unendliche Mühen gewendet worden sind. In der reichen Amsterdamer Kupferstichsammlung befanden sich seit langem eine Anzahl alter Blätter von sehr eigenartigem Charakter. Eigenartig sowohl nach Technik wie Inhalt. Liebesszenen und Jagden, phantastische Wappen, Tierstudien von verblüffender Wahrheit, elegante Allegorien neben derben Bauern, dann wieder Heilige und wilde Phantasien von hinstürmenden Hirschen, die nackte Frauen mit ihren Kindern tragen, das Einhorn mit einem schuppigen Fabelwesen auf dem Rükken, die Sage von den drei lebenden Königen, die den drei toten begegnen, und abermals der Tod, wie er leise mahnend an den vornehmen Jüngling herantritt, ein paar turnierende Ritter, ein Blatt, auf dem sich Rosse, Reiter und Rüstungen, selbst das kläffende Hündchen in gotisches Blättergerank auflösen wollen — gewiß eine bunte Welt, mit leichtem Griffel so zierlich hingeschrieben,

Phot. F. Bruckmann A.-G., München
Kölnischer Meister um 1440: Maria mit dem Kind
Darmstadt, Kommerzienrat Wittich

Phot. Braun, Paris
Französisch um 1525: Wilhelm von Montmorency im Gebet. Paris, Louvre

daß wir in der graphischen Kunst nur wenige ihresgleichen kennen. Vorerst galten die Blätter, die man für radiert hielt, natürlich für holländisch, und der Künstler, gerade als Radierer, für einen frühen Vorläufer Rembrandts. Man nannte ihn nach dem Fundort seiner übrigens höchst seltenen Blätter den »Meister des Amsterdamer Kabinetts« oder den »Meister von 1480« nach einer Jahreszahl, die man früher auf einem dieser Blätter gesehen haben will, und die sich seltsamerweise trotz allem Suchen nie wieder hat entdecken lassen.

Zuerst wurde nun festgestellt, daß es sich um keinen Holländer handeln könnte: man vermutete einen süddeutschen, bald darauf einen mittelrheinischen Künstler. Damit schien schon viel gewonnen. Nun fand sich in der Bücherei des Grafen Waldburg-Wolfegg auf Schloß Wolfegg ein altes Pergamentbuch mit allerlei krausen Texten, das sog. Hausbuch vor, das unter andern Zeichnungen auch zweifellos eine Reihe solcher des rätselhaften Kupferstechers aufwies: Pla-

Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. F. Bruckmann A.-G., München
Adrian Isenbrant zugeschrieben: Die Jungfrau Maria mit heiligen Frauen
München, Graf Arco-Valley

netenbilder, Reiterszenen. Infolgedessen mußte er sich zunächst einmal die Umtaufe in den »Hausbuchmeister« gefallen lassen. Als solcher ist er nun seit Jahren der Gegenstand eifrigster Forschungen, zumal da sich die Frage inzwischen noch viel mehr erweitert hatte. Unter dem Namen Wolgemut hing in der Gothaer Sammlung das zierliche Doppelbildnis des achtzehnjährigen Grafen Philipp II. von Hanau-Lichtenberg und der Anna von Ysenburg, das in der Anordnung einigen Stichen des Hausbuchmeisters aufs nächste verwandt schien. Er hatte also auch gemalt? Bald tauchten allenthalben Werke auf: die herrliche Silberstiftzeichnung des Berliner Kabinetts und Gemälde in Sigmaringen und Venedig, in Freiburg, Mainz, Köln, München usw., die alle ihm oder dem Einfluß seiner Schule zugeschrieben werden mußten.

Nun waren die sämtlichen Kupferstiche, die doch immer die Grundlage bildeten, von so zarter, durchsichtiger Technik, daß sie vermutlich von Anfang an nur wenige Abzüge gestatteten. Teilen sie diese Eigenschaft auch mit andern frühen Erzeugnissen derselben Technik, so glaubte man doch daraus schließen zu dürfen, daß sie nie für den Handel bestimmt waren, vielmehr als bloße Studien oder zum rein künstlerischen Zeitvertreib, vielleicht von einem jungen Künstler geschaffen wurden. Und wirklich sehen viele Blätter ganz so aus, als wenn sie nicht für den Käufer auf den Märkten, Wallfahrts- und Kirchfesten, sondern nur für den Künstler und den Kunstfreund zum intimen Genuß geschaffen wären. Man nannte den jüngeren Holbein, der wohl Witz genug dazu besessen haben könnte.

Nachdem aber das gestochene Werk, das ja im wesentlichen nur einmal — in Amsterdam — vorhanden ist, in einer schönen Faksimilereproduktion allgemein zugänglich gemacht war, stellten sich doch innerhalb der 90 Blätter zu große Verschiedenheiten heraus, als daß man an eine Entstehung in der kurzen Jugendzeit eines noch so begabten Malers glauben konnte. Es wurde die schwierige Aufgabe gelöst, eine annähernd historische Reihe herzustellen, die uns einen ungefähr richtigen Begriff von seinen Anfängen, seiner Höhe und seinem Spätwerk geben kann. Es ist das Bild eines ganzes Lebens, wobei wir immer daran denken müssen, daß wir vielleicht nur einen kleinen Teil der höchst vergänglichen und unscheinbaren Blät-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meister des Hausbuchs: Die Hirschjagd. Kupferstich

ter gerettet haben, die nie in allzu großer Zahl existierten (S. 659).

Inzwischen hat sich aber herausgestellt — als ob die Überraschungen kein Ende nehmen sollten —, daß der Hausbuchmeister auch ein fruchtbarer Zeichner für den Holzschnitt war, dessen behende Erzählungskunst eine Fülle von Gestalten, Szenen und Allegorien geschaffen hatte. Leider haben sich diese Zeichnungen zum großen Teil furchtbare Entstellungen durch das Messer des Holzschneiders gefallen lassen müssen.

Heute hat die Stilkritik zahllose Beziehungen aufgedeckt: zu Zeitblom, Schongauer, dem gemütvollen Meister E. S. und den Buchillustratoren; Kopien und Nachstiche sind gefunden worden, und auch Namen wurden genug in Vorschlag gebracht: Martin Heß und Hinrich Lang, Erhard Reuwich und Pleidenwurff; aber bei keinem wollten alle Zeichen passen, und schon sind wieder neue Zeichnungen aufgefunden worden, und man hat auch versucht, in die Gemälde eine Zeitfolge hineinzubringen; wie ihm denn auch das Gothaer Liebespaar als eigenhändige Arbeit wieder abgesprochen worden ist.

Phot. Braun, Paris

Schule von Fontainebleau: Diana. Paris, Louvre

Soviel steht fest: er hat 1475 die Neußer Fehde mitgemacht, wo wohl ein Teil der Hausbuchzeichnungen entstanden ist, war 1476 in Brügge, arbeitete dort einen Kupferstich zu einem Boccaccio; sein Ende wird um 1505 erfolgt sein. Und daheim war er in den Gegenden von Speyer, Heidelberg, Mainz. Mit Recht nennt ihn Hans Naumann den »genialsten, lebhaftesten und bei unbeschreiblich elementarer Weltfreude doch schwermütigsten Künstler des 15. Jahrhunderts«. Es fehlt uns eben nichts als der

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Schule des Hausbuchmeisters: Liebespaar. Gotha, Museum

Name, um der deutschen Kunstgeschichte einen bedeutenden Künstler und uns allen einen höchst interessanten Menschen bequem zu machen, einen richtigen Gothiker freilich noch, aber einen, der das Leben über alles liebte.

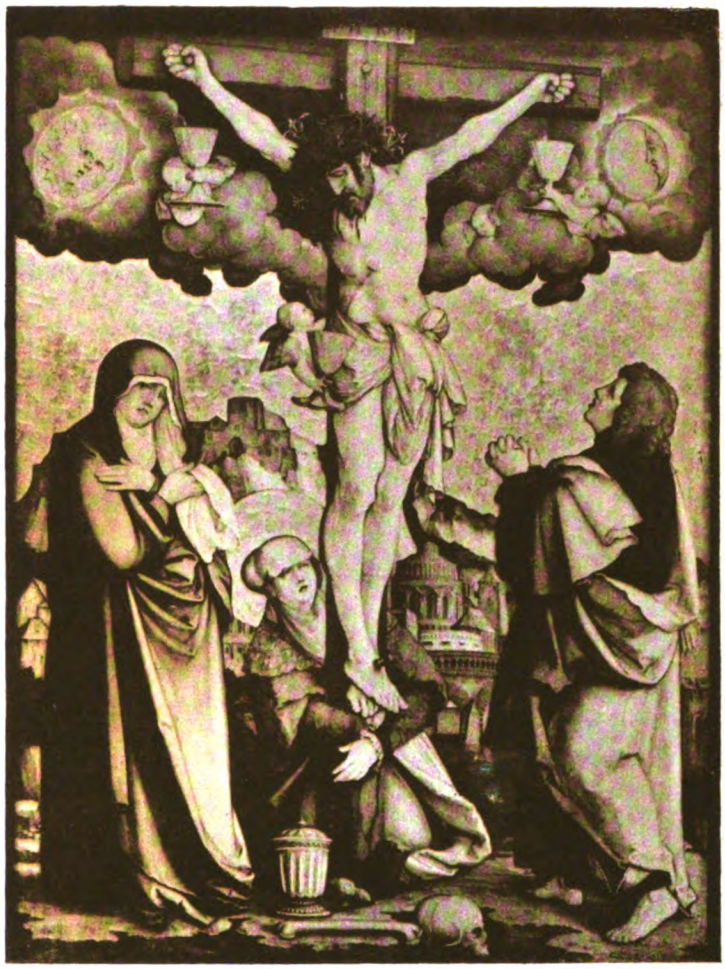
Auch in der deutschen Renaissance, die ein paar Jahrzehnte später auf der ganzen Linie siegte und mit dem Individuum auch dem Namen soviel mehr Bedeutung zumaß als die jenseitig gerichtete Zeit vorher, fehlt es nicht an schönen Werken, die sich nicht ausweisen können. Wer hat das treffliche und ruhige Bildnis eines blonden jungen Mannes in Darmstadt gemalt? Erkennen wir nicht links im Hintergrunde das Heidelberger Schloß? Gewiß werden die meisten im ersten Augenblick an Dürer denken, aber in dessen Werk will es weder stilistisch noch zeitlich hineinpassen. Bemerken will ich nebenbei, zum Beweis, wie sehr das Hausbuchmeisterproblem alle beunruhigt, daß man sogar bei diesem Werk an den rätselhaften Künstler gedacht hat.

Holbeins Nachfolger waren natürlich vor allem Bildnismaler. Sowohl in England wie auf dem Kontinent lebte seine einfache und große Art, Charaktere zu schildern, noch eine Weile fort, bie sie allzufrüh überall von der großen italienischen Geste, die so leicht besticht, weggefegt wurde. Auch das liebliche Bildnis im Haag (S. 664) verdankt ihm sicher seine allgemeine Formulierung, doch reichte sein Maler weder in der Kraft der Menschendarstellung noch auch in der Klarheit der malerischen Behandlung an sein Vorbild heran.

Das größte Rätsel im deutschen Norden war und ist leider immer noch Lukas Cranach. Es ist ganz unmöglich, alle Cranach getauften Bilder ihm und seiner — nur passiven — Werkstatt zuzuschreiben. Der uns Laien einleuchtendste Grund ist psychologischer Art: wir vermögen verschiedene weibliche Idealtypen festzustellen; es ist aber natürlich durchaus nicht der einzige, und die Klarstellungs- und Scheidungsversuche sind so alt wie die deutsche Kunstgeschichte. Schon früh trat der Name Grünewald in seine Nähe. Es kam aber der Tag, da man Grünewald wirklich kennenlernte, und nun stellte sich die Notwendigkeit heraus, einen zweiten, einen Pseudogrünewald zu konstruieren, der versuchsweise Simon von Aschaffenburg genannt wurde, welches Namens es nämlich

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

einen Hofmaler des Kardinals Albrecht von Brandenburg gegeben hatte. Verbindende Dokumente zwischen Namen und Werken gelang es jedoch nicht aufzufinden. Auch behielt man daneben doch noch einen andern, dem alten Lukas näherstehenden Maler bei. Eine große Cranach-Ausstellung in Dresden, die die Frage der Lösung näherbringen sollte, erfüllte diese Hoffnung nicht. Flechsigs längst vorher begonnene und bald darauf veröffentlichte Cranach-Studien wiesen viele zweifelhafte Werke dem früh verstorbenen Hans Cranach, dem älteren Sohne des Meisters, zu, der mithin Anspruch auf den Rang eines bedeutenden Künstlers hätte. Aber auch die große abgetrennte Gruppe erschien in sich nicht so einheitlich, daß sie leicht einem einzelnen gegeben werden konnte, selbst wenn man die schnelle, stoßweise vor sich gehende Entwicklung eines jungen und begabten Künstlers, fremde Einwirkungen und eine gewisse Abhängigkeit vom Vater dazu annimmt. Vermutlich harren hier noch mehrere künstlerische Individuen geduldig ihrer Auferstehung.



Phot. Fritz Hoefle, Augsburg

Meister von Meßkirch (Jörg Ziegler): Kreuzigung. Donaueschingen, Galerie

Das kunstreichste Gebiet diesseit der Alpen war lange das reiche Burgund, zeitweise auch politisch mit den gesamten Niederlanden zu einem einzigen Kulturkreise vereinigt. Dorther stammten seit den Tagen der Eycks sehr, sehr viele kostbare Werke und darunter manche, die wir auch heute noch nicht identifizieren können. Sie finden sich nicht nur in allen Sammlungen, sondern noch heute vielfach bei ihren alten Besitzern in Italien und besonders in Spanien, wo sie sogar Schule machten. Sie versorgten die halbe gebildete Welt mit ihren klarfarbigen und festgefügten Werken, ihr Ruhm ertönte allenthalben, und doch — schon von einem ihrer frühesten und ersten Meister steht der Name nicht fest. Neuerdings will man in einem Robert Campin von Tournai den großen Meister von Flémalle wiedergefunden haben. Doch hat sich die schöne kleine Kreuzigung der Berliner Galerie, um deren Kreuz die bunten Engel gleich tropischen Vögeln flattern, von der kleinen Zahl der ihm zugewiesenen Werke wieder ganz entfernt. Eine andre, recht unbequeme Region ist die Mostaertfrage: hat sich die Person des Mostaert selbst auch mehr geklärt, auf den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kreis des Pseudomostaert häuft sich noch immer ein sehr buntes Material, und die belgischen Schriftsteller machen ironische Bemerkungen über seine Proteusnatur.

Niederländischen Ursprungs war auch der »Meister der weiblichen Halbfiguren«, jener eleganten, zarten und zweifellos höchst liebenswürdigen jungen Damen, die Musik machen, Briefchen schreiben, Kostbarkeiten abwägen oder auch als Kleopatren und Magdalenen verführerisch auftreten (S. 667). Es werden Damen von Franz des Ersten lustigem und sorgenlosem Hofe sein, der petite bande, die immer zu allem verliebten Unfug und Intrigieren bereit war. Von diesen Bildern, deren Erfindung wohl das Werk eines Einzelnen war, der sich auf das längst beliebte Brustbild der Magdalena stützte, haben sich ziemlich viel Repliken erhalten, und zwar von augenscheinlich verschiedenen Händen; doch ist der Urheber bis heute so unauffindbar gewesen wie seine Nachahmer.

Am besten durchforscht ist die italienische Kunst. Natürlich sind aus älteren Epochen viele Schulwerke da, aber da man sie ungefähr lokalisieren kann, ist man bei Arbeiten minderen Ranges damit zufrieden. Höchstens beschleicht uns bei einigen reizenden Truhenbildern die Neugier nach dem Urheber. Wir wissen, daß diese Truhen in ziemlichen Mengen und fast gewerbsmäßig hergestellt wurden, aber eine ganze Anzahl ist doch so vollkommen, daß sie auch in anspruchsvollen Gemäldesammlungen mit Ehren bestehen. Heilige und heidnische Geschichten, Turniere, Hochzeitsfeste und Allegorien, die man so liebte, sind über alle Galerien verstreut — leider erfahren wir aus den Wappen, die wir auf ihnen finden, häufiger die Besteller als die Künstler.

Mitten in der Blütezeit befinden sich aber ein paar Provinzen, die noch immer im Dämmerlicht liegen: um Lionardo und besonders um den geheimnisvollsten aller Italiener, um Giorgione. Seinem Geiste steht das weiche Knabenbild — es ist doch ein Knabe? — der Wiener Galerie sehr nahe, ein schöner Bruder des berühmten kleinen Schäfers in Hamptoncourt (S. 653). Doch Giorgiones Technik scheint es nicht zu sein — wer aber ist der Maler, den er so ganz verzauberte? Eine ziemliche Anzahl merkwürdiger Bilder hängt unter verschiedenen Namen dieses venezianischen Kreises in Italien und den Galerien des Nordens — vielleicht hebt sich doch noch die eine oder andre Persönlichkeit heraus.

Phot. Alinari, Rom

Venezianisch (?): Drei Halbfiguren. Florenz, Casa Buonarotti

Ein ebenso rätselhaftes Bild, das man vorsichtig nur »Drei Halbfiguren« nennt, bewahrt die Casa Buonarotti (S. 662). Es ist freilich fast immer für venezianisch gehalten worden: die starke und weiche Stimmung und vor allem der Typus der Frau wiesen zu deutlich auf Giorgione oder den jungen Tizian. Nun ähnelt aber der Mann zur Linken auffallend einem gestochenen Bildnis Raffaels, so daß, sollte dieser wirklich gemeint sein, eigentlich nur Sebastiano del Piombo in seiner ersten römischen Zeit der Maler sein könnte. Aber wer ist dann die Frau, die wir geradeso oder ihr wenigstens zum Verwechseln ähnlich auf Bil-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern der Lagunenstadt wiederzusehen glauben? Und würde sich Raffael, der doch damals längst eine berühmte Persönlichkeit war, mit seiner Geliebten in dieser Stellung haben malen lassen? Vielleicht. Oder liegt eine Allegorie, eine Novelle zugrunde? Und wer ist dann der junge Mann rechts, oder hat er etwa auf dem Original — da wir vermutlich nur noch Kopien besitzen — ganz gefehlt? Die Gruppe wäre ohne ihn sicher intimer und geschlossener.

Unbekannt ist auch noch immer der Maler des großen Pietàbildes in Berlin, das Herman Grimm gern für das schönste Bild der Galerie erklärte und für das einst der Name Sebastiano del Piombos eher noch zu gering erschien. Seine Entstehungszeit wurde allmählich bis um das Jahr 1580 herunterdatiert, und jetzt heißt es noch bescheidener: Römische Schule um 1600, und nur wenige verzehren sich vor ihm in Wißbegier nach dem Namen des Autors. Michelangelske Erinnerungen und römische Routine lautet heute das Urteil, und für die Qualitäten, die das Bild wirklich hat, besitzt unsre Zeit kein Gefühl und kein Bedürfnis.

Holländischer Meister des 15. Jahrhunderts: Die heilige Familie beim Mahl. Köln, Wallraf-Richartz-Museum

Wer sich nur ästhetischem Genuß hingibt, wird sich solche Korrekturen willig öfters gefallen lassen: gereiftere Erfahrung und gelehrtere Freunde werden ihm die Freude an manchem verringern. Ein Beispiel im großen haben wir in der Entdeckung der ostasiatischen Kunst für Europa: was die erste Generation blendete, das Werk der letzten paar Jarhunderte, ist jetzt, wo vertiefte Kenntnisse die Quellen bloßgelegt haben, als elegante Spielerei oder oberflächliche Nachahmung erkannt. Im Gegenteil, es droht Gefahr, alles in Bausch und Bogen zu verdammen, wie es auch lange der Barockzeit erging. Wer auf wirklich lebendige Kunst achtet, dem kann wenig genommen werden; auch verständige Kopie und temperamentvolle Nachahmung behalten ihren Wert, selbst da, wo sie ein Namenloser gemacht hat.

Ganz abenteuerlich ist es bis auf den heutigen Tag einem der schönsten Gemälde der Berliner Galerie ergangen, dem Bildnis des italienischen Feldhauptmanns del Borro, der mit der Miene des hochmütigen Siegers auf die Fahne Urbans VIII. aus dem Hause Barberini tritt. Das Bild, aus der Villa Passerini bei Cortona stammend, könnte ganz gut den Genannten darstellen: andre erhaltene Bildnisse widersprechen nicht gerade diesem Porträt. Einst galt es als vortreffliches Werk des Velazquez und ist ihm erst mit der wachsenden Kenntnis seiner Kunst abgesprochen worden. In der Tat denkt auch heute keiner mehr an ihn.

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Flämische Schule: Weibliches Bildnis
Wien, Akademie

Aber wer war imstande, ein so vortreffliches Werk zu malen? Denn Arrangement, Pinselführung, Charakteristik, alles an diesem Werk ist meisterhaft. Wie kaum ein andres aber schwankt es sogar zwischen den Nationen: Italiener, Spanier, Flämen sind genannt worden, sogar der — Delfter Vermeer. Vor ein paar Jahren schrieb es ein bekannter Kunstgelehrter dem Andrea Sacchi zu, einem Zeitgenossen Berninis. Vielleicht wäre es, so hieß es, als satirisches Porträt gemeint: Papst Urban, der Auftraggeber, ließe den ungefügen Kerl zum Hohn auf seine, des Bestellers, Fahne treten. An diese Deutung vermochten nicht viele zu glauben. Die Familienfahne ist selbst für einen Urban VIII. eine verhältnismäßig ernste Sache, auf der man in so monumentaler Form auch zum Scherz nicht herumtreten läßt. Und was die freilich leicht den Spott herausfordernde Haltung anlangt: uns Nordländern erscheinen im Süden recht oft Pose Wort, Ton und Geste nicht recht ernst zu nehmen oder gar theaterhaft, die durchaus nüchtern gemeint sind: und nun gar für einen Heerführer nach gewonnenem Feldzug! In der Tat schreibt ein ausgezeichneter Kenner der spanischen Kunst das Bild neuerdings wieder einem Spanier zu, dem Juan Careño de Miranda. Dann könnte es auch wirklich den Borro darstellen, denn der trat später in die Dienste Philipps IV. und war sogar in den Jahren 1649 und 1651 in Madrid.

Sehr im Dunkeln lagen merkwürdig lange Zeit die Anfänge der französischen Malerei, bis eine große Ausstellung der Primitiven in Paris 1904 die erste Übersicht brachte. Mochte der Wunsch, der großen Zeit der deutschen frühen Malerei etwas halbwegs Gleichwertiges gegenüberzustellen, auch in der ersten Freude zu Überschätzungen verleiten, so wurde doch durch sie eins der großartigsten Malwerke bekannt, das wir besitzen und das nun als Gabe der Freunde des Louvre diese Galerie schmückt. Es ist eine Pietà in lebensgroßen Figuren (S. 654), in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gemalt, aus der Kartause von Villeneuve bei Avignon. Die Komposition ist von höchster Einfachheit und Würde. In der Mitte, den Leichnam des Sohnes auf dem Schoß, sitzt die Madonna. Vom furchtbaren Schmerz zermürbt, aber äußerlich gefaßt, erhebt sie betend die schlanken Hände, deren senkrechte Linie den

Phot. Felix P. Abrahamson, Amsterdam
Nachfolger Hans Holbeins: Junge Frau
Haag, Mauritshuis

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Holländische Schule, B. Z. bezeichnet: Zwei Kinder als Hirten. Haag, Galerie

Blick immer wieder aufwärts, auf das edle Antlitz führt. Der Leichnam des Herrn — wirklich ein gestorbener Mensch und kein schön posierter Akt — trägt noch die Striemen der Geißelung. Unvergeßlich sind die höchst wahren Linien des Körpers und besonders die des herabgesunkenen Armes. Der Eindruck tiefster Trauer in dieser Mittelgruppe wird durch die beiden knienden Heiligen an den Seiten weitergeführt und zugleich in sanfteren Linien geschlossen. Johannes löst mit äußerster Vorsicht die Dornenkrone aus den Locken des Verschiedenen, Magdalena trocknet sich die Augen und hält das Salbgefäß bereit. Links, außerhalb der Gruppe und doch völlig organisch mit ihr verbunden — sie ist mit Berechnung ein wenig schräg in den Bildraum gestellt —, kniet im weißen Chorhemd der Donator, herb naturalistisch aufgefaßt und dadurch von den Gestalten eines überirdischen Geschehens geschieden. Über dem allem wölbt sich goldener Grund, in den nur die Türme des heiligen Avignon hineinragen. Alle andern Farben, vornehmlich rot, blau und braun, sind auf den Ton tiefer Melancholie gedämpft.

Der monumentale Sinn, der einst in Frankreich die Wunderwelt der Kathedralen schuf, hat auffallend wenig auf dem Gebiet der Malerei hinterlassen. Diese Nation bewahrte und pflegte vor allem die präzise Auffassung menschlicher Charaktere und die Kunst der gefälligen Anordnung. Auch der Maître de Moulins gehört, wie übrigens fast alle seine Genossen, zu den namenlosen Malern. Man wird gern die ganz französische Madonna mit ihrem Kind (S. 656) betrachten, auch der Stifter mit seinem Klerikerhündchen ist wohlgelungen: anderseits stellt man ohne großes Vergnügen italienische Einflüsse fest. Was von Porträten aus dieser

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und früherer Zeit erhalten ist, entbehrt selten einen Zug von Größe, doch wurde die Kunst gar zu bald reine Hofkunst, die, wenn sie nicht überhaupt nur geschickte Lösungen dekorativer Aufgaben verlangte, höchstens die kleinen gemalten und gezeichneten Bildnisse in Mode brachte. Hier sind uns wieder Namen genug überliefert, doch können wir beinahe nur die Werke der Clouets identifizieren. Weitaus die meisten der mehr oder minder geschickten Blätter gehören unbekannten Malern, genau wie später die Miniaturen des Rokokos und Empires. Aus einer merkwürdigen Kreuzung italienischen und französischen Geistes stammen dann die Werke der Schule von Fontainebleau, deren bekanntestes die jagende Diana ist (S. 659).

Die holländische Schule hat im Verhältnis zu ihrer ungeheuren Produktion wenig anonyme Bilder hinterlassen. Das demokratische Individualbewußtsein wehrte sich gegen Namenlosigkeit. Ein hübsches Bildchen aus den damals noch ungetrennten Niederlanden (S. 663) zeigt den bürgerlichen Geist, der die nördlichen Provinzen immer beseelte. Das reizende Kinderporträt dagegen mit seinem für die Zeit charakteristischen Schäferspiel (S. 665) erinnert in nichts mehr an die alte Demokratie: man war damals längst vornehm und gebildet geworden; das Monogramm, mit dem es bezeichnet ist, läßt sich nicht mit Gewißheit deuten. Eine Seltenheit in jeder Hinsicht ist aber das große Bild mit den Jüngern zu Emmaus (S. 666). Ist es wirklich holländisch? Nicht eher flämisch? Ja, rät man nicht zuerst gar auf einen spanischen Meister? In der Dämmerung eines kühlen Tages, nach langer Wanderung hat die beiden Greise eine lähmende Müdigkeit befallen, eine seltsame Erschlaffung, der sie mit menschlicher Kraft nicht widerstehen können. Und während der ahnungslose Knabe ihnen einschenkt, zerfließt im Hintergrund — leider läßt es die Photographie nicht erkennen — die Gestalt ihres geheimnisvollen Begleiters in einem duftigen Nebel. Die Farben sind trüb und schwer. Graue, braune und grüne Lokaltöne herrschen vor, das Weiß der Leinentücher steht kalt dagegen. Auch ohne den verschwindenden Jesus kann man sich der starken Stimmung des Bildes nicht entziehen: mit seinem scheinbar trocknen Realismus trifft es gerade jenen mystischen Ton, in den sich ein ereignis- und gedankenreicher

Holländischer (?) Meister: Die Jünger zu Emmaus. Amsterdam, Reichsmuseum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

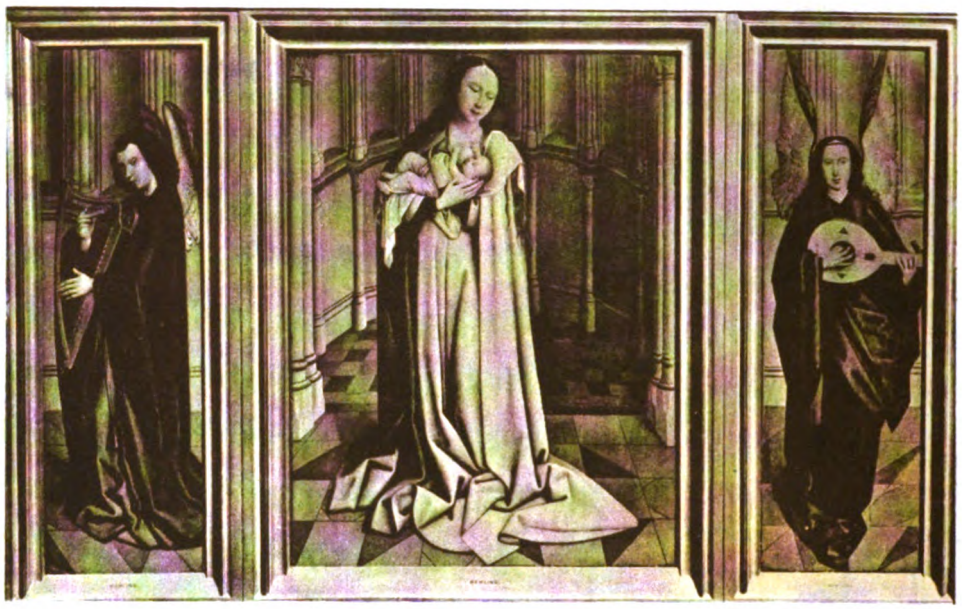
Meister der Lautenspielerin von Rotterdam (Niederländische Schule): Schreibende Dame. Ehemals Sammlung P. Kohlermann in München

Meister des Wiener Konzerts (Niederländische Schule): Die Goldwägerin. Ehemals Sammlung P. Kohlermann in München

Tag zuletzt mit seltsamem Zwang auflöst. Wird es je gelingen, den Namen des Malers zu finden, dies Werk einer größeren Einheit einzuordnen?

Vielleicht beruhigt man sich in dem Gedanken, daß doch zu unsrer Zeit ausgedehntester zeitgenössischer Kunstschreiberei und wo zum Überfluß jedes kleine Ornament von seinem Meister gezeichnet wird, irgend bedeutende Werke nicht unbekannt bleiben und vergessen werden können. Ich glaube nicht so unbedingt daran. Auch über manche ältere Epoche haben wir reichliche Nachrichten. Wir kennen aus der Van-Dyck-Zeit so viele Namen und dürfen es doch nicht wagen, das vortreffliche Damenbildnis in Wien zu taufen (S. 664). Noch in Rokoko und Biedermeier, als man sich um Kunst viel kümmerte und die uns so nahe liegen, ist die Zahl der Unbekannten groß: die schöne Gräfin Potocka in Berlin und der Alte Müller in Hamburg warten vergeblich auf ihre Meister, und dabei ist doch gewiß in Hamburg z. B. die Zahl der Maler, die dies Bild hätten malen können, klein genug. Ein Blick in die Kunstgeschichte des Grafen Raczynski belehrt uns schnell, daß wir Namen genug kennen, genau wie aus den alten Urkunden und Archiven, daß uns aber bald jedes Mittel fehlt, Namen und Werk zu verknüpfen. Man fragt oft, was wohl aus den Tausenden von Bildern der großen Ausstellungen wird, die nicht verkauft werden. Aber diese Bilder sind ja nur eine winzige Auswahl dessen, was überhaupt produziert wird. Studien, Skizzen, Nebenwerke bleiben zumeist immer im Atelier, Jugendarbeiten zeigen oft eine ganz eigne und andre Art von Unmittelbarkeit als die späteren Werke und können doch in ihrer Art als vollendet gelten. Und sind diese Bilder etwa alle gezeichnet? Auch heute sind die Schicksale der Menschen noch bunt und bewegt genug, und die der Künstler trotz bürgerlicher Einrangierung vielleicht immer noch ein wenig mehr als der andern Menschen. Und was unsre Aufmerksamkeit auf die Künste betrifft, dürfen wir uns nicht so viel weiser dünken als unsre Väter, die bekanntlich die Rangstufen ihrer Künstlerzeitgenossen von Grund aus schief einschätzten — unsrer Meinung nach. Die Kunstpflege geschieht immer nach bestimmten geistigen Gesetzen, denen die Zeit gehorcht. Künstler, die dagegenschwimmen wollen und ihrem Kopf und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Niederländisch: Flügelaltar. Glasgow, Mann

Herzen nachgehen, die anders wollen als der Wille der Gebildeten, werden beinah übersehen. Wenn sie Glück haben und ein gewisses Alter erreichen, tauchen sie plötzlich und ein bißchen unheimlich aus dem Schattenlabyrinth auf, Geschöpfen gleich, die auf eine unfaßbare Art Individuen und fertig geworden sind. Die Jüngeren von uns werden es sicher noch erleben, wie hochmütig die Generation nach uns die Einseitigkeit unsrer Urteile korrigiert und Werke hervorzieht, von denen wir die Maler kaum oder gar nicht zu nennen wissen.

Genug, selbst in diesem kleinen Kreise, den wir Menschen selbst geschaffen, ist des Rätselhaften kein Ende. Und wenn wir ehrlich sind: was bedeuten uns viele, viele italienische oder niederländische Namen, die sorgsam auf den Tafeln vermerkt sind? Etwa mehr als leeren Schall? Gehen wir mutig bis an den Kern des Problems. Wollen wir wirklich zu Bildern ein inneres Verhältnis haben, dann gibt es gar keine Kunsthistorie, dann gibt es keine Ästhetik und keine Künstlerbiographien, ja selbst keine Künstler. Nichts existiert als das Bildwerk und der Mensch davor, der in Geduld und Sammlung wartet, ob ein Zwiegespräch zustande kommt. Erst dann, wenn »es« gesprochen hat, mögen die andern Mächte kommen und das Gespräch bereichern, und keiner wird ihnen dankbarer sein als dieser Mensch. Und ob das Kunstwerk einen Namen trägt und welchen, im ersten Augenblick der ersten Bekanntschaft soll und muß es uns gleichgültig sein.

Aphorismen von Eugen Reichel

Man hat gesagt: große Gedanken kommen aus dem Herzen. Ganz gewiß. Man soll aber nicht vergessen, daß das Herz stets im Kopfe sitzt.

*

Der echte Kunstgenuß ist das heilige Abendmahl des Edlen.

*

Unsre treuesten Freunde sind die Toten, die wir nie persönlich gekannt haben.

*

Der echte Stolz blickt nie hochmütig nach außen, sondern demütig nach innen, um zu prüfen, ob er noch verdient, am Leben zu sein.

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Unbekannter Meiſter: Bildnis der Herzogin von Angoulême

Neuerwerbung der k. k. Staatsgalerie in Wien

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Unter den Hufen der Pferde

Von Leo Tolstoi

Erzählt von J. Teneromo.* Berechtigte Übersetzung von Dr. Am. Klonower

Ich kehrte aus Tula zu Fuß nach Jasnaja Poljana zurück. Als ich den steilen Berg, der zu den Gleisen der Eisenbahn führt, hinunterstieg, sah ich einen Schimmel in fröhlichem Trab auf der glatten, in der Sonne leuchtenden Chaussee auf mich zukommen. Im Sattel sitzt — nein, er sitzt nicht, der alte Mann im kleinen weichen Hut mit breitem Bart scheint mit dem Sattel verwachsen zu sein; die eine Hand ist kühn an die Hüfte gedrückt, mit der andern hält er die Zügel. Der Bart ist vom Winde auseinandergeweht, dabei hat sich die eine Hälfte um den Hals geschlungen. Das Gesicht kann ich nicht erkennen, da der Weg gerade eine Biegung macht. Kaum bin ich aber einige Schritte weitergegangen, da sehe ich, wie der Reiter einige Meter von mir entfernt scharf anhält, den Fuß aus dem Bügel zieht und mit einem Sprung auf der Erde steht.

Das Pferd am Zügel führend, kommt er auf mich zu.

Es war Lew Nikolajewitsch.

»Mein Sohn Iljuscha hat mir gesagt, Sie wollten zu Fuß gehen, da dachte ich, ich komme Ihnen lieber entgegen, das wird lustiger für Sie sein.«

Ich konnte mich nicht enthalten, ich mußte ihm mein Erstaunen über seine wunderbare Reitkunst ausdrücken.

»Das ist ja eigentlich mein einziges Talent,« lächelte er, »ich darf es, ohne stolz zu erscheinen, sagen; denn ich bin in dieser Kunst freier als in der Schriftstellerei. Bei dieser muß ich nachdenken, vorbereiten, zuweilen auf Fußspitzen gehen, als ob ich barfuß auf Glas trete — vor manchen Themen habe ich sogar Furcht, ich verzage —, hier aber kann ich aus dem Schlaf in den Sattel springen, die Zügel ergreifen und im Trab oder im Galopp dahinsprengen. Mit den Füßen presse ich das Pferd ganz mechanisch wie mit Zangen, dadurch kann der Körper nicht hin und her schwanken. Das ist das ganze Geheimnis der Reitkunst. Im Kaukasus lobten mich die Kosaken und sagten: ‚Du hast wahrscheinlich tüchtige Prügel bekommen, bevor du mit solcher Geschicklichkeit auf dem Pferde sitzen konntest'.«

Das Pferd schnaubte und zerrte am Zügel, schmiegte sich an Tolstois Arm und berührte ihn, als wollte es ihn beißen. Tolstoi wandte sich um, streichelte und glättete das Tier mit der linken Hand und sagte: »Du bist mein Schelm, mein Brauner und trägst mich so weich wie in einer Hängematte. Sitze ich auf meinem lieben Pferdchen, dann kommt es mir vor, als liege ich wieder in meiner Kinderwiege, so weich und so angenehm muß es damals auch gewesen sein. Er hat nur eine schlechte Gewohnheit,« fuhr er fort, »er verfällt manchmal in zu schnellen Gang, wirft sich hin und her und fängt plötzlich an zu galoppieren; nach einer kleinen Weile beruhigt er sich aber und geht den gewohnten Gang. Ich habe oft darüber lachen müssen; denn ich mache es ja im Leben genau so; den gewöhnlichen Schritt meiner Gedanken verwandle ich oft in Trab und beginne anders zu denken, suche neue Wege, neue Mittel des Verständnisses, falle aber dann genau wie mein Brauner in den gewöhnlichen Schritt zurück. Wer weiß denn auch, wie es besser ist! Wahrscheinlich weiß das nur der, der mich leitet und in dessen Hand mein Zügel und Zaum ruht. Mit ganzer Seele, mit ganzen Kräften bemühe ich mich, seiner Leitung zu folgen; denn ich weiß, daß ich nur dann so handle, wie es der Herr, der mich leitet, wünscht.«

Plötzlich bemerkten wir einen mit Eisenstangen beladenen Wagen, der, von einem Lastpferde mit kolossalem Kopfe gezogen, mit starkem Gepolter den Berg hinunterfuhr. Die Hinterfüße des Pferdes glitten auf dem steilen Abstieg fast aus, nur die Vorderfüße schritten sicher und graziös.

»Betrachten Sie nur«, sagte Lew Nikolajewitsch, »diesen leichten, graziösen Gang,

* J. Teneromo (Petersburg) ist einer der wenigen Schriftsteller, die dem Philosophen von Jasnaja Poljana sehr nahe standen; Tolstoi hat lange Gespräche mit ihm geführt. Die russische Literatur verdankt ihm viele Erläuterungen zum Leben und Denken Tolstois. A. Kl.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

laviert er nicht wie eine Ballerina, wie die Zukki? Ich kann den Gang eines Pferdes nie ohne Entzücken betrachten. Wie schwer und ungeschickt sieht solch ein Pferd aus und besitzt doch ein ungewöhnliches Zart- und Feingefühl. Einmal habe ich dieses große Feingefühl am eignen Leibe erfahren, und seit dieser Zeit glaube ich auch daran. Es war, wie ich mich erinnere, an einem frostigen Winterabend. Ich ging auf dem Arbat in Moskau durch eine menschenleere Gasse und schritt, in Gedanken versunken, über den Fahrdamm. Es fiel an diesem Tage trockener leichter Schnee, aber man fuhr noch mit Wagen, und die Räder hatten den Schnee, der mit Pferdemist und Getreidekörnern vermischt war, in ein bröckliges Pulver verwandelt. Eine Droschke fuhr so nahe an mir vorbei, daß sie mit der Spitze der Deichselstange meinen Pelz streifte. Ich schob mich etwas zur Seite und ließ die Droschke vorbeifahren. Plötzlich höre ich hinter mir Stimmen, grobe, sorglose, im Frost klingende Stimmen. Ich drehe mich um und sehe, wie sich einige Schritte von mir entfernt der ungeheure rote Kopf eines Lastpferdes unter einem breiten hölzernen Krummholz mit Glöckchen bewegt. Unterdessen war der verstellbare Sitz der Droschke schon dicht neben mir. Ich griff daher mit der Hand nach dem Rand des Daches und wollte mich, um dem schrecklichen Kopf des Pferdes auszuweichen, daran festhalten; aber meine Hand glitt ab, und ich sank in die Knie. Mit Entsetzen dachte ich noch im Fallen, daß ich bald unter den Füßen des Lastpferdes liegen würde. Daher drehte ich mich schnell auf den Rücken um und blieb unbeweglich liegen. Wie eigentümlich es auch scheinen mag, aber ich fühlte mich schon durch dieses Fallen auf die Knie vor mir selbst erniedrigt, um wieviel erniedrigter und entwürdigter kam ich mir vor, als ich in furchtbarer Eile in den kalten geschmolzenen Schnee am Rande der tiefen Furche griff, mich auf den Rücken legte und mich so schmal wie möglich zu machen versuchte. Diese Gier nach dem Leben, diese Gier, mich an den Rändern des Lebens zu halten, erschien mir entsetzlich häßlich. Ich schloß die Augen, und durch das Bewußtsein meiner Schande wurde mir plötzlich leichter. Später aber ergriff mich der Durst nach dem Leben wieder unaufhaltsam, und ich erstarrte vor Schreck bei dem Gedanken, daß dieses Leben vielleicht sofort zu Ende sein werde und ich zerdrückt, mit zerbrochenen Knochen und Rippen, mit zermalmtem Kopf unter den schrecklichen, mit glänzenden Eisen beschlagenen Hufen des kolossalen Pferdes liegen würde. Ich hob beide Hände und bedeckte damit Gesicht und Stirn, denn — das Entsetzliche — Schreckliche, es bewegte sich nun auf mich zu. Ich atmete schon den eigentümlichen Schweißgeruch, den man stets von einem stark arbeitenden Pferde fühlt, roch die Wärme des ganzen Leibes, und plötzlich — fühlte ich die Berührung des kalten, scharfen Dorns des Vorderhufes. Der Dorn berührte die Stelle der Hand, die gerade auf den Augen lag. Da — gleich — jetzt — wird die seelenlose Schwere daraufdrücken und der Dorn in die Augen und das Gehirn gepreßt werden. Ich fühlte das leichte Begeifern des Dorns links und rechts, fühlte, wie das Eisen des Hufes weiter nach vorn glitt, meinen Bart berührte, dann wieder über die Stirn glitt und mein Haar streifte.

»Warum, dachte ich, zögert es, warum verlängert es diese schreckliche Minute so sehr? Während sich diese Gedanken in meinem Gehirn jagen, fühle ich den Huf plötzlich nicht mehr über mir, sondern höre seinen dumpfen Schlag schon im Schnee an der Seite meines Kopfes. Den rechten Fuß setzte das Pferd daneben, und nun ward mir klar, während es so lange um den Kopf herumgegangen, bald über, bald unter dem Kopfe gewesen war, hatte es überlegt, und nachdem es überlegt hatte, hatte es den Huf über den Kopf gestellt: es hatte mich nicht erdrücken wollen.

»Mir wurde unaussprechlich leicht zumute, ich war gerührt, und plötzlich erschien es mir so schön, zu leben, zu fühlen, zu atmen. Zu gleicher Zeit fühlte ich aber, daß jetzt der linke Huf mit dem kalten breiten Dorn des Hufeisens meine Hand streifte, die ich mit der Fläche nach oben hielt, um die Augen zu bedecken, und von neuem ergriff mich Entsetzen.

»Die Seelenlosigkeit wird doch siegen, die schreckliche Schwere wird den Dorn niederpressen und ins Auge stechen. Ich erwartete sicheren Tod, als wieder scharfer, bitterer Geruch von Schweiß und Dampf vom Leibe des Pferdes, gemischt mit dem kalten Winde,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meine Brust zusammenpreßt — und wieder erschien mir dieser Augenblick des Wartens schrecklich. Ich fühle, wie der Huf erst die eine, dann die andre Seite des Gesichts berührt, mir wird kalt — dann aber fühle ich eine leichte kalte Berührung der Stirn.

»Überlegt es wieder? denke ich fröhlich, als ich den dumpfen Klang des Hufes in dem weichen Schnee höre. Der warme haarige Körper des Lastpferdes ist wieder über mir, und diese Wärme erscheint mir so zart und gut. Die ungeheuren Hinterfüße klopfen hörbar hinter den Vorderfüßen, näher kommen die Räder, über mir erdröhnen die auseinanderschiebbaren Bretter des Wagens, und durch die kleinen Ritzen fallen Getreidekörner. Der Wind weht von beiden Seiten, und es wird kühl. Ich atme die frische Luft tief ein, und als ich sehe, daß hinter dem ersten Wagen ein zweiter folgt, und daß das hintere Pferd an den Wagen angebunden ist, will ich schnell aufstehen, aber kaum hebe ich den Kopf, so stoße ich mich an dem Wagen. Und wieder liege ich und erwarte ruhig mein Schicksal. Der Wagen fährt vorbei, dann sehe ich eine dicke Leine, an der Leine den dicken Kopf eines Lastpferdes, der sich hin und her bewegt. Beim Schein der Laterne sehe ich die großen hervorstehenden Augen, die beim Anblick eines Menschen erstaunt und erschrocken blicken. Es wendet den Kopf und verlangsamt einen Augenblick den Schritt und bemüht sich, den Körper auf die Seite zu drängen, aber das Seil wird gezogen, und nun macht es seinen schrecklichen Schritt. Ich fühle wieder den Geruch des warmen Pferdeschweißes, gemischt mit dem Wehen des kalten Windes. Nun ist keine Hilfe mehr, mein Herz klopft wie ein Hammer.

»Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Lider zu schließen und sie mit den Händen zu bedecken, als ich auf der Stirn wieder die erstarrende Berührung des kalten Hufhorns fühlte. Der Dorn schien noch schärfer zu sein, und mein Schädel konnte vom leichtesten Aufdrücken dieses ungeheuren Leibes in einer Sekunde zermalmt werden. Zu meiner großen Freude fühlte ich, wie sich der ungeheure Huf über meinen Kopf erhob, einige Kreise in der Luft machte und dann sanft an meinen Wangen niederglitt. Ebenso sanft und glatt glitt der zweite Dorn mit ebensolchem Hufeisen und mit denselben plattgedrückten Köpfchen der Nägel, die in den Huf eingeschlagen waren, nieder. Auch dieser Huf schritt sanft und ruhig an meinem Kopf vorbei, und ich befand mich wieder unter dem warmen haarigen Leibe. Die Hinterfüße traten gehorsam in die Spuren der Vorderfüße, und wieder fielen aus den Ritzen des Wagens Getreidekörner. Ich sah, daß sich hinter diesem Wagen ein andrer bewegte. Monumentale Füße mit langen Haaren, die bis auf die Hufe fielen, kamen böse und schnell auf mich zu, aber jetzt hatte ich keine Furcht mehr, ich hatte weder Seelenlosigkeit noch Grausamkeit zu befürchten, sondern dasselbe Mitleid, dieselbe Zärtlichkeit zu erwarten.

»Als das Hinterteil des Wagens an meinem Kopf vorüber war, zeigte sich wieder eine feuchte, vom Pferdeschweiß getränkte Leine; ich sah, wie auch dieses Pferd einen Augenblick zurückwich, als wäre es erschrocken. Aber der Schreck verwandelte sich bald in große Sorgfalt, und die mächtigen, mit schrecklichem Stahl beschlagenen Füße machten ruhige, schwimmende Kreise um mich herum und vermieden glücklicherweise den Kopf. Auch die Hinterfüße und der Wagen waren vorüber, und ich sah plötzlich die frische, fröhliche Seite des lieben Himmels. In der Ferne klapperte die Mühle, leuchteten die Fenster der Häuser, und ich wurde von Herzen fröhlich.

»Zwei Kutscher, die hinter der kleinen Karawane fuhren, schrien entsetzt auf, als sie sahen, wie ich hinter den Wagen aufstand. Ihre fröhliche Unterhaltung war sofort verstummt. ‚Gott im Himmel! Es ist wirklich eine Sünde!' rief ein Kutscher, ebenso groß und stark wie ein Lastpferd, mit sommersprossigen Armen, ungeheurem Kopf und schmalem Bärtchen, im kurzen fettigen Pelz. Er beugte sich zu mir und klopfte meinen Pelz ab. ‚Mein Gott, wie bist du nur dahingekommen, Landsmann? Wir haben doch gar nichts davon gesehen.'

»Ich fühlte wieder die große Zärtlichkeit seiner großen, aber zarten Hände. Ich beruhigte die Leute und ging selbst beruhigt weiter.

»Diese so unerwartete, mit so gewaltiger Kraft verbundene sanfte Zärtlichkeit der ungeheuren Lasttiere erfüllte meine Seele mit Entzücken und Rührung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Wie kommt es, daß ich das nicht wußte? sagte ich zu mir. Wie konnte ich an ihrer Güte zweifeln, ich, der ich so viele Jahre in naher Berührung mit Pferden auf dem Lande und in der Stadt lebte! Damals verstand ich die ganze Lebensfähigkeit und schöne Wahrheit des orientalischen Glaubens an die Seelenwanderung. Ich sagte mir: Nur die Seelen von wahren Gerechten, die die Gestalt dieser Pferde angenommen haben, konnten solche sanfte Zärtlichkeit und väterliche Sorgsamkeit entwickeln. Und noch jetzt, wenn ich mich an die wunderbare Sorgfalt der Pferde erinnere, muß ich auch an jene einzigen Gerechten denken, um derentwegen das Sodom unsrer heutigen Tage verschont wird.

»Abraham bat Gott, Sodom um zehn Gerechter wegen zu schonen, fand aber nicht einen — und Sodom wurde zerstört. Nicht einen Gerechten! Auch in unserm Sodom gibt es unter den Menschen keinen Gerechten, und der Untergang dieser Räuberhöhlen wäre unvermeidlich, wenn die Rechtlichkeit der Pferde sie nicht gerettet hätte. Darin liegt eine tiefe, geheime Wahrheit. Das Pferd ist für mich zum Symbol geworden — zum Symbol des Gehorsams und der rührenden Hingabe an einen höheren Willen. Nur die rührende Hingabe einer Frau, einer Mutter, die die ganze Nacht ihr Kind auf müden Armen hält und doch keine Ermüdung kennt, kann damit verglichen werden. Wunderbare Geschöpfe!«

Röslein

Blüht ein Röslein
Hell an den Wegen,
Lächelt so lockend,
Lacht so verwegen.
»Komme doch bald!«

Bursche, sie kommen,
Bursche, sie gehen,
Hat es kein einz'ger
Blühen gesehen.
»Komme doch bald!«

Kam da ein Mädchen,
Blaß und in Sinnen,
Wußte so gar nicht,
Was nun beginnen.
»Komme doch bald!«

Sah es das Röslein,
Steckt's an das Mieder,
Hatte auf einmal
Sein Lächeln wieder.
»Komme doch bald!«

Fritz Köpp

Die Nacht

Seid mir gegrüßt, ihr holden Sterne
In eurer glühendstillen Pracht!
Du bläulich-dämmer-dunkle Ferne —
Du feierliche Sommernacht.

Du gehst auf mondbeglänzten Wegen —
Es dampft das Tal von deinem Hauch!
Es träuft aus deinen Händen Segen
Auf jeden Halm, auf jeden Strauch.

Des Tages Hast und Unruh schweigen,
Befreit vom Staube ist die Welt.
Du lächelst: Balsamdüfte steigen
Ins weite, blütenschwere Feld.

Du zauberst meiner Seele Flügel —
Sie gleitet wie in sel'gem Traum,
Dort, auf dem rebumkränzten Hügel,
Fliegt sie empor zum Weltenraum.

Und kraftdurchlobert kehrt sie wieder,
Zu neuem Kampf und Sieg bereit,
Drum sing' ich, Nacht, dir Jubellieder —
Du bist das Tor zur Ewigkeit!

Valeska Kusig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Phot. Herm. Boll, Berlin

Bruno Marquardt: Sommertag

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im Presselschen Gartenhaus

Eine Zeichnung aus dem alten Tübingen

Von Hermann Hesse

Es war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und wenn die Weltläufte damals andre waren als heute, so schien doch die Sonne und lief der Wind nicht anders über das grüne, friedevolle Tal des Neckars als heute und gestern. Ein schöner, freudiger Frühsommertag war über die Alb heraufgestiegen und stand festlich über der Stadt Tübingen, über Schloß und Weinbergen, Neckar und Ammer, über Stift und Stiftskirche, spiegelte sich im frischen, blanken Flusse und schickte spielende zarte Wolkenschatten über das grellsonnige Pflaster des Marktplatzes.

Im theologischen Stift war die lärmende Jugend soeben vom Mittagstisch aufgestanden. In plaudernden, lachenden, streitenden Gruppen schlenderten die Studenten durch die alten hallenden Gänge und über den gepflasterten Hof, den eine zackige Schattenlinie in der Quere teilte. Freundespaare standen in Fenstern und offenen Stubentüren beieinander, aus frohen, ernsten, heiteren oder träumerischen Jünglingsgesichtern leuchtete der schöne warme Sonnentag wider, und in ahnungsvoll durchglühter Jugend strahlte da manche noch fast knabenhafte Stirn, deren Träume noch heute lebendig sind, und deren Namen heute wieder von dankbaren und schwärmerischen Jünglingen verehrt werden.

An einem Korridorfenster, gegen den Neckar hinausgelehnt, stand der junge Student Eduard Mörike und blickte zufrieden in die grüne mittägliche Gegend hinüber; ein Schwalbenpaar schwang sich jauchzend in launisch spielerischen Bogen durch die sonnige Luft vorbei, und der junge Mensch lächelte gedankenlos mit den eigenwillig hübschen, gekräuselten Lippen.

Dem etwa Zwanzigjährigen, den seine Freunde einer unerschöpflich frohsprudelnden Laune wegen liebten, begegnete es nicht selten, daß in frohen, guten Augenblicken ihm plötzlich die ganze Umgebung zu einem verzauberten Bild erstarrte, in dem er mit staunenden Augen stand und die rätselhafte Schönheit der Welt wie eine Mahnung und beinahe wie einen feinen heimlichen Schmerz empfand. Wie eine bereitstehende Salzlösung oder ein kaltes, stilles Wintergewässer nur einer leisen Berührung bedarf, um plötzlich in Kristallen zusammenzuschießen und gebannt zu erstarren, so war mit jenem Schwalbenfluge dem jungen Dichtergemüt plötzlich der Neckar, die grüne Zeile der stillen Baumwipfel und die schwachdunstige Berglandschaft dahinter zu einem verklärten und geläuterten Bild erstarrt, das mit der erhobenen, feierlich-milden Stimme einer höheren, dichterischen Wirklichkeit zu seinen zarten Sinnen sprach. Schöner und herzlicher spielte nun das frohe Licht in den schweren laubigen Wipfeln, seelischer und bedeutsamer floß die Kette der Berge in die verschleierte Ferne hinüber, geistiger lächelte vom Ufer Gras und Gebüsch herauf, und dunkler, mächtiger redete der strömende Fluß wie aus urwelthaften Götterträumen her, als werbe Baumgrün und Gebirge, Flußrauschen und Wolkenzug dringlich um Erlösung und ewigen Fortbestand in der Seele des Dichters.

Noch verstand der befangene Jüngling die flehenden Stimmen nicht ganz, noch ruhte der innere Beruf, ein verklärender Spiegel für die Schönheit der Welt zu sein, erst halb bewußt in den Ahnungen dieser schönen, heiter-nachdenklichen Stirn, und noch war das Wissen um eine vereinsamende Auszeichnung nicht mit seinen Schmerzen in des Dichters Seele gedrungen. Wohl floh er oft aus solchen geisterhaft gebannten Stunden plötzlich mit ausbrechendem Weh und Trostbedürfnis wie ein erschrecktes Kind zu seinen Freunden, verlangte in nervöser Einsamkeitsangst heftig nach Musik und Gespräch und innigster Geselligkeit, doch war noch die unter hundert Launen verborgene Schwermut und das in allen Freuden weiterdürstende Ungenügen seinem Bewußtsein fremd geblieben. Und noch lächelte Mund und Auge in ungebrochener Lebensfrische, und von jenen geheimen Zügen der Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bundenheit und Lebensscheu, die wir im Bilde des geliebten Dichters kennen, war noch keiner in das reine Gesicht gekommen, es sei denn als ein flüchtig vorübergleitender Schatten.

Indem er stand und schaute und mit zarten, witternden Sinnen den jungen Sommertag einsog, für Augenblicke ganz allein und abgerückt und außerhalb der Zeit, kam ein Student in lärmender Wildheit die Treppe herabgerannt. Er sah den Versunkenen stehen, kam mit stürmischen Sätzen einhergesprungen und schlug dem Träumer heftig beide Hände auf die schmalen Schultern.

Erschrocken und aus tiefen Träumen gerüttelt, wendete Mörike sich um, Abwehr und einen Schatten von Beleidigung im Gesicht, die großen milden Augen noch vom Glanz der kurzen Entrückung überflogen. Doch alsbald lächelte er wieder, griff eine der um seinen Hals gelegten Hände und hielt sie fest.

»Waiblinger! Ich hätte mir's denken können. Was machst du? Wo rennst du wieder hin?«

Wilhelm Waiblinger blitzte ihn aus hellblauen Augen an, und sein voller, aufgeworfener Mund verzog sich schmollend wie ein verwöhnter und etwas blasierter Weibermund.

»Wohin?« rief er in seiner heftigen und rastlosen Art. »Wohin soll ich denn fliehen, von euch prädestinierten Pfaffenbäuchen weg, wenn nicht zu meinem chinesischen Refugium draußen im Weinberg, oder vielleicht lieber gleich in irgendeine Kneipe, um meine Seele mit Bier und Wein zu überschwemmen, bis nur die höchsten Gebirge noch aus dem Dreck und Schlamm hinausragen? O Meerigel, du wärst ja noch der einzige, mit dem ich gehen könnte, aber weißt du, am Ende bist vielleicht auch du bloß so ein Heimtücker und fauler Philister. Nein, ich habe niemand mehr hier in dieser Hölle, ich habe keinen Freund, es wird nächstens gar keiner mehr mit mir gehen wollen! Bin ich nicht ein Hanswurst, ein räubiger Egoist und wüster Saufbold? Bin ich nicht ein Verräter, der die Seelen seiner Freunde verkauft, jede arme Seele für einen Dukaten an den Verleger Franckh in Stuttgart?«

Mörike lächelte und sah dem Freunde in das erregte wilde Gesicht, das ihm so vertraut und so merkwürdig war mit seiner Mischung von brutaler Offenheit und pathetischer Schauspielerei. Die langen wehenden Locken, mit welchen Waiblinger in Tübingen aufgetreten war, und die ihm so viel Ruhm und Spott eingebracht hatten, waren seit einiger Zeit gefallen. Er hatte sie sich in einer gerührten Stunde von der Frau eines Bekannten mit der Schere abschneiden lassen.

»Ja, Waiblinger,« sagte Mörike langsam, »du machst es einem eigentlich nicht leicht. Deine Locken hast du damals geopfert, aber daß du dir vorgenommen hast, vor Mittag kein Bier mehr zu trinken, das hast du, scheint's, wieder vergessen.«

Mit einer übertriebenen Gebärde der Verachtung sah der andre ihn an und warf den Athletenkopf zurück.

»Ach du! Jetzt fängst auch du noch das Predigen an! Das ist gerade, was mir noch gefehlt hat. Es ist ein Elend. Ich aber sage dir, du Gesalbter des Herrn, du wirst eines Tags in einer stinkigen Landpfarre sitzen und wirst sieben Jahre um die saure Tochter deines Brotherrn dienen und einen Bauch dabei bekommen, und wirst das Gedächtnis deiner besseren Tage verkaufen um ein Linsengericht, und wirst deinen Jugendfreund verleugnen um einer Gehaltsaufbesserung willen. Denn siehe, es wird eine Schande und Todsünde sein, für den Freund des Waiblinger zu gelten, und sein Name soll ausgetilgt werden im Gedächtnis der Guten und Frommen. Meerigel, du bist ein Heimlichtuer, und es ist mein Fluch, daß ich dein Freund sein muß, denn auch du hältst mich für einen Verworfenen, und wenn ich in der Verzweiflung meiner Seele zu dir komme und mich an dein Herz werfe, dann wirfst du mir vor, daß ich Bier getrunken habe! Nein, ich habe nur noch einen Freund, einen einzigen, und zu dem will ich gehen. Der ist meinesgleichen, und das Hemd hängt ihm aus den Hosen, und er ist seit zwanzig Jahren so verrückt, wie ich es bald auch sein werde.«

Er hielt inne, nestelte heftig an seinem lang herabhängenden Halstuch, das er unter die Weste stopfte, und fuhr plötzlich viel sanfter und beinahe bittend fort: »Du, ich will zum Hölderlin gehen. Gelt, du kommst mit?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mörike zeigte mit der Hand durchs offene Fenster, mit einer unbestimmten, weiten Gebärde. »Da guck einmal hinaus! Das ist so schön, wie das alles im Frieden liegt und in der Sonne atmet. So hat es der Hölderlin auch einmal gesehen, wie er seine Ode vom Neckartal gedichtet hat. Ja, ich komme mit, natürlich.«

Er ging voran, Waiblinger aber blieb einen Augenblick stehen und blickte hinaus, als habe wirklich erst Mörike ihm die Schönheit des vertrauten Bildes gezeigt. Dann legte er im Nacheilen dem Freunde die Hand auf den Arm und nickte mehrmals nachdenklich, und sein unstetes Gesicht war still und gespannt geworden.

»Bist du mir bös?« fragte er kurz.

Mörike lachte nur und ging weiter.

»Ja, es ist schön da draußen,« fuhr Waiblinger fort, »und da hat der Hölderlin vielleicht seine schönsten Sachen gedichtet, wie er anfing, das Griechenland seiner Seele in der Heimat zu suchen. Du verstehst das auch und besser als ich, du kannst so ein Stück Schönheit ganz still aufnehmen und wegtragen und dann einmal wieder ausstrahlen. Das kann ich nicht, noch nicht, ich kann nicht so ruhig und still und so verflucht geduldig sein. Vielleicht einmal später, wenn ich kühl und ausgetobt und alt geworden bin.«

Sie traten auf den Stiftshof hinaus und überschritten die Schattengrenze. Waiblinger nahm den Hut vom Kopf und atmete begierig die warme Sonnenluft. An alten, stillen Häusern vorbei, deren grüne Holzläden auf der Mittagsseite gegen die Hitze geschlossen waren, gingen sie die Gasse hinab bis zum Hause des Schreinermeisters Zimmer, wo eine saubergeschichtete Ladung von frischen tannenen Brettern in der blanken Wärme glänzte und duftete. Die Haustür stand offen, und alles war still, der Meister hielt noch Mittagspause.

Als die Jünglinge ins Haus traten und sich zur Treppe wandten, die zu des wahnsinnigen Dichters Erkerzimmer hinaufführte, öffnete sich in der dunklen Hausflur eine Tür, aus einem durchsonnten Wohnraum her drang weiches Licht in Strahlenbündeln heraus, und darin erschien ein junges Mädchen, die Tochter des Schreiners.

»Grüß Gott, Jungfer Lotte!« sagte Mörike freundlich.

Sie schaute einen Augenblick lichtblind in den schattigen Raum, dann kam sie näher. »Grüß Gott, ihr Herren! Ach, Sie sind's? Grüß Gott, Herr Waiblinger! Ja, er ist droben.«

»Wir wollen ihn mit spazieren nehmen, wenn wir dürfen?« sagte Waiblinger mit einer einschmeichelnden Stimme, die er gegen alle jungen und hübschen Mädchen im Gebrauch hatte.

»Das ist recht, bei dem schönen Wetter. Gehen die Herren wieder ins Pressel'sche Gartenhaus?«

»Jawohl, Jungfer Lotte. Kann ihn vielleicht später jemand dort abholen? Ich frage nur. Wenn's nicht gut geht, bringen wir ihn selber wieder her. Man kommt immer gern zu Ihnen ins Haus, Jungfer.«

»Ei was! Nein, ich komme dann schon und hole ihn. Daß er nur nicht zu lang in der heißen Sonne bleibt, es tut ihm nicht gut.«

»Danke, ich will daran denken. Also auf Wiedersehen!«

Sie verschwand, und mit ihr floh die Lichtflut hinter die Stubentür zurück. Die beiden Studenten stiegen die Treppe hinauf und fanden die Tür zu Hölderlins Zimmer halb offen stehen. Mit der leichten Scheu und Befangenheit, welche er trotz wiederholter Besuche jedesmal vor dieser Schwelle empfand, näherte Mörike sich langsam. Waiblinger ging rascher voraus und pochte an den Türpfosten, und da keine Antwort herauskam, schob er die leise in den Angeln reibende Tür behutsam weiter auf, und beide traten ein.

Sie sahen in dem sehr einfachen, aber hübschen und lichten Raume, dessen Fenster auf den Neckar gingen, die hohe Gestalt des Unglücklichen in ein Fenster gelehnt, auf den unmittelbar unter dem Erker dahinströmenden Fluß blickend. Hölderlin stand ohne Rock in Hemdärmeln, den schlanken Hals bloß, das Haupt leicht gegen den Fluß hinabgebeugt. Nahe beim Fenster stand sein Schreibtisch, Gänsefedern staken in einem Behältnis, eine lag quer über mehrere beschriebene Papiere hinweggelegt. Ein schwacher Luftzug lief vom Fenster her und raschelte in den Blättern.

Bei dem Geräusch wendete der Dichter sich um, er nahm die Eingetretenen wahr und blickte ihnen aus seinen schönen, reinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen entgegen, indem sein Blick zuerst auf Mörike fiel, den er nicht zu erkennen schien.

Verlegen machte dieser einen kleinen Bückling und sagte schüchtern: »Guten Tag, Herr Bibliothekar! Wie geht es Ihnen?«

Der Dichter schlug den Blick zu Boden, ließ die noch auf dem Fenstergesims ruhende Hand sinken und verneigte sich sehr tief, indem er unverständliche, demütige Worte murmelte. Wieder und wieder verneigte er sich in schauerlich mechanischer Ergebenheit, bückte sein schönes, schwach ergrautes Haupt tief hinab und legte die Hände über der Brust zusammen.

Waiblinger trat vor, legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: »Lassen Sie's gut sein, verehrter Herr Bibliothekar!«

Nochmals bückte Hölderlin sich tief und murmelte halblaut: »Ja, Königliche Majestät. Wie Eure Majestät befehlen.«

Und indem er Waiblinger in die Augen sah, erkannte er ihn, der sein Freund und häufiger Besucher war; er hörte auf, seine Verbeugungen zu machen, ließ sich die Hand schütteln und wurde ruhig.

»Wir wollen spazierengehen!« rief der Student ihm zu, der diesem Kranken gegenüber etwas von seinem reizbar ungleichen Wesen verlor und im Umgang mit dem verehrten Schatten eine ihm sonst kaum eigne Güte und sanfte Überlegenheit zeigte, wie er denn überhaupt zu keinem Menschen in einem so gleichmäßigen und liebenden Verhältnis lebte wie zu dem geisteskranken Dichter, der mehr als dreißig Jahre älter war und den er bald sanft und schonend wie ein gutes Kind, bald ernst und verehrend wie einen edlen Freund anzufassen wußte.

Mit Verwunderung und verlegener Rührung sah nun der Studiosus Mörike zu, wie sein ungestümer und hochfahrender Freund sich mit seltsam zarter Teilnahme und mit einer gewissen Übung und Geschicklichkeit des kranken Menschen annahm.

Waiblinger schien sich in Hölderlins Zimmer genau auszukennen. Von einem Nagel hinter der Tür brachte er des Wahnsinnigen Gehrock, aus einer Schublade sein wollenes Halstuch hervor und half dem folgsamen Kranken in seine Kleider wie eine Mutter dem Kinde. Er wischte mit seinem Taschentuch den Staub von Hölderlins Knien, er suchte dessen großen schwarzen Hut hervor und bürstete ihn sorglich rein, und dazwischen redete er ihm zu und ermunterte ihn beständig: »So so, Herr Bibliothekar, jetzt haben wir's gleich, jawohl. So, so ist's recht, so ist's gut. Dann gehen wir an die Luft hinaus und zu den Bäumen und Blumen, es ist schön Wetter heut. So, jetzt noch den Hut auf, s'il vous plait.« Worauf der alte Dichter nichts erwiderte als etwa einmal in höflich zerstreutem Tone die Worte: »Euer Gnaden befehlen es. Je vous remercie mille fois, Herr von Waiblinger.« Er ließ sich betreuen und hielt willig stand, und sein ehrwürdiges Gesicht mit den nur teilweise zerstörten, adlig schönen Zügen schien bald voll zerstreuter Gleichgültigkeit, bald in einer heimlich belustigten hohen Überlegenheit zuzuschauen.

Mörike war unterdessen an den Schreibtisch getreten und las, ohne das Blatt jedoch in die Hände zu nehmen, stehend in einem der offenliegenden Manuskripte. In metrisch tadellosen, wohlgebauten Versen stand da ein Stück von des zerstörten Dichtergeistes Schattenleben aufgezeichnet: flüchtige, oft von Unsinn unterbrochene Gedanken und sanfte Klagen, dazwischen Bilder voll reiner Anschaulichkeit, in einer empfindlichen, feingepflegten Sprache voll Musik, aber immer wieder gestört und vernichtet durch plötzlich hineingeflossene Worte und Sätze eines harmlos ledernen Kanzleistils.

»So, jetzt können wir ja gehen,« rief Waiblinger, als sie fertig waren, und Hölderlin folgte ihm sogleich willig, nicht ohne noch im Gehen zu wiederholen: »Der Herr Baron befehlen. Euer Gnaden untertänig zu Diensten.«

Hager und groß schritt Friedrich Hölderlin hinter Waiblinger her die Treppe hinab, über den umzäunten Hof und durch die Gasse, den großen Hut bis dicht über die Augen herabgezogen, leise vor sich hinmurmelnd und scheinbar ohne einen Blick für die Welt. Bei der Neckarbrücke aber, wo zwei kleine barfüßige Büblein kauerten und mit einer toten Eidechse spielten, blieb die schlanke, würdevolle Gestalt einen Augenblick stehen, um vor den beiden Kindern tief den Hut zu ziehen. Mörike ging neben ihm, und da und dort blickte man aus Fenstern und Haustüren dem grotesken kleinen Zuge nach, jedoch ohne viel Erregung und Neugierde, denn jedermann kannte den verrückten Dichter und wußte von seinem Schicksal.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie stiegen an hübschen buschigen Gartenhägen und Weinbergmäuerchen vorbei den sonnigen Österberg hinan. Voraus ging stattlich die kraftvolle, strotzende Gestalt Waiblingers, welcher längst aus Erfahrung wußte, daß Hölderlin niemals vorangehe und einer Führung bedürfe. Dieser schritt langsam und ernsthaft, den Blick meist am Boden, und neben ihm ging der zarte Mörike her, gleich seinem Kameraden schwarz gekleidet. In den Ritzen der Rebbergmauern blühte da und dort blauroter Storchschnabel und weiße Schafgarbe, davon riß Hölderlin zuweilen einige Stengel ab und nahm sie mit sich. Die Hitze schien ihn nicht anzufechten, und als sie oben haltmachten, blickte er befriedigt um sich.

Hier stand das chinesische Gartenhäuschen des Oberhelfers Pressel, das im Sommer stets an Studenten abgetreten wurde und jetzt schon seit längerer Zeit, solange die Witterung es erlaubte, tagsüber von Waiblinger bewohnt wurde. Dieser zog einen großen geschmiedeten Schlüssel aus der Tasche, stieg die paar Steinstufen zum Eingang empor, schloß die Tür auf und wandte sich mit einer feierlich einladenden Gebärde an den Gast. »Treten Sie ein, Herr Bibliothekar, und seien Sie willkommen!«

Der Dichter nahm seinen Hut ab, stieg hinan und trat in das kleine putzige Häuschen, das er längst kannte und liebte. Kaum war auch Waiblinger hereingekommen, so wandte sich Hölderlin an diesen mit einer tiefen, respektvollen Verbeugung und sprach mit mehr Lebhaftigkeit als sonst: »Euer Gnaden haben befohlen. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Baron. Eure Herrlichkeit wird mich in dero hohen Schutz nehmen. Votre très humble serviteur.«

Darauf trat er vor den Schreibtisch und starrte mit angelegentlichem Interesse nach der Wand empor, wo Waiblinger in großen griechischen Schriftzeichen den geheimnisvollen Spruch »Ein und All« angebracht hatte. Vor diesen Zeichen verweilte er minutenlang in gespannter Nachdenklichkeit. Mörike, in der leisen Hoffnung, ihn jetzt einem Gespräch zugänglich zu finden, näherte sich ihm und fragte behutsam: »Sie scheinen diesen Spruch zu kennen, Herr Bibliothekar?«

Dieser wich aber alsbald zurück und verschanzte sich in sein undurchdringliches Hofzeremoniell. »Majestät,« sagte er mit großer Feierlichkeit, »dieses kann und darf ich nicht beantworten.«

Er trug den unordentlich zusammengerafften Blumenstrauß noch in der Hand, den er nun langsam mit den Fingern zerpflückte und in die Taschen seines Rockes stopfte. Währenddessen war er an das breite, niedere Fenster getreten, das über den lichten Weinberg und die tieferliegenden Gärten hinweg eine weite stille Aussicht auf das Flußtal und auf die hohen Berge der Alb darbot. In den Anblick der hellen, friedevollen Sommerlandschaft versunken, blieb er stehen, tief die reine, von Sonnenschein und Rebenblüte erfüllte Luft atmend, und an seinen entspannten und beglückten Mienen war zu merken, daß diesem schönen Bilde seine Seele noch in der alten Zartheit und heiligen Empfänglichkeit offenstehe und Antwort gebe.

Waiblinger nahm ihm den Hut aus der Hand und sprach ihm zu, sich aufs Gesims des Fensters zu setzen, was er sogleich tat. Darauf erhielt erst Hölderlin, dann Mörike vom Hausherrn eine wohlzubereitete Tabakspfeife überreicht, und nun saß der kranke Dichter begnügt und zufrieden rauchend, schwieg und blickte ruhig in das sommerliche Tal hinaus. Sein rastloses Murmeln war verstummt, und vielleicht hatte sein ermüdeter Geist zu den hohen Sternbildern seiner Erinnerung zurückgefunden, unter welchen er einst die kurze herrliche Blüte seines Lebens gefeiert, und deren Namen seit zwei Jahrzehnten niemand mehr ihn hatte nennen hören.

Schweigend hatten die Freunde eine Weile den Rauch aus ihren Pfeifen gesogen und dem stillen Manne am Fenster zugeschaut. Dann erhob sich Waiblinger, nahm ein Schreibheft zu Händen, das auf dem Tische lag, und begann mit feierlicher Stimme zu reden: »Verehrter Gast, es ist Ihnen wohl bekannt, daß wir drei ein Kollegium von Dichtern vorstellen, wenn auch keiner von uns jungen Anfängern sich mit dem Dichter des unsterblichen Hyperion vergleichen darf. Was könnte nun natürlicher und schöner sein, als daß ein jeder von uns etwas von seinen Gedichten oder Gedanken vortrage? In diesem Hefte hier habe ich allerlei aus Ihren neueren Schriften gesammelt, Herr Bibliothekar, und ich bitte Sie herzlich, lesen Sie uns etwas daraus vor!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er gab Hölderlin das Schreibheft in die Hand, das dieser sogleich wiederzukennen schien. Er stand auf, begann in dem kleinen Raume hin und wider zu schreiten, und plötzlich hob er mit lauter Stimme und mit einer gewissen ergreifenden Leidenschaftlichkeit an, folgendes vorzulesen: »Wenn einer in den Spiegel siehet, ein Mann, und siehet darin sein Bild wie abgemalt: es gleicht dem Manne. Augen hat des Menschen Bild, hingegen Licht der Mond. Der König Ödipus hat ein Auge zuviel vielleicht. Die Leiden dieses Mannes, sie scheinen unbeschreiblich, unaussprechlich, unausdrücklich. Wenn das Schauspiel ein solches darstellt, kommt's daher. Wie ist mir's aber, gedenk' ich deiner jetzt? Wie Bäche reißt das Ende von etwas mich dahin, welches sich wie Asien ausdehnet. Natürlich, dieses Leiden, das hat Ödipus. Natürlich ist's darum. Hat auch Herkules gelitten? Wohl. Die Dioskuren in ihrer Freundschaft, haben sie Leiden nicht auch getragen? Nämlich, wie Herkules mit Gott streiten, das ist Leiden. Doch das ist auch ein Leiden, wenn mit Sommerflecken ist bedeckt ein Mensch, mit manchen Flecken ganz überdeckt zu sein! Das tut die schöne Sonne. Die Jünglinge führt sie die Bahn mit Reizen ihrer Strahlen wie mit Rosen. Die Leiden scheinen so, die Ödipus getragen, als wie ein armer Mann klagt, daß ihm etwas fehle. Sohn Laios, armer Fremdling in Griechenland! Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben ...«

Während des Lesens hatte sein Pathos sich noch immer gesteigert, und die Stubenten waren den seltsamen, zuweilen tief und schrecklich bedeutsam lautenden Worten nicht ohne Bangigkeit und geheimen Schauder gefolgt.

»Wir danken Ihnen!« sagte Mörike. »Wann haben Sie das geschrieben?«

Allein der Kranke liebte es nicht, gefragt zu werden, er ging nicht darauf ein. Statt dessen hielt er dem Jüngling das Schreibheft vor die Augen. »Sehen Sie, Hoheit, hier steht ein Semikolon. Euer Hoheit Wunsch ist mir Befehl. Non, votre Altesse, die Gedichte bedürfen des Kommas und des Punktes. Euer Gnaden befehlen, daß ich mich zurückziehe.« Damit setzte er sich wieder ins Fenster, begann an der erloschenen Pfeife zu saugen und richtete seinen Blick auf den fernen Roßberg, über welchem eine lange schmale Wolke mit goldenen Rändern stand.

»Du hast doch auch etwas zum Vorlesen?« fragte Waiblinger seinen Freund.

Mörike schüttelte den Kopf und fuhr mit den Fingern durch sein blondes, frauenhaft zartes Haar. In seinem kleinen Stehpult verborgen bewahrte er daheim in seiner Stiftsstube seit kurzem zwei neue Gedichte auf, welche »An Peregrina« überschrieben waren und von denen keiner seiner Freunde wußte. Wohl wußten einige von ihnen um die sonderbare romantische Liebe, deren schönes Zeugnis jene Lieder waren; vor Waiblinger aber hatte er nie davon gesprochen.

»Du bist doch ein Querkopf!« rief Waiblinger enttäuscht. »Warum hältst du dich eigentlich vor mir so verborgen? Von deinen Gedichten höre ich nichts mehr, und hier oben hat man den Herrn auch seit Wochen nimmer gesehen! Der Louis Bauer macht es gerade so. Ihr seid verfluchte Feiglinge, ihr Tugendhelden!«

Mörike wiegte unruhig seinen Kopf hin und wider. »Wir wollen uns lieber vor dem da nicht zanken,« sagte er leise mit einer Gebärde gegen das Fenster. »Was indessen den Tugendhelden betrifft, da hast du dich getäuscht. Mein Werter, ich bin letzte Woche wieder einmal acht Stunden im Karzer gesessen. Das sollte mich bei dir rehabilitieren. Und nächstens kann ich dir auch wieder etwas vorlesen.«

Waiblinger hatte seinen Hemdkragen weit aufgeknöpft und den Rock ausgezogen, seine mächtige, dunkelbehaarte Brust schaute durch den Hemdspalt. »Du bist ein Diplomat!« rief er feindselig, und alles, woran er seit Wochen litt und womit er nicht fertig wurde, stieg wieder mit neu ausbrechender Heftigkeit in ihm auf. »Man weiß nie, wie man mit dir steht. Aber ich will es jetzt wissen, du. Warum weichet ihr mir alle aus? Warum kommt keiner mehr zu mir in den Weinberg da heraus? Warum läuft mir der Gfrörer davon, wenn ich ihn anreden will? Ach, ich weiß ja alles! Angst habet ihr, elende lumpige Stiftlerangst! Ihr seid genau wie die Ratten, die ein Schiff vor dem Untergang verlassen! Denn daß ich nächstens einmal aus dem Stift hinausgeworfen werde, das wisset ihr ja besser als ich selber. Ich bin gezeichnet wie ein Baum, der gefällt werden soll, und ihr zieht euch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurück und sehet zu, die Hände in den Taschen, wie lang ich's wohl noch treibe. Und wenn sie mich dann absägen, dann seid ihr die Schlauen und könnet sagen: Haben wir's nicht schon lang gesagt? Wenn der Bürgersmann einen rechten Spaß haben soll, dann muß einer gehenkt werden, und der bin diesmal ich. Und du, du stehst auch bei denen drüben, und von dir ist es nicht recht, du bist doch bei Gott mehr wert als die ganze Rotte. Du und ich, wir könnten miteinander das ganze Pack in die Luft sprengen. Aber nein, du hast deinen Bauer und deinen Hartlaub, die laufen dir nach und bilden sich ein, sie wären auch so eine Art von Genies, wenn sie sich an deinem Feuer wärmen. Und ich kann allein herumlaufen und an mir selber ersticken, bis ich kaputt gehe! Es ist nur gut, daß ich den Hölderlin habe. Ich glaube, dem haben sie auch seinerzeit im Tübinger Stift das Rückgrat gebrochen.«

»Ja, da muß ich beinahe lachen,« fing Mörike besänftigend an. »Du schimpfst, ich käme nimmer zu dir ins Gartenhaus. Aber wo sitzen wir denn gerade jetzt? Und ich bin auch ein paarmal schon den Österberg heraufgestiegen, aber der Waiblinger war nicht da, der Waiblinger hatte in der Becket und beim Lammwirt und in andern Kneipen zu tun. Vielleicht ist er auch hier drinnen gesessen und hat bloß nicht auftun mögen, wie ich geklopft habe, so wie er's einmal dem Ludwig Uhland auch gemacht hat.« Er streckte dem Kameraden die Hand hinüber. »Sieh, Wilhelm, du weißt, daß ich nicht immer mit dir einverstanden sein kann — du bist es ja selber nicht. Aber wenn du meinst, ich habe dich nimmer gern, oder wenn du gar behauptest, mir sei mein Plätzlein im Stift zu lieb und ich habe Angst, für deinen Freund zu gelten, dann muß ich einfach lachen. Lieber soll man mich acht Tage in den Karzer stecken, als daß ich an einem Freunde den Judas mache. Weißt du's jetzt?«

Waiblinger drückte die hingebotene Hand so heftig, daß sein Freund schmerzlich den Mund verzog. Stürmisch fiel er ihm um den Hals, der sich seiner kaum erwehren konnte, und plötzlich hatte er die Augen voll Tränen stehen, und seine umschlagende Stimme klang hoch und knabenhaft. »Ich weiß ja,« rief er schluchzend, »ach, ich weiß, ich bin deiner gar nicht wert. Das dumme Saufen hat mich heruntergebracht. Du weißt ja nicht, wie elend ich bin, du kennst das alles nicht, was ich durchmache und was mich noch tötet, du kennst das Weib nicht, diese wunderbare rätselhafte Frau, an die ich mich verblute.«

»Ich kenne sie schon!« meinte Eduard trocken, und er dachte, mit einer kleinen Erbitterung gegen den Freund, an seine eignen Schmerzen um Peregrina.

»Du kennst sie nicht, sag' ich, wenn du sie auch schon gesehen hast und ihren Namen weißt. Du, ist sie nicht wahnsinnig schön? Kann sie denn etwas dafür, daß sie eine Jüdin ist, und könnte sie so rasend schön sein, wenn sie's nicht wäre? Ich verbrenne an ihr, ich kann nicht lesen mehr, nicht schlafen, nicht dichten; erst seit ich ihren Busen geküßt und an ihrem Hals geweint habe, weiß ich, was Schicksal ist.«

»Schicksal ist immer Liebe,« sagte Mörike leise und dachte mehr an Peregrina als an den Freund, dessen stürmende Selbstentblößung ihm quälend war.

»Ach, du,« rief jener schmerzlich und sank in seinen Sitz zurück, »du bist ein Heiliger! Du stehst überall nur wie ein Wächter dabei und hast überall nur Teil am Schönen und Zarten und nicht am Giftigen und Häßlichen. Du bist so ein stiller guter Stern, aber ich, ich bin eine wilde nutzlose Fackel und verbrenne in der Nacht. Und ich will es auch so, ich will verflackern und verbrennen, es ist gut so und ist nicht schade um mich. Wenn ich nur vorher noch einmal etwas Gutes und Großes schaffen könnte, nur ein einziges edles, reifes Werk. Es ist ja alles nichts, was ich gemacht habe, alles schwach und eitel und in mir selbst befangen! Der hat es gekonnt, der dort drüben im Fenster! Der hat seinen Hyperion hingestellt, ein Sternbild und ein Denkmal seiner großen Seele! Und du kannst es auch, du wirst in aller Stille große und gute Werke schaffen, du Unheimlicher, dem ich nie ganz ins Herz sehen kann! O, ich kenne sie alle durch und durch, die Freunde, den Pfizer in Stuttgart und den Bauer und alle miteinander, ich habe sie durchschaut und ausgeleert und verbraucht — wie Nüsse, wie Nüsse! Nur du hast immer standgehalten, nur du hast dein Geheimnis in dir bewahrt. Dich kenn' ich noch immer nicht, dich kann ich nicht auf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

knacken und verbrauchen! Mit mir geht es schon abwärts, und du stehst noch im Anfang. Mir wird es gehen wie unserm Hölderlin, und die Kinder werden mich auslachen. Aber ich habe keinen Hyperion gedichtet!«

Mörike war sehr ernst geworden. »Du hast den Phaeton gedichtet,« sagte er zart.

»Den Phaeton! Da wollte ich griechisch sein, und wie verlogen, wie widerlich ist das Zeug geworden! Sprich mir nimmer vom Phaeton! Dir kann ich's nicht glauben, wenn du ihn noch lobst, du stehst so hoch über dieser Spottgeburt! Nein, er ist nichts wert, und ich bin ein Stümper, ein jammervoller Stümper! Es geht mir immer so, ich fange eine Dichtung in heller Freude an, es glüht und sprudelt in mir und läßt mich Tag und Nacht nicht los, bis ich den Strich unters letzte Kapitel gemacht habe. Dann meine ich wunder was ich geleistet hätte, und nach einer Weile, wenn ich's wieder ansehe, ist alles fad und grau oder alles grell und falsch und übertrieben. Ich weiß, bei dir ist das ganz anders, du machst wenig und brauchst Zeit dazu, aber dann ist es auch gut und kann sich sehen lassen. Bei mir wird aus jedem Einfall immer gleich ein Buch, und ich muß sagen, es gibt nichts Herrlicheres, als so sich hinzustürmen und auszugießen, im Rausch und Feuer des Schaffens. Aber nachher, nachher! Da steht der Satan da und grinst und zeigt den Pferdefuß, und die Begeisterung war Schwindel, und der edle Rausch war Einbildung! Es ist ein Fluch!«

»Du mußt nicht so reden,« fing Mörike gütig an, die Stimme voll von Trost. »Wir sind ja noch fast Kinder, du und ich, wir dürfen noch jeden Tag das wegwerfen, was wir gestern gemacht und schön gefunden haben. Wir müssen noch probieren und lernen und warten. Der Goethe hat auch Sachen geschrieben, von denen er nichts mehr wissen will.«

»Natürlich, der Goethe!« rief Waiblinger gereizt. »Das ist auch so ein Ritter von der Geduld, vom Abwarten und Zusammensparen! Ich mag ihn nicht!«

Plötzlich hielt er inne, und beide Jünglinge schauten verwundert auf. Hölderlin hatte seinen Fensterplatz verlassen, durch die laute, heftige Unterhaltung beunruhigt, nun stand er und schaute Mörike an, sein Gesicht zuckte unruhig, und seine hagere, lange Figur sah bedürftig und leidend aus.

Da beide betroffen schwiegen, neigte sich Hölderlin über Mörikes Stuhl, berührte ihn vorsichtig an der Schulter und sagte mit sonderbar hohler Stimme: »Nein, Euer Gnaden, der Herr von Goethe in Weimar, der Herr von Goethe — ich kann und darf mich darüber nicht äußern.«

Das gespenstische Dazwischentreten des Wahnsinnigen und sein scheinbares Eingehen auf ihr Gespräch, was bei ihm äußerst selten war, hatte die Freunde unheimlich berührt und beinahe erschreckt.

Jetzt fing Hölderlin wieder an durch die kleine Stube zu wandern, traurig und geängstet hin und her zu wandern wie ein gefangener großer Vogel, und unverständliche Worte vor sich hinzusagen.

»Wir hatten ihn ganz vergessen!« rief Waiblinger voll Reue und war wie verwandelt. Wieder nahm er sich des Dichters wie ein sanfter Pfleger an, führte ihn ans Fenster zurück, lobte die Aussicht und die herrliche Luft, brachte die am Boden liegende Pfeife wieder in Ordnung, tröstete und begütigte mütterlich. Und wieder gewann Mörike den anspruchsvollen und unbequemen Freund, da er ihn so herzlich und gütevoll bemüht sah, von neuem seltsam lieb und machte sich stille Vorwürfe, ihn seit langem wirklich vernachlässigt zu haben. Er kannte Waiblingers phantastische Übertreibungssucht und das unheimlich rasche Auf und Nieder seiner Stimmungen, aber was Mörike von jener gefährlichen Jüdin durch Hörensagen wußte, war freilich bedenklich, und des Freundes voriger Ausbruch hatte ihn ernstlich geängstigt. Der zarte und empfindliche Mörike hatte in Waiblinger stets ein Urbild unverwüstlichen Jugendübermuts und üppig schwellender Kraft gesehen; nun aber machte der von Trunk und seelischer Selbstzerstörung beschädigte und entstellte Mensch auch ihm einen beklemmenden Eindruck, als gehe er verzweifelnd auf einem abschüssigen Pfade tiefer und tiefer einem unholden Schicksal entgegen. Auch die seltsame Vertrautheit, ja Freundschaft des Freundes mit dem Geisteskranken erschien ihm heute in einer unheimlichen Bedeutsamkeit.

Friedlich saß indessen der Freund neben seinem armen Gast im Fenster, der strotzend junge neben dem ergrauten und erloschenen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Manne, die tiefer gerückte Sonne strahlte wärmer und farbiger am Gebirge wider, im Tal fuhr ein langes Floß aus Tannenstämmen den Fluß abwärts, Studenten saßen darauf, schwangen blitzende Trinkkelche im Sonnenlicht und sangen ein kräftig frohes Lied, daß es bis in diese stille Höhe heraufschallte.

Mörike trat zu den beiden und blickte mit hinaus. Schön und milde lag die geliebte Gegend zu seinen Füßen, mit blanken Lichtern blitzte der Neckar herauf, und mit der satten lauen Luft wehte Gesang und ungebärdige Jugendlust wie mit warmem Lebensatem herauf. Warum saßen sie hier so arm und beraubt, diese Dichter des Überschwanges, der alte und der junge, und warum stand er selber, von schwankenden Freundschaften und von einer beschämend hoffnungslosen Liebe erschüttert, so unbefriedigt und traurig daneben? War das nur seine Empfindlichkeit und Schwäche, daß er trüben Stimmungen so oft unterlag, oder war es wirklich das Schicksal der Dichter, daß ihnen keine Sonne scheinen konnte, deren Schatten sie nicht in der eignen Seele sammeln mußten?

Mitleidig dachte er dem Leben Hölderlins nach, der einst nicht nur ein Dichter, sondern auch ein begabter Philolog und hochgesinnter Erzieher gewesen war, mit Schiller in Verkehr gestanden und als Hofmeister im Hause der Frau von Kalb gelebt hatte. Hölderlin war, gerade wie Mörike auch, ein Zögling des theologischen Stifts gewesen und hätte Pfarrer werden sollen, und dagegen hatte er sich gesträubt, wie auch Mörike sich dagegen zu sträuben gedachte. Seinen Willen nun hatte jener durchgesetzt, aber er hatte die besten Kräfte dabei verbraucht! Und wie hatte die Welt den untreu gewordenen Stiftler, den zartherzigen, schüchternen Dichter empfangen! Nichts war ihm geworden als Armut, Demütigung, Hunger, Heimatlosigkeit, bis er aufgerieben war und der jahrzehntelangen Krankheit verfiel, welche weniger ein Wahnsinn zu sein schien als eine tiefe Ermüdung und hoffnungslose Resignation des verbrauchten Geistes und Herzens. Da saß er nun, mit der göttlichen Stirn und den noch immer ergreifend reinblickenden Augen, das Gespenst seiner selbst, in eine taube, entwicklungslose Kindheit zurückgesunken; und wenn er noch Bogen Papiers vollschrieb, aus denen zuweilen ein wahrhaft schöner Vers wie ein helles Auge aufblickte, so war es doch nichts mehr als das Spiel eines Kindes mit bunten Mosaiksteinen.

Wie Mörike so ergriffen und nachsinnend hinter den beiden stand, wendete Hölderlin sich ihm zu und schaute eine Weile starr und suchend in das feinzügige, überaus zart belebte, etwas weiche Jünglingsgesicht, dessen Stirn und Augen voll von Geist und voll von seelischer Kindheit waren. Vielleicht fühlte der Alte, wie ähnlich dieser Junge ihm selbst sei; vielleicht erinnerte ihn die Reinheit und beseelte Helligkeit dieser Stirn und der tiefe, noch keines zartesten Hauches beraubte Jünglingstraum in diesen herrlichen Augen an seine eigne Jugend; doch ist es zweifelhaft, ob nicht auch diese einfache Gedankenfolge schon zu ermüdend für sein Denken war, und vielleicht ruhte sein unergründlicher ernster Blick nur in rein sinnlichem Vergnügen auf dem Gesicht des Studenten.

Während sie alle drei eine Weile schwiegen und jeder den Nachhall der vorigen lebhaften Aussprache in sich fortschwingen fühlte, kam den Weinberg herauf die Jungfer Lotte Zimmer gestiegen. Waiblinger sah sie von weitem und schaute dem Herankommen der kräftigen Mädchengestalt mit stillem Vergnügen zu, und als sie näher kam und ihm, der sie mit lautem Zuruf begrüßte, mit Lächeln zunickte, tat er einen Sprung durchs niedere Fenster und ging ihr die letzten Schritte entgegen.

»Es ist mir eine Ehre,« rief er überschwenglich und wies einladend die Steinstufen hinauf, »es ist mir eine Ehre, in dieser Klause auch einmal ein so hübsches Fräulein begrüßen zu dürfen. Kommen Sie herein, werte Jungfer Lotte, drei Dichter werden zu Ihren Füßen knien.«

Das Mädchen lachte, und ihr gesundes Gesicht glühte rot vom raschen Berganstеigen. Sie blieb auf der kleinen Treppe stehen und hörte dem Getöne des Stubenten belustigt zu, schüttelte dann aber kurz den blonden Kopf. »Bleiben Sie lieber stehen, Herr Waiblinger, ich bin ans Knien nicht gewöhnt. Und geben Sie mir meinen Dichter heraus, ich habe genug an dem einen.«

»Aber Sie werden doch wenigstens einen Augenblick hereinkommen! Es ist ein Tem-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pel, Fräulein, und keine Räuberhöhle. Sind Sie denn gar nicht neugierig?«

»Ich kann's aushalten, Herr Waiblinger. Eigentlich hab' ich mir einen Tempel immer anders vorgestellt.«

»So? Und wie denn?«

»Ja, das weiß ich nicht. Jedenfalls feierlicher und ohne Tabaksrauch, wissen Sie. Nein, geben Sie sich keine Mühe mehr, es ist ja doch nicht Ihr Ernst. Ich komme nicht hinein, ich muß gleich wieder umkehren. Bringen Sie mir nur den Hölderlin heraus, bitte, daß ich ihn heimbringen kann.«

Nach einigen weiteren Scherzen und Umständlichkeiten ging er denn hinein und winkte dem Kranken zum Aufbruch, gab ihm seinen Hut in die Hand und führte ihn zur Tür. Hölderlin schien ungern wegzugehen, man sah es seinem Blick und seinen zögernden Bewegungen an, doch sagte er kein Wort der Bitte oder des Bedauerns. Mit der tadellosen Artigkeit, hinter welcher er seit so vielen Jahren sich vor aller Welt verschanzte und verborgen hielt, wendete er sich mit Blick und Verneigung erst an Mörike, dann an Waiblinger, schritt folgsam zur Tür und wandte sich dort mit einer letzten Verbeugung um: »Empfehle mich Euer Exzellenz ganz ergebenst. Euer Exzellenz haben befohlen. Ergebenster Diener, dero Herrschaften.«

Freundlich nahm ihn draußen Lotte Zimmer bei der Hand und führte ihn hinweg, und die zwei Studenten blieben auf den Stufen stehen und sahen den Hinweggehenden nach, wie sie zwischen den Reben den Berg hinabgingen und rasch kleiner wurden, der lange feierliche Mann an der Hand seiner Pflegerin. Ihr blaues Kleid und sein großer schwarzer Hut waren noch lange zu sehen.

Mörike sah, wie sein Freund mit traurigen Blicken dem entschwindenden Unglücklichen folgte. Ihm lag daran, den empfindlichen und erregten Menschen erheiternd zu zerstreuen; auch wollte er selbst es vermeiden, in der Rührung einer unbewachten Stunde etwa allzuviel von seinem Inneren zu enthüllen, denn Waiblinger hatte seit Monaten aufgehört, sein unbedingter Vertrauter zu sein. Mörike, der an einsamen Tagen stundenlang einer grundlosen Wehmut nachhängen konnte, liebte es nicht und hütete sich davor, diese Seite seines komplizierten Wesens andern zu zeigen, am wenigsten diesem Freunde, der selber so gern in einer fast widerlichen Preisgabe seines Innersten zu schwelgen liebte.

Kurz entschlossen, den Bann zu brechen und sich selbst samt dem Kameraden auf die heitere Seite des Lebens hinüberzuretten, schlug er sich klatschend aufs Knie, setzte ein geheimnisvolles Gesicht auf und sagte im Ton schlecht geheuchelter Gleichgültigkeit: »Übrigens, dieser Tage habe ich einen alten Bekannten wiedergetroffen.«

Waiblinger sah ihn an und sah sein bewegliches Gesicht vom leise zuckenden Wetterleuchten hervorbrechender Humore überflogen, die gekräuselten Mundwinkel spielten wie probend in sarkastischen Faltungen, die mageren Wangen spannten sich über den starken Backenknochen in spitzbübischer Laune, und die eingekniffenen Augen schienen vor verhaltener Munterkeit zu knistern.

»Ja, wen denn?« fragte Waiblinger in froher Spannung. »Komm, wir wollen hineingehen.«

Im Stübchen zog Mörike die Fensterladen halb zu, daß sie in wohlig warmer Dämmerung saßen. Er ging elastisch hin und her, plötzlich blieb er vor Waiblinger stehen, lachte lustig auf und fing an: »Ja, weiß Gott, der Mann nannte sich Vogeldunst, Museumsdirektor Joachim Andreas Vogeldunst aus Samarkand, und er behauptete, auf einer wichtigen, äußerst wichtigen, folgenreichen Geschäftsreise zu sein. Er kam von Stuttgart mit Empfehlungen von Schwab und Matthisson — unmöglich, ihn abzuweisen! —, und er wollte noch am selben Abend mit Extrapost nach Zürich weiterreisen, wo er von hochstehenden Gönnern mit Ungeduld erwartet werde. Nur der Ruf dieses entzückenden Musensitzes, sagte er, und der spezielle Ruhm und Glanz des theologischen Stifts, dieser ehrwürdigen Pflanzstätte der exzellentesten Geister, habe ihn veranlassen können, seine eilige Reise für wenige Stunden zu unterbrechen, und er bereue es nicht, nein, wahrlich, er hoffe es nie zu bereuen, obwohl seine Freunde in Zürich, Mailand und Paris ihm keine Stunde des Zuspätkommens verzeihen würden. In der Tat, Tübingen sei ganz scharmant, und vornehmlich so gegen Abend in den Alleen am Neckar herrsche ein geradezu ravissantes Helldunkel, von einer höchst pittoresken Delikatesse, sozusagen romantisch-poetisch. Der Emir von Belutschistan, von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem er beauftragt sei, die Abbildungen aller schönen Städte Europas in Kupferstich zu sammeln und seiner Hoheit mitzubringen, er werde entzückt sein, und wo denn ein guter Kupferstecher wohne, un bon graveur sur cuivre, aber versteht sich, ein Meister, ein rechter Künstler voll ésprit und Gemüt. Ja, ob es übrigens hier warme Quellen gebe? Nicht? Er glaube doch davon gehört zu haben — oder nein, das sei in Baden-Baden, das müsse ja von hier ganz nahe sein. Und ob der Dichter Schubart noch lebe — er meine jenen Unglücklichen, der von Friedrich dem Gütigen an die Hottentotten verkauft worden sei und dort die afrikanische Nationalhymne gedichtet habe. Oh, er sei gestorben? Hélas, der Beklagenswerte! Indessen war mir doch ganz sonderbar zumute, wie der Kerl seine suada herunterrasselte und dazu mit den langen, dünnen Fingern an seinen silbernen Rockknöpfen drehte. Du hast ihn schon gesehen, dacht' ich immer, diesen directorem Vogeldunst mit seinen warmen Quellen und seinen langen, dünnen Spinnenfingern! Da holt der Mann eine Dose aus seinem blauen langen Tuchrock, der ihm hinten bis an die Schuhe hinabhing, eine hölzerne gedrechselte Dose, und wie er sie aufschraubt und in den gespenstischen Händen dreht und eine Prise nimmt und dazu in seiner heillos aufgeregten Vergnügtheit so hell und hoch zu meckern beginnt, und wie er dann so süß und äußerst angenehm zu lächeln weiß und mit den Fingernägeln auf der Dose den Pariser Marsch trommelt, da ist mir's wie im Traum, und ich quäle mich und rätsele herum wie ein Kandidat im Examen, wenn's brenzlig wird, daß ihm der Schweiß ausbricht und die Brillengläser anlaufen. Der Herr Joachim Andreas Vogeldunst aus Samarkand ließ mir aber keinen Augenblick zum Nachdenken, ordentlich als wisse er, wie mir zumute sei, und habe seine tückische Freude daran und wolle mich ja noch recht lange schmoren lassen. Von Stuttgart erzählte er, und von den amönen Gedichten des Herrn Matthisson, die ihm selbiger eigenhändig vorgelesen habe und welchen eine gewisse interessant-pikante Bleichsüchtigkeit von Kennern nicht abzusprechen sei, und im gleichen Atem fragt er aufs angelegentlichste, ob die direkte Postroute von hier nach Zürich nicht über Blaubeuren führe, er habe nämlich von einem Stück Blei gehört, das dort irgendwo liegen müsse und das vortrefflich in seine erstklassige Sammlung von Sehenswürdigkeiten passen möchte. Den Bodensee gedenke er dann auch aufzusuchen, um dort en passant am Grabe des Herrn Doktor Mesmer seine Andacht zu verrichten. Von dem tierischen Magnetismus nämlich sei er ein alter treuer Anhänger, wie er denn auch dem Professor Schelling die Bekanntschaft mit dem Geiste des universi verdanke und überhaupt ein aufrichtiger Freund der Bildung dürfe genannt werden. Wenigstens habe er die Phantasiestücke von Hoffmann ins Persische übersetzt und lasse alle seine Kleider in Paris arbeiten, sei auch vom seligen Pascha von Assuan mit einem wertvollen Orden dekoriert worden. Er stelle einen Stern dar, dessen Zacken von Krokodilzähnen gebildet werden, und früher habe er ihn gern auf der Brust getragen, einst aber einer Berliner Hofdame damit beim Tanzen den Hals verwundet, weswegen er auf das Tragen dieser hübschen décoration seitdem resigniert habe. Aber indem er das sagt, fährt sich der Herr Museumsdirektor mit der flachen Hand sacht über den Scheitel, und das tat das Männlein so kosend und zephirhaft, daß ich um ein Haar laut hätte hinauslachen müssen. Denn jetzt kannte ich ihn — wer war's?«

»Wispel!« rief Waiblinger entzückt auf.

»Richtig geraten. Es war Wispel. Aber er hatte sich verändert, das muß ich sagen. Ganz leise begann ich also meine Entdeckung anzudeuten und sagte vorerst, mir sei, ich habe ihn schon früher einmal gesehen. Er lächelt. Er sei zum erstenmal in seinem Leben in diesem scharmanten Lande und in dieser entzückenden Stadt, deren Bild in Kupferstich mitzunehmen er übrigens ja nicht vergessen dürfe, aber obschon er sehr bedaure, sich nicht erinnern zu können, möchte es ja doch immerhin wohl möglich sein, daß ich ihn schon gesehen hätte. In Berlin vielleicht? Oder am Ende in Petersburg? Nein? Oder in Venedig? Auf Korfu? Nicht? Ja, dann tue es ihm leid, es müsse wohl ein angenehmer Irrtum des Herrn Magisters sein. Nein, sagte ich, jetzt eben fällt mir's bei, es ist in Orplid gewesen! Er stutzt einen Augenblick. Orplid? Ja, richtig, da sei er auch einmal gewesen, als Gesellschafter bei dem alten König Ulmon, der aber leider

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

inzwischen gestorben sein solle. — Da kennen Sie vielleicht auch unsern Freund Wispel? frage ich jetzt und sehe ihm gerade in die Augen. Ich kann schwören, er war's, aber meinst du, er hätte mit einer Wimper gezuckt? Nichts dergleichen! Wi — Wips — Wipf — sagt er nachdenklich und tut, als könne er den wildfremden Namen absolut nicht aussprechen.«

»Großartig!« jubelte Waiblinger. »Das sieht ihm gleich, dem Windbeutel, dem Vogeldunst! Aber was hat er denn eigentlich von dir gewollt?«

»Ach, nichts Besonderes,« lachte Mörike, »ich erzähl' dir's dann. Aber jetzt muß ich einen Augenblick hinausgehen.«

Er stieß die Laden wieder auf, golden lag der Abend draußen und die Berge blau im Duft.

Er ging hinaus, kam aber schon nach einer Minute wieder zur Tür herein, vollkommen verwandelt, das Gesicht seltsam schlaff mit süßlich zugespitztem Munde, die Augen leer und rastlos, das Haar ein wenig in die Stirn herabgestrichen, was ihn ungemein veränderte; mit schwebenden, vogelartigen Bewegungen der Arme und Hände, mit auswärts gespreizten Füßen auf den Zehenspitzen hüpfend, ganz Wispel. Dazu hatte er eine hohe, seltsam fade, flatterhafte Stimme angenommen.

»Schönen guten Abend, Herr Magister!« fing er an und machte ein weltmännisches Kompliment, den Hut mit den Fingerspitzen der Linken am Rande haltend. »Schönen guten Abend, ich habe die Ehre und das Vergnügen, mich Ihnen als den Museumsdirektor Vogeldunst aus Samarkand vorzustellen. Sie erlauben wohl, daß ich mich ein wenig bei Ihnen umsehe? Ein angenehmer Aufenthalt hier oben, en effet, erlauben Sie mir, Ihnen zu diesem deliziösen Tuskulum zu gratulieren.«

»Was führt Ihn denn her, Wispel?« fragte nun Waiblinger.

»Vogeldunst, bitte, Direktor Vogeldunst. Auch muß ich ergebenst bitten, mich nicht mit Er anzureden, nicht meiner unbedeutenden Person wegen, sondern aus Respekt vor den diversen hohen und distinguierten Herrschaften, in deren Diensten zu stehen ich die Ehre habe.«

»Also, Herr Direktor, womit kann ich dienen?«

»Sie sind der Herr Magister Waiblinger?«

»Jawohl.«

»Sehr gut. Sie sind Dichter. Sie sind ein poetisches Genie. Oh, bitte, keine überflüssige Bescheidenheit! Man ist von Ihren Meriten unterrichtet. Ich kenne Ihre unsterblichen Werke, mein Herr. Drei Tage im Phaeton, oder die Griechenlieder in der Unterwelt. Wie? Nein, bemühen Sie sich nicht, ich bin vollkommen unterrichtet.«

»Also weiter, zum Teufel, Sie Direktor in der Oberwelt!«

»Der Herr Magister gehören in das Tübinger Stift? Da möchte ich ganz ergebenst recherchieren, ob der Herr denn dort auch zufrieden ist?«

»Zufrieden? Im Stift? Mann, da müßt' ich ja ein Vieh sein. Indessen hat die Sache zwei Seiten: die Herren vom Stift sind nämlich mit mir ebensowenig zufrieden wie ich mit ihnen.«

»Sehr gut, très bien, Verehrtester! Ganz wie ich es mir gewünscht habe. Ich bin nämlich in der aimablen Lage, dem Herrn Magister eine recht angenehme Verbesserung seiner Umstände offerieren zu können.«

»O, sehr verbunden. Darf ich fragen —?«

Mörike-Wispel trat einen kleinen Schritt zurück, setzte vorsichtig seinen Hut auf ein Bücherbrett nieder, führte mit den Armen die sublimsten Flugbewegungen aus und flötete im höchsten Diskant, doch geheimnisvoll gedämpften Tons: »Sie sehen in mir, Verehrter, einen bescheidenen Mann, einen Mann von wenig Verdiensten vielleicht, aber einen Mann, mein Herr, der das Seine ohne Ruhmredigkeit zu tun weiß und der schon die höchsten Herrschaften zu dero Zufriedenheit bedient hat. Erlauben Sie mir, mich ganz kurz zu fassen, wie es einem Manne geziemt, dessen Zeit überaus kostbar ist. Ich trage die schmeichelhaftesten Empfehlungsbriefe von den Herren Matthisson und Schwab in meiner Tasche. Es handelt sich um eine nicht unwichtige Angelegenheit. Hören Sie, und achten Sie wohl auf meine Worte! Ich suche einen Ersatz für Friedrich Schiller.«

»Für Schiller! Ja, mein werter Mann —«

»Sie werden mich verstehen, ja, ich schmeichle mir, Sie werden mich billigen. Hören Sie! Zu den hervorragenden Männern, denen ich gelegentlich meine schwachen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dienste widme, gehört der Herr Lord Fox in London, einer der distinguiertesten und reichsten Männer von England, Pair von Großbritannien, Freund und Vertrauter Seiner Majestät des Königs, Schwager des Ministers der Finanzen, Pate des Prinzen Jakob von Cumberland, Besitzer der Grafschaften —«

»Ja, ja, schon recht. Und was ist's mit diesem Herrn Lord?«

»Der Lord weiß meine Talente zu schätzen, ja, ich darf mich seinen Freund nennen, Herr Magister. Es war einmal auf einer Hofjagd in Wales, da stellte er mich dem Baron Castlewood vor mit den wahrhaft jovialen Worten: Dieser Mann ist ein Juwel, lieber Baron! Ein andermal, als die Prinzessin Viktoria gerade zur Welt gekommen war — ich war damals von Spanien zurückgekehrt —«

»Gut, gut, aber fahren Sie fort! Der Lord Fox —«

»Der Lord Fox ist ein ungewöhnlicher Mann, Herr Magister. Ich hatte damals die Ehre, ihn in seinem eignen Wagen zur Jagd begleiten zu dürfen. Es war eine Fuchsjagd, mein Herr, und der Fuchs wird in England zu Pferde gejagt, es ist das Lieblingsvergnügen des Adels, vous savez. Auch der berühmte Lord Chesterfield soll ein großer Fuchsjäger gewesen sein, ebenso Lord Bolingbroke. Er starb an Blutvergiftung.«

»Kommen Sie doch zur Sache, Herr!«

»Ich bin stets bei der Sache. Eine Fuchsjagd ist sogar eine ganz scharmante Sache, wenn schon vielleicht eine russische Büffeljagd noch interessanter sein mag. Ich habe einer solchen Büffeljagd im Ural beigewohnt. Aber, um mich kurz zu fassen, die großen Herren in England haben sonderbare und, je le vous assure, kostspielige Passionen. Ich kannte einen Herrn von der Ostindischen Kompagnie, der tat nichts andres, als daß er wegen eines Schmerzes im linken Knie alle Ärzte von ganz Europa zu sich kommen ließ. Ich empfahl ihm damals den Leibarzt des Kurfürsten von Braunschweig — nun habe ich seinen Namen vergessen —«

»Welchen Namen? Des Kurfürsten?«

»Nein, des Leibarztes. Ich bin untröstlich, ich hätte es niemals für möglich gehalten; es ist in der Tat selten, daß mein Gedächtnis mich im Stiche läßt. Er war ein sehr geschickter Mensch, der sein Handwerk verstand. Übrigens hat er dem Herrn in England doch nicht helfen können, und er behauptete nachher, die Schmerzen jenes Mannes seien überhaupt nicht zu heilen, da sie lediglich in seiner Einbildung bestünden. Immerhin, der Engländer war unzufrieden, es war für mich ein rechter embarras. — Aber Sie haben mich unterbrochen. Also, es handelt sich darum, einen Ersatz für Friedrich Schiller zu finden. Der Lord Fox will nämlich einen deutschen Dichter in seiner Sammlung haben. Ich selbst habe ihn dazu überredet, und warum soll er nicht? Er besitzt einen tibetanischen Priester, einen japanischen Schwerttänzer, einen Zauberer aus dem Mondgebirge und zwei echte Hexen aus Salamanca. Sie wissen, ich bin gewissermaßen selbst ein Stück von einem homme de lettres, und da ich mancherlei Reisen mache und vielerlei Bekanntschaften habe, konnte ich die vielleicht nicht ganz uninteressante Beobachtung machen, daß sehr viele von den deutschen Dichtern Schwaben sind, und daß sehr viele von diesen schwäbischen Dichtern dem theologischen Stift angehören, und daß sehr viele von ihnen wenig mit ihren Glücksumständen zufrieden zu sein scheinen. Eh bien, da dachte ich mir, ich könnte dem Lord Fox einen schwäbischen Dichter besorgen. Er bezahlt die Reise und gibt zweitausend Taler jährlich. Es ist nicht eben viel, aber man kann davon leben. Meine Erkundigungen im Auslande haben zu dem Resultat geführt, daß Friedrich Schiller der berühmteste schwäbische Dichter ist, und ich bin nach Jena gereist, um ihm meine Reverenz zu machen. Leider erfuhr ich, daß Herr Schiller schon vor längerer Zeit gestorben sei. Lord Fox will aber einen lebendigen Dichter haben, vous comprenez —«

Mitten im Satz hielt Mörike plötzlich inne. Von der Stadt herauf schlug die Stiftskirchenuhr, die Sonne stand schon tief. Es war sieben Uhr.

»O weh, das gibt wieder eine Note!« rief Mörike ein wenig bekümmert. »Wir kommen nimmer rechtzeitig ins Stift heim, und ich bin eben erst im Karzer gesessen.«

»Ach was,« meinte Waiblinger ärgerlich, »es ist bloß schade um den Wispel. Die dumme Kirchenuhr! Komm, wir fangen noch einmal an!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber Mörike schüttelte den Kopf, er war plötzlich ernüchtert. Bedächtig strich er seine Haare zurecht und schloß einen Augenblick die Augen, sein Gesicht sah müde aus. »Kommst du mit?« fragte er dann. »Wenn ich beim Torwart ein bißchen bettle, läßt er uns vielleicht doch noch hinein.«

Waiblinger stand unschlüssig. Jene schöne Jüdin, sein böses Schicksal, erwartete ihn auf den Abend. Er hatte sie seit einer Stunde ganz vergessen, seit langem war ihm nicht so wohl gewesen. Einstweilen begann er die Läden zu schließen, Mörike half mit, dann traten sie beide aus dem dunkelgewordenen Gartenhaus in den warmen Abend, der auf den steinernen Treppenstufen rötlich glühte.

Nun verschloß Waiblinger die Tür von außen. »Nein,« sagte er, während er den Schlüssel abzog, »ich bleibe heut abend draußen. Aber ich begleite dich noch in die Stadt. Es ist hübsch gewesen heute nachmittag, ich war schon lang nimmer so vergnügt. Weißt du, es geht mir schlecht, und du mußt mir's nicht nachtragen, wenn ich dich vielleicht ein wenig angeschrien habe. Es gilt alles mir selber, auch was etwa an dich adressiert war, und wenn du schlecht von mir denkst, so kannst du doch gewiß nicht schlechter von mir denken, als ich's selber tue.«

Sie gingen im Abendlicht bergabwärts der Stadt entgegen, die mit rauchenden Kaminen und schrägbesonnten Dächern bescheiden und eng um die mächtig ragende Stiftskirche her gedrängt lag.

»Du, komm lieber mit ins Stift!« fing Mörike nach einer langen Pause bittend an. »Es ist nicht wegen dem Torwart. Aber wir könnten dann den Abend etwas miteinander lesen, im Hyperion oder im Shakespeare, es wäre hübsch.«

»Ja, es wäre hübsch,« seufzte Waiblinger. »Aber ich habe schon eine Verabredung; es geht nicht. Wir wollen bald wieder einmal zusammen hier draußen sein, dann mußt du auch deine Gedichte mitbringen. Es sind doch gute Zeiten gewesen, wie der Louis Bauer und der Gfrörer noch kamen und wie wir da im Gartenhaus unsre Kindereien getrieben haben! Wer weiß, wie oft wir noch beieinander sein können, gar lang kann's nimmer dauern. Für mich ist in Tübingen keine Luft und kein Boden mehr.«

»So mußt du nicht denken. Du hast jetzt eine Zeitlang ein bißchen wüst gelebt und dir Feinde gemacht; das kann alles wieder anders werden.«

Seine Stimme klang leicht und tröstlich, aber der Freund schüttelte überzeugt den mächtigen Kopf, und sein eigenwilliges, etwas gedunsenes Gesicht wurde bitter.

»Sag' selber: was hätte ich schließlich davon, wenn sie mich wirklich im Stift behielten? Am Ende müßte ich mein Examen machen und Pfarrer werden oder etwa Schulmeister. Vikar Waiblinger! Pfarrverweser Waiblinger! Ich weiß ja nicht, was einmal aus mir werden soll, aber das nicht, das ganz gewiß nicht! Zu lernen ist hier auch nicht gerade viel, unsre Professoren sind ja Leimsieder, den Haug vielleicht ausgenommen. Nein, ich laß' es jetzt vollends drauf ankommen! Ich muß es auf eignen Füßen probieren, wie der arme Hölderlin seinerzeit auch, und ich bin stärker als er. Ich bin nicht so rein und nobel wie er, leider, aber ich habe mehr Kraft und ein heißeres Blut. Am besten wär's, ich ginge gleich jetzt davon, freiwillig, man kann nicht jung genug anfangen, wenn man sich sein eignes Leben erobern will. Aber du weißt ja, was mich in Tübingen hält — an dieser Liebe will ich groß werden oder zugrunde gehen!«

Er schwieg plötzlich, als habe er zuviel gesagt, und an der nächsten Ecke bot er dem andern die Hand.

»Also gute Nacht, Mörike, und einen Gruß an den Wispel!«

»Den will ich ausrichten.«

Sie hatten sich die Hände geschüttelt, da wandte Mörike sich noch einmal zurück. Er blickte dem Freunde voll in die Augen und sagte mit ungewöhnlich ernsthaftem Ton: »Du darfst nicht vergessen, was für Gaben du hast! Glaub' mir, man muß auf viel verzichten können, wenn man groß werden und etwas Rechtes schaffen will.«

Damit ging er, und sein Freund blieb stehen und sah ihm nach, wie der schmächtige Jüngling nun mit plötzlicher Hast gegen die Bursagasse und das Stift hin eilte. Waiblinger, der sonst keine Ermahnungen vertrug, war für diese Worte unendlich dankbar, denn er fühlte wohl ihren heimlichsten, köstlichen Sinn: daß Mörike an ihn glaube. Das war für ihn, der so oft an sich selbst irre ward, ein Trost und eine tiefe Mahnung.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Langsam ging er weiter, nach dem Hause seiner schönen Jüdin, der fatalen Schwester des Professors Michaelis.

Zur selben Stunde ging Friedrich Hölderlin in seinem Erkerzimmer rastlos auf und nieder. Er hatte seine Abendsuppe verzehrt und den Teller, wie es seine Gewohnheit war, vor die Tür auf den Boden gestellt. Er mochte nichts in seiner Klause dulden, was nicht sein Eigentum war, und zur Enge seines in sich zurückgezogenen Daseins gehörte nicht Teller noch Glas, nicht Bild noch Buch.

Der Nachmittag klang stark in ihm nach: das geliebte stille Häuschen im Weinberg, die weite, sommersatte Landschaft, Flußblinken und Stubentengesang, Anblick und Gespräch der beiden jungen Menschen, namentlich jenes schönen, zarten, dessen Namen er nicht wußte. Unruhe trieb ihn, ob er schon müde war, immer wieder auf und ab, hin und her, und manchmal blieb er am Fenster stehen und schaute verloren in den Abend.

Wieder einmal hatte er heute die Stimme des Lebens vernommen, und sie klang fremd und aufreizend in seiner Schattenwelt nach. Jugend und Schönheit, geistiges Gespräch und ferne Gedankenweiten hatten zu ihm gesprochen, zu ihm, der einst Schillers Gast und ein Geladener an der Tafel der Götter gewesen war. Aber er war müde, er vermochte nicht mehr nach den goldenen Fäden zu greifen, nicht mehr dem vielstimmigen Gesange des Lebens zu folgen. Er vermochte nur noch die dünne, vereinzelte Melodie seiner eignen Vergangenheit zu hören, und die war nichts als unendliche Sehnsucht ohne Erfüllung gewesen. Er war alt, er war alt und müde.

Beim letzten Licht des hinsterbenden Tages nahm der kranke Mann nochmals die Feder zur Hand, und unter wirre, klanglose Verse, mit denen ein daliegender Bogen groben Papiers bedeckt war, schrieb er mit seiner schönen, eleganten Handschrift diese kurze, traurige Klage:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Der Jugend Freuden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Julius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.

Nicht lange nach dieser Zeit mußte Wilhelm Waiblinger das Stift und Tübingen verlassen. Ihm war beschieden, das Glück und das Elend der Freiheit in raschen, durstigen Zügen zu trinken und früh zu verlodern. Er wanderte nach Italien aus und hat die Heimat und die Freunde nicht wiedergesehen. Arm und verlassen ist er als ein gemiedener Abenteurer in Rom erloschen und verschollen.

Mörike blieb im Stift, konnte sich am Ende seiner Studienzeit aber nicht entschließen, Pfarrer zu werden. Nach mißglückten Versuchen in der Welt und hoffnungslosen Kämpfen mußte er endlich doch zu Kreuze kriechen. Aber wie er niemals ein ganzer Pfarrer wurde, so ist ihm nie ein ganzes Leben und Glück zuteil geworden. Unter Schmerzen beschied er sich und formte in erdarbten guten Stunden seine unverwelklichen Gedichte.

Friedrich Hölderlin blieb in seinem Tübinger Erkerzimmer und hat noch gegen zwanzig Jahre in seiner toten Dämmerung dahingelebt.

Der Weg im Feld

Und nun, da alle Wunderfülle
Ausschüttete die Alpenwelt,
Verlangt mich nach dem dürren Wege
Bei unserm Haus am Roggenfeld.

Dem Weg, wo nach dem Tagewerke
Mein Weib an meiner Seite geht
Und uns das Abendlicht die Träume
Der Zukunft vor die Füße sät.

Verstaubte Gräser stehn am Rande,
Karg blühn die Blumen, ohne Duft;
Doch goldnen Schimmer webt darüber
Mit ihrem Zauber Heimatluft.

Carl Hagen-Thürnau

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeche Hölle

Von Nanny Lambrecht

Aachen, Herzogenrath und ins Holländische hinein. Wo die Riesenschornsteine ragen, einer an dem andern, ein ganzer Wald — rauchend, fauchend, funkensprühend. Die Luft verdüstert von Kohlenstaub, Gram und Verdrossenheit.

Und wenn die Nacht kommt, blitzen die Messer, und Blut schreit. Fern in den Gleisen dampfte der Zug an. Nieder sank die Barriere auf der Fahrstraße zur Zeche »Hölle«. Viel Volk drängte an, Männer, Weiber, Kinder. Von der Menge geschoben, zwei in Gummimänteln, der kleine schwarze Belgier und der große blonde Holländer. Beide die nächsten Anwärter auf den Posten des Schießmeisters. Aber Jan Mackers lebt noch. Jan Mackers, der erste Schießmeister. Ein Mensch, gesund, stark und jung — wahrhaftig jung. Verdammt, aber es ist noch kein Schießmeister der »Hölle« alt gestorben. Ein gefährlich Ding mit dem Dynamit.

Hoppla, der Zug! Rrrhupp, rrrhupp, zsch, zztt ... vorüber. Die Barriere zaggelt auf. Hinüber und herüber stürzen die Männer, die Weiber, die Kinder. Hunde und Karren. Ein Blondkopf im Gewühl. Haar wie glattgebürsteter Flachs, ein rundrosig, verschmitzt lächelndes Gesicht, so, als wollt's immer auslachen, das Riekchen aus der Schenke »Zur lustigen Hölle«.

Jetzt rückt im Gedränge der pechschwarze Kopf des Belgiers neben ihren blonden, seine Schulter an ihre, sein werbendes Lächeln geradeswegs in ihr Gesicht. Da drängt sie zurück, ein verschämtes Wehren, und ist davongeschlüpft.

Drüben raucht die »Hölle«. Der Strom der Männer und Weiber flutet dorthin. Ein Trupp zweigt ab zu dem neuen Schacht, wo die Dynamitsprengungen vorgenommen werden. Auf der »Bühne«, der großen Brettertribüne über dem Schachtloch, wartet schon Jan Mackers, der erste Schießmeister. Stumm und ruhig. Aber dieses stumme, ruhige Warten treibt sie alle zur Eile.

Von der Straßenecke herüber blinkt das Wirtshausschild »Zur lustigen Hölle«. Auf der Türschwelle das Riekchen mit weißem Zierschürzchen. Und sieht auf der »Bühne« den ragenden Mann, sieht ihn alle Tage. Man kann sich nicht erinnern, daß der ragende Mann ein einziges Mal nach dem weißen Schürzchen hinübergesehen hat. Aber man erinnert sich, daß der Jan Makkers einmal gesagt hat: »Wenn ich mal Zeit hab'm, heirat ich.« Und nun spricht man im Ort herum, das Riekche warte, bis der Jan Mackers mal Zeit habe, denn das Riekche habe es sich in den stolzen Kopf gesetzt, einen ersten Schießmeister zu heiraten. Na, also soll's warten, bis es graue Haare hat, das dumme Ding. Oder ob's meint, weil sein Vater bei den Dynamitsprengungen angestellt ist?

Da winkt der Schießmeister schon den Alten her. Sie wollen mit den Bohrern in den Schacht hinunter. Winkt auch dem jungen Holländer zu, der an der Kurbel die Fördertonne bedient. Und die Männer steigen in die Tonne. Die Ketten rasseln. Ein Wink. Die Kurbel schwingt. Noch der ernste, ragende Kopf des Schießmeisters über dem Rand, dann saust die Tonne in die Tiefe hinunter. Auf der »Bühne« nur noch der Holländer. Die Leute sagen: Er wird mal so'n Jan Mackers.

Ach, Herrgott, was die Leute schwatzen! Der Jan Mackers ist erster Schießmeister, der Belgier zweiter und der Holländer dritter. Zwei wären da noch wegzuräumen, zwei Ehrgeizige, zwei Starke. Und zwei, die, wenn sie zum Riekchen gehen und sagen: »Ich hab' Aussichten, wie wär's mit 'ner Heirat?«, wahrscheinlich nicht ausgelacht würden. Aber ihn, den Hollandschen, hat's mal ausgelacht, jawohl, das hat's. So'n Dritter, der Großvater ist, ehe er mal zum ersten Schießmeister avanciert — nee!

Und da stößt der Holländer die Hände in die Taschen und beißt die Zähne aufeinander und wird sich hüten, den Kopf hängen zu lassen. Und wenn das Riekchen noch mal fragt: »Wie geht's, Pittje?«, dann wird er lachen und sagen: »Es geht mir so gut, daß ich denk, nächsten Monat zu hei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Julius Söhn, Düsseldorf

Charles Hentze: Stilleben

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

raten.« Herrgott, es wär' manch eine froh im Ort. Und da schluckt er, und da würgt's ihm herauf — Donnerkeil, will er heulen? Nein, verdammt! Er müßt' sich die Stirn einschlagen, wenn er darum heulen wollte.

Schielt nach der »Lustigen Hölle« hin. Na, jawohl, das weiße Schürzchen verschwunden. Es ragt ja da keiner mehr auf der »Bühne«.

Und da reckt und streckt sich der Holländer und steht groß und stark und ballt die Hände — und wenn man von weitem schaut, ganz von weitem, könnte man meinen, dort ragt der Jan Mackers.

Drunten aus dem Schacht herauf schnarren die Bohrer. Die Arbeit dröhnt.

Feierabend. Die Signalglocke schrillt. Drüben in der »Lustigen Hölle« prasselt das Orchestrion los. Schrummbibelbum ... Die bleichen, düsteren Männer drängen hinein: gebückte Gestalten, verarbeitet, verbost, verärgert. Und der Schnaps macht ihre Augen leuchten. He, Riekche! Lievche! Sie platscht ihnen auf die Hände, wenn sie dreist werden. Schiebt auch dem Schießmeister sein Glas hin. Er schaut nicht auf, starrt in die Zeitung mit demselben ruhigen Pflichtbewußtsein, wie er auf der »Bühne« steht.

Einer zupft sie am Rock, der kleine Belgier, macht verliebte Augen. Nee, nee, sie hat keine Zeit, sie kann sich nicht zu ihm setzen. Aber lächelt ihn an. Man darf's nicht mit ihm verderben. Er könnt' dem Vater Schikanen machen. Schrummbibelbum ... das Orchestrion. Das laute Gespräch an allen Tischen poltert hinein. Der Name des Schießmeisters überall. Man erzählt, wie das damals bei den Sprengarbeiten war im Schacht »Prinz«. Ein Sprengschuß ging nicht los, und da wurde einer durchs Los bestimmt, in den Schacht einzusteigen, um nachzusehen. Krach! ging dann der Schuß los, und der Arbeiter, ein Familienvater, zerschmettert. Seit der Zeit läßt der Schießmeister keinen mehr einsteigen, wenn ein Sprengschuß versagt. Er selbst steigt ein, denn er sagt, er hat nicht Frau und Kinder daheim. Ja, so ein Mann! Prost! Davor hat man Respekt. Prost!

»Hörst du,« stieß der Holländer den Belgier an, »hörst du, was sie sagen?« Und sein Gesicht wurde rot, so freute es ihn. Der Belgier trank aus und war sehr blaß und eilte davon. Hinter ihm schrie das Orchestrion Gassenhauer.

Draußen plantschte ein Regenguß nieder. Eingeweicht der ungepflasterte Weg. Lastfuhrwerke knarrten durch den Schlamm. Da machte der Belgier einen Sprung hinüber, um über die »Bühne« des Schachtes auf die gepflasterte Fahrstraße hinüberzukommen. Hohl polterten seine heftigen Schritte über die Bretter. Der Nachhall pochte dumpf in die Tiefe. Wie rufende dämonische Stimmen. In der Schutzhütte kramte der Alte noch an den Geschirren. Morgen in der Frühe sollte mit doppelter Dynamitfüllung gesprengt werden. Beim Anblick des Alten, der mit der Blendlaterne aus der Hütte trat, übermannte den Belgier die Wut. Der Filou! Hat er ihm nicht versprochen, ein Wort für ihn bei dem Mädchen einzulegen?

»Ich hab' ein Wort für Euch eingelegt, Herr. Der Blitz soll mich niederschlagen, wenn ich kein Wort für Euch eingelegt hab'!«

Der Belgier stieß ihn rüde wider die Schulter. »Dasselbe habt Ihr dem Holländer versprochen. Halunke!«

»Ja, Herr, mir kann's ja egal sein.«

Da griff ihn der Belgier, schüttelte ihn: »Sacrebleu! Wem habt Ihr's noch versprochen, wem noch?«

Der Alte blinzelte ihn an: »Meint Ihr — nee, Herr, der hat nicht gesagt, daß ich ein Wort einlegen soll, und grad den will sie, Herr, grad den. Sie wartet auf ihn, bis sie keine Zähne mehr hat, sagt sie — no, mir kann's egal sein, Herr.«

Der Belgier rannte davon. Sein Kopf brannte. Dumpf hallte es in der Tiefe. Wie rufende dämonische Stimmen. —

Graue, mißmutige Morgenfrühe. Die Schlote qualmten an die niedere Himmelsdecke. Der Alte saß vor der Schutzhütte, drehte die Pulverwürste in die Zündröhren, den faltigen Mund verkniffen. Für sieben Zündröhren sieben Schnüre, ungleich lang, so daß die Sprengschüsse nacheinander losgehen und man abzählen konnte, ob sämtliche Schüsse gesprengt hatten, ob etwa noch ein Schuß fehle.

Ein Gummimantel raschelte hinter ihm. Der Belgier griff die Zündröhren auf und maß die Schnüre. Dann ein Ruf und ein Wink des Schießmeisters: »Bohrer in den Schacht!«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch der Belgier wurde hinunterbeordert. Er machte Einwände. Die Schnüre waren noch abzumessen. Der Schießmeister winkte ab. Das besorgt der Alte. Da springt der Belgier in die Fördertonne ein. Der Holländer an die Kurbel. Er sieht in des Belgiers Gesicht. Das ist nicht gut, das ist schreckhaft. Er ruft ihm ein beruhigendes Wort. Da hallt ihm ein hingeknirschter Fluch zurück.

Ein Ruck. Die Tonne saust hinab. Die Hämmer, die Bohrer, die Hacken dröhnen in der Tiefe. Dämpfe schwelen herauf. Die Morgensonne erwacht und spreitet goldene Tücher über die verräucherten Gerüste und die Kohlenberge und über die große Verdrossenheit.

Es steht da kein Baum und keine Hecke, worin ein Vogel singt. Auch die Menschen singen nicht. Und wenn sie lachen, klingt's wie Schreie der Verzweiflung.

Zwei Glockenschläge aus dem Schacht herauf, das Signal, daß die Bohrer mit der Arbeit fertig sind. Der Alte trabt mit den Pulverwürsten an, die Schnüre baumeln ihm über den Arm herunter. Steigt mit dem Schießmeister in die Tonne. Die Kurbel schwingt. Die Ketten rasseln. Hinab. Drunten jeder an der Arbeit, stumm, hurtig, gewissenhaft. Pulverwürste in die Bohrlöcher einkneten! Eine Schale Wasser darüber! Zündschnüre legen! Hastig, hurtig, stumm. Sieben Bohrlöcher, sieben Zündschnüre, sieben Schüsse. Der Belgier schwingt schon den flammenden Pechstumpf. Zündschnüre anzünden! Der Schießmeister und die andern springen indessen in die Tonne. Der Schießmeister mit der Hand an der Signalglocke. Der letzte und gefährlichste Moment. Herrgott! Fängt der Belgier, der verdammte, an der letzten Zündschnur an? Was bastelt er da noch? Bückt sich, rutscht aus — Der Schießmeister donnert ihm ein Wort hin. Da hat der Belgier sich aufgerafft, sagt, daß die letzte Zündschnur sich in eine andre verwickelt habe, stößt schon seinen Pechstumpf, wie vorgeschrieben, an den ersten Zünder, und der Schießmeister, der aus der Tonne herauswollte, um nachzusehen, muß schleunigst wieder zurück. Zwei Zündschnüre flammen schon, jetzt die dritte, vierte — siebente. Der Belgier springt in die Tonne. Glockensignal. Drei Schläge. Die Tonne rasselt hinauf. Tag. Freudige Sonne. Drunten schwelt's, flammt, brummt. — Krach! Bum! dröhnte schon der erste Schuß los.

»Eins,« zählten atemlos die Männer. Der Schießmeister stand mit der Uhr in der Hand. Krach! Bum! ... »Zwei.« Die Männer stehen und horchen, die Köpfe erhoben, alle Nerven angespannt. Krach! Bum! aus der schwelenden Tiefe heraus. Drei — vier — fünf — sechs ...

Stehen und horchen. Atemlos. Horchen ... Der Schießmeister starrt auf die Uhr. Die Zeit scheint stillzustehen. Die Welt steht still. Fünf Sekunden. Man atmet nicht mehr. Der siebente Schuß — Sie sehen sich an — starr und betroffen. Warten. Die raubknochigen Hände greifen an die Brust, als müßten sie den stockenden Atem dort herauswürgen. Warten. Totenstille. Tückisch wie ein Grab liegt die schwelende Tiefe.

Da steckt der Schießmeister die Uhr ein. Ein Zittern läuft über alle hin. Sie wissen: jetzt muß einer hinunter! Der Schießmeister wirft die Jacke ab, greift ans Seil der Tonne, will sich hineinschwingen, ruhig und selbstverständlich. Da springt ihm etwas hinterrücks an die Schulter, hängt da, schreit: »Nein! Nein! Nicht hinunter, nicht hinunter! Zurück! Zurück!« Der Belgier, fahl wie der Tod, das Gesicht angstverzerrt, schreit immerzu: »Nicht hinunter — ich — ich! Laßt mich hinunter — ich bin's schuld — ich — der Schuß — nicht gezündet — nicht hinunter!«

Der Schießmeister winkte dem Holländer, daß er die Kurbel drehe. Die Tonne knarrte, schwankte. Aber noch krallte sich der Belgier an den Schießmeister fest. Die Tonne schurfte schon hinunter, da hing der Belgier noch an dem Schießmeister. Die Männer sprangen herzu, rissen ihn weg, der Schießmeister stieß ihn zurück, daß er sich überschlug. Und nun lag er da auf den Brettern, das Kurbeln und Poltern pochte dawider wie der fiebernde Puls der Tiefe. Hinab — hinab schwankte die Tonne. Ein Sonnenstreif fiel quer über das gähnende Schachtloch. Und in diesem Augenblick war's, als drüben an der »Lustigen Hölle« das weiße Schürzchen aufflatterte. Weit offen, gläsern die starrenden Augen des Belgiers dorthin. Zwei Sekunden schauerlicher Stille ... Die Sonne strahlte ... Krach!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als wollte die Tiefe berſten. Ein Stoß gegen die Bretter, ſo gewaltig, daß die Männer emporgeworfen wurden. Und drunten murrte das Getöſe. Und dann wieder die ſchauerliche, entſetzliche Stille.

Drüben ſchrie eine auf.

Man trug den Belgier davon und wußte nicht, ob er vor Schreck tot ſei.

Er war nicht vor Schreck tot. Er mußte als Stellvertreter des verunglückten erſten Schießmeiſters einſpringen, ſonſt wär's der dritte Schießmeiſter geweſen.

Man erwartete auch die Direktion, die den Fall feſtſtellen ſollte.

Da rauſchte wieder der Gummimantel hinter dem Alten in der Hütte. »Er iſt ſelbſt ſchuld an ſeinem Tode, nicht wahr? Ich wollte für ihn einſteigen, das kann mir jeder bezeugen, nicht wahr?«

»Woll, das kann jeder bezeugen, Herr.«

»Aber dann ſtieß er mich, und ich lag wie tot am Boden.«

»Ja, Ihr lagt wie tot am Boden, Herr.«

»Und Ihr könnt auch bezeugen, daß die Schnüre alle ordnungsgemäß abgemeſſen waren und daß ſich da eine Schnur verwickelt hatte — nicht wahr, das könnt Ihr bezeugen?«

»Woll, Herr — das kann ich bezeugen.«

»Eh bien! Erinnert das Riekchen daran, daß es nur den erſten Schießmeiſter heiraten will — morgen bin ich wahrſcheinlich erſter Schießmeiſter, Alter.«

»Ja, Herr, mir kann's egal ſein.«

Am andern Tage war der kleine Belgier erſter Schießmeiſter und der Holländer zweiter. Am Abend kam der Belgier in die »Luſtige Hölle« und trank ſich faſt zu Tode, denn das Riekchen ſaß bei dem Holländer, und ſie ſprachen ſich beide ihr Leid vom Herzen um Jan Mackers, der ein Schießmeiſter war, wie es keinen mehr gibt. Und das Riekchen hörte nicht, wie die Männer nach ihr riefen und Schnaps wollten. Da kam der Belgier an den Tiſch zu den beiden und ſchleuderte dem Riekchen zu, ob es wiſſe, was die Leute im Ort ſagten? Es weine um den Jan Mackers, der ſie nicht gemocht habe!

Dem Holländer lief das Blut in die Stirn, und ſeine Hände ballten ſich. Da ſtrich das Riekchen ihm über die geballte Hand, ſagte: »Laß nur, Pittje, ich werd's den Leuten ſchon anders zeigen!«

Und verlobte ſich mit dem Belgier, um den Leuten zu beweiſen, daß es nicht um den Jan Mackers weine, der ſie nicht gemocht hatte.

Da kam der Holländer nicht mehr in die Schenke »Zur luſtigen Hölle«, und es war beſſer ſo, denn der Belgier toſte vor Eiferſucht. Er drängte zur Hochzeit. Jetzt war im Schacht ruhige Zeit. Man hatte neue Sprengungen vorgenommen, ſo daß man nun faſt ſo weit war, den Schacht zu verſchalen. Dann kam bei der letzten Sprengung wiederum das Hemmnis. Ein Sprengſchuß verſagte wieder, aber nach dem letzten Unglück getraute ſich keiner, hinabzuſteigen. So wurde denn verordnet, daß einſtweilen ſchon an dem neuen Schacht geſprengt werde, ehe man die Verſchalung des andern vornehme, und bis die Sicherheit gegeben ſei, daß der vermißte Schuß nicht mehr zünde. Verirrte Schüſſe im Schacht nannte man's. Es kam vor, daß ein Stück Eiſen auf die Schnur fiel und den Funken iſolierte, entweder verlöſchte er oder glühte das Eiſen an, und die Sprengung verzögerte ſich. Verirrte Schüſſe — tückiſch wie Raubtiere im Hinterhalt.

Aber nun konnte in der ſtillen Zeit Hochzeit gemacht werden. Die Glocken läuteten wie zu Oſtern und Pfingſten. Trauung erſter Klaſſe. Du lieber Gott, der ganze Ort lief zuſammen. Vor der Kirche ſchob ſich die Menge. Sitte war, daß der Hochzeitszug zu Fuß zurückkehrte und an jedem Wirtshauſe, das in ſeinem Wege lag, Raſt machte. Das Riekchen hing am Arm des kleinen Belgiers und war ſehr blaß und lächelte und lächelte immerzu, als könnt's ſein Glück gar nicht faſſen. Im Feldweg zur »Luſtigen Hölle« gab's ein Hindernis. Eine Laſtfuhre ſtak dort feſt im durchweichten Lehm. Mit Zuruf und Peitſchenknall mühte ſich der Knecht ab — na wahrhaftig, ſtand die Fuhre nun quer über dem Weg. Kein Durchkommen mehr. Verdammt! Ein Hochzeitszug quetſcht ſich doch nicht hinter einer Fuhre durch.

»Holla, 'nüber über die ‚Bühne'!« Der Holländer rief's, war ſchon mit ſeiner Brautjungfer voran, die andern folgten lachend. Holla, über die »Bühne«! Die erſten Paare ſtanden ſchon auf den Brettern — hopſa, wie ein Tanzſaal! Hopſa, drehen ſie ſich — rundum, rundum ... Lachen, Schäkern, Scherzen ... hopſa rundum ...

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Burschen pfiffen dazu, die Paare walzten, die Bretter knackten ... Hopsa! auf dem Grabe des braven Jan Mackers ...

Starr blieb der Belgier stehen. Preßte den Arm seines jungen Weibes. Ein röchelndes Hauchen: »Gräßlich — gräßlich — nicht über die ‚Bühne'!«

Sie drängt ihn weiter, stößt aufgeregte Worte hervor. Ach Gott, ihr ist's ja selber, als müsse sie tot hinfallen. Aber das wird sie nicht zeigen, o nein, o nein ... lächeln ... lächeln ... hopsa — Sie drängt den Mann weiter, sie bringt ihn nicht voran, seine Hände schütteln, zittern, in todverängstigtem Schluchzen fleht sein Flüstern: »Nicht über die ‚Bühne', nicht über die ‚Bühne'!« Hopsa, hahaha ... Herrgott! Ein Donnerschlag! Ein furchtbares Getöse aus der Tiefe — ein Erdstoß gegen die Bretter, daß die tanzenden Paare zusammengeworfen werden, sich aneinanderklammern, starr liegen, starr und versteinert — und horchen auf die furchtbare, dröhnende Stimme aus der Tiefe, aus der rächenden Tiefe ... Verirrte Schüsse im Schacht ... In wahnsinniger Flucht rasen nun alle davon. — —

Nur einer bleibt liegen. Und sie wissen nicht, ob er tot ist vor Schreck.

Aber als er gegen Mittag noch da liegt, tragen sie ihn weg, und da sehen sie, daß er nicht wieder aufstehen kann. Nie wieder. —

Abends in der Schenke sitzt das Riekchen bei dem Holländer, der jetzt erster Schießmeister ist, und sie sprechen von ihrem Leid um den Jan Mackers und den armen Belgier.

Und die Leute im Ort sagten: »Es ist verwunderlich, das Riekchen soll nu mal partout einen ersten Schießmeister kriegen.«

Das ist die Geschichte von den drei Schießmeistern, die man sich in dem Lande erzählt, wo kein Vogel in einem Baum oder Strauch singt. Und wo auch die Menschen nicht singen. Und wenn sie lachen, klingt's wie Schreie der Verzweiflung.

Mutterherz

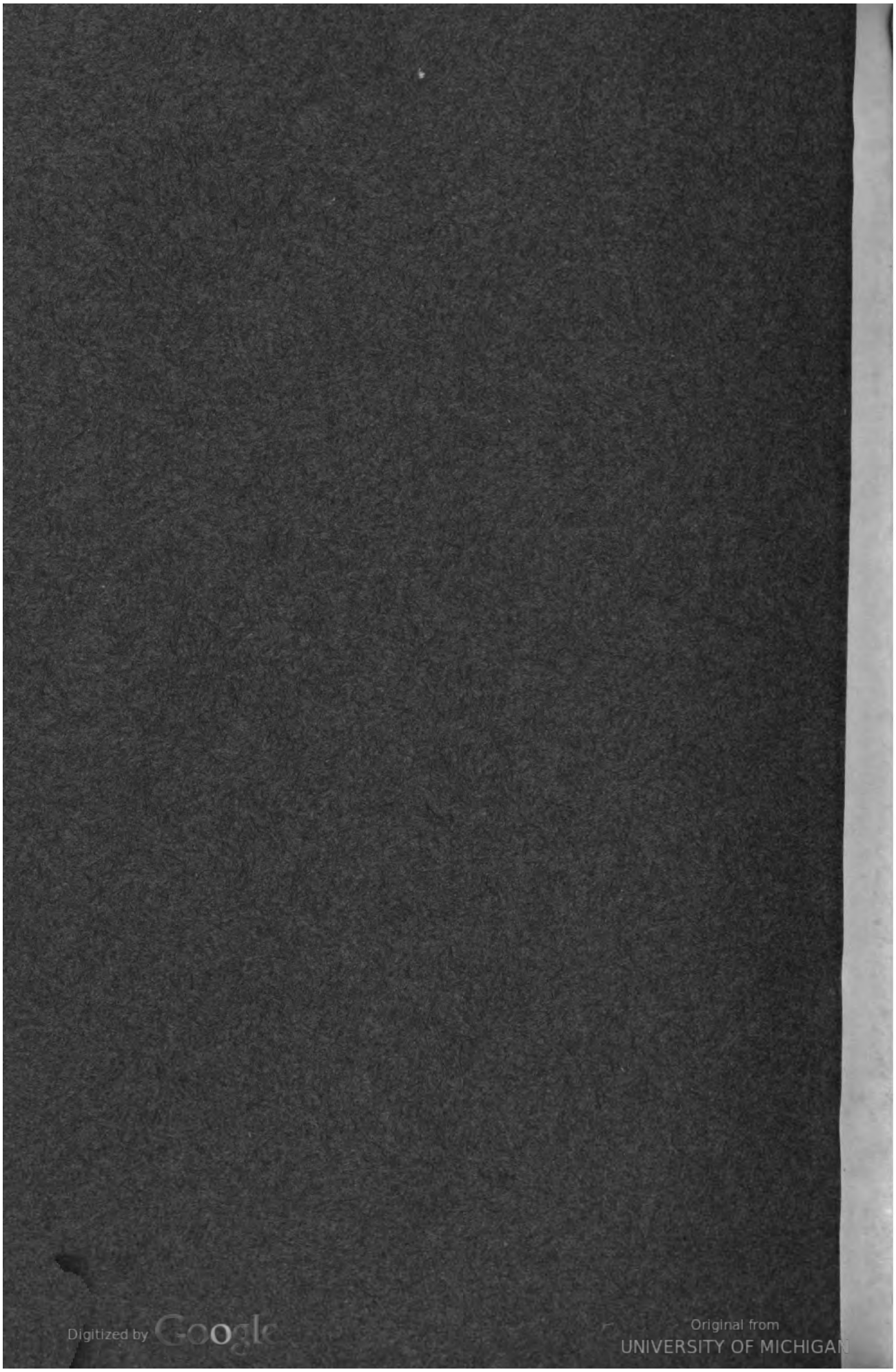
Ich habe zwei Kindlein zur Welt gebracht —
Es lacht mein Herz, wenn ihr Auge lacht,
Und doch bin ich oft so voll Traurigkeit
Und frage die Sterne am Himmel weit,
Ihr ewigen Sterne, so fern und groß,
Was wißt ihr von meiner Kinder Los?
Doch die Sterne, die Sterne sagen nicht wahr,
Sie schweigen und scheinen so kalt und so klar.
Kommt Glück oder Leid,
Das lehrt nur die Zeit,
Doch dann trug ich lang' schon mein Sterbekleid
Und kann aus dem dunklen Grabe nicht sehn,
Ob die jungen Füße auf Dornen gehn,
Und kann nicht mehr kühlen mit linder Hand
Die Wunden, die ihnen das Leben gebrannt.
O Mutterglück, o Mutterleid,
Ihr seid wie das Meer so groß und breit —
Es schöpft und schöpft mein Mutterherz:
Einen Tropfen Glück, einen Becher Schmerz.

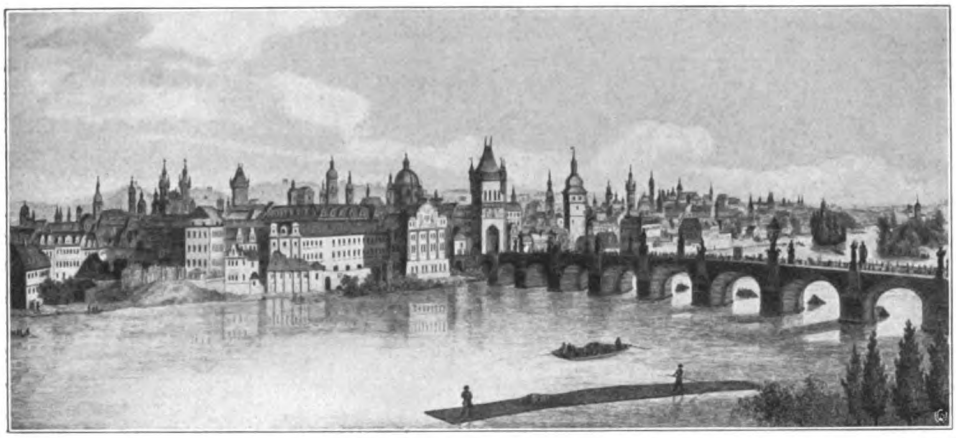
Christine von Winkler

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Georg Schuster-Woldan: Bildnis eines jungen Mädchens

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Prag, Altstadt — Radierung von Stöger

Prag und seine Vergangenheit

Von Prof. Dr. Ottokar Weber (Prag)

Mehr als in andern Städten hat in Prag die neue Zeit mit der alten, das energische »ich will« mit dem verträumten »es war einmal« zu kämpfen. Praga caput Regni boemici, das slawische goldene Mütterchen Prag, jetzt eine Provinzhauptstadt? Das will nicht zusammen passen, und so findet in diesen Mauern die oft betonte und stets gewollte Unabhängigkeit des tschechischen Volkes steinernen Ausdruck.

Wer auch nur ein einziges Mal auf dem Hradschin gestanden und herabgeblickt hat auf das entzückende Dächergewirr, das sich vor seinen Augen bis zum Ufer des großen Stromes hinausbaut, wer nur einmal zur Frühlingszeit über eine der vielen Brücken geschritten ist und, jenseit des Flusses in duftigem Grün eingebettet, von Blütenschauern übersät, die Anhöhe geschaut hat, die von der mächtig ragenden Königsburg mit dem St. Veitsdome gekrönt wird, der begreift, warum man Prag zu den schönsten Städten der Welt zählt. Der Fluß selbst, die Moldau, kommt als kleines Flüßchen aus dem deutschen Böhmerwald herangezogen durch die einsamen Fluren Mittelböhmens, und siehe da, bald nach dem Austritt aus Prag strebt sie wieder als schmaler Wasserlauf der Elbe zu. Aber innerhalb der Stadtmauern ist sie ein breiter imposanter Strom, der durch Wehranlagen aufgebauscht, majestätisch langsam seine nicht immer klaren Gewässer vorwärtsrollt. So malen denn auch die schönen Melodien, durch die Meister Smetana in seiner Tondichtung »Moldau« den Fluß charakterisiert, der die Stromengen vor Prag überwunden hat und nun an dem alten Vischehrad vorüber in das Weichbild der Stadt eintritt, in ihren farbenprunkenden Klängen das Bild des Flusses, wie er vielleicht sein könnte, aber nicht wie er ist.

In sagenhaftes Dunkel ist der Ursprung der Stadt gehüllt, und alle Versuche, auch nur ihren Namen zu erklären, sind leider mißlungen. Gewiß stand die erste Herzogsburg auf dem Felsen, den die heranströmende Moldau an ihrem rechten Ufer umfließt: der Vischehrad, die hohe Burg. Als sich später unweit davon tschechische Ansiedler in den Flußniederungen ansässig gemacht hatten, ward der Sitz der Herrschaft in die innere Stadt verlegt, und später erst kommt er dorthin, wohin er gehört, auf den herrlichen Hradschin. Um die erste Ansiedlung herum entstanden Dörfer, die allmählich von der wachsenden Stadt aufgezehrt wurden — eine Art der Entwicklung, die sich zu allen Zeiten gleichbleibt. Schon lohnt es der Mühe, hierher Handel zu treiben, deutsche Kaufleute schlagen ihren Wohnsitz auf, ein Kaufmannshaus wird errichtet dort, wo heute die Theinkirche steht. Neben der »alten« Stadt entwickelt sich die »neue«. Jenseit des Flusses, unterhalb des einstigen Herzogs- und jetzigen Königssitzes, entsteht die »kleinere« Stadt. Als selbständig verwaltete, von einander getrennte Städte stehen diese Teile jahrhundertelang nebeneinander.

Erst 1784 wird »Großprag« geschaffen. Unter den Kaufleuten gibt es natürlich Ju-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. J. Stenc, Prag

J. Panuška: Prag vom Riegerpark aus

den, die hier eine ihrer ältesten Niederlassungen begründen. Der Kirche wird gegeben, was ihr gebührt. Bald ragen viele Türme in die Luft, denen Prag den Beinamen des hunderttürmigen verdankt. Aber durchaus nicht immer sind diese Turmbauten mit Gotteshäusern verbunden, sie dienen der Sicherheit und Befestigung der Stadt, schmücken und sichern die Mauern; noch heute findet man in moderne Häuser alte Türme eingesprengt, man weiß kaum mehr, zu welchem Zwecke. Den Wall umgibt ein Graben, dessen Bestand noch heute im Namen der Hauptverkehrsader der Stadt »Graben« zu finden ist. Längst (973) war ein Bistum in Prag errichtet worden, das der Papst 1343 zum Erzbistum erhob. Der Zusammenhang mit dem Auslande, der auf Handelswegen angebahnt wurde, wird kulturell und politisch verstärkt. Mit dem Deutschen Reich tritt Böhmen in enge Beziehungen, eingeborene Könige haben deutsche Ansiedler in ihr Land gezogen, um sie zu Lehrmeistern ihres Volkes zu machen.

Von diesen Herrschern ist Přzemysl Ottokar II. wohl der bedeutendste gewesen. Er war es auch, der sein Gebiet weit über das eigentliche Böhmen hinaus bis nach Wien und Steiermark ausdehnte, der sogar in kühnen Träumen nach der deutschen Kaiserkrone griff. Solchem Ehrgeiz jedoch sollte keine Erfüllung bereitet sein. Schon stellten sich Ottokar auf seinen Wegen mächtige Große des Reiches entgegen, und in heißem Kampf entwand ihm Rudolf von Habsburg, einer der größten Männer dieses Geschlechts, Besitz und Krone. Die ledig gewordenen Babenbergischen Länder übertrug dann der Habsburger seiner Dynastie; Böhmen mit Mähren und den schlesischen Besitzungen, die man damals zusammenfassend die Länder der böhmischen Krone nannte, blieben eignen Herrschern vorbehalten. Im vierzehnten Jahrhundert erlangte ein französisches Grafengeschlecht, die Luxemburger, den Besitz Böhmens und der deutschen Kaiserkrone. So verwirklichte sich Ottokars II. Traum.

Die Residenz des Reiches, soweit man damals von einer festen Residenz sprechen konnte, ward Prag: »caput mundi« scheint es werden zu sollen. An einen dieser Luxemburger, den Kaiser Karl IV., knüpfen sich für Prag die bedeutsamsten Erinnerungen. Deutsche Meister, wie Peter Parler von Gmünd, bauen am Dom, der neben der Königsburg Prag krönen soll. Eine Steinbrücke spannt sich über den Fluß, unweit der Stelle, wo einstmals die erste Holzbrücke die Moldau überquert hat. Eine Universität nach französischem Muster, die erste dieser Art auf mitteleuropäischem Boden, wird 1348 hier gestiftet. Von allen Seiten strömen wißbegierige Fremdlinge heran, um in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der schönen und stolzen Stadt zu lernen; im tschechischen Volke wächst das Bewußtsein innerer Bedeutung und zugleich damit ein gewisses Mißtrauen gegen die Ausländer, von denen man befürchten muß, sie wollten die Einheimischen aus Amt und Würden verdrängen. Religiöse Streitigkeiten vergiften den Kampf: es ist die Zeit, da die Christenheit durch das Schisma von Avignon in zwei Lager zerrissen ist. Zum erstenmal erhebt sich das Nationalgefühl der Tschechen gegen das Volk, das ihnen bisher am unentbehrlichsten, damit freilich auch am gefährlichsten geworden war, gegen die Deutschen. Johann Huß ist der Führer der deutschfeindlichen Bewegung: wirtschaftlich, religiös, national, das ist die Stufenleiter, die der Gegensatz zwischen den beiden Volksstämmen emporschreitet. Einige hundert deutsche Studenten mit ihren Professoren wenden 1409 der Stadt den Rücken, die undankbar vergessen hat, was sie den Deutschen schuldet. Die Universität Leipzig wird gegründet, in Böhmen setzt blutiger Bürgerkrieg ein, der Hussitensturm, der das Land in furchtbare Verwüstung stürzt und um Jahrzehnte in der Entwicklung zurückdrängt. Die Luxemburger haben sich überlebt, in Deutschland treten die Habsburger das Erbe dieser Dynastie an, in Böhmen wird der Zusammenhang mit dem Reiche gelöst. Zunächst strebt Böhmen unter einem einheimischen Großen, Georg von Podiebrad, Selbständigkeit an, dann sucht es Anschluß an ein national verwandtes Reich, an Polen. Vor dem Schicksal, eine Provinz Polens zu werden, wird aber Böhmen bewahrt; bald gerät es wieder durch Heirat in Verbindung mit den Habsburgern, und als 1526 der letzte Jagellone, Ludwig II., bei Mohacs im Kampfe gegen die Türken gefallen ist, wird Ferdinand I. sein Erbe.

Damit treten die Prager Städte wieder in den Kreis der Weltstädte ein, soweit dieser Begriff für die damalige Zeit Geltung hat. Ferdinand I., der erste Habsburger, der hier regiert, weilt sehr häufig in Prag. Viele schöne Bauten, wie das Belvedere, danken ihm ihre Entstehung. Sein zweiter Sohn gleichen Namens, Philippine Welsers Gemahl, wächst hier auf und bleibt viele Jahre Statthalter im Lande. Unter diesem Ferdinand kommen als neuer Kulturfaktor die Jesuiten nach Böhmen; sie sollen die daniederliegende Bildung heben, das nahezu eingeschlafene religiöse Gefühl neu wecken und vertiefen; neben der alten karolinischen Universität gründen sie die Ferdinandnische Akademie, eine neue Bildungsstätte, an der theologische und philosophische Fächer gelehrt werden. Eine unscheinbare Residenz wird ihnen zugewiesen, aus der im Laufe der Zeit durch immer größere Zubauten das Clementinum entstanden ist. Und der Enkel jenes ersten Ferdinands, Rudolf II., ist wieder mit Vorliebe nach Prag gekommen,

Phot. J. Stenc, Prag

J. Tomec: Nordansicht von Prag

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. J. Stenc, Prag

J. Šetelík: Ostseite von Prag

das er zum Mittelpunkt seines Reiches gemacht hat; hier mußten sich die Gesandten deutscher und fremder Fürsten vorstellen, hier die Zentralbehörden des Reiches vertreten sein. Große prachtvolle Sammlungen von Gemälden, geschnittenen Steinen, Kostbarkeiten aller Art wurden in der Burg angehäuft; Sammler und Händler gaben sich in Prag Stelldichein, Goldsucher mühten sich, für die noblen Passionen des Fürsten in geheimnisvollen Küchen das nötige Edelmetall herzustellen; edle Pferde und Hunde bevölkern die einsamen Räume des großen Schlosses, aus denen des Kaisers wachsender Eigensinn und zunehmendes Mißtrauen die Menschen verbannt hat. Je mehr draußen im Reiche wie im Lande selbst religiöse und nationale Gegensätze die

Der Hradschin von Nordost

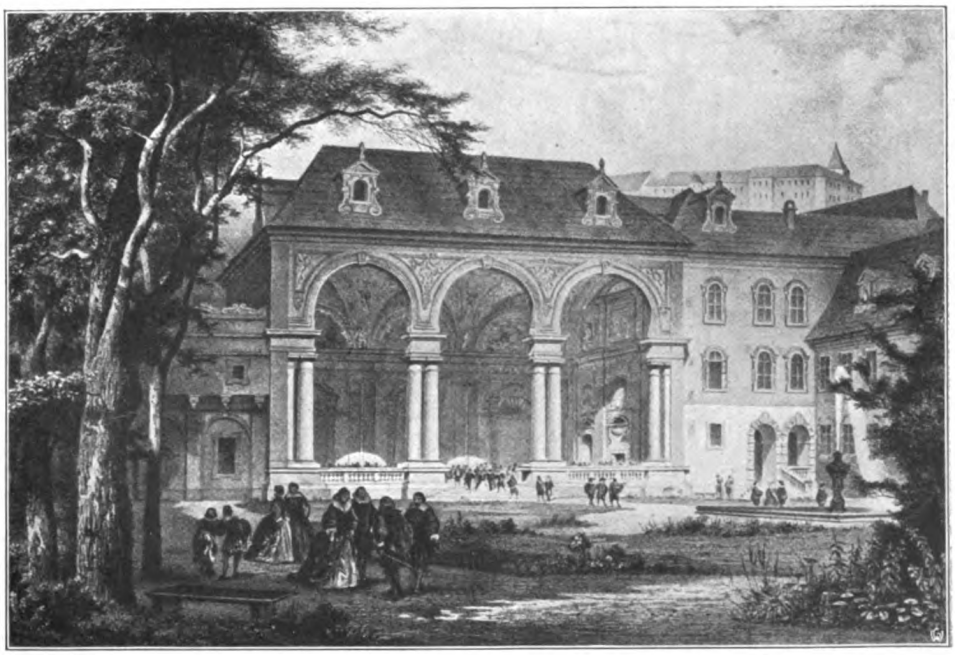
Nach einer Zeichnung von Vinz. Morstadt radiert von C. A. Richter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Kilophot, Wien

Die Hofburg auf dem Hradschin

Gemüter erhitzen, je mehr Zündstoff die Reformation aufgehäuft hat, den zu vermehren die Feinde der Habsburger eifrig bemüht gewesen sind, desto stiller wird es in der Prager Hofburg. Aus einem Weltzentrum wird sie zu einer Einsiedelei, immer unwürdigere Gäste gehen dort aus und ein. Freilich, zuerst war da allen Wissenschaften eine freie Gaststatt bereitet gewesen, jetzt fand nur noch die Astronomie, durch Kepler



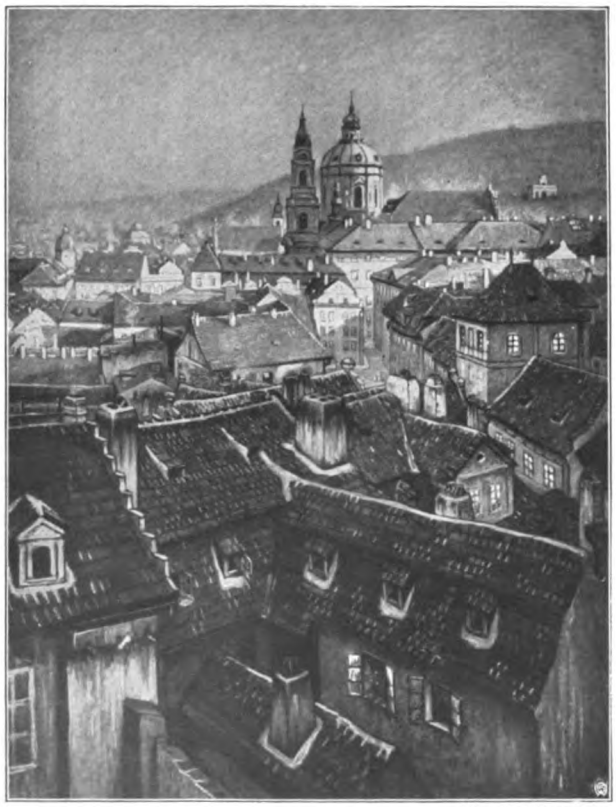
Die Salla terrena im Waldsteingarten

Lithographie von Kautsky

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Tycho de Brahe aufs beste vertreten, und mehr noch ihr närrisches Töchterlein, die Astrologie, Gnade vor den Augen des Gekrönten. Immer seltsamer, immer unbegreiflicher ward das Treiben des Mannes auf dem Hradschin. Schon rüsten sich seine Anverwandten, ihm das Zepter gänzlich zu entreißen — der Bruderzwist im Hause Habsburg —, schon gilt in Deutschland sein Name nichts mehr, da befreit ihn der allgütige Tod aus allen Wirrnissen.

Unter seinem Bruder und Nachfolger Matthias wird wohl die Prager Burg ausgebaut, nicht aber die Habsburgische Herrschaft in Böhmen. Hier hatten die Protestanten großartige Fortschritte gemacht, und abermals setzt eine religiöse Bewegung ein, die sich zugleich gegen das Deutschtum und den Katholizismus wendet, weil beide die Abhängigkeit von auswärts, vom Reiche und von Wien, bedeuten. Und als dann Ferdinand von Steiermark des Matthias Nachfolger wird, ein Fürst, der den Böhmen und ihren Wünschen feindlich gegenübersteht, der schon im eignen Lande gezeigt hat, wie er den Ständen und den Untertanen in staatlicher und religiöser Hinsicht Fesseln aufzuerlegen versteht, da bäumen sich die Böhmen auf und wählen auf eigne Faust einen Fürsten zum König, den deutschen Kurfürsten von der Pfalz. So findet also nicht etwa eine nationale Anlehnung an einen andern slawischen Stamm statt, sondern aus religiösen und dynastischen Gründen abermals an Deutschland. Höchst ungebärdigen Ausdruck geben Böhmens vornehme Herren ihren Sondergelüsten. Im Frühjahr 1618 sieht Prag einen ungeheuren Zusammenfluß von Edlen mit Reisigen und Knechten in seinen Mauern; Geistlichkeit und Studentenschaft beteiligen sich an den Versammlungen in den Sälen der nun protestantischen Universität, an den Umzügen durch die engen Straßen der Altstadt, über die steinerne Brücke hinüber, steil zur Königsburg hinauf. Und »nach alter Sitte«, wie es heißt, werden eines Tags im Blütenmonat Mai zwei widerstrebende kaiserliche Statthalter und ein Schreiber aus der Kanzleistube des Hradschins in den Burggraben geworfen; der Fenstersturz gibt das letzte Signal zum Bürgerkrieg, der dann durch die Einmischung des Auslandes zum furchtbaren, dreißig Jahre währenden Kampfe wird.



Phot. J. Steno, Prag

Viktor Stretti: Kleinseite mit der Niklaskirche

Während des Dreißigjährigen Krieges sehen die Prager Städte zu wiederholten Malen innerhalb ihrer Mauern eine zügellose Soldateska; sie sehen in dieser Zeit, wie ein einfacher Edelmann sich emporringt, durch Familienverbindungen und geschickte Ausnützung der Verhältnisse großen Reichtum und Landbesitz erwirbt. So kann Albrecht von Waldstein auch in Prag seiner Bedeutung entsprechend auftreten. Auf der Kleinseite kauft er eine Reihe kleiner Häuser an, an deren Stelle er sich durch italienische Baumeister einen prachtvollen Pa-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. J. Stenc, Prag

J. Šetelík: Kleinseite mit Karlsbrücke

last errichten läßt. Durch zwei Stockwerke hindurch geht der große Festsaal, die Sommerspeisehalle öffnet sich in einen schönen, von hohen Mauern umgrenzten Garten, und die Decke dieser »Salla terrena« wird mit Darstellungen aus dem Trojanischen Kriege geschmückt — die agierenden Helden treten im Kostüm des 17. Jahrhunderts auf. Ein stattliches Hofgesinde umgibt den Friedländer in Prag. Hunderte edler Rosse zählt sein Marstall. Fährt Albrecht von Waldstein aus, so wähnen die Prager einen Kaiser in ihrer Mitte zu haben. Wie einst jener Rudolf, so hält Wallenstein in hellen Nächten stille Zwiesprache mit den Sternen. Aber auch ihm bringen die Sterne kein Glück, er muß zur Erde zurück, und da trifft ihn in Eger der Mörderstahl. Verlassen bleibt der herrliche Palast, verweht sind die Träume von einem böhmischen Königtum.

Vergebens haben die böhmischen Stände das Joch abzuschütteln versucht. Die Habsburger ergreifen mit eiserner Faust wiederum die Herrschaft, die »vernewerte Landesordnung« gibt ihnen ein taugliches Werkzeug in die Hand, das sie wohl zu nützen wissen. Hartes Strafgericht trifft alle Gegner. Die Jesuiten, die vertrieben worden waren, halten wieder Einzug, ihnen wird Universität und Akademie vereint als Carolina Ferdinandea übergeben. Tschechentum und Protestantismus büßen ihre staatsrechtlichen Wünsche, über Schutt und Asche, Moder und Leichen schreitet die neue Zeit.

Wie schon einmal nach den Hussitenkämpfen, braucht das Land jetzt wiederum lange Zeit, bis es diesen Schlag verwunden hat. Dann aber treten normale, ruhige Verhältnisse ein. In Wien kommt man in mäßiger Weise Böhmens Sonderbestrebungen in der Verwaltung entgegen. Trotz den kostspieligen Türken- und Franzosenkriegen Kaiser Leopolds I. erstarkt die Wirtschaft Böhmens; seine reichen Hilfsmittel machen sich fühlbar, wenn auch in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges ein früherer Haupterwerbszweig, der Bergbau, zugrunde gegangen ist und auch der Weinbau, der in nächster Nähe der Prager Städte betrieben worden war, sich nicht mehr lohnen mag.

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Kleinseitner Brückenturm
Nach einer Zeichnung von Vinz. Morstadt gestochen von H. Winkler

Der böhmische Adel besteht jetzt nach dem Umschwunge des Dreißigjährigen Krieges aus vielen fremden, deutschen, wallonischen, italienischen Geschlechtern; die Schwarzenberg, Gallas, Piccolomini, Buquoy fügen sich aber gern in die alten Familien des Landes, die Lobkowitz, Kinsky und andre, ein. Sie sind ganz besonders bemüht, ihren Ursprung zu verwischen und Böhmen zu werden. Der Adel hat in der Landumwälzung, die in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge zur Bestrafung der Gegner des Hauses Habsburg Platz gegriffen hat, reiche Latifundien erhalten, die er jetzt bewirtschaftet. Seine Sonderart, in die sich auch die fremden Geschlechter leicht schicken, zeigt sich darin, daß er nicht der kaiserlichen Residenz in Wien zustrebt, sondern sich in Böhmens Hauptstadt niederläßt, wovon noch heute die herrlichsten Bauten Zeugnis ablegen: Paläste, die den Stolz der Stadt ausmachen, wenn sie auch manchmal ihren ursprünglichen Zwecken entfremdet worden sind. Man wird keine Stadt finden, die, ohne die Residenz eines Fürsten gewesen zu sein, so viele Wohnstätten des Hochadels aufweist wie gerade Prag. Dabei stockten Handel und Gewerbe durchaus nicht, im Gegenteil, gerade der starke Prozentsatz vermögender und einflußreicher Einwohner hat den Wohlstand der Stadt beträchtlich vermehrt.

Noch einmal — im 18. Jahrhundert — macht dieser Adel den Versuch, seine Eigenart auch durch Errichtung eines von Österreich unabhängigen Staates zu sichern. Nach Karls VI., des letzten Habsburgers, Tod tritt seiner jungen und schönen Tochter Maria Theresia eine ganze Reihe von Feinden entgegen, um ihr Erbe zu schmälern. Auf Böhmen legt Bayern seine Hand und versucht das Nachbarland zu erwerben. Dieser Versuch Karl Alberts von Bayern fand nicht nur die Unterstützung seiner Verbündeten, Preußens, Sachsens und Frankreichs, sondern auch der böhmische Adel half mit. Seine kühne Hoffnung zerrann. Mit Klugheit und Glück wußte sich Maria Theresia ihrer Feinde zu erwehren. Prag, das Bayern und Franzosen als Besatzung hatte aufnehmen müssen, wurde im Herbst und Winter 1742 von den Österreichern wiedererobert, und abermals mußte sich der frondierende Adel vor Habsburg beugen. Aber die kluge Kaiserin baute ihm goldene Brücken, und so erscheint dieser Versuch als eine rasch vorübergehende, bald vergessene Episode. Ereignisse, wie sie der erste und der zweite Ferdinand herbeigeführt hatten,

Phot. Nilophot. Wien
Čertovka, ein Moldauarm in der Kleinseite

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Güterkonfiskationen, Hinrichtungen, Verkürzungen ständischer Rechte, sonst unvermeidliche Begleiterscheinungen einer Wiedereroberung, blieben aus, dafür sorgte schon die Zeit des herrschenden Absolutismus, die unter den starken Händen Maria Theresias und Josefs II. den Untertanen wenig Gelegenheit mehr zur Einmischung gab, die Völker aber für den Verlust ihrer Freiheiten durch Schöpfungen auf ökonomischem, legislativem, humanitärem Gebiet reichlich entschädigte.

Eine bisher ungeahnte Tätigkeit auf wirtschaftlichem, künstlerischem, technischem Boden setzt nun in Böhmen ein. Napoleons Kontinentalsperre zwingt eine neue Industrie hervor, die durch das Produkt der Runkelrübe das Zuckerrohr ersetzen soll. Die Porzellanindustrie wächst heran, Manufakturen aller Art finden Unterstützung im Lande, und auch hier spielt der Adel auf seinen Gütern eine große Rolle. Das nationale Bewußtsein erwacht aus langem Schlummer.

Phot. J. Stenc, Prag

V. Jansa: Altstädter Ring

Phot. J. Stenc, Prag

O. Bubeníček: Der Judenfriedhof

Nun sammelt sich in Prag das ganze neu erwachende Leben des tschechischen Volkes, das sich bald wieder seiner Abneigung und seines Gegensatzes zu den deutschen Mitbewohnern bewußt wird, ebenso wie zu den Zeiten des Huß und des Fenstersturzes, nur mit dem Unterschied, daß man keine Herrscher mehr aus dem Auslande beziehen will, sondern im Rahmen des böhmischen Gesamtstaates unter der nachsichtigen Regierung der Habsburg-Lothringer seine nationalen Ziele zu erreichen hofft. Im Kampfe erstarken die Massen des tschechischen Volkes, allmählich trachten sie die Deutschen aus der einstigen Vorherrschaft in literarischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Dingen zu vertreiben, sich an ihre Stelle zu setzen. Gewiß hat dieser Kampf auch befruchtend, anregend, wie jeder Kampf, auf die deutschen Volksgenossen gewirkt, aber ebenso gewiß ist es, daß die Kriegskosten zu furchtbarer Höhe angewachsen sind, und daß endlich an Stelle von Feindschaft und Zwietracht Duldung und Verständnis für die Bedürfnisse des andern aufkommen sollte.

Doch ein politisch Lied, ein garstig Lied! Mit jenen Zeiten des eben erwähnten gei-

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

stigen und wirtschaftlichen Aufschwunges ist wohl die Entwicklung des alten schönen Prag abgeschlossen. Nicht als ob es seither stillgestanden hätte: eine reiche Bautätigkeit ist entfaltet worden, die Bastionen, die noch bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Brust der Prager Städte eingeschnürt und sie am freien Atmen gehindert haben, sind gefallen. Aber angesichts so mancher neuer Prager Bauten will das Schillersche Wort zur Wahrheit werden: »da wendet sich der Gast mit Grausen«. Freilich, er kann es leicht tun, denn sofort fällt der abgewendete Blick auf irgendein herrliches Denkmal aus alter Zeit, das geschichtliche Erinnerungen erweckt und künstlerisch auch den verwöhntesten Geschmack befriedigen muß.

Phot. S. Schramm, Wien

Der Altstädter Brückenturm
Gezeichnet und gestochen von J. Rybička

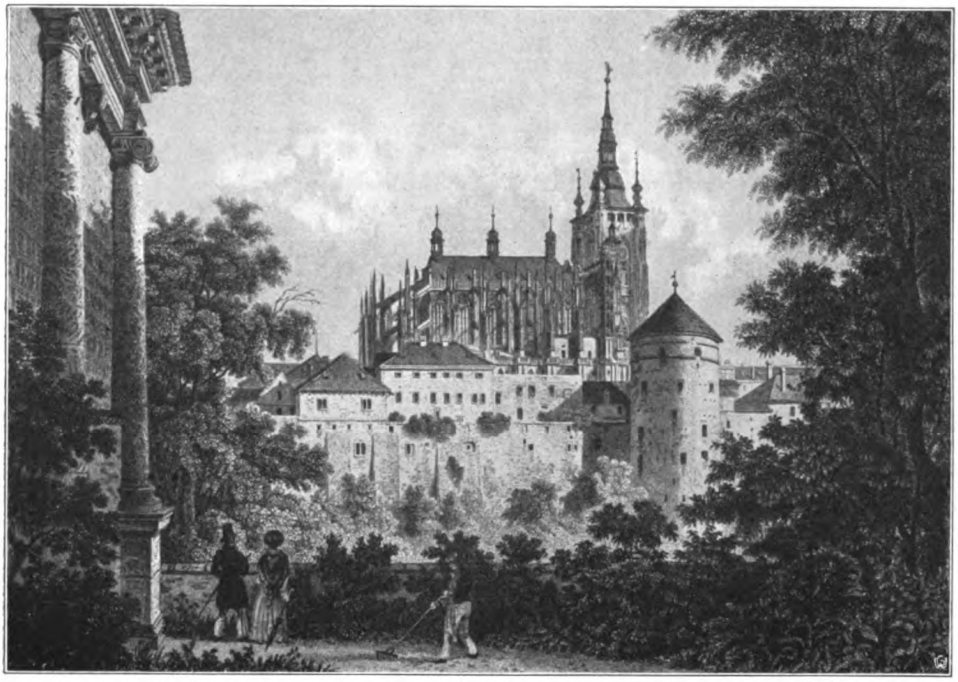
Die Tore, die einst den Verkehr aus der Stadt mit der Außenwelt vermittelt haben, sind gefallen; aber versetzen wir uns einige Jahrzehnte zurück in die Zeit, als der Wanderer, der sich vom Nordwesten der Stadt näherte, der über den blutgetränkten »weißen Berg« geschritten kam, durch das Reichstor in Prag einzog. Das war das Tor, das die nächste Verbindung Böhmens mit dem Deutschen Reich aufrechterhielt, eine Verbindung, die erst infolge der Ereignisse des Jahres 1866 unterbrochen worden ist. Die Stille des Hradschins umfing den Wandersmann, ein mächtiges Schloß in Rustica, der Czerninsche Palast, jetzt eine Kaserne,

Phot. S. Schramm, Wien

Das Altstädter Rathaus

Nach einer Zeichnung von Binz. Morstadt radiert von G. Döbler

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Die St.-Veits-Domkirche

Nach einer Zeichnung von Vinz. Morstadt gestochen von H. Winkler

begrüßte ihn als erstes Denkmal internationaler Baukunst. Rechts war er an dem Kloster Strahov vorbeigeschritten, das eine köstliche Bibliothek und Schätze, wie Dürers »Rosenkranzfest«, beherbergt. Links grüßt ihn unscheinbar das Kapuzinerkirchlein zu Loretto, das kostbare Juwelen kirchlicher Kunst umfaßt. An altem Gemäuer vorüber nähert er sich dem Hradschiner Schloß, der Königsburg, deren weite Stockwerke und zahlreiche Höfe in tiefer Stille die Geister der Vergangenheit hüten. Als Zeugen längst entschwundener Pracht erstanden hier, in sorgfältiger Raumausmessung mit reicher, aber edler Einfachheit gehalten, Prunksäle: der »deutsche« und der »spanische« Saal, die schon durch ihre Namen die verschiedenen Aufgaben der Habsburger ins Gedächtnis rufen. Alte Landtagsstuben, die Schreiberstube, aus der einst die Statthalter »exmittiert« worden waren, vertiefen den Eindruck historischer Größe. Ein Blick aus dem Fenster zeigt altes und neues Leben in engster Verbindung; in unermeßlichem Häusergewirr liegt die Stadt zu Füßen des Beschauers, der den Blick nicht losringen kann von den Kirchen und Palästen, deren Namen er noch kaum ahnt. Wenige Schritte weiter führen ihn zum Dom, den man am liebsten unausgebaut erhalten hätte, so wie er sich noch vor dreißig, vierzig Jahren darstellte, mit seinem eigenartigen Südturme, dem nach einem Brande eine Haube aufgesetzt worden war. Dieser Zwiebelturm bildete, solange er der einzige war, ein weit charakteristischeres Wahrzeichen des Prager Doms als die gotischen Türme, die man jetzt angesetzt hat und die dem ganzen Bauwerk etwas Konventionelles geben. Es ist gewiß, daß Ruinen und Fragmente oft viel schöner sind als die ausgeführten Bauwerke, die doch eine moderne Bautechnik nicht mehr so eigenartig gestalten kann wie die alte Zeit, die eben Zeit hatte. Grabstätten aus früheren Jahrhunderten, ein Grabdenkmal für den Landespatron Johann von Nepomuk, mehr reich als schön, neben modernen Altären und gutgemeinten bunten Glasfenstern schmücken das Innere. Neben dem Dome steht die uralte romanische Georgskirche, die auch aus Schutt und Moder neu hergestellt worden ist; der zurückschauende Blick ruht entzückt auf dem Wunderwerk der Ostseite des Domes. An ihr vorüber kommt man zu dem Teil des Hradschins, wo Kaiser Rudolfs Goldmacher in kleinwinzigen Zwergen-

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

häusern gewohnt haben sollen, wo runde Türme die Staatsgefangenen alter Zeit aufgenommen haben; in einem von ihnen hauste wohl der kunstgeübte Ritter Dalibor, dessen Geige sehnsuchtsvolle Weisen in die stille Nacht hinausgesungen hat. Über eine steile Rampe hinab, am erzbischöflichen und dem Schwarzenbergschen Palais vorbei, kommt man von der Burg in die alte Spornergasse, jetzt Nerudagasse, nach dem besten tschechischen Nacherzähler der steinernen Märchen der Kleinseite benannt. Und die »kleinere« öffnen sich die Pforten seines schönen Gartens. Wer sich aber noch weiter seitwärts schlägt, der kann wieder unmittelbar zu seinen Häupten die Königsburg ragen sehen, zu der von Palästen ausgehend schöne Anlagen mit dem Schmucke barocker Gartenhäuschen, Stiegen und Figuren sich hinanziehen. Wir aber kehren zurück und werfen noch einen Blick auf das Radetzky-Denkmal, das dem Erretter Österreichs aus großer Not errichtet worden ist und das so recht den Wandel der Zeiten in Prag zeigt. Die ursprünglich

Phot. Kilophot, Wien

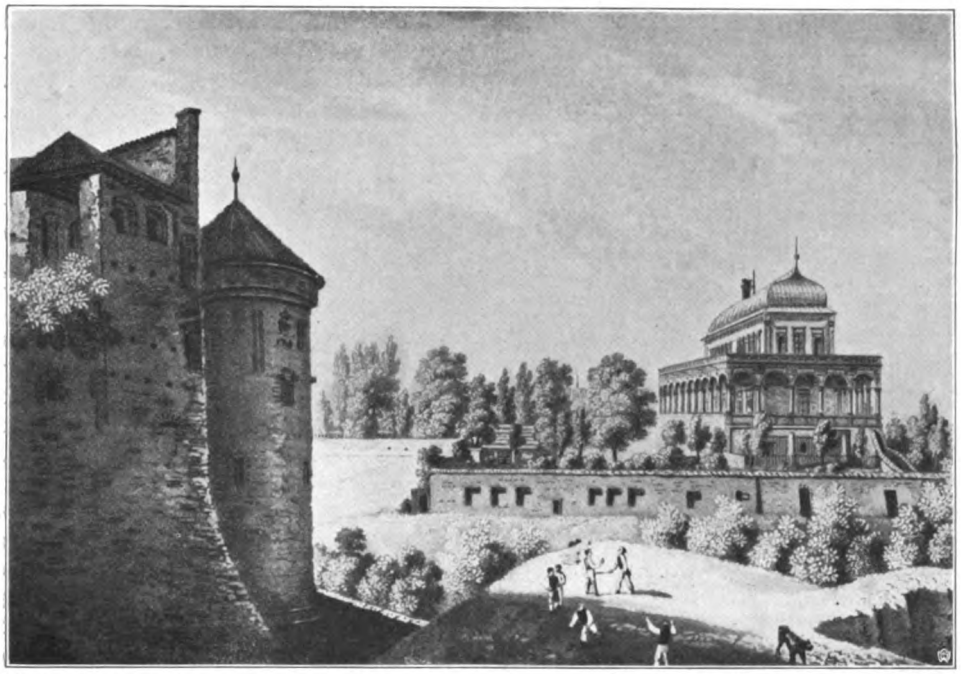
Der Kreuzherrenplatz

Stadt Prag beginnt da. Schöne Paläste säumen sie ein. Bald stehen wir vor dem herrlichen Dienzenhoferschen Bau der kuppelgeschmückten Niklaskirche (18. Jahrhundert). In diesem ruhigen Stadtteil sind die Statthalterei, das Oberlandesgericht, die Landeshauptkasse und andre Landesämter untergebracht.

Etwas abseits steht ein unscheinbares Kirchlein, das aber wertvolle Altarbilder aufweist, die Thomaskirche, und noch weiter abseits sieht man den Waldsteinpalast jetzt in tiefer, friedlicher Ruhe daliegen; nur einmal des Jahres, am Nepomuktage (16. Mai), deutsche Widmung ist jetzt aus der Vorderseite des Standbildes herausgemeißelt und durch eine tschechische ersetzt worden, während sich die deutsche Inschrift mit dem Platz auf der Rückseite begnügen mußte.

Schon winkt der Kleinseitner Brückenturm, der hinausführt auf die herrliche, mit köstlichen Figuren des 18. und 19. Jahrhunderts geschmückte Steinbrücke. Wundervoll ist der Blick auf die Kleinseite mit Schloß und Dom, auf den Strom, der sich hier in voller Breite dehnt, durch grüne Inseln unterbrochen, während die Altstadt mit reizvoll intimen Details herübergrüßt.

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Die Daliborka mit dem kgl. Lusthaus (Belvedere) Nach einer Zeichnung von Vinz. Morstadt radiert von G. Döbler

In der Wassersnot des Jahres 1890 war der steinerne Wall der Brücke von den Moldaufluten durchgerissen worden. Am andern Ufer schließt gleichfalls ein Turm die Brücke ab, die oft verteidigt wurde und um die oft gekämpft worden ist. Hier sind die letzten Schüsse des Dreißigjährigen Krieges abgegeben worden, als die Schweden unter

Wischehrad und Laurenziberg Radierung von J. Geißler

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

General Königsmark die Kleinseite besetzt hielten und die Studenten das jenseitige Ufer tapfer verteidigten. Und noch in neuerer Zeit haben da im Jahre 1848 Kämpfe stattgefunden, aber ohne Widerstand sind im Sommer 1866 die Preußen hinübergeschritten.

Am Altstädter Ufer empfängt den Wanderer das Clementinum, die ehemalige Jesuitenresidenz; zahlreiche Kirchen, die Sternwarte, ein Teil der Universität, die große öffentliche Bibliothek mit ihrem Prunksaal sind dort untergebracht. In nächster Nachbarschaft liegt die Kreuzherrenkirche mit dem neuen Kloster, davor das Denkmal Kaiser Karls IV., und weiter verliert sich der Fuß des Wanderers in die engen und doch so reizvollen Straßen der Altstadt; an dem schönen Portal des Palais Clam-Gallas vorüber geht es auf den Altstädter Ring, dessen neues Rathaus mit seiner altertümlichen Uhr längst schon wieder ein altes geworden ist, dem durch zahlreiche Zubauten die nötige Ausdehnung gegeben werden mußte. Vom Rathaus übersieht man in weiter Fläche den Altstädter Ring mit seinen alten und neuen Bauten; gegenüber, leider von Häusern halb verdeckt, ragt die zweitürmige Theinkirche empor. Manche bedeutende geschichtliche Ereignisse, wie die Hinrichtung der tschechischen Patrioten am 21. Juni 1621 nach der Schlacht am »weißen Berge«, haben sich auf diesem Platze abgespielt; er harrt heute noch eines großen Huß-Denkmals.

Links abseits gegen den Fluß liegt die alte Judenstadt, die noch vor dreißig Jahren der Wanderer in ihrer unverkümmerten altertümlichen Eigenart bewundern konnte. Sie war ein geheimnisvolles Winkelwerk von engen, schmutzigen Gassen, in denen unverfälschte Hebräer ihrem Handel nachgingen. Ein paar ehrwürdige Bauwerke traten aus den kleinen schäbigen Gäßchen hervor, wie die Alt-Neu-Synagoge, das aus dem 12. Jahrhundert stammende alte jüdische Rathaus. Vor allem prangte im Frühling fliedergeschmückt und durchduftet der alte Judenfriedhof mit seinen mächtigen Grabsteinen, auf denen pietätvolles Gedenken der Nachkommen Tausende von kleinen Steinchen gehäuft hatte. Dem Ausbreitungs-

Phot. Kilophot, Wien

Böhmisches Nationaltheater

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Kilophot, Wien

Das neue deutsche Theater

drange der neuen Zeit mußte ein Teil des alten Friedhofs weichen, auf dem kleinen übriggebliebenen Raume fanden die Steine ein kläglich beengtes Asyl. Die Judenstadt hat ihren Charakter vollkommen verloren.

Vom Altstädter Ring geht es dann hinauf zum Karolinum, das einen andern Teil der Prager Universität in seinen Mauern birgt und an dem kleine bauliche Einzelheiten zu rühmen sind. Je weiter aber der Wanderer heute vorwärtsstrebt gegen die Neustadt zu, von den Vorstädten gar nicht zu sprechen, desto eintöniger wird die neue Stadt. Noch gibt es auf dem Graben, in kleinen Seitenstraßen Paläste, Kirchen, Klöster, Türme — man wird da vor allem den Altstädter Pulverturm vor seiner Renovierung erwähnen müssen —, die sich dem modernen Leben eingefügt haben, ohne ihre Patina zu verlieren. Aber immer seltener werden diese Bauten, und immer »moderner«, immer »weher« wird einem ums Herz.

Gewiß, auch die neue Zeit versteht in Prag zu bauen. Den großen Söhnen des Landes errichtet sie Monumente; in Theatern, Museen, wissenschaftlichen Instituten schafft sie Raum für die Bewegung der Gegenwart, für die Erinnerung an die Vergangenheit; aber dennoch wird der Beschauer gern nach dem Fluß zurückeilen, auf die Kleinseite und den Hradschin. Dort wird sein unersättliches Auge stets neue Schönheiten entdecken; immer wieder taucht in neuer Beleuchtung die große Insel im steinernen Häusermeer, der Hradschin, auf, ob man ihn nun in breiter Ausdehnung vom Franzens-Kai aus bewundert, ihn durch einen Bogen der neuen Svatopluk-Čech-Brücke im Ausschnitt erblickt oder vom Hirschgraben aus in zusammengedrängter Kürze anstaunt.

Alte und neue Anlagen schmücken die Stadt, große, weite Plätze und Straßenwege leiten den Strom der leicht erregten Volksmenge ab, geben ihr Gelegenheit zu farbenprächtigen Aufzügen oder auch zu tumultuarischen Bewegungen. Doch so schön auch das moderne Prag manchmal gefunden werden mag, der Hauptreiz der Stadt liegt in ihrer Vergangenheit: Prag ist eine Stadt von gestern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dorothee Staufer

Roman von Paula Laufen

III

Dorothee dachte nicht mehr an Zweifel und Bedenken, als sie im August zur Mutter fuhr. Die Kinder begleiteten sie zwar nicht, Gertrud war zur Großmutter gegangen, und Ernst behauptete, durch den Dienst gebunden zu sein. Aber sie selbst freute sich, der problembelasteten Atmosphäre ihres Alltags enthoben zu sein, durch das hübsche, leicht bewegte Land zu fahren, zwischen grünen Hügeln und Tälern, geschäftigen Wasserläufen und behäbigen Städtchen, die freundlich blickten wie stattliche, glückliche Matronen.

Unterwegs zog sie Matthias' letzten Brief aus ihrer Handtasche. Frau van Cuyper hatte zwar auch ein paar freundliche Worte geschrieben, mit denen sie Dorothee willkommen hieß und Gertruds Wegbleiben bedauerte. Aber Dorothee gestand sich aufrichtig ein, daß die Familie Staufer sie nicht mehr allzu lebhaft beschäftigen mochte, seit sie ihr wieder fern war.

Doch Matthias hatte sich nicht vertrösten lassen. Er war immer dringlicher geworden, und Dorothee hatte es nun auch an sich erlebt, daß es schwer, ihm etwas abzuschlagen.

Warum hätte sie es auch sollen? Ganz leise nur noch stiegen Zweifel in ihr auf, gerade wie sich das freundliche Gesicht der Erde mitunter verdunkelte und ihre lachenden Züge wüst wurden, wenn eine ausgedehnte Großstadt aus dampfenden Schlöten ihren unsauberen Atem zum Himmel schickte.

Vor einer solchen Stadt, die besonders grau und rußig aussah, hielt Dorothee, nachdem sich der Zug eine beträchtliche Zeit um ihren elenden Gürtel gewunden hatte.

Der Bahnhof präsentierte sich besser. Aus seinen stattlichen Hallen trat man auf grüne Anlagen hinaus, die ein paar Denkmäler, einen hübschen steinernen Brunnen aufwiesen, all das, was eine wohlhabende Industriestadt an sich wendet, um ihre Gäste standesgemäß zu empfangen.

Eine sehr elegante Equipage, die im Hintergrund hielt, fiel aus dem bürgerlichen Bild. Und in einer kleinen Gruppe diskret und vornehm gekleideter Menschen erkannte Dorothee die Ihrigen.

Matthias kam ihr entgegen, lebendig und freudestrahlend, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Hinter ihm, lächelnde Zufriedenheit atmend wie immer, Frau van Cuyper. Dann aber schickten Annemariens Augen ihr einen leichtbefangenen Gruß entgegen, und ihre Schneewittchenerscheinung hatte in dieser Zaghaftigkeit etwas besonders Rührendes für die empfängliche Dorothee. Frau von Stangen, die mit ihrem starken, klugen, gutgelaunten Gesicht hinter der Tochter auftauchte, trug einen triumphierenden Humor zur Schau.

Dorothee stutzte, und Matthias, der ihr am nächsten stand, gab einen wunderlichen Laut unterdrückter Freude von sich, als er ihr Erstaunen sah.

Sommerliche Ruhe blieb auf dem freundlichen Bild liegen. Matthias half Dorothee in den eleganten Korbwagen, den er selbst kutschierte, während die andern Damen in den Landauer einstiegen. »Ich habe die Pferde gewählt,« sagte er. »Für kleine Strecken ist das mein Prinzip: nur Pferde, kein Auto. Man sieht dann doch, was man um sich hat.«

»Ihr Auto ist aber doch noch schöner,« sagte die Ministerin zu Matthias. »Annemarie war ganz enttäuscht, daß sie heute nicht wieder Kilometer fressen kann.«

Matthias sah auf Annemarie: »Ich fahre Sie noch, so viel Sie wollen. Aber jetzt nicht. Dorothee soll sich doch erst bei uns umsehen können.«

Er war stolz auf den prächtigen Park, der sein Landhaus mit der Stadt verband, und liebte es nicht, wenn seine geräumige Ausdehnung vor der Eilfertigkeit der jüngsten Verkehrsmittel zur Unbedeutendheit zusammenschrumpfte.

So aber, in dem leichten Wagen, war's wie eine Fahrt ins Traumland. Die wundervollen Buchen, Königinnen ihres Geschlechts, glitten in ihrer fürstlichen Pracht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Herm. Voll, Berlin

Richard Engelmann: Abſchied

Aus der erſten Ausſtellung der Freien Sezeſſion in Berlin im Sommer 1914

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

gelassen vorüber, die Rasenflächen lachten in ihrem gleichmäßigen satten Grün, die schlank dahingleitenden Wege leuchteten und winkten. Von Zeit zu Zeit tat sich in blauenden Durchsichten ein Blick ins weite Land auf: die Stadt schickte den vergoldeten Atem ihrer Schlote in die klare Sommerluft, leichtbewegte, lichtblaue Hügelketten begrenzten die Ferne.

Matthias saß auf seinem erhöhten Sitz neben Dorothee und strahlte brüderliche Wärme auf sie herab. Sie sah ihn prüfend an; es schien ja, daß er nah am Ziel seiner Wünsche stand. Hatte auch die unschuldige kleine Annemarie sich dem Zauber ringsum nicht entziehen können, der Dorothee selbst gefangennahm?

Oder gewann Matthias sie selbst, so wie er heute Dorothee gewann? War er nicht liebenswert, jetzt, wo er so glücklich sprach, voll aus dem Herzen heraus; keine Bekenntnisse, kein Wort über seine Hoffnungen, nur im Ton der dünnen Knabenstimme warm, offenherzig sein Gefühl preisgebend?

Zuletzt tat sich sein gastliches Haus auf; eine breite, geschwungene Freitreppe zog die Besucher mit großartiger Gebärde zu seinen Mysterien empor. In den luftigen Vorräumen, in den geheimnisvoll verzweigten Gängen und in dem hellen Gartensalon, den man zuerst betrat, überschüttete es seine Gäste mit allem Zauber künstlerisch raffinierten Lebensgenusses.

Als Dorothee nach einer Stunde von ihrem Fenster aus auf den weiten gepflasterten Hof schaute, von woher das Stampfen und Pusten des Automobils kam, sah sie Matthias und Annemarie mit Frau von Stangen in den prächtigen Wagen steigen. Annemariens weiche Stimme stieg, als das Lärmen der Maschine sich beruhigt hatte, klar wie Glockenklang in die Höhe. Und wieder befiel Dorothee das Schicksal, das hier im Werden war, mit einer fast qualvollen Kraft: qualvoll durch den Widerstreit der Gefühle.

Als die Tischzeit herankam, betrachtete sie sich nachdenklich im Spiegel. Sie war in voller Toilette, so wie es Frau van Cuyper vorschrieb um diese Tageszeit, und beobachtete prüfend die gebrochene Wirkung der feinen schwarzen Spitze auf weißem, glänzendem Seidengrund, die schlanke Linie der Gestalt, den ruhigen Ausdruck des dunklen reifen Gesichts. Sie fühlte sich der neuen Umgebung wenigstens wahlverwandt.

In Frau van Cuypers Empfangszimmer war es noch still und leer. Dorothee ging noch ein paar Schritte in den Garten hinaus: die stolze Gruppe aristokratisch exotischer Nadelhölzer, die sie an die prächtige Vornehmheit der italienischen Gärten ihrer Jugend erinnerte und in der jetzt der goldene Abendschein wie der Schleier einer Dryade hing, lockte sie ins Freie. Aus dem diffusen Tageslicht mit seiner zerstreuenden Wirkung tauchten jetzt die Formen auf, in sich geschlossen, in scharf umrissenen Silhouetten, in grandioser Wirkung. Die kühlere und beweglichere Luft des Abends nahm die tausend Düfte erlesener Pflanzen in sich auf und jagte sie über Wiesen und Wege.

Und dahinter strahlte das Haus in Lichterglanz, der durch alle Fenster brach und die schweren Wirkungen der geschlossenen, vornehm-ernsten Steinmassen in seinen taumelnden Zauber auflöste.

Dorothee beobachtete bei Tisch überrascht, daß Frau van Cuyper erst in dieser Umgebung zur vollen Wirkung kam. Die weiche Fülle ihres Wesens, das sich nie im Leben von der Härte der Dinge hatte streifen lassen, durchströmte all diesen Besitz und gab ihm etwas von der wohligen Selbstverständlichkeit ihrer eignen Art. Weiß und golden thronte sie im Mittelpunkt der Tafel, um die leichte, erlesene Gerichte kreisten.

Aus dem Tischgespräch, das an ein Geläute wohlabgestimmter Glocken gemahnte, lernte Dorothee etwas von den Gewohnheiten dieses Hauses kennen, in dem in gleichmäßigem Strom Gäste kamen und gingen, freundlich aufgenommen, freundlich verabschiedet und niemals vermißt.

Augenblicklich fand Frau van Cuyper das Haus etwas leer mit seinen drei weiblichen Gästen, und es war unverkennbare Befriedigung in ihrem Gesicht, als sie eines Morgens beim Frühstück der Hausdame einen Brief aushändigte: »Professor Thaining sagt sich für morgen an. Welches Zimmer können Sie ihm denn geben, Fräulein Schmidt?«

Das ältere Fräulein überlegte etwas beunruhigt, wie sie es stets durch unerwartete Anforderungen war. Sie stellte in diesem Hause die Brücke dar zwischen der zahlreichen gutgeschulten und immer anspruchsvollen Dienerschaft und der nicht minder an-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stören. Langsam wandelten sie Seite an Seite den Parkweg entlang.

Da wurden sie von hinten angerufen: »Guten Abend, Exzellenz, guten Abend!« Und als sie sich umsahen, stand Thaining vor ihnen, etwas verwirrt. »Bitte um Entschuldigung, ich habe die Dame für die Gräfin Gallieni gehalten. Bitte mich vorzustellen.«

»Für die Gräfin Gallieni?« sagte Frau von Stangen. »Das kann man sich gefallen lassen, besonders, weil etwas an der Ähnlichkeit ist, wenn man näher zusieht. Aber bitte: Professor Thaining — Frau von Staufer.«

Dorothee korrigierte den Adelstitel, leicht errötend. Aber der Professor überhörte. Er sah sie jetzt sehr eindringlich an und verfitzte sich in Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten, bis Dorothee, um der langen Kritik ihrer Erscheinung ein Ende zu machen, lachte und sagte: »Nun ja, ich verstehe, so eine Art Schatten der Marchesa, wie sie einmal in der Unterwelt aussehen wird,« worauf auch die andern lachten und die Sache einstweilen auf sich beruhen ließen.

Thaining brachte einen neuen Klang in die Gesellschaft im Cuppersschen Hause. Einmal den der Männlichkeit überhaupt, der durch Matthias doch nur schwach vertreten gewesen war, kräftig und sonor, mit einer beherrschenden Wirkung, die alle gelten ließen, dann aber, mitschwingend, gewisse Obertöne, die vielleicht nur Dorotheens geschultes Ohr bewußt vernahm: in ihm sprach, unverkennbar für ein feineres Gehör, die stramme und entschlossene Arbeitswelt, die die eigentliche Männerwelt unsrer Tage ist.

Zwar hatte er sie für die Zeit seines Aufenthalts im Cuppersschen Hause äußerlich abgestreift, um mit Leib und Seele auszuruhen. Aber gerade dieser unverkennbare Ausdruck tiefen Ausruhens war bezeichnend für den Arbeitsgewohnten. Er war etwas mundfaul und ergab sich einer Trägheit, von der er behauptete, daß sie sein natürlicher Zustand sei, worauf Dorothee erwiderte, er könne da schon recht haben, und es dokumentiere sich diese Anlage auch in einem leisen Hang zur körperlichen Fülle. Da brummte er wie ein gutmütiger Bär, griff aber doch öfter als bisher nach dem Gewehr und streifte in frühen Morgenstunden draußen das Revier ab.

Bei Tisch lächelte er breit und etwas gönnerhaft über die Tafel hinüber, um die das elegante, leichte und mondäne Gespräch ging mit dem wohlabgemessenen Klang der großen Welt, und ließ seines Basses Grundgewalt und die Macht seines kräftigen und konzentrierten Intellekts mit der Diskretion erklingen, die solchen beherrschenden Mächten anstehen. Seine Unterhaltung war nicht brillant, und es fehlte ihr jede Eitelkeit, sich zur Geltung zu bringen.

Er hatte auch keine solche nötig. Hier im Hause war man ganz zufrieden, durch seine bloße Gegenwart der Außenwelt den Beweis zu liefern, daß man mit jeder Art der Auslese unter den Menschen auf vertrautem Fuße stand.

Nur Dorothee studierte ihn mit einer eindringlicheren Beobachtung. Sie verglich seine jetzige Art mit der Erinnerung, die er bei seinem lange zurückliegenden öffentlichen Auftreten in ihr zurückgelassen hatte, und machte an seiner behaglichen Persönlichkeit höchst genußreiche Studien in der psychologischen Erkenntnis. Es belustigte sie dabei, zu beobachten, wie er sie von Zeit zu Zeit mißtrauisch ansah, als spüre er, wie man sich mit ihm beschäftige. Dorothee fühlte dann eine Art von Übermut, der ihr lange fremd gewesen war.

Den Gästen zu Ehren entrollte man das offizielle Vergnügungsprogramm des Cuppersschen Hauses, in dem die Besichtigung der Cuppersschen Werke eine zentrale Stellung einnahm. Beinahe angstvoll empfand Dorothee das Gefühl bedrückenden Fremdseins, mit dem sie diese Welt einer ihr gänzlich unbekannten Arbeit betrat, die mit ihren Produkten halb Europa versorgte — der Direktor, der die Führung übernommen hatte, nannte fabelhafte Summen des Umsatzes —, und die wie eine Blüte den Familienreichtum trug. Angstlich sah sie die Arbeiter an, die ihren Geschäften nachgingen, ohne Notiz von ihnen zu nehmen, und die selbst ihren Brotherrn nicht zu beachten schienen.

Die technischen und kaufmännischen Direktoren traten Matthias in höflicher Untergebenenhaltung entgegen, und ihnen gegenüber hatte er zweifellos die Fühlung, die ihm bei den eigentlichen Arbeitern fehlte. Trotzdem drängte er hinaus, aus den ungeheuren Hallen und dem betäubenden Lärm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Franz Martin Lünstroth: Auf dem Felde

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

des Betriebes in die idyllische Welt des neuen Arbeiterviertels, das er nach allermodernsten Prinzipien über Wohnungshygiene einige Kilometer von der Arbeitsstätte entfernt hatte anlegen lassen, an einem munteren Flußlauf.

»Das hier ist nun Matthias' Steckenpferd,« sagte Frau van Cupper zu Annemarie, deren Blick mit eigentümlich befangenem, fast scheuem Ausdruck seiner schmächtigen Gestalt folgte, wie er, in Beobachtung versunken, allein, den andern voran, die freundlichen Straßen entlang schritt, an denen kleine, saubere Doppelhäuschen mit je einem Stück Gartenland lagen. Die Architektur war guten kleinstädtischen deutschen Vorbildern entnommen; Kinder spielten in den Gärtchen und auf den Straßen, Frauen arbeiteten, und alles sah sauber und friedlich aus im Sonnenschein.

»Ist Matthias hier wirklich zu Hause?« fragte Dorothee aus ihren Gedankengängen heraus, die ihr selbst dunkel und unklar schienen, Thaining, der neben ihr herschritt.

»Zu Hause?« fragte Thaining ironisch. »Haben Sie je schon gehört, daß ein Arbeitgeber bei seinen Arbeitern zu Hause ist? Ob's Neger, Inder oder Deutsche sind, sie schlügen ihn tot, wenn sie könnten. Das habe ich auf der ganzen Welt erlebt, und das hat auch der alte Cupper gewußt, der nie was gehalten hat von all dem Zuckerzeug für artige Kinder, das jetzt modern ist.«

»Was war er für ein Mensch?« fragte Dorothee. »Haben Sie ihn gekannt?«

»Ein paarmal gesehen.«

»Womit bringt man nur so viel Geld zusammen? Ich habe von nichts auf der Welt eine schwächere Vorstellung.«

Thaining sah sie lachend an: »Das glaube ich jeder Dame aufs Wort. Die meisten denken, mit irgendwelchen dämonischen Kräften, von Satanismus oder Übermenschentum oder sonst einem Unsinn, von dem ästhetische Schwächlinge faseln. Die einfachen modernen Arbeitsmittel, scharfer Blick, kluge Berechnung, sind ihnen nicht großartig genug. Damit hat's aber der alte Herr gemacht, der im übrigen ein rechtschaffener Kerl war und es den Leuten nicht unnötig schwer gemacht hat. Aber auf Ordnung und Zucht hat er gehalten, da war Methode drin.«

Er schwieg ein paar Sekunden, dann sprach er weiter: »Dieser Matthias ist übrigens auch ein guter Kerl. Ob er's mit diesen Spielhäuschen bei seiner Arbeiterschaft macht, ist freilich eine Frage. Aber für die kleine Annemarie sind solche Lockvögel gerade recht. Ob sie ihn wohl noch schließlich nimmt?«

Dorothee sah Thaining fragend an: »Soll man es wünschen?«

Er lächelte nachlässig zu ihr herunter: »Warum nicht? Den kleinen Leutnant, der in Südafrika gefallen ist, wird sie wohl endlich vergessen haben.«

»Was halten Sie als Arzt von solchen Heiraten?«

»Als Arzt? Ach du mein Gott!« sagte Thaining nicht sehr galant. »Sie meinen vermutlich, daß Matthias ein schwächliches Individuum ist, und daß man solche Anlagen nicht vererben soll. Meine verehrte gnädige Frau, darüber wissen wir sehr wenig, wenn Sie die platte Wahrheit hören wollen. Darüber redet in erster Linie der Bildungsphilister, der sich wunder was dünkt, wenn er seinen Glatzkopf und seinen Schmerbauch — verzeihen Sie! — unverfälscht auf die Nachwelt bringt. Unsereiner wird bescheidener: möglich, daß eine Cuppersche Nachkommenschaft zehn Prozent mehr — höher darf ich nach meiner Erfahrung nicht gehen — mehr Wahrscheinlichkeit hat als eine andre, mit einer neurasthenischen Belastung durch die Welt zu gehen. Auf der andern Seite wird ihnen das wieder gutgemacht durch die prachtvollen Lebensbedingungen, die sie finden. Sehen Sie sich nur den Matthias selber an: reut es den vielleicht, daß er da ist?«

Dorothee erwiderte nachdenklich: »So ist's vermutlich am besten, man überläßt die Sache der Stimme der Natur, so wie sie in Annemarie spricht: ja oder nein.«

»Stimme der Natur?« sagte Thaining skeptisch. »Hier handelt es sich wohl um etwas andres: was soll so ein Wurm von Mädchen sagen, wenn ihm immer wieder dies alles hier« — er deutete weit um sich — »angetragen wird, und was tut man mit solch gutem Kinde, wenn es die schöne Gottesgabe immer wieder verschmäht? Den guten Matthias nimmt sie halt in Gottesnamen mit in den Kauf.«

Dorothee lächelte: »Ja, ja, ich weiß genau, was Sie über den Punkt denken. Ich habe Sie einmal ausführlich und öffentlich darüber reden hören.«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Ach was — damals in diesem Frauenverein — da haben Sie nichts Gutes gehört. Das tut mir leid. Ich hatte es damals noch mit dem Reden. Jetzt bin ich mehr für's Arbeiten. Ich schäme mich, einmal wie ein schönrednerischer Literaturprofessor auf einem Podium gestanden und Weltweisheit für Damen gepredigt zu haben. Das habe ich mir seitdem abgewöhnt.«

»Schade,« sagte Dorothee.

»Warum schade? Glauben Sie mir, man hat's zuviel mit Worten und gar mit Ideen bei uns, statt daß jeder solid an seinem Stück Arbeit bleibt — ich zum Beispiel bei meinen Bakterien. Ich kenne sie immerhin besser als das Frauenzimmer. Es ist viel schöner, zu impfen und zu züchten, klimatische und örtliche Einflüsse zu studieren — hoffentlich bin ich im nächsten Winter wieder in Afrika — und ganz bestimmte Resultate Fachgenossen zu unterbreiten, die einen verstehen können, klipp und klar. Dann können meinetwegen die Zeitungen ihre Saucen darübergießen und weiß Gott was für neue Welten prophezeien — mich geht das dann nichts mehr an. Ich rede mit meinesgleichen, und die populäre Medizin ist mir ein Greuel.«

»In gewissem Sinne verstehe ich das,« sagte Dorothee nachdenklich. »Aber die Welt würde doch recht arm und engherzig bei einer so schroffen Arbeitsteilung, wo keiner dem Nachbar über den Zaun guckt. Sie wissen wahrscheinlich nicht, wieviel intellektuellen Hunger es gibt. Aber die großen Herren sollten das den ärmeren glauben und ihn freundlich zu stillen suchen.«

»Es kommt aber nichts dabei heraus,« sagte Thaining geringschätzig.

»Das glaube ich nicht,« sagte Dorothee beharrlich. »Gemeinsame Gedanken bilden die solidesten Gemeinschaften; schon die ältesten christlichen Kirchen haben vom Begriff Gemeinde alles gehalten und keinen Laien davon ausgeschlossen. Man soll auch jetzt nicht geizig sein mit seinen Erkenntnissen, sondern liberal damit umgehen. Das halten die Erkenntnisse schon aus, und den Menschen kommt's zugute.«

»Möglich,« sagte Thaining; sein Gesicht umwölkte sich mit einer Nebelwolke von Nachdenklichkeit. »Ich habe ja auch keinen Grund, einen vernünftigen Menschen von meinen Gedanken auszuschließen. Nur ist's gar so eine undankbare Aufgabe, so zu reden, daß man verstanden wird. Damengesellschaft suche ich auf, um etwas Hübsches zu sehen und etwas Nettes zu hören. Gescheit braucht es gerade nicht zu sein, aber Temperament muß dabei sein, und Liebenswürdigkeit und Lustigkeit und Launenhaftigkeit schadet auch nicht. Das ist mir lieber als Geist; der entartet leicht in Frauenhänden, weiß der Teufel warum. Und drum bin ich auch hier für's Spezialistentum: für uns die Arbeit — für Sie die Grazie, die Anmut, das Spiel.«

Dorothee lachte etwas bitter: »Wer garantiert uns diese angenehme Arbeitsteilung? Selbst wenn wir uns darauf einlassen wollen? Da gibt's so stille Riffe, an denen die lieben Heiteren so fröhlich zusammenscheitern.«

»Das muß auch ertragen werden,« sagte Thaining und sah ihr mit seinen großen Augen forschend ins Gesicht. »Und besser von einem heiteren und harmlosen Gemüt als von einem überlasteten Kopf.«

Sie wurde rot, denn sie fühlte, was sein Blick bedeutete: daß er sie untersuchte auf die Herkunft des gedämpften Ernstes, den er ihr schon ein paarmal zum Vorwurf gemacht hatte, und daß er sich frug, ob er aus einem unfruchtbaren Ehrgeiz des Denkens stamme.

Aber plötzlich verwandelte er sich. Ein ritterliches Empfinden sprach sich in ihm aus, etwas Gütiges, Herzliches, etwas, was sogar eine ganz leise Zärtlichkeit in sich trug. Erstaunt, beinahe gerührt, sah Dorothee ihn an, als er leise lächelnd sagte: »Man soll sich eigentlich nicht vermessen, andern Leuten in die Karten sehen zu wollen. Schließlich hat man sich nur zu schämen, wenn man sich verrechnet hat. Da stehen wohl allerlei Trümpfe und Nieten, von denen man nichts weiß.«

Er hatte einen überraschend feinen Blick bei diesen Worten.

Langsam kehrten sie nebeneinander zur Villa zurück, bereichert durch eine neue Empfindung, die sie nicht gesucht hatten und die um so reizvoller war. Sie hüteten sich unbewußt, den Zauber der Stimmung zu stören und gingen in einem fast befangenen Schweigen nebeneinander her, in das sich der langsam heraufziehende Abend mit milder nebliger Weichheit einschlich.

Der Himmel hatte sich bedeckt; graue

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schatten fielen in den Schloßhof, als sie ihn erreichten, und füllten ihn mit schleierigen Dünsten. Um so präziser, schärfer in der Form wirkte das Auto, das, glänzend in seinem spiegelnden Lackgewand, auf der Höhe der Rampe stand. Ein Gärtnerbursche lud dort Gepäck ab. Durch den Hof erschallte klingend die mächtige Energie eines ziemlich tiefen jugendlichen Frauenorgans in zorniger Erregung. Neugierig horchten Thaining und Dorothee im Näherkommen.

»So helfen Sie doch!« rief die Dame, die neben dem Auto stand, dem phlegmatischen Kammerdiener zu, der untätig die Bemühungen des andern betrachtete. »Der Mensch kommt doch mit meinen Sachen nicht zurecht, das sehen Sie ja.« Verächtlich deutete sie auf den Gartenarbeiter, der sich bemühte, Koffer und Hutschachteln, Plaidrollen und Handtaschen aus dem Wagen in den Vorraum des Hauses zu schaffen, wo die Jungfer die geborgenen Herrlichkeiten beaufsichtigte. »Eine Hutschachtel hat er mir schon zerquetscht und dem Hund hier fast die Pfote abgetreten.« Sie beugte den schlanken stählernen Oberkörper und schwang den zähnefletschenden Boxer neben sich mit energischem Griff unter die Schulter. Das Tier sah dort in der eleganten Umgebung, die ihm ein wundervoll gewachsener und tadellos bekleideter Frauenoberkörper bildete, außerordentlich vornehm und rassig aus.

Der Diener stand wie eine Mauer: »Der Hausdiener ist nicht um die Wege,« sagte er. »Wollen Frau Gräfin vielleicht den Chauffeur beauftragen oder die Jungfer?«

Die Dame wandte sich unwillig ab: »Unsinn!« sagte sie scharf, und wahre Gorgonenblitze aus ihren prächtigen Augen trafen noch Thaining und Dorothee, die einstweilen nähergekommen waren. Sie schritt sofort sehr unbekümmert mit ausgreifendem Sportschritt auf die beiden zu: »Guten Tag, Professor,« sagte sie mit ihrer seltsam kühlen, klaren und vollen Stimme. »Dorothee Staufer. Nicht wahr? — Gwendoline Gallieni.«

Sie schüttelte der Halbschwester energisch die Hand, ohne sich um den Professor zu kümmern. »Exzellenz Stangen hat mir geschrieben, es wäre so sehr hübsch bei euch. Und da mir Flugfelder und Flugmaschinen ein bißchen verleidet sind, seit der arme Piquart vor meinen Augen abgestürzt ist und mich selbst beinahe guillotiniert hat, bin ich zur Nervenberuhigung hierher gefahren.«

Im Hause war, wie es schien, einige Verwirrung über die Ankunft der Gräfin entstanden. Frau van Cupper sah fast kläglich aus, als sie bei Tisch die Tochter interpellierte mit einer hohen, schleppenden Stimme, in der ganz deutlich ein jammerndes Unbehagen mitsprach: warum sie denn so unerwartet gekommen sei und alle Dispositionen gestört habe.

Und etwas wie ein Gewitterwind wehte auch weiter durch die Villa, seitdem die Gräfin ihre Zimmer bezogen hatte, auf die sie ihr alleiniges Anrecht jederzeit aufrechterhielt und die nie einen andern Gast aufnehmen durften.

Nicht nur, daß sie einen Schwarm von Gästen mit sich zog, die sie der Gastfreundschaft ihrer Mutter unbefangen aufzwang, ohne daß diese ihre Rechnung dabei gefunden hätte: Leute, die im Automobil plötzlich erschienen, eine elegante Mahlzeit einnahmen und dann wieder weiterfuhren; solche, die Nachtquartier beanspruchten und dann den ganzen Tag mit der Gräfin verschwanden, Männer und Frauen der verschiedensten Nationalität in buntem Wechsel, und schließlich sogar ein italienischer Tenor, der sich dauerhaft einnistete und nicht zu vertreiben war.

Das Diner am Abend, das bisher schon feierlich genug gewesen war, wurde nun zu einer höchst mondänen Sache, in der die wundervollen Gesellschaftstoiletten der Gräfin den Ton angaben. Frau van Cupper zeigte mehr und mehr von ihren immer noch schönen Schultern, und Frau von Stangen ließ sich den Teil ihrer Garderobe nachschicken, der den großen Gesellschaften des Winters galt. Annemariens dezente Mädchensommerkleider paßten nicht mehr in den neuen Rahmen. Und Frau von Stangen war mehr als je darauf bedacht, daß sich die Tochter gut präsentiere. Es freute die energische Exzellenz, daß Gwendoline das kleine Mädchen mit zweifellosem Neid betrachtete. Die Gräfin empfand es offenbar als starke Zumutung, die führende Stellung in diesem Hause in ein paar schwache Mädchenhände übergehen zu sehen, und für Frau von Stangen war es eine Quelle unendlichen Vergnügens, die zurückhaltende Mißgunst zu beobachten, mit der die Marchesa Matthias'

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erwählte betrachtete. War es nicht an und für sich eine Genugtuung, die pompöse Frau neidisch zu sehen?

Dorothee hätte dem ganzen bunten Treiben Interesse genug abgewinnen können, wenn sie sich selbst nicht täglich mehr als eine unreine Note in diesem Konzert des Lebensgenusses gefühlt hätte. Sie sah sich vereinsamt in einer Gesellschaft, in der die kleine Annemarie auftaute bis zu einer unschuldigen Koketterie, die ihr sehr gut stand.

Thainings Stimmung wechselte stark. Mitunter ließ er sich vom eignen, augenblicklich sehr aktuellen Ruhm — alle Zeitungen verbreiteten gerade um diese Zeit die Ergebnisse seiner letzten Forschungsreise — wie von einer Sonne bestrahlen und nahm es selbstgefällig hin, wenn ihm aus sehnsüchtigen Frauenaugen ein reizender Respekt entgegenstrahlte.

Wenn ihn Gwendoline in solcher Situation nicht beachtete, schien er sich zu freuen. Und wenn sie es damit zu weit trieb, setzte er sich zu Dorothee und genoß ihre Gesellschaft mit vollem Gleichgewicht der Seele, mit sehr natürlichem, ungeschminktem Interesse. Aber wenn Gwendoline mit ihren schönen Händen schließlich doch ein neues Arachnenetz nach ihm auswarf, entzog er sich ihr niemals.

Allmählich schälte sich aus dem Treiben, das die schöne Gwendoline entfaltete, ein ganz bestimmter Kern heraus. Es wurde täglich einleuchtender, daß sie nicht nur gekommen war, um die Schrecknisse eines Unglücksfalles auf dem Flugplatz zu überwinden. Ihre starken, gesunden Nerven hatten wohl niemals wesentlich darunter gelitten.

Frau van Cupper erschien nicht mehr morgens zwischen zehn und elf Uhr in blendender Weiße auf der Terrasse, um mit Frau von Stangen unter dem Vorwand einer leichten Handarbeit ein gemütliches Schwätzchen zu halten. Matthias schloß sich mit ihr und der Gräfin zu langen Konferenzen zusammen, von denen zwar kein Laut durch die wohlverwahrten Türen drang, deren Inhalt aber trotzdem im Hause kein Geheimnis war.

»Gräfin Gwendoline ist offenbar wieder einmal in Verlegenheit,« sagte Frau von Stangen verschmitzt zu Dorothee. Sie sah von dem schattigen Gartenplatz, wo sie saß, zu dem Fenster des Hauses hinüber, an dem Gwendoline eben erschienen war, das schöne Gesicht zu einem finsteren Medusenhaupt verwandelt. »Sie soll die Gewohnheit haben, ihre Rechnung immer ein paar Jahre auflaufen zu lassen, um dann die ganze Herrlichkeit auf einmal zu präsentieren. So sagt mir Fräulein Schmidt. Die kann freilich die Gräfin nicht leiden, weil sie die einzige hier im Hause ist, die so ein Fräulein gelegentlich schlecht behandelt. Dafür paßt sie der Marchesa scharf auf die Finger und behauptet, daß ihr Auftreten um so pompöser und großartiger ist, je mehr Schulden sie hat. Ich denke, sie wird schon recht haben, und wenn das stimmt, so muß es diesmal der Mühe wert sein.«

»Gwendoline muß doch selbst reich sein?«

»Wir beiden würden es wahrscheinlich so nennen,« sagte die Ministerin und blinzelte Dorothee aus lebhaften Augen an, in leutseligem Übersehen des Unterschieds in diesem Punkte zwischen ihr und der Beamtenwitwe. »Ihre paar Millionen wird sie schon mitgekriegt haben, als sie den Marchese heiratete. Aber so ein italienischer Aristokrat weiß dem Gelde Beine zu machen — da sind unsre Gardeleutnants unschuldige Kindlein dagegen. Die beiden haben miteinander gehaust; man macht sich keine Vorstellung davon, was so ein Hausstand verschlingen kann. Und dann noch die besonderen Liebhabereien des Marchese, derentwegen die Ehe ja auch bald getrennt worden ist. Damals war das viele Geld schon zum größten Teil fort — futsch —« sagte die Baronin mit drastischem Ausdruck und einer gewissen inneren Befriedigung über die Gerechtigkeit des Schicksals, »und nun hängt sie in der Hauptsache von ihrem Bruder ab. Und Matthias sieht sich vor, so klug ist er schon, Gott sei Dank.«

Sie lehnte sich zurück; ihr Gesicht verlor seinen hellen Ausdruck. Ihre eignen Angelegenheiten mochten sie beschäftigen und in gewissem Sinne die Schärfe ihres Tons rechtfertigen. Sie schienen augenblicklich stillzustehen. Seit die geschäftlichen Sorgen um Gwendoline Matthias in Anspruch nahmen, fand er keine Zeit mehr, sich Annemarie zu widmen. Er saß meistens verstimmt brütend in den Ecken. Annemarie schien sich dies nicht zu Herzen zu nehmen, im Gegenteil strahlte sie eine unbefangenere

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jugendfreude aus, seit der etwas gefürchtete Freier ihr Lebensgefühl nicht mehr an seine Wünsche kettete. Ihre unschuldige Anmut kam dabei zu immer stärkerer Wirkung, und sie wurde fast eine Art von Rivalin für die schöne Gwendoline.

Ein leichtes Schweigen trat zwischen den Frauen ein: jede ging den eignen Gedanken nach, ohne das Bedürfnis zu empfinden, sich der andern mitzuteilen.

Da trat Matthias aus dem Hause. Er war heiß und erregt und hatte einen wunderlich verbissenen Ausdruck in dem kleinen zähen Gesicht. Ein eiserner Wille lag darin, und eine drohende Feindseligkeit gegen die, die sich ihm in den Weg stellten.

Er scheuchte Frau von Stangen von ihrem Platz auf, durch die unverhohlene Weise, wie er ihr seine üble Laune aufzwang. Als sie sich entfernte, sah er ihr mit einem unverkennbaren Mißtrauen nach. Dorothee sah in seiner Seele wieder einen jener kritischen Augenblicke heraufziehen, wo ihm die ganze Welt von problematischen Gestalten bevölkert schien, zu denen sein eignes Wesen mit seinen Tiefen, Hemmungen und Aspirationen kein gesundes Mitmenschentum zu gewinnen vermochte. Es erwachte dann etwas Scheues in ihm, die dumpfe Furcht eines zitternden Geschöpfes vor der Fülle feindlicher Kräfte, die es umstellen.

Dorothee berührte es um so wärmer, daß er sie instinktiv von den Feinden ausnahm, und sie kam seinem Anlehnungsbedürfnis schwesterlich entgegen. »Fehlt dir was, Matthias?« fragte sie ermunternd.

Er hob den tiefgesenkten Kopf, und der gequälte Ausdruck seines blutarmen Gesichts ergriff sie mit vollem Mitgefühl. »Es hat unangenehme Auseinandersetzungen mit Gwendoline gegeben,« sagte er reizbar. »Weißt du darum?«

»Jedenfalls genug, vielleicht schon zuviel,« sagte Dorothee und sah ihn aufmerksam an.

»Na ja,« sagte Matthias verstimmt, »die Sache ist die: Gwendoline soll auskommen, und sie kann auch auskommen. Aber sie tut es nicht, sie hat wieder Schulden bis über den Hals. Heute aber hat sie mir nichts abgedrückt; sie soll nur sehen, wie sie zurechtkommt.«

Er sprang triumphierend auf, froh, sich durchgesetzt zu haben. Er hatte dabei etwas von einem boshaften Unwesen in einem Kindermärchen an sich.

Dann blieb er stehen und sah Dorothee an, plötzlich auf Selbstverteidigung bedacht. »Gwendoline hat vom Vater fünf Millionen geerbt,« sagte er. »Habe ich sie vergeudet? Jetzt hat sie immer noch hunderttausend Mark Renten auf meinen Fabriken. An das Vermögen kann sie nicht heran, das hat mein Vater festgelegt. Er hat ja den ganzen Gallieniskandal miterlebt. Aber sie braucht nicht zu behaupten, daß sie kein Dach über dem Kopfe hat und wie eine Bettlerin von der Hand in den Mund leben muß. Nicht wahr, Dorothee?«

Dorothee mußte lachen über die Drastik der Darstellung. »Frag' mich nicht!« sagte sie. »Solche Bedürfnisse kann ich nicht beurteilen. Gwendoline ist sehr verwöhnt, und ich kann mir denken, daß ihr Lebensstil ganz unverhältnismäßig teuer ist.«

»Dann muß sie darauf verzichten,« sagte Matthias eigensinnig. »Ich bin nicht dazu da, ihn ihr immer wieder zu verschaffen.«

Dorothee sah ihn nachdenklich an. »Sie wird denken, daß das ein leichtes für dich ist.«

»Und du meinst, deswegen soll ich ...? Nein, nein, liebe Dorothee, da weiß ich mir doch was Besseres, als daß sie mir mein Geld zum Fenster hinauswirft.« Er verfiel in Nachdenken. »Das beste wäre, sie würde wieder heiraten. Wir waren sehr ärgerlich, als sie voriges Jahr Thaining abwies.« Er sah zu ihr hinüber mit einem jener Blicke, die so sonderbar schräg ausfielen, aus den Winkeln der Augen heraus, als scheuten sie den geraden Weg von Stern zu Stern.

Matthias blieb auch in den nächsten Tagen äußerlich apathisch und merkwürdig gleichgültig gegen Annemarie. Diese genoß immer unbefangener die Freiheit, die ihr sein Verhalten gab. Die eleganten und blasierten Herren, die um der schönen Gwendoline willen gekommen waren und die in ihrer jetzigen Stimmung nicht viel Freundliches von ihr erlebten, entschädigten sich durch manchen kleinen Flirt mit Annemarie, deren unschuldige Natur die etwas perverse Banalität solcher Beziehungen vergoldete, so daß sich mancher Lebemann im Unschuldsgewand eines solchen Spieles gar nicht fremd vorkam.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Indessen wurde Matthias mehr und mehr zum Studium für Dorothee. Irgendeine Absicht lag sicherlich unter seinem gespannten und äußerlich zerstreuten Wesen. Frau van Cupper schien mit ihm im Einverständnis: wenigstens gab es jetzt keine der kleinen gereizten Szenen, in denen sich ihre gelassene Ruhe an seinem nervösen Wesen bis zum Entzünden rieb.

Thaining hielt im Hause aus, offenbar ohne an Abreisen zu denken, obwohl der gegenwärtige Zustand seinen Neigungen nicht entgegenkommen mochte. Er teilte seine Aufmerksamkeit ziemlich unparteiisch zwischen den beiden Schwestern Dorothee und Gwendoline. Zu dieser zogen ihn offenbar starke Triebe seiner männlichen Natur.

»Sie glauben nicht, welche Erholung für unsereinen ein Wesen wie die Gräfin Gwendoline bedeutet. Wir quälen uns unser Leben lang um die Natur. Wir wollen ihr hinter ihre Schliche kommen und ihre Zusammenhänge verstehen. Und es ist doch immer so ein Aberglaube dabei, als stünde die ewige Gerechtigkeit dahinter. Und aus der Gräfin schlägt es dann heraus wie das höllische Feuer, mit einer herausfordernden Sicherheit, die einem das kleinliche Moralisieren verleidet.«

Dorothee, an die Thaining diese leicht philosophisch und apologetisch gestimmte Rede gehalten hatte, sah gespannt auf die Schwester.

Es war eine ziemlich späte Abendstunde, und man saß im Salon. Der italienische Tenor gab moderne italienische Opernmusik in ihrer seltsamen Mischung von naiver Gesangsfreudigkeit und pompöser Aufmachung zum besten. Dorotheens Empfindung fühlte sich fast gequält durch diese Mischung von Raffinement und Barbarei, aber Gwendoline war in voller Begeisterung. In solchen Momenten zogen sich ihre Augen zusammen und gewannen einen seltsamen sphinxhaften Reiz. Ihre schlanke und kräftige Gestalt mit den prächtig entwickelten Händen und Füßen schien alle ihre Federn anzuspannen, so daß ein glühender Ausdruck von Leben über ihr lag.

Dorothee beschlich bei ihrer Beobachtung eine hoffnungslose Traurigkeit. Ihre Vorstellungen von einer Vertiefung und Veredlung des Weiblichen, von einem Hinaufwachsen zu einem reineren geistigen Wesen schien ihr immer wieder verworfen zu werden durch diesen unerbittlichen Richterspruch der Natur, die ihre stärksten Triebe nicht nach den Gesetzen unsrer Vernunft, unsrer Sittlichkeit und unsers Gewissens in die Seelen pflanzt, sondern nach einem eigenwilligen Plan, dem kein menschliches Moralisieren nachzukommen vermag. Sie antwortete Thaining nicht, sah ihn nur aus aufrichtigen Augen an, die vorwurfsvoll wurden über solchen Gedanken.

Thaining beugte sich vor: »Sie erlauben sich, recht schlecht von mir zu denken, gnädige Frau,« sagte er ein klein wenig befangen, als habe ihn ihr unausgesprochen gebliebener Gedanke doch erreicht. »In der Moral kann ich's mit Ihnen nicht aufnehmen, und es ist ganz gut möglich, daß Sie recht haben —«

»Ach was, recht,« sagte Dorothee unwillig, denn die Anwandlung von sentimentalem Bedauern entfloh ihr so schnell, als sie gekommen war, »wer wird mit Empfindungen rechten? Es kann einen höchstens verstimmen, daß man sein Leben lang sich plagt, um sie unter Kontrolle zu bekommen, und daß man zuletzt doch vor einem Geschöpf wie Gwendoline mit allen seinen Idealen sich bankrott erklären muß.«

Thaining sah sie gespannt an. »Setzen Sie noch in die Lotterie des Lebens?« fragte er. »Ich habe immer den Eindruck gehabt, als hätten Sie Strich daruntergemacht und Ihre Sache auf andres gestellt. Es hat mir das sogar schon leid getan.«

Dorothee blickte vor sich nieder; ihr schmaler, schlanker Fuß sah unter dem Kleidersaum hervor, und sie beobachtete ihn zerstreut, während sie ihre Gedanken zur Antwort sammelte. Und plötzlich wurde sie sich bewußt, daß Thaining diesen selben Fuß betrachtete und sie dann weiterstudierte, als reize ihn alles, was sie in ihrem Wesen verborgen hielt.

Sie zog den Fuß zurück. Ein kräftiger Unwille schüttelte sie, so daß sie rot wurde.

Thaining bemerkte es und lachte. »So gefallen Sie mir, dieser Zorn steht Ihnen.«

»Gefallen!« sagte Dorothee heftig. »Stehe ich Ihnen denn Modell?«

»Vielleicht«, sagte er, »als Gegenwirkung zur Gräfin Gwendoline.« Er sah sie neugierig an, wie sie sich zu diesem Vorstoß verhalten würde.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Sie wissen also, daß ich vom andern Pol herkomme?«

»Ich weiß es sogar zu schätzen,« sagte Thaining.

Da bemerkte Dorothee, daß Matthias sie von weitem beobachtete. Er mochte schon länger mit ihr und Thaining beschäftigt sein: seine Augen hatten den lauernden Ausdruck, den sie immer annahmen, wenn sein Interesse lange von einer Sache gefesselt war. Dann sah er eindringlich zu Frau van Cupper hinüber: es war ihm nicht gegeben, kleine Manöver, die zu seinen Zielen führen sollten, unauffällig auszuführen. Frau van Cupper stand auf und nahm Thaining in Beschlag und wußte auch Gwendoline herbeizuziehen. Deren schönes Gesicht bewillkommnete den Arzt freundlicher als sonst.

Von diesem Tag an war es Dorothee nicht mehr zweifelhaft, daß Mutter und Sohn systematisch ans Werk gingen, sich ihre Hauptsorge, Gwendoline, vom Leibe zu schaffen und den glücklichen Thaining damit zu betrauen. Und da Gwendoline dem Projekt zuzuneigen schien, wurde es Thaining schwer gemacht, seine bisher streng geübte Unparteilichkeit zwischen den zwei Schwestern aufrechtzuerhalten. Er schien auch der starke Mann nicht zu sein, der eine Situation meistert. Er zeigte oft genug einen halb verhüllten Widerstand gegen Gwendoline. Aber sie war wirklich sinnverwirrend in ihrem stolzen Entgegenkommen, und Dorothee sah mit bitteren Gefühlen, die sie sich selbst nur ganz im geheimen eingestand, wie die einfachen Künste der schönen Gräfin, ihre hochmütige Gunst und ihre unbeirrbare Sicherheit, ihn mehr und mehr unterjochten. Eine königliche Freiheit zeichnete sie in diesen kritischen Tagen aus, und Dorothee hatte wenigstens die eine Genugtuung: sie konnte das interessante Schauspiel mit beobachtenden Augen würdigen und jede leidenschaftliche Regung in sich selbst zum Schweigen bringen.

Besser als Frau von Stangen, die der Entwicklung der Dinge mit starkem Unbehagen folgte. Ein kleiner österreichischer Leutnant aus einem Kavallerieregiment nahe der türkischen Grenze hatte sich offenbar hoffnungslos in die sanfte und süße Annemarie verliebt. Er war ein wunderhübsch gewachsener, schlanker und dunkler Mensch, und wenn Frau von Stangen ihn mit Matthias verglich, so mußte sie, wenn sie ihren eignen Geschmack zu Rate nahm, anerkennen, daß dieser den Vergleich nicht aushielt. Sollte man die Geschichte des gefallenen Afrikaners hier noch einmal erleben? Dieser Matthias schien zu allem Übel nicht mehr zu sehen und zu hören. Er war augenblicklich ganz auf die Angelegenheit seiner Schwester konzentriert mit einer Leidenschaftlichkeit, die die Verfolgung andrer Interessen ausschloß. »Bis er seinen Kuppelpelz glücklich auf dem Rücken hat, hat ihn der Herr mit Blindheit geschlagen«, sagte die Ministerin derb zu Dorothee, die ihr die ungefährlichste Person schien zur Entgegennahme ununterdrückbarer Temperamentsausbrüche.

Gegen alle andern hatte sie sich streng in Gewalt, und so erregte es allgemeines Erstaunen, als sie eines Morgens beim Frühstück erklärte, am nächsten Tage abreisen zu müssen, und bat, man möge ihr ihre Koffer aufs Zimmer schaffen. Sie parierte den Sturm des Protestes, der sich erhob, gelassen mit der Entgegnung, daß ihre von vornherein festgesetzte Zeit nun abgelaufen sei, und daß sie sich gegen den Gatten verpflichtet habe, rechtzeitig heimzukommen. Dorothee beobachtete sie fast mit Bewunderung bei dieser Rede, die so hell, heiter und unbefangen kam, als schlummere kein gescheiterter Wunsch dahinter. Annemarie sah gedrückter aus: die Mutter ließ sie in den Momenten ungestörten Zusammenseins eine herbe Kürze fühlen, die sie sich nicht zu erklären wagte, und gegen die ihr ihr reines Gewissen nicht half.

Matthias war nicht anwesend bei diesem Frühstück, er war kein Frühaufsteher. Aber er kam gerade in dem Augenblick, als man die Koffer in die Stangenschen Zimmer brachte, über den Korridor. Dorothee, die ihm gegenüberwohnte, sah ihn in tiefer Bestürzung stehenbleiben. »Was ist das?« fragte er fast stotternd vor Verwirrung.

»Stangens reisen ab,« sagte Dorothee. »Heute noch nicht, aber morgen. Frau von Stangen hat es uns eben beim Frühstück mitgeteilt.«

Matthias sah sich um wie ein gehetztes Wild. Und als im selben Augenblick Annemarie die Treppe heraufkam, langsam und etwas verträumt, blaß im Gesicht, wandte er sich mit überraschender Sicherheit an sie.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Sie wollen abreisen? Ich muß mit Ihnen reden — gleich,« sagte er mit nervöser Entschiedenheit. »Sie dürfen es nicht, bitte, tun Sie es nicht!« Er rang die Hände, und ein glühendes Gefühl sprach so unverkennbar aus ihm, daß Annemarie noch blässer wurde und auch Dorothee ihr Herz klopfen fühlte.

»Lassen Sie mich nicht allein,« flehte er. »Man quält mich so. Sie wollen alles mögliche von mir, Gwendoline und meine Mutter. Aber Sie kann ich nicht verlieren — das kann ich nicht.«

Dorothee öffnete die Tür ihres kleinen Schreibzimmers. »Kommt hier herein!« sagte sie.

Sehr befangen trat Annemarie über die Schwelle. Sie war jetzt rot und den Tränen nahe und sah hilfeflehend zu Dorothee auf. Aber diese schloß in unbewußtem Entschluß die Tür hinter den beiden und blieb allein draußen stehen.

Sie trat ans Fenster und blickte in den wundervollen Garten hinunter. Es kam ihr zum Bewußtsein, wie still es um sie war, und die feierliche Pracht der edlen Umgebung drang mit Kraft auf sie ein. Dazu noch die Stimme der seltsamen, wunderlich beengten und doch so heißen Empfindung, die hinter dieser Tür jetzt um ihr Dasein kämpfte. Es war ein Augenblick starker innerer Spannung, heftig erregten Gefühls. Zu ihrem Erstaunen wurde sie sich langsam darüber klar, daß dieses für ihren Bruder sprach, trotz all den Erfahrungen, die sie an ihm gemacht hatte.

Da hörte sie die Tür hinter sich gehen.

»Dorothee!« rief Matthias halblaut. Er stand unter der Tür des Zimmers; sein Gesicht glänzte. Das reine Glück eines Kindes schien darin aufgeblüht.

Dorothee sah das; sie fragte nur: »Ja?«

Er hob die Arme wie Flügel eines halbflüggen Vogels. »Ja, Dorothee!« sagte er. »Wirklich ja!«

»Und Annemarie?« fragte Dorothee, da diese nicht zum Vorschein kam.

Zögernd trat Matthias über die Schwelle, hinter der er sie gelassen hatte. Mit einer ängstlichen Zartheit winkte er Dorothee, näher zu kommen. Diese sah Annemarie am Fenster stehen. Irgend etwas in ihrer mädchenhaften Gestalt sprach von Sehnsucht, von Abschied, von Verzicht. Vom Klang der Schritte gestört, blickte sie sich um. Das Blut, das in ihrem Gesicht flutete, hatte ihr Tränen in die Augen getrieben.

Dorothee trat an ihre Seite. »Wirklich ja?« fragte sie herzlich und nahm ihre Hand, warm, innig, wie man sich nur geben kann, wenn man mit dem Herzen bei der Sache ist. Matthias sah ihnen schüchtern zu. Es war klar, daß er noch nicht den Mut zu seinem Glücke hatte.

Das sah auch Annemarie, und ihr Gesicht belebte sich mit innerer Wärme. Ihre Augen verschwammen nicht mehr, richteten sich klar auf Matthias. »Ja,« sagte sie und gab ihm die freie Hand. »Er will mich nun einmal so, wie ich bin.« Und ein reizendes Spiel vielfältigster weiblicher Regungen überzog ihr Gesicht.

Matthias hielt die weichen, noch rundlichen kindlichen Finger. Es dauerte einige Zeit, bis es ihm kam, daß er sie küssen dürfe. Das tat er dann und taute langsam auf an den warmen Gliedern. Er küßte sie immer heißer und heftiger, bis Annemarie sich ihm errötend entzog.

»Wir wollen zur Mama gehen,« sagte sie und schob ihren Arm unter den ihres Verlobten.

Dorothee sah sie an die entfernte Tür zu Frau von Stangens Zimmer klopfen. Sie standen nicht übel zusammen, der schlanke, trotz allem zweifellos aristokratische Mann und das weiche und anmutige Mädchen.

Dann ging die Tür auf. Ein lauter Ausruf der Überraschung, der mütterlichen Freude, naiv und lebendig wie alles, was von Frau von Stangen kam. Bald darauf lief das zarte Geheimnis auf geschwätzigen Lippen treppauf und treppab durchs ganze Haus.

Der Minister kam, und man feierte das Verlobungsfest noch im kleinen Kreis. Aber hinter der harmlosen Geselligkeit der Stunde tauchten großartige Projekte auf: die Villa sollte neu eingerichtet werden, Landerwerbungen im großen Stil wurden erörtert, die Stiftung eines Majorats, alles, was die Gründung einer Familie auf der Basis solidesten und umfänglichen Reichtums mit sich bringt. Seitdem Stangen seinen wortkargen und kühl klingenden Rat gab, wurden die Vorstellungen dieser im Grunde naiv gebliebenen Genießer von einem neuen Element befruchtet: er zeigte seinen im Amts-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leben gewonnenen Überblick über die Eigenart und die Erfordernisse des großen Stils im Leben und in der Nation, mit ihren weiten Wirkungen, im Sinne einer großzügigen konservativen Kultur, die Errungenes zu befestigen, in dauerhafte Werte umzuschaffen versteht. Dorothee machte es Freude, diese großartige Geste der feudalen Anschauung zu beobachten, und sie sah, daß Matthias nicht ohne ein gewisses Geschick auf sie einging.

Stangen zeigte nichts von der naiven Befriedigung, mit der die Verlobung seine Gattin erfüllte. Es sah aus, als ziehe er, der so viel erlebt, erstrebt, gesehen und erreicht hatte, sich nun auf dem Gipfel langsam zurück von der persönlichen Teilnahme an diesem bunten Leben und betrachte es nur von der philosophischen Warte desjenigen, der zum Lenken und Befehlen, nicht mehr zum Selbstleben und Genießen bestimmt ist.

Dorothee fand es selbstverständlich, daß er sie bei einer solchen Disposition vollkommen übersah. Und doch ging eine beinahe tröstliche Kraft von seiner kühlen Lebensweisheit aus, die sich nicht in Einzelheiten einließ, sondern nur die großen Massen sah und leitete.

Annemarie hatte sich verändert während dieser Tage. Sie sah blaß und müde aus, wie mädchenhafte Bräute zu sein pflegen, in deren ruhiges Leben plötzlich der Strom einer fremden Leidenschaft einlenkt und es überschwemmt. Am Finger trug sie einen der schönsten der berühmten Rubinen, die Matthias gesammelt hatte, und saß still und etwas abgespannt, aus tiefbeschatteten Augen blickend, neben ihm. Ihr Vater nickte ihr ermunternd zu: auch ihre persönliche Situation überblickte er, blieb an keinem Detail hängen und urteilte, daß sie im ganzen entspreche, und daß Annemarie das mit der Zeit erkennen würde, wenn das Fremdsein in der neuen Lage einmal vorüber sein würde.

Thaining zeigte im Gegensatz zu ihm nichts von der gelassenen Ruhe des Philosophen. Er war von äußerst schwankender, etwas bissiger Laune und sah oft mit nervösem Ausdruck und herber Kritik zur Gräfin hinüber, die ihm gegenüber bei Tische saß. Auch seine Tischnachbarin Dorothee behandelte er scharf, als habe sie ihm etwas zuleide getan, und fragte sie grimmig, was sie dazu sage, daß ihre kleine Heilige nun doch gelernt habe, vor dem goldenen Kalb zu tanzen.

Dorothee sah ihn mit schneidender Kritik in ihren grauen Augen an. »Sie fügt sich natürlichen Gesetzen, wie alles um sie herum,« sagte sie. »Sollte dies kleine Weltkörperchen allein der Anziehung der größten Masse in ihrer Umgebung widerstehen? Man sieht Klügere solch materiellen Gesetzen verfallen. Seelische Kräfte sind wahrscheinlich nicht stark genug, um sich in diesem Kreise durchzusetzen.«

Es freute sie, daß Thaining diesem Ausfall nichts Besseres entgegenzusetzen wußte als ein hämisch verbissenes Gesicht. Denn sie fühlte, daß er trotz seinem unsicheren Wesen der Gräfin mehr und mehr verfiel, und daß die Eitelkeit, der Welt eine solch prächtige Frau zu zeigen, ihn über alle Bedenken hinwegführte.

Sie wurde auch gleich kühler und gerechter, als sie sich so einen Teil ihrer Last vom Herzen gesprochen hatte. »Übrigens tun Sie Annemarie doch unrecht. Sie heiratet nicht ums Geld.«

»Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß sie diesen Dürftling liebt?« sagte Thaining, indem er verächtlich auf Matthias blickte, der aufgeregt und unruhig aussah und sich nicht sehr günstig präsentierte.

»In gewisser Weise doch,« sagte Dorothee, »wir Frauen haben viele Arten zu lieben, wo Sie sich mit einer begnügen.« Sie sah ihn spöttisch an.

»Und wird ihr diese Spezialität, von der Sie da reden, fürs ganze Leben genügen?«

»Sie wird sich nicht betrogen fühlen,« sagte Dorothee nachdenklich. »Sie wird immer haben, was sie sich jetzt verspricht. Ich glaube, sie wird es lernen, sich in einen großen Wirkungskreis einzuleben, und es wird ihr sogar Freude machen. Sie scheint mir doch ihres Vaters Tochter. Und sie wird auch nicht verschmähen, sich zu freuen und zu genießen und Freude zu machen, und schließlich hat sie einen Mann ...«

»Nun, was für einen Mann?«

»Einen Mann, der täglich und stündlich alles Beste und Weiblichste aus ihr herausholen wird, über das sie und wir alle verfügen. Man muß auch in der Liebe entsagen können,« sagte sie schnell, halb lächelnd, halb schüchtern, als hätte sie zuviel gesagt.

»Das nennen Sie ihr Bestes, das Entsagen?« fragte Thaining. »Wenn sie aber damit nicht zufrieden ist?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Das wird sie schon — schauen Sie nur einmal ihr Gesicht an. Sie werden doch sicherlich die Treue darin sehen. Außerdem müssen wir es alle lernen.«

Thaining verstummte, obwohl es einen Augenblick schien, als wolle er noch weiterfragen. Nach Tisch blieb er verstimmt in einer Ecke des Salons sitzen, und es sah aus, als brüte er über einen Entschluß, der ihm schwer wurde. Dorothee betrachtete ihn von weitem und fand ihn harmlos wie ein Kind. Er zeigte nicht das geringste Bemühen, seine Stimmungen zu verbergen. Jedermann konnte ihm anmerken, daß er nicht mit sich im reinen war.

Gwendoline saß unter der offenen Verandatür in der suggestiven Beleuchtung durch das kalte nächtliche Licht von draußen und den warmen Lampenschein von innen. Sie ließ sich mit niemand in ein Gespräch ein und wirkte um so eindringlicher in ihrer isolierten Schönheit.

Dann stand sie auf, blieb eine Sekunde unter der Tür stehen — nur Gwendoline konnte sich so bewußt geben, ohne in Pose zu verfallen —, machte einen, zwei Schritt in das Halbdunkel hinaus, so daß ihr schlanker Umriß in der milden Farbe des schleppenden mattroten Kleides unsäglich malerisch wirkte, und verschwand dann im Dunkel des Gartens.

Thaining folgte ihr mit einer komischen Gebärde, fast wie ein Schuljunge, der sich zu einem Streich anschickt.

Als sie wieder zum Vorschein kamen, zog er angesichts der ganzen Gesellschaft ihren widerstrebenden Arm durch den seinen. »Wir haben uns eben verlobt,« sagte er.

Gwendoline wurde rot. »Mußte das gleich öffentlich werden?« fragte sie lachend. »So gleich in der ersten Minute finde ich das etwas spießbürgerlich.«

»Ach was!« Thaining zog ihren Arm fester an sich, mit Besitzerfreude. »Heiraten ist nun einmal Spießbürgertum, und dagegen hilft alles Raffinement nichts.«

Alles lachte über die wunderbare Einstimmigkeit dieses Brautpaars in der Beurteilung seiner Situation, und überall war Befriedigung. Frau van Cuyper legte in unbeschreiblichem Behagen ihre vollen weißen Arme ineinander und strahlte friedlichen Mondschein um sich.

Nur Matthias kam zu Dorothee und fragte sie gespannt: »Was sagst du, Dorothee? Meinst du nicht, daß es das Richtige ist? Thaining ist der einzige Mensch, dem ich zutraue, daß er Gwendoline in Ordnung hält.«

Dorothee lächelte: »Ich kann mir denken, daß ihr beide, Mama und du, zufrieden seid, daß dies Juwel nun endlich gefunden ist. Ob Thaining dabei gut fährt, wird man ja sehen. Ich hätte ihn mir anders und besser versorgt denken können.«

Aber Matthias gab sich nicht zufrieden. »Thaining soll sich nicht zu beklagen haben. Wenn Gwendoline ihn heiratet, so bringe ich ihr als Hochzeitsgeschenk noch einmal ihre Angelegenheiten in Ordnung. Er hat dann immer noch eine reiche und schöne Frau.«

Aufmunternd sah er sie an. Sie mußte lachen über seine Tyrannei, die sich zu allen seinen andern Erfolgen noch ihren Beifall erzwingen wollte. Aber er erreichte seine Zwecke nicht: sie blieb bei ihrer mutigen Erklärung, daß es ihr leid sei um Thaining.

Dorothee kehrte bald nach diesen Ereignissen nach Hause zurück. Sie hatte ein abschließendes Gefühl in sich, als sie die Stunden im Eisenbahnwagen dazu benutzte, die Eindrücke der vergangenen Wochen wieder durchzugehen. Nachdenklichkeit mit einem kleinen Einschlag von Wundsein, von wund am Leben sein, war das das Alter?

Die neuen Beziehungen, die so unerwartet in ihr Leben eingetreten waren wie drohende Revolutionen, hatten in kurzer Zeit ihre endgültige Gestalt, ihre klassische Form angenommen und würden an ihr nichts mehr ändern. Der Verkehr mit der Mutter würde immer eine angenehme gesellige Beziehung sein, die kein Gefühlsübermaß nach irgendeiner Seite bedrängen würde. Wärmer, weicher, reicher in seiner Nuancierung war ihr Verhältnis zu Matthias und Annemarie. Hier schlug Persönliches an mit einem kräftigeren Pulsschlag. Gwendoline und ihren zukünftigen Gatten sah sie kometengleich in der Ferne und Weite eines unberechenbaren Schicksals verschwinden — im nächsten Winter würden sie beide in Afrika, vielleicht auch in Indien sein.

Sie sah in den nebligen, in ein suggestives Grau gehüllten Herbsttag, der der deutschen Landschaft, durch die sie fuhr, einen beson-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren Ausdruck von Gelassenheit und Ruhe gab. Die systematisch durchgeführte Kultivierung des Bodens in Feld-, Wald- und Wiesenwirtschaft gab ihr in dem kühlen Licht eine erhöhte Bedeutung von festgefügten Lebensformen, und festgefügte Lebensformen winkten ihr auch von der Schwelle ihres Hauses. Aus sorgfältig abgewogenen Blumengruppen, leuchtenden Georginen und dunklem Grün grüßte sie Gertruds glückliche Zärtlichkeit, die noch heller aus den Mädchenaugen blickte. Hausmütterlich sahen eine Reihe dickbauchiger Töpfe mit eingesottenen Früchten aus einem mächtigen, blumengeschmückten Topf heraus, ein Geschenk Magdas, und begrüßten Dorothee mit der der Schwägerin eignen Verbindung von Poesie und Prosa. Nur Heinrich Staufers überlebensgroße Chrysanthemen, ein mächtiger Strauß von seltsamen Dimensionen und Farben, sahen sie mit einem Pathos an, das aus dem Bilde fiel. In leiser Beunruhigung — war es Rührung oder Unbehagen? — betrachtete sie sie eine Weile und wandte sich dann dem Schreibtisch zu, auf dem sich eine Anzahl geschäftlich aussehender Schriftstücke angehäuft hatten: hier war's gut, in dieser ruhigen Welt klarer Pflichten.

Ernst, der spät vom Dienst heimkam, sah zweifellos angestrengt aus. Sie bemerkte, daß er sich nach dem Abendessen an den Schreibtisch setzte. »Muß das sein?« fragte sie. »Du hast doch sonst immer darauf gehalten, die Abende freizuhalten.«

Sie sah, daß er mit der Antwort zögerte. Dann wandte er sich ganz zu ihr: »Ich möchte nun doch im Frühling das Examen für die Kriegsakademie machen,« sagte er. »Den Frontdienst habe ich jetzt lange genug getrieben, und für eine Adjutantur sind im Regiment gar keine Aussichten. Ich bin das ewige Einerlei jetzt satt, ich muß wieder etwas andres haben.« Er blickte sie nervös an.

»Übertreib's nicht mit der Arbeit,« warnte Dorothee mit der Zurückhaltung, die ihr sein selbständiges Wesen auferlegte. »Du siehst müde und mager aus.«

»Das kommt noch von den Manövern. Es war viel heuer.«

Dorothee strich ihm ganz leicht über das Haar. Es war dies der einzige Ausdruck von Zärtlichkeit, den sie sich ihm gegenüber gestattete. Er ließ ihn sich sonst knapp gefallen. Aber heute hatte sie die deutliche Empfindung einer Weichheit, die ihr entgegenkam. »Fehlt was?« fragte sie halblaut, von der mütterlichen Hingabe plötzlich bis zum Schmerz erfaßt.

Aber Ernst schüttelte den Kopf. Dann zog er ihre Hand herunter von seinem Haar und küßte sie. Dorothee fühlte sich verabschiedet, als er aufstand und versicherte, daß er heute noch durchaus eine Arbeit fertigmachen müsse. Sie ging aus seinem Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Aber es blieb ein gewitterhaftes Gefühl in ihr zurück, eine Erregung im Blut und in den Nerven. Erst als sie im Bett lag, fühlte sie, wie ihr Herz klopfte: eine aufdringliche, ursprüngliche, wunderlich beunruhigende Weise. Es war was vom dumpfen Trommelschlag darin, der den Krieger in die verhängnisvolle Schlacht begleitet.

Sie hatte eine unruhige und gequälte Nacht: wenn ihr eignes Schicksal abgeschlossen und fertig hinter ihr lag und vor ihr nur noch ein ruhiger Abstieg zu stillen Ufern, so stand doch das Schicksal ihrer Kinder in ihr auf mit all den bedrohlichen Möglichkeiten einer Zukunft, zu der ihr das Steuer entzogen war. Was hatte heute über Ernst gelegen? Sie sah ihn tief ins Leben hineinschreiten, in seine Verwicklungen, Leidenschaften, Kämpfe. Und das seltsame Muttergefühl eines abgesprengten Ich, das in einem andern sein eignes Leben lebt, schmerzte wie eine frische Wunde. Auch Gertruds zartes, unschuldiges Mädchengesicht blickte sie wie eine ungelöste Frage an. Keine mütterliche Liebe konnte diesem gehüteten Leben das Abenteuer eines eignen Schicksals ersparen.

Es berührte sie fast wie eine Rettung aus hilflosen Qualen, als sie sich am nächsten Morgen an ihren Schreibtisch setzte, um die aufgelaufene Post der letzten Wochen durchzusehen: Berichte, Bücher, Broschüren.

Sie studierte erst ein schwaches Heftchen: Doktor Collings Arbeit über den Gesundheits- und Ernährungszustand der Schulklassen einer armen Vorstadt, wo sie Schulärztin war. Dann eine außerordentlich sorgfältige und gewissenhafte Studie einer noch jungen Nationalökonomin über die Lage der Fabrikarbeiterinnen in der Stadt. Zuletzt den ersten Statutenentwurf für das Frauenheim.

Sie hatte sich gerade in das mühselige

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überdenken der knappen Struktur eingearbeitet und zog die Stirn in Falten bei der nachdenklichen Arbeit, da wurde ihr Hildegard Wislicenus gemeldet.

Hildegard Wislicenus? Sie wußte sie um diese Zeit sonst unverbrüchlich bei der Arbeit, keinem Besuch, keinem Telephon zugänglich. Überrascht sah sie ihr entgegen.

Hildegard richtete ihre blauen belebten Augen mit dem direkten Blick fest und hell auf Dorothee. »Sie werden sich denken, daß mich etwas Wichtiges zu Ihnen treibt,« sagte sie in ihrer raschen, geraden, wortgewandten Art, die vielleicht vom vielen Zeitungs- und Berichtelesen etwas beeinflußt war. »Ich möchte sie fragen, ob Sie sich dazu verstehen könnten, meine Geschäfte im nächsten Winter für einige Monate zu versehen. Wir sind im Verein in einiger Verlegenheit: unsre zweite Vorsitzende hat eine lange Reise vor sich, die sich nicht aufschieben läßt, und ich werde auch eine Zeitlang arbeitsunfähig sein.« Sie hielt einen Augenblick inne: »Es muß da etwas gemacht werden, ein operativer Eingriff, Sie wissen ja um meine Krankheit. Meine Herren Ärzte wollten eigentlich gleich dazu tun und von keinem Aufschub wissen. Aber den habe ich mir doch erwirkt, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Eine Operation ist immer eine riskante Sache, und man muß sich für alle Eventualitäten vorbereiten.«

Sie zögerte. »In mein Arbeitsgebiet brauche ich Sie nicht erst einzuführen. Sie kennen es ja fast so gut wie ich. Aber nicht deswegen rechne ich in erster Linie mit Ihnen. Sie wissen ja, was für diesen Winter besonders auf unserm Programm steht: die Arbeit für unser Frauenheim. Und um seinetwillen habe ich an Sie gedacht.«

Dorothee lächelte. »Weil ich in diesem Punkte fast noch unsicherer und ängstlicher bin als Sie,« sagte sie eingedenk vieler Gespräche, die ihr verraten hatten, wie sehr Hildegard hier auf Vorsicht und Zurückhaltung drängte.

Da lachte Hildegard. »Gewiß, damit haben Sie es getroffen. Sie wissen ja, warum ich das radikale Fahrwasser für uns so sehr scheue. Mir wird immer mehr bewußt, wie tief wir im Allgemeinen wurzeln und Richtschnur und Tempo von daher nehmen müssen, wenn unsre Bewegung Kraft genug gewinnen soll, um nachhaltig zu wirken. Ich fürchte die radikalen Ideen nicht, sie entsprechen einem gewissen Bedürfnis in mir, und für mich wenigstens geht ein Schwung und ein Impetus von ihnen aus, den mir kein konservativer Gedanke gibt. Aber der Bogen darf nicht überspannt werden, und man muß sich in die Zeit schicken. In so vielen Dingen herrscht wenigstens in unserm Lager leibliche Übereinstimmung, und es gibt noch Punkte genug, wo wir ruhig und sicher arbeiten können. Aber das unendlich komplizierte Eheproblem anzuschneiden habe ich gar keinen Mut. Ich bin fest überzeugt, daß wir uns da keine Lorbeeren holen können.« Sie sah Dorothee hell ins Gesicht.

»Das glaube ich auch,« sagte diese nachdenklich. »Sie meinen wohl, daß wir nichts Unmögliches oder Unerreichbares erstreben sollen, wenn wir im Namen unsrer ganzen Bewegung arbeiten?«

»Ja, das meine ich,« sagte Hildegard lebhaft. »Es ist das beinahe eine Kunst und entspringt wesentlich aus dem Gefühl. Und weil ich Ihnen von dieser Intuition mehr zutraue als den andern Kolleginnen — wenigstens, soweit sie hier in Betracht kommen —, so bin ich bei Ihnen. Es wäre ein Freundschaftsdienst, mir ganz persönlich geleistet, denn es steht für mich auch noch ein andres Ideal auf dem Spiel, dem ich viel geopfert habe.« Sie wurde rot, von einer scheuen Anmut in dem Augenblick, wo sie sich anschickte, etwas zu verraten, was ihr heiligstes Geheimnis war. »Sollten Sie in diesen ehelosen Jahren nicht empfunden haben, daß gerade auf dem Boden der Ehelosigkeit der Frau eine seelische Welt von eignem Wert und eigner Feinheit beruhen kann? Statt über zweierlei Moral zu klagen, möchte ich viel eher stolz darauf sein, daß wir es hier zu einer höheren Kultur gebracht haben als der sonst überall führende Mann.«

Sie lächelte sie zart und fast schüchtern an. Denn sie hatte sich immer fern von der modernen Manie gehalten, mit breitem Behagen sich in schwierige sexuelle Fragen zu vertiefen.

Dorothee nickte ihr ernsthaft zu. »Es ist sogar eine alte Wahrheit,« sagte sie langsam, während sich der Gedanke erst zu voller Klarheit in ihr formte. »Jede Religion hat noch ein Heiligtum von der jungfräulichen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau verwalten lassen, und nur unsre Welt scheint nicht mehr den Mut zu einer außersinnlichen Schönheit zu haben und findet kaum eine Verwendung für diese edlen Kräfte. Aber sie werden schließlich doch ihr Recht behalten, und irgendein Priestertum ist auch heute der jungfräulichen Frau gewiß.«

Ein feines Rot war ihnen beiden ins Gesicht gestiegen bei dieser Berührung zarter Fragen, die aus einer edlen seelischen Zurückhaltung heraus sie beide gewöhnlich dem Tagesgespräch entzogen.

Dorothee, die sich bewußt war, das Gespräch immer tiefer in diese Regionen geführt zu haben, die den allerpersönlichsten Gedanken angehören, und die sich meist ein einsames Heiligtum schaffen, suchte energisch den Weg zurück. »Also als ein alter ego soll ich ein paar Monate an Ihre Stelle treten?« sagte sie scherzend. »Ist es sehr unbescheiden, wenn ich gestehe, daß ich das bis zu einem gewissen Punkt für möglich halte, und daß ich sogar eine heftige Lust danach verspüre? Vorausgesetzt, daß mich die Damen Kolleginnen haben wollen.«

»Die wollen schon,« sagte Hildegard lebhaft. »Sie fürchten alle die harte und diktatorische Krüth, die sonst wohl kaum zu umgehen wäre. Es wäre so gut, wenn Sie ja sagten! Auch für Sie, liebe Frau Stauser.« Sie blickte sich im Zimmer um. »Es ist fast eine überfeine Atmosphäre um Sie herum. Höhenluft, ganz gewiß. Aber Sie wissen doch, daß das auf die Dauer das Herz anstrengt. Sie haben da eben wieder ein Experiment gemacht mit diesem Aufenthalt bei Ihrer Frau Mutter — sollte dieser Versuch, gänzlich zerrissene Fäden neu zu knüpfen, Ihnen nicht ein paar Tropfen Herzblut gekostet haben?«

Dorothee wurde dunkelrot. »Es gelüstet mich seitdem mehr als je, mich recht fest auf solchem Boden anzusiedeln, wo ich aus mir selbst heraus zu Hause bin, und ich habe es schon empfunden, daß ich es nirgend mehr bin als da, wo Sie arbeiten.«

»Dann sagen Sie also ja?«

Dorothee freute sich ihrer ungebrochenen Entschlußkraft, als sie ohne Zögern einschlug.

Wenige Tage später brachte ihr Hildegard die einstimmige Einwilligung des Vorstandes in ihre Stellvertretung.

Ein paar Wochen später saß Dorothee in einem überhellen, überhygienischen, im Augenblick unbesetzten Krankenzimmer einer berühmten Klinik und wartete auf die Nachricht, daß Hildegards Operation vorüber sei. Es war eine schlimme, herzbeklemmende Stunde. Forschend sah sie den Mitwartenden in die gesenkten Gesichter. Ob sich wohl daraus ersehen ließ, wo sie ihre Hilfe in dieser Stunde fanden?

Agnes von Bonin saß gedrückt am Tisch. Ihre bräutliche Seligkeit war schon seit einiger Zeit von ihr abgefallen. Doktor Lessing hatte ihrer hochgespannten Moral die neue und schwierige Aufgabe gestellt, sich mit Verständnis in die Tatsache zu finden, daß ihr Reiz für ihn abgeblüht habe. Er hatte ihr das mit neuzeitlicher Offenheit und ohne lügnerische Phrasen erklärt und hatte sie dann allein gelassen. Seitdem fristete sie im Inneren ihres Ateliers ein Dasein, dessen Einzelheiten sie auch den besten Freunden ängstlich verbarg, und von dem nicht einmal ihr sonst so fanatischer Fleiß Zeugnis ablegte. Seit Monaten hatte niemand mehr gesehen, was sie arbeitete. Und heute las Dorothee auf ihrem Gesicht nichts andres als eine exaltierte Liebesfähigkeit, deren Wirkungen ohne Kraft und Dauer ins Leere verpufften. Es war eine Wohltat, die Augen von ihren verstörten Zügen weg auf die energisch gebliebene Reimers zu wenden, die selbstbeherrscht wie je auf dem Sofa saß, der bösen Welt eine starke Klarheit entgegensetzend: das Bewußtsein der eignen inneren Tüchtigkeit, das ihr über alle inneren Anfechtungen und skeptischen Zweifel hinweghalf. Doktor Krüth stand am Fenster, eine verwandte Erscheinung, voll von Selbstsicherheit.

Das liebe Gesicht und die weiche Stimme der Kinderärztin Colling lösten endlich die Spannung. Sie hatte der Operation beigewohnt und sah noch sehr ergriffen aus. Aber sie beruhigte: es war alles gut gegangen, und man durfte auf Heilung hoffen. Schweigend verließen alle nach diesem Bericht das Haus. Man mußte mit dem knappen Bescheid zufrieden sein: mehr war in diesen ersten kritischen Tagen nicht zu erreichen.

Dorothee hatte eine äußerlich gesund Scheinende in die Klinik gebracht. Als sie Hildegard nach einer knappen Woche wieder-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sah, glaubte sie eine Sterbende zu sehen; so sehr hatte die harte Kunst des Chirurgen dies Leben auf die Probe gestellt. Und trotzdem bewährte sich die wunderbare Regenerationskraft der Natur. Unermüdlich und zäh arbeitete sie sich zu den veränderten Lebensbedingungen durch.

Auch die erschütterte Seele, die tagelang im Halbtraum gelitten hatte, fand sich wieder zu sich, zu ihrer Klarheit, Helle, zu ihrem Zielbewußtsein zurück. Wunderbar bewährte sich die innere Kraft, die mit gleicher Ruhe ins Leben wie in den Tod blickte, für Zeit und Ewigkeit gleich reif.

Es war eine höchst interessante Lernzeit für Dorothee: sie bewunderte das taktische Talent der Freundin, ihr rasches und präzises Denken, ihre praktische Klugheit, zweifellose Führergaben im Kampf des Lebens. Natürlich mischte sich dieser Bewunderung, je aufrichtiger sie war, um so mehr innere Unsicherheit bei. Als Hildegard für eine lange Erholungszeit abgereist und Dorothee ganz in ihre Tätigkeit eingerückt war, fand sie sich am schwersten in die behende innere Beweglichkeit, die ihr neues Amt von ihr forderte. Sie hatte ihren Gedanken stets die vollste Freiheit und die unbeschränkteste Zeit gegönnt, um sich ihrer selbst bewußt zu werden. Nun verlangte jede Stunde eine andre Entscheidung, in einer andern Sache, und Dorothee fühlte, wie eine ungewohnte Nüchternheit von ihr Besitz nahm, wenn sie heute vor die Bedürfnisse des Kellnerinnenstandes, morgen vor die Berufsfragen der akademisch gebildeten Frau gestellt wurde, vor die Frauenfrage in den Kolonien, vor den Kampf zwischen Hausfrau und Dienstbote oder vor die dunkelste aller Frauenfragen: vor die Prostitution. Gewiß wurde der Blick schneller und schärfer, aber verlor er nicht ein ganz Besonderes und Unwiderbringliches, das tiefe Erfassen und Umgreifen eines Gegenstandes in seiner Eigenheit? Und gewöhnte sich der Verstand nicht daran, gar zu geläufig mit Begriffen zu operieren, wo die eigne Kraft nicht mehr so recht zum Urteil langte? Und doch ist es nur das Letzte und Eigenste, das dem Handeln Gewicht, dem Urteil Nachdruck gibt. Daß Führer nicht schwanken, sich nicht von Strömungen tragen lassen dürfen, empfand Dorothee mit bedrückender Eindringlichkeit, als die Vorstandsberatungen über das neue Frauenheim wieder begannen.

Äußerlich war es schon mächtig emporgewachsen: draußen, an der Peripherie der Stadt, wohin sie einstweilen nur ihre äußersten Fühler in Gestalt einer noch gänzlich unrentablen elektrischen Bahn schickte, wurde das Haus aufgerichtet: ein hinter hohen Bretterwänden keusch verhülltes Geheimnis, aus dem abends die düstere Glut brennender Pechfackeln schlug. Zum Frühling mußte es fertig sein.

Bis dahin sollten auch die Bestimmungen getroffen sein über sein inneres Wesen, über den Geist, der in seinen Mauern herrschen würde: feste Grundlinien, die sich so leicht nicht verrücken ließen, säuberlich in Paragraphen gebracht.

Und hier herrschte noch dasselbe starke Hinundherwogen der Meinungen wie am Anfang. Nicht etwa, daß die tüchtigen und ernsthaften Frauen hier der freien Liebe überwiegend zuneigten und in ihr das Morgenrot einer neuen Sittlichkeit sahen — die arme Agnes Bonin saß nicht umsonst so freudlos und verschüchtert unter ihnen —, aber sicher gehörten starke Sympathien der hilflosen unverheirateten Mutter. Für sie sprach eine schöne Stimmung echter Nächstenliebe, von der Art, die nicht richtet.

Dorothee war wie eine Offenbarung über ihr eigenstes Wesen, als sie immer klarer erkannte: nicht die Barmherzigkeit bestimmte ihre Art, sondern Pflichtgefühl. Voll von dem Bewußtsein, daß, was immer der Wert ihres Urteils sein möge, es jedenfalls ihr Bestes sei, das sie heute vertreten müsse, ging sie zu der entscheidenden Sitzung.

Dorothee leitete die Verhandlung, wie es ihres Amtes war. Sie sprach lebhaft, ihren Gedanken schnell und eifrig nachgehend. Das Haus würde allen offenstehen, die mühselig und beladen hierherkommen würden, natürlich — niemand würde abgewiesen werden. Aber sie glaube, es würde nötig sein, die Verheirateten und die Unverheirateten zu trennen.

Sie fühlte, wie alle Welt sie erschrocken ansah — nun, da die längst fälligen Worte gesprochen waren. Sie blickte prüfend von einem Gesicht zum andern. »Wie das zu machen sein wird,« sagte sie langsam, »ist mir noch nicht klar. Und Sie werden mir helfen, die beste Lösung in dieser Formfrage

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu finden.« Sie sah vor sich hin, nachdenklich, beschwert, beunruhigt von der Perspektive, die sich vor ihr auftat. »Mir persönlich ist es gewiß nicht um Strafe zu tun, das wissen Sie. Es ist immerhin nicht ganz unmöglich, daß die ledige Mutter einmal in ihrer sozialen Geltung gleichberechtigt neben der verheirateten stehen wird. Aber gerade, weil wir die beiden Anschauungen haben, die heute noch zum mindesten unversöhnlich sind: die eine, hergebrachte, daß die Mutter ihrem Kinde für alle unentbehrlichen Güter des Lebens, also auch für die treue Vaterliebe verantwortlich ist, und die andre, die vielleicht weicher ist, daß die Gnade mächtiger sein muß als die Sünde, und daß die Liebe alle Überschreitung deckt, so wollen wir sie nicht zwingen, sich bei uns widerwillig zu vertragen. Mögen sie doch ihren Kampf offen miteinander auskämpfen, jeden zum vollen Bewußtsein dessen kommen lassen, was er vertritt. Bei uns wird sich's ja am schnellsten zeigen, auf welcher Seite die größere sittliche Kraft ist. Wenn jeder für den Standpunkt eintreten muß, auf dem er steht, so brauchen wir doch wenigstens den Vorwurf nicht zu scheuen, dem wir nicht entgehen werden, daß wir der Sittenlosigkeit Vorschub tun. Möge jede Anschauung ihr klares Gesicht zeigen; ich bin der festen Überzeugung, daß wir ein Stück moralische Arbeit leisten, wenn wir ihr dazu verhelfen.«

Sie sah prüfend in Guste Krüths Gesicht und kam zur vollen Klarheit, daß es ihr kalt und abweisend gegenüberstand, wie eine Mauer, die eine Festung abschließt. »Wollen Sie sich nicht äußern?« sagte sie, gespannt, ob diese Burg ihre Verteidiger zur offenen Schlacht stellen würde.

Die Ärztin ließ kaum den Schatten eines Lächelns über ihr Gesicht gleiten, eines ironischen, fast höhnischen Lächelns. Die Stimme kam ihr rauh und kalt aus der Brust: »Sie finden neue, schöne, blendende Argumente für die alte häßliche Tatsache des Egoismus der Glücklichen, die, weil sie schon so vieles haben, auch alles haben möchten. Aber solang es das noch gibt: heiße und ehrliche Mädchen, die mit ihrem Gefühl nicht schachern wie mit einer Ware, verliebte Männer, die nehmen, was sie kriegen können, ohne nach ihrer Schuldigkeit zu fragen, und eine pharisäische Welt, die nach dem Schein urteilt, so lang, meine ich, sollten wir es uns auch nicht gerade angelegen sein lassen, diese ganze Verderbtheit noch mit Scheingründen zu schützen. Von Ihnen gerade habe ich das nicht erwartet, Frau Stauser.« Sie warf Dorothee einen harten Blick zu, der die volle Fähigkeit besaß, zu verwunden, und fuhr dann gleichmütiger fort: »Was die Sache betrifft, so werden wir Ihnen wohl recht geben müssen. Denn ich halte es einfach für ausgeschlossen, daß wir die Erlaubnis zu unserm Betrieb erhalten, wenn wir den herrschenden Anschauungen keine Konzessionen machen. Nur gegen das eine verwahre ich mich: gegen schöne Redensarten in einer faulen Sache.«

Eine leise Bewegung ging um den Tisch, der zweifellosen Sympathie für Dorothee. Diese nahm sich zusammen. Sie sah Guste Krüth furchtlos ins Gesicht. »Ich habe es ehrlich gemeint, sollte man das nicht gefühlt haben?«

Sie sah sich am Tisch um und sah mit Erstaunen, daß sich alle Gesichter wie in Verlegenheit senkten. Traute man ihr hier nicht? Sie fühlte in jedem Gesicht die unbeschreibliche Befangenheit. Dann begann eine Stimme zu reden, etwas unsicher: Da sich die Meinungen im wichtigsten Punkte zu begegnen schienen, wenn auch vielleicht von sehr verschiedenen Voraussetzungen aus, so sei eine Debatte nicht mehr nötig. Wollte man nicht zur Abstimmung schreiten, ob Trennung der verheirateten und der unverheirateten Mütter, ob nicht?

Die allgemeine Zustimmung war wie ein Aufatmen, und da die Ja überwogen, schien dieser schwierige Punkt überraschend schnell erledigt.

Aber Dorothee hatte kein Triumphgefühl, als sie nach ein paar fleißigen Stunden nach Hause ging. Gewiß hatte sie sich im wesentlichen durchgesetzt. Aber was war das für eine sonderbare Feindlichkeit bei Guste Krüth gewesen — und was für eine unbegreifliche Befangenheit bei den andern? Es hatte fast ausgesehen, als ob da irgend etwas Persönliches mitgespielt habe.

Doch sie hatte das beste Gewissen der Welt, so weit sie auch denken mochte. Sie fühlte sich sehr sicher und unanfechtbar bei dem Gedanken und in angenehmster Übereinstimmung mit der schneidigen Frische des Wintertages und seinen Kontrasten von strahlendem Sonnenschein und kräftiger Kälte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie querte jetzt entlegene Straßen der Stadt, hinter denen sich eine kahle Hochebene auftat, und ihr Blick verlor sich freudig in der duftigen Weite, die hier an Stelle der harten Grenzen grauer Häuserlinien trat.

Da bemerkte sie eine weibliche Gestalt, die müde und langsam an einem Wegrand entlang ging. Sie trug die Zeichen naher Mutterschaft an sich, so ausgesprochen, daß alles Persönliche unterging in dem einen Eindruck. Es war schwer zu sagen, ob sie jung, in reifen Jahren, zart oder kräftig sei.

Aber doch erschrak Dorothee, als erkenne sie das belastete Geschöpf. Sie eilte der Frau nach, erkannte im verlorenen Profil bekannte Züge, blickte, um sich zu vergewissern, noch einmal um und konnte nicht mehr zweifeln. Zwar war die klare Blüte der slawisch breiten Stirn, der vollen weißen Wangen gänzlich verwelkt, bräunlich und gelblich verfärbt und von schweren Schattenpartien durchfurcht, wie sie in solchen Zeiten auch junge Frauengesichter zeichnen, und die Augen lagen angstvoll zwischen geschwollenen Lidern. Aber Dorothee hatte doch Sascha Krüth sicher erkannt.

Sie flog nach Hause, denn ein Gedanke, der sie anfangs wie Wahnsinn gestreift hatte, hatte plötzlich bestimmte Gestalt angenommen.

Sie sah, daß Ernst in seinem Zimmer war, und eilte ohne Besinnen zu ihm. Er saß an seinem Schreibtisch und fuhr heftig auf, als die Tür so plötzlich geöffnet wurde. Erschreckt sah er die Mutter an, flammendrot vor Erregung.

Dorothee glaubte schon ein Geständnis gesehen zu haben in dem unsicheren Blick der jungen Augen. »Ich bin eben Sascha Krüth begegnet — Ernst — du?« Das letzte Wort war ein Schreckensschrei, denn Ernst fiel auf den Stuhl vor dem Schreibtisch, in gänzlich unbewachter Haltung, wie nur ein Kind vor der Mutter sie haben kann, und deckte die Hände über das Gesicht.

Da überfiel Dorothee der Instinkt mütterlicher Pflicht zu Liebe und Verzeihung — über alle Irrungen des Charakters und des Herzens hinweg, aus der Stimme des Blutes heraus. Sie kniete vor Ernst und nahm seinen Kopf in die Arme. »Ernst, du!«

Er nickte. »Ja, Mama, ich!« Dann stand er auf, schon wieder mehr er selbst im Angesicht der klar gewordenen Lage. »Das Unglück ist geschehen,« sagte er. »Ich bitte dich, Mama, quäl' mich nicht mit Vorwürfen. Ich habe mir alle denkbaren selbst gemacht.« Es klang herb und eigensinnig für einen jungen Sünder.

Dorothee hatte sich aufs Sofa gesetzt, dasselbe, wo sie einst Staufer tot gefunden hatte. Sie betrachtete Ernst, wie er am Fenster stand, das Gesicht hinausgewendet, schlank und aufrecht. Ihr Frauengefühl lehnte sich jetzt wieder heftig auf gegen seinen Männeregoismus. »Was meinst du, daß ich dann eigentlich soll? Soll ich dir die ganze Sache überlassen, oder denkst du doch, daß ich hier auch etwas zu denken, zu fühlen, zu sagen habe? Es ist schließlich mein Blut, das du hier ins Unglück bringst.«

Ernst fühlte sich qualvoll hilflos. Er hatte Monate darüber nachgegrübelt, was werden sollte, wenn sein und Saschas Kind geboren würde. Und seine Unfähigkeit, die harten Tatsachen innerlich und äußerlich zu meistern, hatte ihn die schwersten Stunden seines jungen Lebens gekostet.

Seine Empfindungen waren bisher immer rein, voll und entschieden gewesen. Aber seinem Gefühl für Sascha fehlte irgendeine innere Vollkommenheit, die ihn hätte bestimmen können, ihr Schicksal zum seinen zu machen. Hatte er sie also nicht lieb genug? Er schüttelte den Kopf: hier lag das Problem nicht.

Er hatte das nie so deutlich empfunden wie heute, wo er zum erstenmal von außen zur Rechenschaft gezogen wurde. Seltsam wirkte diese reife weibliche Empfindung auf ihn ein, die sich plötzlich vor ihm aufrichtete. Die Mutter saß vor ihm, blaß, von einer herben Traurigkeit, und ließ sich die notwendigsten Aufklärungen geben. Und als das Gespräch zu verebben begann, als er sich so nackt vor ihr fühlte in seiner knabenhaften Hilflosigkeit, als sie, ohne ihm Vorwürfe zu machen, nur Hülle um Hülle von seiner erschütterten Seele löste und dann leise und eindringlich sagte: »Ernst — hättest du dich doch mehr zu mir gehalten!« — da erfüllte ihn ein beinahe feindliches Gefühl.

Er war kaum dankbar, als Dorothee nach schweren Stunden, in denen sie selbst um Klarheit kämpfte, mit dem Vorschlag an ihn kam, mit Doktor Guste Krüth zu verhandeln. Es schien ihm eine Schmach, seine eigensten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Henri Morisset: Bei der Lektüre

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Angelegenheiten in die Hände der Mütter geraten zu sehen, weil er ihnen nicht gewachsen war. Und doch mußte er sich's zugestehen: er konnte für Sascha und das Kind nicht sorgen.

Auch sagte ihm sein Gefühl, daß Saschas Mutter, die freisinnige und starkgeistige Dame, dem Fall gegenüber, durch den sie sich selbst einst so tüchtig durchgekämpft hatte, und den sie in der Theorie stets als den natürlichsten und selbstverständlichsten ansah, als den einzigen, der freier Geister würdig sei, nun doch in starker Verlegenheit war.

Sascha, das lustige, talentvolle und weiche Geschöpf, war nicht, was sie selbst gewesen war, als sie mutterseelenallein und unberaten ihr Kind zur Welt und durch die Welt gebracht hatte. Sie hatte damals, in den letzten Stadien der Schwangerschaft, ihr Hebammenexamen gemacht. Nach langer Ausübung des mühseligen und einträglichen Berufs hatte sie Mittel und Wege zum medizinischen Studium gefunden und dieses ganz durchgeführt, so daß sie selbständig in ihrem Fach arbeiten konnte, wie es ihrem Sinn entsprach. Sie sah noch heute stolz auf dieses Wunder von Ausdauer und Energie zurück.

Sonderbar: es war ihr damals zustatten gekommen, daß die fragwürdige Gestalt des Vaters ihres Kindes ganz ausgeschaltet gewesen war. Sascha grämte sich, wenn Ernst selten kam. Und doch gab es nur peinliche Situationen, wenn er da war. Wie zwei Kinder, denen sich ein frohes Spiel unter der Hand in eine strafwürdige Untat verwandelt hat, saßen sie beisammen. Die hübsche, sorglose, selige Verliebtheit war ihnen zerronnen wie gestörte Spiellust. Und über ihrem freudlosen Zusammensein leuchtete Guste Krüths düsterer Blick, den sie beide fühlten, ob er nun auf ihnen ruhte oder nicht.

So war Tag um Tag hingegangen, ohne eine Klärung zu bringen. Aber jetzt mußte Ernst Dorothee recht geben, als sie sagte: »Du mußt wissen, was du diesem Kinde sein kannst und willst.« Ihre Augen funkelten vor Leidenschaft: es tat ihr weh, den Sohn so vor sich zu sehen, blaß, schweigend und unfähig zur Lösung einer Schicksalsfrage, die er leichtsinnig selbst heraufbeschworen hatte.

Zögernd ließ er sie endlich zu Guste Krüth gehen.

Ihr klopfte das Herz, als sie vor der Ärztin stand und ihr in das Gesicht sah, das fast wie eine groteske Maske wirkte in seiner höhnischen Kälte. »Ich habe eben erst erfahren, wie es zwischen meinem Sohn und Ihrer Tochter steht,« sagte sie, noch im Kampf um Ruhe und Bestimmtheit. »Sie werden wohl empfunden haben, wie gänzlich harmlos ich in unsrer letzten Sitzung war.«

Doktor Krüth verzog ihre Augenbrauen. »Ich habe es mir wohl gedacht,« sagte sie. Sie hatte die vollen kurzen Hände ineinandergelegt und machte so einen halb richterlichen, halb philosophischen Eindruck. »Aber es wundert mich, daß Sie heute zu mir kommen. Die Dinge sind, wie sie sind, und wir nehmen sie nicht anders. Oder will Ihr Sohn etwa meine Tochter heiraten?«

Dorothee zögerte. »Wünschen Sie das?«

»Das sage ich nicht; ich würde vielleicht nicht einmal meine Zustimmung dazu geben. Es ist nur, um die Voraussetzungen klarzulegen für diese — Unterhaltung. Ich nehme also an, daß Ihr Sohn an keine Heirat denkt. Dann kommt eben das Kind zur Welt — als das Kind meiner Tochter und wächst als solches auf. Seine bescheidenen Pflichten in diesem Falle wird Ihr Herr Sohn wohl kennen. Wir verlangen auch nichts andres. Die Sache ist ja ganz einfach.«

»Einfach?« sagte Dorothee. »Es widerstrebt meinem Sohn, sich so loszukaufen von allen Rechten und Pflichten. Es gibt doch auch so etwas wie ein väterliches Gefühl.«

Doktor Krüth zuckte geringschätzig mit den Achseln. »In solchen Fällen ist es jedenfalls nur ganz mäßig entwickelt,« sagte sie mit fast gutmütigem Spott. »Ich für meine Person wünsche mir, wie gesagt, keine Heirat. Was sollten wir mit einem verabschiedeten jungen Offizier anfangen, der aus seiner Bahn gerissen ist? In solchem Fall bliebe ihm doch höchstens die Auswanderung. Sascha habe ich früh genug gewarnt. Sie hat gewußt, was sie tut. Jetzt muß sie die Sache durchmachen. Wenn alles vorbei ist, wird es Zeit sein, Bestimmungen für die Zukunft zu treffen. Ihrem Sohn können Sie immerhin sagen, daß ich dann alles tun werde, um das Verhältnis zu lösen. Aber Sascha will ich jetzt damit nicht beunruhigen.«

»Wie geht es ihr?« frug Dorothee benommen.

»Nicht schlecht,« sagte die Mutter ruhig. »Ich sehe keinen Grund zu Besorgnissen: sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist gesund, normal gebaut, jung. Sie wird die Sache schon machen, wenn auch auf dieser Schwangerschaft etwas mehr seelische Depression ruht als auf andern. Ich kann Ihnen nicht weiter raten oder helfen, gnädige Frau. Schwierigkeiten machen wir Ihnen keine, aber das Ganze bleibt unsre Angelegenheit, die wir für uns abmachen. Machen Sie sich auch keine unnützen Bedenken.« Es lag etwas Gutherziges bei diesen Worten in den früh gealterten, nüchternen Augen. »Nehmen Sie die Tatsachen hin wie wir« — ein leiser Hochmut sprach jetzt mit — »und gratulieren Sie Ihrem Sohn, daß die Sache so abläuft mit diesem gefährlichen Abenteuer. Es hätte auch anders gehen können.«

Dorothee stand auf; sie fühlte sich vor die Tür gesetzt und tief gedemütigt. Sie fand kein gutes Wort, das hier am Platz gewesen wäre, kein warmes Gefühl, keine klärende Tat. Hier gab es nur eine kalte und nüchterne Abrechnung, bei der Ernst weit im Rückstande blieb. Wieviel besser schnitt Sascha ab! Die junge verlassene Mutter mit dem Kind im treuen Arm war ein sympathischeres Bild als der im Hintergrunde verschwommen auftauchende Vater, der zu der lieblichen Einheit von Mutter und Kind kein gesundes Verhältnis fand.

Als sie heimging und die Sache noch einmal überdachte, begleitete sie das weiche Gefühl, das der tauige Wintertag mit seiner föhnigen Luft erweckte, wie eine hoffnungslose müde Melodie.

Dorothee zweifelte keinen Augenblick daran, daß Ernsts Kind einem reinen, vollen Empfinden sein Dasein verdanken würde, einem Gefühl voll Frische und Ursprünglichkeit. Wenn aber dies Gefühl, das in andern Fällen tausendmal genügt hätte zur Grundlage einer gesunden Ehe, in diesem Falle und in diesem Punkte versagte — wo lag die Ursache?

Ernst und Sascha schienen verschiedenes Erdreich zu brauchen zu ihrer Entwicklung, sie gediehen auf verschiedenem Boden. Ernst energisch und überlegen — Dorothee empfand das Selbstbewußt-Männliche an ihm selbst in dieser schlimmen Zeit — auf dem hochkultivierten Boden einer stark entwickelten, kräftig gegliederten Gesellschaft; Sascha auf dem empfänglichen Neuland jungfräulicher Gebiete, wo weiche Instinkte noch sorglos schalten. Sie suchte Ernst in eine solche Welt hineinzudenken oder Sascha in seine. Aber es wollte ihr nicht gelingen. Es war in jedem ein andrer Stil, eine andre Linie, so unzertrennlich von ihrem innersten Wesen, daß sie aufzugeben gleichbedeutend schien mit Sichverlieren.

Freilich kostete diese Selbstbewahrung Ernst ein schweres Opfer: den Bruch mit dem sicheren und reinen Selbstgefühl, in dem er bisher geruht hatte. Wie sehr er daran krankte, entnahm Dorothee täglich mehr seinem gereizten, verschlossenen und verwundbaren Wesen, das den Eindruck machte, als sehe er überall Feinde um sich.

Die Tage spannen sich hin: trübe Dezembertage mit feuchtem Schneegestöber, eine charakterlose Zwischenzeit, der sowohl die tiefe, mit Wehmut gesättigte Schönheit des Herbstes wie die kalte und strenge Unerbittlichkeit des Winters abging.

So kam die Zeit heran, wo Ernsts Kind geboren werden sollte. Dorotheens inneres Gleichgewicht schien mitunter zu schwanken den nahenden Konflikten gegenüber. Ernst hatte sich noch mit keinem Wort darüber geäußert, wie sein Verhältnis zu Sascha werden würde, wenn das Kind geboren war.

An einem nassen Nachmittag stürzte er ihr entgegen. »Mutter,« sagte er, »ich muß zu Sascha. Sie haben nach mir geschickt. Das Kind kommt zur Welt. Mutter!« Er faßte ihre beiden Hände und drückte sie an sich. Verzweifelt blickten seine jungen Augen. Zum erstenmal in seinem Leben versagte er vor einer Aufgabe.

Obwohl er schon den Hut in der Hand hatte — er war in Zivilkleidern —, setzte er sich noch einmal auf den nächsten Stuhl. Dort blieb er ein paar Sekunden, unfähig zum Handeln, so daß Dorothee vorschlug: »Soll ich mitgehen?«

Aber das lehnte er doch ab, und Dorothee sah ihm nach, wie er hastig die Treppe hinunterlief, etwas Fremdes, Gehetztes, Unsicheres in seiner Erscheinung.

Stunden vergingen ihr in einsamem Warten. Die Nacht kam und verengte den Kreis des Sichtbaren und Zugänglichen. Als Gertrud zu Bett gegangen war und Dorothee der Mitternacht entgegenwachte, da fand sie es nicht mehr möglich, Gedanken und Gefühle in den Kreis der Gegenwart zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bannen. Sie flogen ihr in erschrecktem Zuge zu dem Sohn, der die bitterste Erfahrung seines Lebens durchschritt.

Gegen zwei Uhr morgens kam er zurück. Er sah aus, als ob ihm die Furien folgten. Sein Gesicht war verfallen, seine Augen irr.

»Ist es vorbei?« fragte Dorothee.

Er zog sie mit einer seltsam geschreckten Gebärde ins Zimmer. »Ja,« sagte er und nickte, »Sascha ist tot.«

Dorothee fuhr auf, und die Worte flogen zwischen ihnen hin und her, die die Tatsachen erklärten. »Das Kind war eben angekommen, als ich zu Krüths kam. Man ließ mich zu Sascha.« Er stierte vor sich hin. »Sie lag im Bett und sah aus wie sonst. Ich sollte mich neben sie setzen, und sie hat mir die Hand gegeben. Dann haben sie das Kind gebracht, und Sascha hat mich ängstlich angesehen.« Hier stieg ein qualvolles Schluchzen empor. »Frau Krüth mußte fort — zu einer andern Kranken. Ich bin dann ruhig mit Sascha im Zimmer geblieben. Sascha hat nicht gesprochen, aber sie hat meine Hand gehalten. Ich glaube, ich war froh, daß alles war, wie es war. Aber dann ist Sascha plötzlich aufgefahren und hat nach ihrer Mutter gerufen. Es war nur eine fremde Frau da, die hat mich aus dem Zimmer geschafft. Es wurde etwas von einer Blutung gesagt. Ich bin aus dem Hause gelaufen — als ich wieder zu Krüths kam, ist mir Saschas Mutter entgegengekommen und hat mir gesagt, ich solle gehen — Sascha sei tot. Ich hab's nicht glauben wollen — ich bin zu ihr hinein.«

Er sah die Mutter mit hohlen Augen an, er fand kein Wort mehr für das entsetzliche Bild, das ihm die Seele vergiftete: die tote Gestalt, auf der Seite liegend, wie er sie ein paarmal im Schlaf gesehen hatte in schönen Frühsommernächten des vergangenen Jahres, wenn sie ihrer heimlichen Liebe in verborgener Einsamkeit froh geworden waren: die schweren Zöpfe auf dem Kissen geringelt, das Gesicht halb verborgen, den Körper leicht verhüllt von der flüchtig heraufgezogenen Decke, die heute schreckliche Blutspuren gezeigt hatte. Er brach innerlich vor dem Bilde vollkommen zusammen; eine leidenschaftliche, jeder Klarheit und Folgerichtigkeit bare Anklage schrie ihn daraus an. Die Stunden der Nacht gingen an Mutter und Sohn wie ein qualvoller Traum höllischer Ewigkeit vorüber.

Früh am dämmernden Morgen fanden sie sich wieder zusammen, wie Schatten in das Grau des erwachenden Tages getaucht. Diesmal verließen sie zusammen das Haus. Ernst hatte jetzt den Beistand der Mutter nicht abgelehnt.

Der schrille, spitze Kinderschrei des Neugeborenen klang Dorothee als erstes in den Ohren, als sie das Krüthsche Haus betrat. Sie klopfte leise an die Wohnungstür. Eine Wärterin öffnete.

Dann kam ihnen Doktor Guste Krüth entgegen, grau im Gesicht wie ein verwitterter Stein: aus dem Totenzimmer, wo die süße Sascha jetzt auf sorgfältig bereitetem Lager die letzten Stunden im mütterlichen Hause verbrachte. Unbeschreibliche Stille war um sie, Stille, die man nicht Frieden nennen konnte, in den klaren, durch den Tod geschärften Zügen; Stille in dem kalten, halbdunklen Zimmer, wo zwei Kerzen am Sarge brannten. Dorothee legte Rosen in die schlanken Finger, die auf der Decke ruhten, Rosen, die Stauser ihr gebracht hatte, und die sie mitgenommen hatte aus irgendeinem Gefühl der Pietät heraus, als könne sie der Toten etwas Liebes damit tun. Ernst stand vor der Tür. Er regte sich nicht.

Man verbrachte Minuten einer wort- und begriffslosen Andacht am Totenlager. Dann raffte Dorothee sich auf und zog sich leise vom Lager zurück. Guste Krüth folgte ihr in das Nebenzimmer, während Ernst zurückblieb in der schrecklichen Vereisung, die ihn befallen hatte.

Doktor Guste Krüth sah jetzt feindlich und kritisch in Dorotheens blasses Gesicht, über dem weiche und todtraurige Empfindungen wie sinkendes Dunkel lagen.

»Das Kind?« fragte Dorothee.

Als man das Würmchen gebracht hatte, stiegen ihr die ersten spärlichen und glänzenden Tropfen in die Augen, während sie es auf den Arm nahm. Das kleine Gesichtchen, gut ausgebildet, schlummerte in den Kissen. Dorothee durchströmte ein schier unerträgliches Gefühl von Leid. Sie trug das Kindchen ans volle Licht, um sich noch inniger von dem seltsam ergreifenden Leben zu überzeugen, das dem kleinen Geschöpf mitgegeben war: dem leichten Atmen, das die winzige Brust, Nase und Lippen bewegte, der rührenden menschlichen Wärme, dem zarten Geruch des Kinderkörperchens.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

»Behalten Sie es hier?« fragte sie Frau Krüth.

Diese schüttelte den Kopf. »Es soll alles bleiben, wie es beabsichtigt war, es darf daran nichts geändert werden. Die Kleine kommt ins Säuglingsheim, das habe ich noch mit Sascha ausgemacht, und später in ein Landerziehungsheim. Ich lasse mir hier nicht dreinreden.« Feindlich sah sie Dorothee an, vielleicht im Verdacht, daß Saschas Tod die rechtliche Lage verändert haben könne, und daß ihr Verfügungsrecht über das Kind nicht mehr so unzweifelhaft sein könne wie zu Saschas Lebzeiten.

Dorothee ahnte so etwas. Doch wäre es ihr immer unmöglich gewesen, mit der verlassenen Frau zu markten. In dem freudlosen, toten Blick, mit dem diese sich in dem nüchternen Zimmer umsah, sprach sich's aus, daß auch aus ihrem Leben ausgewischt war, was an Heiterkeit und Lebensfreude darin gewesen war. An Stelle der hübschen, talentvollen, reich entwickelten Sascha stand nun das arme Würmchen, dessen Leben noch nicht mehr war als ein unbewußter Atemzug.

Und wieder verstärkte sich Dorotheens Qual. Der Druck auf dem Herzen, den der Anblick von Doktor Krüths herbem und aschfahlem Gesicht verursachte, war kaum mehr zu ertragen.

Da schlug das Kind die Augen auf, die leeren, unbestimmten Kinderaugen, die das Sehen noch lernen müssen, und die das Licht erst zu ahnen beginnen. Dann kam ein Tönchen aus der kleinen Brust, und dann ein leises klägliches Weinen. Es ging wie ein Riß durch Dorotheens Herz, als sie sich von den beiden, von der toten Mutter und dem Kinde, trennen mußte.

Ernst war aus dem Totenzimmer verschwunden. Traurig, im Gleichgewicht der Empfindungen bis zur schrankenlosen Melancholie erschüttert, ging Dorothee nach Hause. Der Vorfrühlingsmorgen — es war ein Märztag — lag scharf, neblig und frostig in den noch immer stillen Straßen. Und Dorothee empfand fast rebellisch das durch Nebelschleier verdrossen einfallende Licht, das die tiefe Vergessenheit der Dunkelheit und des Todes zerriß.

Gertrud stand mit verstörtem Gesicht in der Wohnungstür. Vor wenigen Minuten war Ernst nach Hause gekommen, war an ihr vorbeigestürzt und in der Abgeschiedenheit seines Zimmers verschwunden. Gertrud hätte nicht gewagt, ihm dahin zu folgen, auch wenn sie das scharfe Klicken des vorgeschobenen Riegels nicht gehört hätte. So war sie mit ihrer Angst allein geblieben, die sie im Laufe des Winters immer wieder von sich geschoben hatte, wenn sich ihr aus allerlei Anzeichen die Sorge erhoben hatte, daß eine Wolke über dem Hause schwebe.

Dorothee zog sie ins Zimmer. »Sascha Krüth ist gestorben,« sagte sie und sah ernsthaft in das blasse Mädchengesicht, das mit einem eigentümlichen Ausdruck von verzweifeltem Mut in den großen graugrünen Augen und einem leidenschaftlichen Durst nach endlicher voller Wahrheit ihr ins Herz zu blicken schien. »Sie hat ein Kind hinterlassen —«

Da warf sich Gertrud ungestüm vor ihr auf die Knie und preßte den Kopf an sie, als wolle sie weitere Worte ersticken. Dorothee begriff, daß sie alles verstanden habe. »Was weißt du?« fragte sie leise.

Gertrud schüttelte den Kopf, sie konnte noch nicht sprechen. Eine unsägliche innere Pein schnürte sie zusammen. In den Garten ihrer Kinderträume war es wie ein Pesthauch aus einer abscheulichen unterirdischen Hölle gedrungen.

Nach langer Zeit hob sie den Kopf. Dorothee sah in ein verändertes Gesicht, in dem die Linien sich in plötzlicher Reife nach einem feierlichen überernsten Rhythmus geordnet hatten. »Und das Kind?«

»Lebt,« sagte Dorothee. Und wieder überkam sie das schmerzlich-süße Gefühl, mit dem sie das Kleine im Arm gehalten hatte.

»Nimmst du's, Mama?« fragte Gertrud leise.

Dorothee schüttelte den Kopf, unsäglich traurig. »Nein, ich habe kein Recht daran. Ich weiß noch gar nichts, Kind.«

Da erschien Ernst unter der Tür. Er sah blaß und gealtert aus, das feine Gesicht so farblos, durchfurcht, daß das Soldatische in seinem Ausdruck fast ausgelöscht schien, obwohl er wieder in Uniform war. »Ich muß zum Dienst,« sagte er und verschwand, ohne Mutter und Schwester in die Augen gesehen zu haben.

Die traten ans Fenster und sahen ihm nach, wie er die Straße hinunterging. Es schien Dorothee, als habe er sich wiedergefunden. Er ging wieder wie sonst mit dem strammen, rhythmischen Schritt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Herm. Boll, Berlin

Konrad von Kardorff: Bildnis des Herrn Dr. G.

Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin im Sommer 1914

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

James Whistler: Meine Mutter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Sascha wurde begraben. Ernst verbrachte während des Aktes schauerliche Stunden unentwirrbarer Qual in der Einsamkeit seines Zimmers. Er sah aschfahl aus, als er wieder zum Vorschein kam. Dorothee empfand die ganze Wirrnis der Lage, die ihn bestimmte, dem toten Mädchen nicht das letzte Geleit zu geben.

Was war sie ihm gewesen? Er hatte kein Wort davon gesagt. Ob sie wohl die spröde Härte seines Wesens gelöst hatte, ihm das Weiche, Fließende, beweglich Süße der menschlichen Empfindung geschenkt hatte?

Dorothee zog es noch am Abend hinaus auf den Friedhof, wo Sascha jetzt lag. Sie schritt in weichen Gedanken zwischen den Gräberreihen, deren stimmungslose Buntscheckigkeit seltsam durch den feierlichen Gedanken geadelt wurde, daß hier der Ring der Kräfte sich schloß, und daß das Geistigste, was die Erde trägt, menschliches Leben, hier wieder zu totem Stoff wird.

Sie stand vor dem Blumenhügel, der die frische Ruhestätte bedeckte, und eine heilige Sehnsucht zog sie zu der jungen Toten, die nach der frommen Lösung des Gebetes drängte. Aber es war die Welt um sie, die solcher vollen Hingabe widerstrebte. Ein junger Mann von gepflegter und auffallender Künstlereleganz trat herzu. Er löste eine einzige weiße Rose aus seinem Knopfloch und legte sie oben auf die andern Blumen. Dann zog er sich auf eine Bank zurück und blickte unverwandt auf das Grab. Dorothee fühlte sich vertrieben; langsam schritt sie dem Ausgang zu. Freilich ahnte sie nicht, daß es Ernst Theodor Sibelius war, der glücklose Rivale ihres Sohnes, der ihr die Andacht störte.

Eine feindliche Welt störte ihr auch in den nächsten Wochen und Monaten die innere Ruhe. Es kamen zuerst ein paar anonyme Schmähbriefe ins Haus, die weder sie noch Ernst beachtete. Aber eines Tags brachte Ernst ein Buch, das in allen Schaufenstern der Buchhandlungen auslag, und das den wohlbekannten Namen E. Th. Sibelius trug. »Lies das, Mutter!« sagte er. »Man hat mich darauf aufmerksam gemacht; es geht mich an.«

Dorothee schlug es auf. Es war ein Buch, wie es jeder Liebhaber gern in die Hand nimmt, das schon von außen in jene Sphäre heller, heiterer Genüsse versetzt, in der die anmutige Kunst der Erzählung, der harmlosen, künstlerisch gehobenen Unterhaltung ursprünglich zu Hause ist.

Es fing auch leicht und lebendig an. Hübsche Bilder, erfreuliche Menschen traten Dorothee vor die Augen. Die Worte kamen einfach und sicher, frisch, wie einst die kleine Sascha selbst gegangen war, leicht wie der Frühlingswind, der durch die Gassen läuft. Sie hatte das Leben nicht schwer genommen, trotz dem Studium, das sie nie bedrückt hatte. Die hübschen braunen Augen, froh, tief und freundlich, lugten aus jeder Seite, so daß Dorothee das Buch sinken ließ und schmerzlich der flüchtigen Erinnerung nachhing, die sie sich von dem Mädchen bewahrt hatte. Es verwundeten sie die klugen, heiteren Worte voll jugendlicher Überheblichkeit, die noch einmal aus einer fremden Seele heraus der verstummte Mund sprach. Man sah Sascha in einer bunten Welt voll Sonnenschein stehen, über die die übermütigen Lenzwinde mit vollen Backen hinbliesen. Dorothee sah die verrufene Bohême in einem neuen Licht, als ein helles Land voll von warmherzigen Impulsen und unbekümmerter Lebenslust.

Der junge Offizier mit dem hochmütigen Wesen, dem bewußten Strebertum, dem Standesdünkel und dem rohen Geschlechtsegoismus, der ihn zuletzt noch verhindert hatte, der Toten die letzte Ehre zu erweisen, trat wie ein plumper Unhold in dieses Land. Es war wohl eine gewisse dichterische Kraft darin, wie in der Gestalt des einfachen Leutnants selbstbewußte, jahrtausendalte Kräfte verkörpert waren, eines immer stärkeren und bewußteren Machtwillens.

Aber Ernst war das nicht, der schwer und langsam Reifende, mit der übervollen Seele, die sich kaum in Schranken halten ließ, und die sein eigner Wille so unerbittlich geknechtet hatte, bis er in Saschas Mädchenarmen den ersten tiefen Trunk des Genießens getan hatte.

Sie gab ihm das Buch abends zurück. »Es ist sehr gut geschrieben, aber stark verzeichnet,« sagte sie.

Sie blickte auf ihn hin, wie er, vom Lampenlicht kräftig beleuchtet, am Schreibtisch saß. Er war gealtert in dieser Zeit, aber von einer ernsthaften und verfeinerten Männerschönheit.

»Das glaube ich auch,« sagte Ernst. »Aber jedenfalls kann das nicht mehr so weiter-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehen. Auf irgendeine Weise muß ich aus all diesen Verleumdungen und Schwätzereien heraus. Ich habe hier alles beisammen, was für den Ehrenrat von Interesse sein kann.« Er hielt ein dünnes Päckchen in die Höhe. »Sieh dir das noch einmal an,« bat er. »Nach meinem Gefühl muß ich alles vorlegen. Aber wenn dich das eine oder das andre stört ...«

Dorothee trug das leichte Bündel in ihr Zimmer und las klopfenden Herzens Saschas wenige Liebesbriefe. Sie gab sie ihm zurück. »Gib sie alle her, Ernst, sie werden ihr Gedächtnis am besten verteidigen.«

Sehr kurze Zeit darauf lösten die außerordentlich scharf und klar entwickelten Ehrbegriffe seines Standes Ernst aus den äußeren Umschlingungen und Anklagen. Es klang freilich anders, was E. Th. Sibelius zu erzählen wußte, und was Ernst Stauser einer Auswahl seiner Standesgenossen in knappster und tatsächlichster Form über die süßtraurige Geschichte seiner ersten Liebe zu sagen wußte. Es wurden auch Saschas Liebesbriefe verlesen unter tiefer Stille. Ihr Inhalt sprach Ernst von jeder Verletzung der Standesehre frei: hier konnte von keinem frivolen Betrug eines unwissenden Kindes die Rede sein. Einstimmig und ergriffen gaben alle Kameraden, vom jüngsten bis zum ältesten, ihr Urteil ab: nicht schuldig.

Ernst kam eines Abends spät, als Gertrud schon zu Bett war, mit dieser Nachricht zu Dorothee.

Er fand sie an ihrem Schreibtisch mit ihren Tagebüchern beschäftigt, deren regelmäßige Führung sich als ein unabweisbares Bedürfnis herausgestellt hatte, seit so vielerlei Geschäfte auf ihr ruhten. Die tägliche Übersicht über das, was hinter und vor ihr lag, war ihr jetzt auch eine seelische Notwendigkeit geworden.

Ernst erschrak beinahe, als sie sich ihm zuwandte. Denn sie hatte ein starkes, königliches und kühnes Gesicht bekommen in diesen letzten Monaten des inneren und äußeren Kampfes.

Aber er bemerkte auch das starke Leuchten eines immer wachen Gefühls, das seine frohe Botschaft beim ersten Blick zu erraten schien. Noch an der Tür hatte er gezögert, nach dem Ausdruck für seine Mitteilung gesucht. Jetzt kam er ihm leicht und von selbst. »Mama, ich habe heute Mitteilung vom Ehrenrat bekommen. Ich bin freigesprochen.«

Dorothee flog in die Höhe. Ernst rauschte es in den Ohren, das Blut stieg ihm siedend zu Kopf, als er die plötzliche Verwandlung sah, dies Strahlen der Augen, die Metamorphose aller Züge. Er fing die Mutter in den Armen auf, Mund drückte sich auf Mund — Ernst erinnerte sich nicht, daß das früher je der Fall gewesen war.

»Mama,« sagte er, »ich hätte es auch sonst nicht ausgehalten. So mit einem Makel herumzugehen, mit einem Kainszeichen.« Daß er so starke Ausdrücke gebrauchte, heftige, anschauliche, entgegen seiner gewohnten mäßigen und absichtlich unplastischen Redeweise, bewies, wie nahe er an den Grenzen der Selbstbeherrschung stand. »Und ich will nie mehr mit einer Frau zu tun haben — nur mit dir!«

Er sagte das letzte wie in plötzlicher Eingebung; es schien ihm wirklich der Sinn dieses Augenblicks zu sein.

Dorothee lächelte bewegt. Ernst war kein »homme à femmes«, gewiß nicht. Aber doch fühlte sie deutlich, daß es nur einer liebevollen Frauenhand vorbehalten sein würde, seinem Leben jenen Schimmer von Glanz und Freudigkeit zu geben, an dessen Mangel sein ganzes Wesen krankte.

Aber diese Hoffnung wies in eine unbekannte Zukunft. In ihrer Hand lag diese Möglichkeit nicht.

Ihr blieb nur die Freude, ihn aus den Spannungen einer falschen und qualvollen Lage wieder ruhig in sein Leben energisch verfolgter Ziele und starken Selbstbewußtseins zurückkehren zu sehen. Das Examen in der Kriegsakademie, das er in den schweren ersten Tagen nach Saschas Tod abgelegt hatte, war glänzend abgelaufen und gab eindringlich Zeugnis für seine Befähigung, auch in den schwierigsten Lagen Herr seiner selbst zu sein.

Und sie freute sich sogar, als sie in seinen Augen wieder den kühlen Blick fand, mit dem er das Tun und Treiben der Welt abschätzte, kritisch und unbewußt geringschätzig. So war er wieder er selbst: der Mensch mit dem unbewußt hohen inneren Wertmesser, den ihm kein Schicksal rauben konnte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kretschmar: Der Große Kurfürst und Prinz Friedrich von Homburg nach der Schlacht von Fehrbellin

Malerromane und Gemäldegedichte

Von Wilhelm Waetzoldt

Zu das große Tatsachengebiet der Wechselwirkungen zwischen neuerer deutscher Malerei und Poesie gehört auch die Erscheinung, daß Kunst und Künstler als dichterische Motive verwertet werden. Malerromane und Gemäldegedichte sind in erster Linie die literarischen Formen, die uns Antwort geben auf die Fragen: Welche Rolle spielt der Maler als Vertreter eines bestimmten Berufes und als seelischer Typus in der Dichtung? Und ferner: Wie wird durch den Anblick eines Gemäldes die Phantasie des Dichters angeregt, und welchen Umformungen unterzieht sie den Bildeindruck? Aus der Fülle des literarhistorischen Materials greifen wir einige besonders kennzeichnende Beispiele heraus.

Der deutsche Malerroman wurde am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Wilhelm Heinses »Ardinghello und die glückseligen Inseln« als literarische Gattung geschaffen. Dieses heute wieder zu hohen Ehren gekommene üppige und glühende Buch, des Sturmes und Dranges lebendigster Roman, war die reife Frucht der italienischen Reise Heinses. Wahrscheinlich sind auch in die stürmisch erregten Kunstgespräche zwischen dem als Maler, Liebhaber und Seeräuber gleich genialen Ardinghello und seinem Freunde Demetri nicht nur die einsamen Entzückungen des Dichters vor den Werken der großen italienischen Koloristen eingegangen, sondern auch Erinnerungen an die »Diskurse« mit den Malern Müller und Kobell in Rom. Der »Ardinghello« war ja das Bekenntnis der Sturm- und Drangzeit zur Malerei. Unter Malerei aber verstand Heinse Farbenkunst. Er sprach die kühne Wahrheit aus, die dann fast hundert Jahre vergessen werden sollte: »Malen ist Malen, und Zeichnen Zeichnen. Ohne Wahrheit der Farbe kann keine Malerei bestehen, eher aber ohne Zeichnung ... Die Farbe das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ziel, Anfang und Ende der Kunst.« Das Buch erschien 1787 und wurde begeistert aufgenommen. Nur Goethe, einst der geheime König der Stürmer und Dränger, wandte sich ab. Auch er war in Italien gewesen, auch ihm hatte dieses Heimatland der Kunst die Augen geöffnet — aber es war ein andres Italien: nicht das Tizians, sondern das der Antike. Wo Heinse »Licht und Farbe« sagte, sprach Goethe »Form und Linie«.

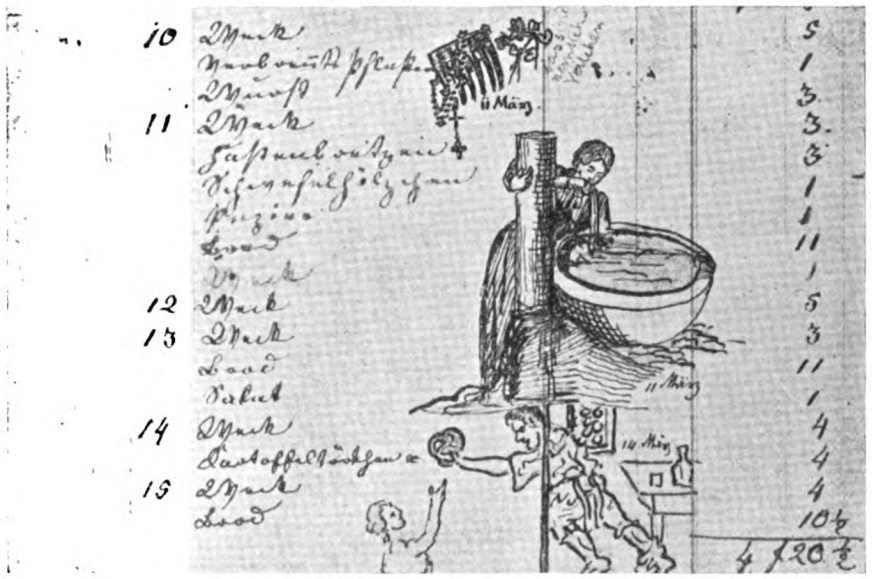
Als Goethe daranging, seinen großen Bildungsroman zu schreiben, wählte seine Phantasie nicht den Maler zum Vertreter der künstlerischen Welt: Wilhelm Meister sucht die Kunst im »Theaterwesen«. In diese beiden Berufsklassen, die Maler und die Schauspieler, verliebte sich nun die Romantik — vielleicht, weil sie der Einbildungskraft des Dichters so unendlich viel Spielraum lassen.

In studentischem Gefühlsüberschwang besuchten Wackenroder und Tieck Nürnberg. Und als sie an den Gräbern Dürers und Hans Sachsens standen, stieg die versunkene Herrlichkeit des deutschen Mittelalters vor ihren Augen auf. Sie ergriffen die Idee eines gemeinsam zu schreibenden Malerromans, der die alte Kunstwelt auf breiter Bühne schildern sollte. In dem Brief eines jungen deutschen Malers, der aus der Werkstatt Dürers nach Rom gewandert ist, gab Tieck für Wackenroders »Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders« einen den Charakter seines »Sternbald« schon andeutenden Beitrag. Die ersten Bücher dieses Romans aber schloß Tieck mit der Klage ab, allein vollenden zu müssen, was als Idee doch Wackenroder und ihm gehöre. »Franz Sternbalds Wanderungen« hatten nicht den äußeren, von Tieck erhofften Erfolg. »Man glaubt nicht, wie isoliert ich stand mit den Gedanken und Empfindungen, die ich im Sternbald ausgesprochen habe; nicht etwa bloß den Berliner Aufklärern gegenüber, sondern auch manche meiner Freunde, z. B. die Schlegel, waren gar nicht mit mir einverstanden. Auch sie waren ganz erfüllt von dem damals geltenden Kosmopolitismus. Ich habe mich von der Richtigkeit dieser Ansicht nie überzeugen können; mir galt das Vaterland als erstes und höchstes. Sein Leben und seine Kunst, seine alte, einfache und treuherzige Weise, die man verlachte, weil man sie nicht kannte, wollte ich wieder zu Ehren bringen und im Sternbald darstellen.« Maler — vor allem Otto Philipp Runge — waren es, in deren Denken und Schaffen die Empfindungswelt des Sternbaldbuches nachlebte (Abbild. S. 746).

E. T. A. Hoffmann: Der wahnsinnige Kreisler. Rückdeckelzeichnung zum »Kater Murr«

1799, ein Jahr nach dem Tieckischen Werk, erschien schon der zweite romantische Malerroman, Friedrich Schlegels »Lucinde«. Maler ist Julius, der Held der Geschichte, Malerin ist Lucinde, ihre Heldin. Hier handelt es sich aber nicht um den Versuch, eine versunkene große Epoche der Kunst wieder heraufzubeschwören, sondern um rein individuelle Schicksale eines Künstlerpaares. Julius wird erst durch die Liebe zum wahren Künstler: seine Stoffwelt, seine Auffassung, sein Stil wandeln sich im Feuer der Leidenschaft. Diesen seelischen Prozeß darzustellen, ist eins der Probleme des viel gelästerten Romans. »Was er bildete,« sagt Schlegel von den Werken seines Helden, »war groß gedacht und im alten Stil; aber der Ernst war abschreckend, die Formen fielen ins Ungeheure, das Antike ward ihm zur harten Manier, und seine Gemälde blieben bei aller Gründlichkeit steif und steinern.« Nach der Bekanntschaft mit Lucinden aber beleben sich seine Bilder: »Ein Strom von beseelen-

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Aus Eduard Mörikes Haushaltungsbuch

dem Licht schien sich darüber zu ergießen, und in frischer Farbe blühte das wahre Fleisch.« Es ist also so, als ob die Liebe einen Michelangelo zu einem Tizian umgeschaffen habe. Jeder Bezug auf bestimmte Bilderlebnisse fehlt in Schlegels Lucinde, alles hält sich in idealer Sphäre und Zeit.

Dorothea Schlegels Florentin (1801) schließlich, der Held ihres gleichnamigen Romans, benutzt sein Künstlertum nur als eine äußerliche romantische Etikette. Er malt, obgleich er »eigentlich gar kein Talent zur Malerei hatte«.

Das letzte Glied in dieser epischen Kette bildet E. T. A. Hoffmanns Novelle »Signor Formica« aus den Serapionsbrüdern (1819—1821). Der Held der Erzählung ist Salvator Rosa; aber Hoffmann macht keinen Gebrauch von dessen Malerruhm: er läßt ihn auftreten und handeln einzig als einen Dichter und Schauspieler.

Wie eine Verschmelzung von romantischen und goethischen Romanideen mutet Eduard Mörikes »Maler Nolten« an, der im Todesjahre Goethes erschien. Ein Freundespaar: der theatralische und der bildende Künstler, Larkens und Nolten, stehen in der Mitte. Visionäre Elemente und solche der Alltagswelt gleiten ineinander, Pathologisches und Normales verbinden sich zu einem eigentümlichen Helldunkel der Gesamtstimmung. Kaum daß dieser Roman Kunstgespräche enthielte — auch läßt sich nicht davon reden, daß Probleme des Malerlebens in ihrer, sie von den Freuden und Sorgen jedes andern Berufes trennenden Eigenart aufgerollt würden. Und doch: es steckt mehr Künstlerisches im »Maler Nolten« als in seinen romantischen Ahnen. Der Held krankt an der verkehrten Ausbildung, die er genossen. Es ist, als läse man die Leidensgeschichte einer Carstens-Natur, wenn es darin heißt: »Schon auf der Akademie hatte er denjenigen Teil der Kunstübung, welcher den Maler erst zum Maler macht, fast ganz vernachlässigt. Er wurde dort der Liebling seines Lehrers, eines feurigen, genialen Skizzisten, neben dem er nichts Höheres kannte noch wollte, und welcher ihn ausschließlich auf dem Gebiete der schönen Linie festhielt. Idee, Erfindung, Zeichnung, die lebensvolle, beseelte Skizze galten ihm daher statt alles übrigen; kaum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß er noch vor seinem Austritt aus der Schule zu einem schwachen Anfang in der Ölmalerei vermocht wurde. Seine Farbe blieb trocken und kalt; es fehlte seinen Bildern an Harmonie und Stimmung. Unzufrieden mit allen seinen Arbeiten, verbarg er sie mit Ängstlichkeit.« Mit dieser Charakteristik, die sich wie eine Kritik der deutschen Gedankenmaler aus dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts liest, beweist Mörike sein instinktives Feingefühl für das Wesen der Nachbarkunst. Aber noch von einer andern Seite her offenbart sich sein Verhältnis zur Malerei in diesem Jugendroman: in der Bildlichkeit der Sprache. Was die Lyrik Mörikes in jeder Strophe zeigt, auch sein Prosastil sagt es: das weltauffassende Organ Mörikes ist das Auge. Sein Malerroman ist voll von malerischen Einfällen. Ein Beispiel: »Der blinde Knabe saß, gedankenvoll in sich gebückt, vor der offenen Tastatur. Agnes, leicht eingeschlafen, auf dem Boden neben ihm, den Kopf an sein Knie gelehnt, ein Notenblatt auf ihrem Schoße. Die Abendsonne brach durch die bestäubten Fensterscheiben und übergoß die ruhende Gruppe mit goldenem Licht. Das große Kruzifix sah mitleidvoll auf sie herab.« Der unterdrückte Maler in Mörikes Natur führte ihm die Feder. »War ich doch«, schreibt er einmal, »so lange mit meinem Schicksal darüber unzufrieden, daß es nicht einen Maler aus mir machen wollte, und äußert sich doch der ursprüngliche Trieb heute noch unwillkürlich mit der Schreibfeder auf jeder Konzeptunterlage.« Hier liegt die psychologische Wurzel für die Zeichnungen in Mörikes Haushaltungsbüchlein (Abbild. S. 737), die manchmal eine merkwürdige graphische Ausdruckskraft besitzen, und die innere Voraussetzung für seinen Freundschaftsbund mit dem geistesverwandten Schwind.

Das Malertum, nach dem sich Mörike sehnte, Gottfried Keller hatte es hinter sich, als er seinen Jugendroman, den »Grünen Heinrich«, schrieb (1855 erschienen). Der autobiographische Gehalt des Buches ließ es zu dem ersten Malerroman im tieferen, im eigentlichen Sinne des Wortes werden, zu einer Dichtung, die den Werdegang des bildenden Künstlers, seine besondere seelische Eigenart und die Luft der Ateliers schildert. Der äußere und der innere Kampf um die Kunst bilden den Inhalt der Kellerischen »Dichtung und Wahrheit«. Wie in dem Knaben die schöpferische Begabung sich gewaltsam Bahn bricht, die erste Begegnung des Anfängers mit der Natur, der Dornenweg des Lernenden und endlich die Heimkehr nicht nur ins Vaterland, sondern zu sich selbst, zu seiner eigentlichen Begabung — all das ist von Gottfried Keller aus der Sphäre des Selbst- und Einmalerlebten in das Typische, Immerwiederkehrende erhoben worden. In seinen kurzen autobiographischen Notizen hat Keller den

Das Meretlein — Aus Kellers »Grünem Heinrich«, 5. Kapitel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. E. A. Seemann, Leipzig

Blick vom Zürichberg

Nach einer Zeichnung Gottfried Kellers — Im Besitz des Prof. Dr. Ad. Exner (†) in Wien

Wendepunkt seines Daseins, den Augenblick der Geburt des Dichters in ihm, geschildert: »Ohne (in München) etwas geworden zu sein, mußte ich nach drei Jahren zurückkehren und gedachte mich in der Heimat neu zu kräftigen und durch kühne Erfindungen emporzubringen. Die Kartons zu ein paar poetischen Landschaften waren so umfangreich, daß ich dieselben in meinem alten Dachkämmerchen nicht aufstellen konnte, sondern genötigt war, außer dem Hause einen eignen Raum dafür zu mieten. Es war gerade Winter und jener Raum so unheizbar, mein inneres Feuer für die spröde Kunst auch so gering, daß ich mich meistens an den Ofen zurückzog und in trüber Stimmung über meine fremdartige Lage, hinter jenen Kartonwänden versteckt, die Zeit wieder mit Lesen und Schreiben zuzubringen begann. Allerlei erlebte Not und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen kleinen traurigen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war etwa 23 Jahre alt.« Nicht umsonst hatte Keller die Jugendjahre der Bewältigung der sichtbaren Welt geopfert. Die malerische Sehweise und Augenerziehung kamen dem Dichter zugute. Aus zwitterhaften Anfängen entwickelte sich der so unglaubliche sinnliche Stil Kellers, die Sprache eines Augenmenschen höchster Ordnung. In ihr lebt das Beste der malerischen Anlage Kellers für immer weiter. Sein »Grüner Heinrich« aber wurde der Ahnherr einer langen Reihe von Malerromanen bis hin zu Wilhelm Schäfers »Karl Stauffer-Bern«.

Tiefer noch als die Malerromane führen die Gemäldegedichte und die ihnen nahestehenden, auf einem Bilderlebnis ruhenden Prosadichtungen in das Verhältnis des Dichters zum bildnerischen Kunstwerk ein. Eine Enklave in dem großen Künstlerreich des »Grünen Heinrich« bildet die Episode vom Meretlein, jenem seltsamen Kinde, das um alles in der Welt das Beten nicht lernen wollte. Hinter dieser märchenhaften Erzählung steht ein Bilderlebnis. Auf einem Dachboden, den Keller mit andern Kindern als Spielplatz benutzte, hing ein Bild aus

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Le juge ou la cruche cassée — Stich von J. J. Le Beau nach einem Gemälde von P. Debucourt

dem siebzehnten Jahrhundert. Er hat es nie vergessen, und diese Erinnerung gab das Material her für die Meretlein-Episode. Das auf der Stadtbibliothek in Zürich heute bewahrte Bild trägt die Aufschrift aetatis 3½, die Jahreszahl 1623 und das Wappen der Familie Werdmüller (Abbild. S. 738). »Im Pfarrhause« — so beschreibt Keller im »Grünen Heinrich« das Bild — »hing wirklich ein altes dunkles Ölgemälde, das Bildnis dieses merkwürdigen Kindes enthaltend. Es war ein außerordentlich zart gebautes Mädchen in einem blaßgrünen Damastkleide, dessen Saum in einem weiten Kreise starrte und die Füßchen nicht sehen ließ. Um den schlanken, feinen Leib war eine goldene Kette geschlungen und hing vorn bis auf den Boden herab. Auf dem Haupte trug es einen kronenartigen Kopfputz aus flimmernden Gold- und Silberflittern, von seidenen Schnüren und Perlen durchflochten. In seinen Händen hielt das Kind den Totenschädel eines andern Kindes und eine weiße Rose. Noch nie habe ich aber ein so schönes, liebliches und geistreiches Kinderantlitz gesehen wie das blasse Gesicht dieses Mädchens; es war eher schmal als rund, eine tiefe Trauer lag darin, die glänzenden dunklen Augen sahen voll Schwermut und wie um Hilfe flehend auf den Beschauer, während um den geschlossenen Mund eine leise Spur von Schalkheit oder lächelnder Bitterkeit schwebte. Ein schweres Leiden schien dem ganzen Gesicht etwas Frühreifes und Frauenhaftes zu verleihen und erregte in dem Beschauenden eine unwillkürliche Sehnsucht, das lebendige Kind zu sehen, ihm schmeicheln und es liebkosen zu dürfen.« Geleitet von den Forderungen der poetischen Situation, ist Keller in manchen Punkten von dem anschaulichen Tatbestande abgewichen. Denn nicht um unbewußte Gedächtnisfehler, sondern um bewußte Änderungen wird es sich hier handeln. Das Kind trägt eine schwarze Mütze, Keller macht daraus eine Flitterkrone. Der unförmige, greisenhafte Kopf mit den starren Augen wird zu einem lieblichen, geistreichen und schmalen Kinderantlitz. Statt der roten Nelke gibt Keller dem Meretlein eine weiße Rose, statt des roten Rockes mit weißer Spitzenschürze ein blaßgrünes Damastkleid. Die goldene Kette, die Keller bis auf den Boden herabhängen läßt, fehlt dem gemalten Meretlein. Dagegen: Bild und Dichtung haben gemeinsam den psychologischen Ge-

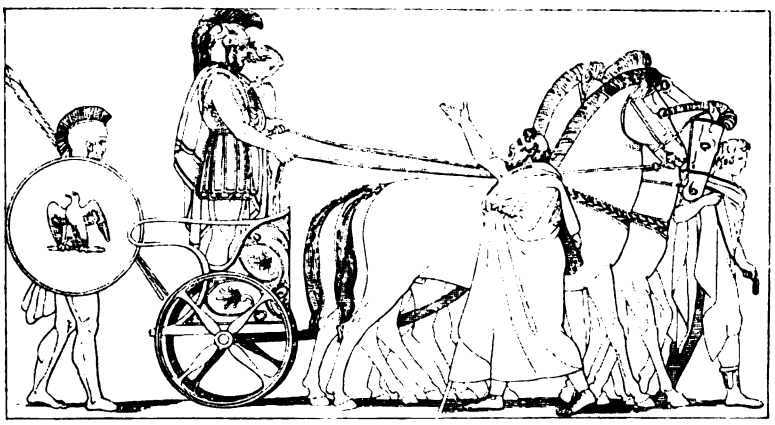
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halt, den seelischen Ausdruck des Gesichts. Ein Zug von Schwermut und schmerzlicher Hilflosigkeit liegt in den Augen, und auch um den Mund glauben wir eine Spur der von Keller entdeckten lächelnden Bitterkeit zu sehen. Fragt man nach der inneren Absicht, der diese Änderungen des Anschauungsbildes folgen, so heißt die Antwort: der Dichter verinnerlichte und verfeinerte das Gesehene, er vertiefte gemäß seinen Zwecken den seelischen Bildgehalt, und er hellte das Gesamtkolorit des Bildes auf, indem er eine edlere Farbenzusammenstellung wählte.

Die Marien am Grabe des Herrn
Nach einem Umrißstich von Ferdinand Hartmann
Aus Heinrich von Kleists Zeitschrift »Phöbus«

Einen zweiten Blick in die Werkstatt der dichterischen Phantasie gewährt die Entstehungsgeschichte von Theodor Storms Novelle »Aquis submersus«. Der Titel bezieht sich auf ein Bild, das Storm mit folgenden Worten in der Novelle beschreibt: »Unter all diesen seltsamen oder wohl gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unschuldige Bildnis eines toten Kindes, eines schönen, etwa fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen besetzten Kissen ruhend, eine weiße Wasserlilie in seiner kleinen bleichen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz sprach neben dem Grauen des Todes, wie hilfeflehend, noch eine letzte holde Spur des Lebens ... Dicht daneben schaute aus dunklem Holzrahmen ein finsterer, schwarzbärtiger Mann in Priesterkragen und Sammar ... Auf dem Rahmen lasen wir die Jahreszahl 1666.« In einer Ecke aber trägt das Kinderbild vier mit roter Farbe geschriebene Buchstaben: C. P. A. S., die als Abkürzungen der Worte Culpa patris aquis submersus (Durch Schuld des Vaters ertrunken) gedeutet werden.

Wie kam Storm auf diesen Bildgedanken? Erich Schmidt erzählt, Storm habe in einer Dorfkirche auf dem Bilde eines toten, mit einer Nelke — also nicht mit einer Wasserlilie! — geschmückten Knaben, neben welchem das Porträt eines Geistlichen hing, die Aufschrift gelesen: »Aquis submersus incuria servi (Durch Nachlässigkeit des Dieners ertrunken). Beide Bilder kombinierte seine Einbildungskraft. An die Stelle des Dieners ließ er den Vater treten, und als den wahren Vater gibt er nicht den Geistlichen, sondern er macht den Maler des Bildes selbst dazu und »plötzlich dämmert die ganze unsäglich traurige Mär zusammen«. Wer weiß, vielleicht findet sich eines Tags in einer Dorfkirche bei Husum das Bilderpaar, und wir



John Flaxmann: Agamemnon heimkehrend, vom Chor begrüßt
(Äschylos, Agamemnon V. 783)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können dann, wie bei Kellers Meretlein, Anregung und Verwertung unmittelbar miteinander vergleichen.

Noch einmal hat in Storms dichterischem Schaffen die Jugenderinnerung an den tiefen, von einem Gemälde empfangenen Eindruck eine Rolle gespielt. Im alten Schloß zu Husum hatte er das Bild eines Ritters gesehen, an das sich eine unheimliche Sage knüpfte, die der Dichter auch Müllenhoff für seine Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zur Verfügung stellte. Dieses Bilderlebnis liegt jener Stelle der Novelle »Im Schloß« zugrunde, wo Anna in ihr Tagebuch schreibt: »Vor allem zogen mich die Bilder an; auf den Zehen ging ich von dem einen zum andern ... Und dann dicht neben der Eingangstür das Bild des Ritters mit dem bösen Gewissen und dem schwarzen krausen Bart, von dem es hieß, er werde rot, sobald ihn jemand anschaue. Ich habe ihn oftmals angeschaut, fest und lange; und wenn, wie es mir schien, sein Gesicht ganz mit Rot überlaufen war, so entfloh ich und suchte des Oheims Tür zu erreichen.«

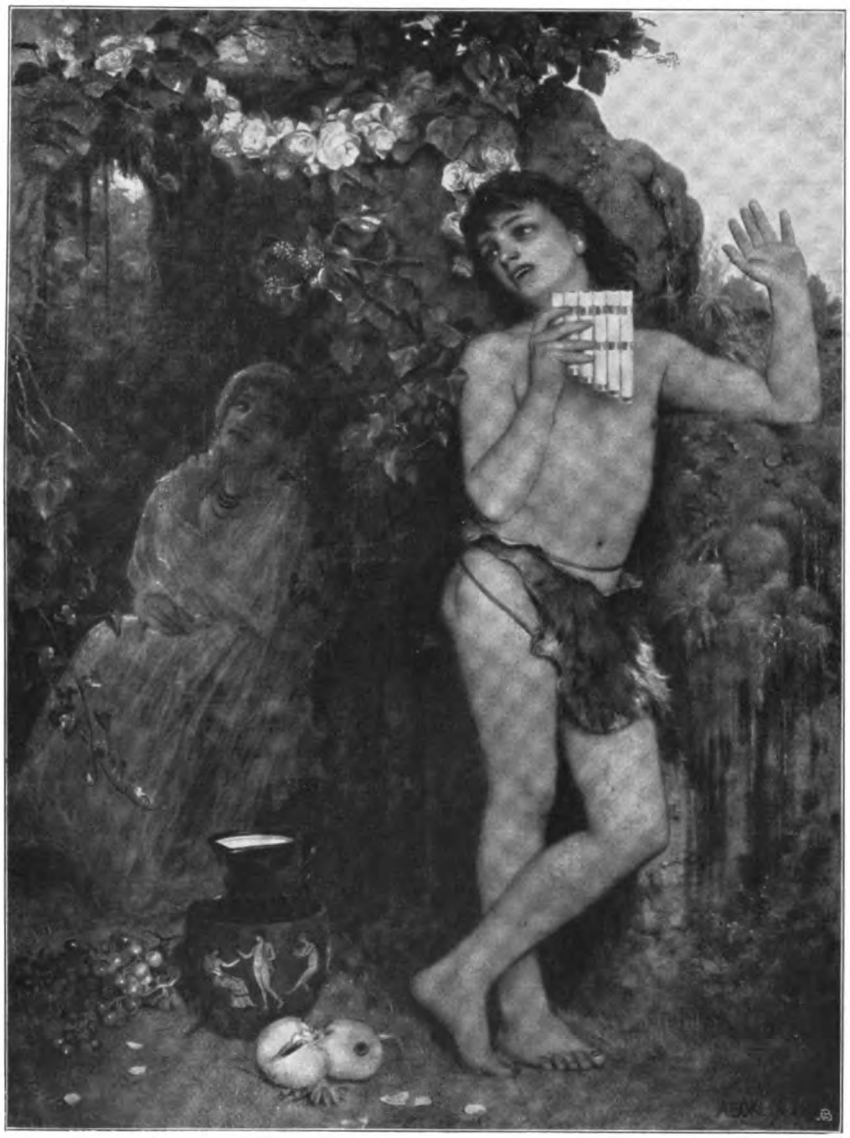
Die Beziehung einer dichterischen Arbeit zu einem Werke der Schwesterkunst, das als Anregung diente, kann natürlich enger oder weiter sein. Ein Beispiel für lose Fühlung zwischen Dichtung und Bilderlebnis bietet das in dieser Zeitschrift (1908) von Hermann Gielow nachgewiesene Verhältnis des »Prinzen von Homburg« von Kleist zu dem Homburgbilde des Berliner Malers Kretschmar (Abbild. S. 735). Was das Gemälde der Phantasie Kleists, von der wir nicht wissen, ob sie sich schon 1800 mit dem Homburgstoffe trug, der neun Jahre später Gestalt gewinnen sollte, geben konnte, war wohl nur die blondlockige Idealgestalt des Fürsten und seine vornehm gehaltene Geste. Den geistigen Inhalt des Bildes schmolz Kleist völlig um. Ihm vertiefte sich ja die Homburglegende zum Drama der freien Selbstüberwindung. Und nicht eine Szene des Stückes könnte durch Kretschmars Bild illustriert werden. Kleists jugendlicher Prinz neigt keineswegs in Reue das Haupt vor einem gütig tadelnden Kurfürsten, er tritt in stolzem Selbstbewußtsein dem Herrscher entgegen, und erst allmählich vollzieht sich in seiner Brust der Sieg des Staatsgedankens, der Unterordnung fordert, über das sich aufbäumende Persönlichkeitsgefühl. Auch die äußere Situation ist im Gemälde und in der Dichtung grundverschieden. Kretschmar läßt die erste Begegnung stattfinden im Brandenburgischen Lager bei Fehrbellin am Abend des Schlachtentages — bei Kleist spielt die Szene am zweiten Tage nach der Schlacht und im Berliner Lustgarten.

Kleists »Prinz von Homburg« war das dritte seiner Dramen, zu dem die Malerei eine Anregung geboten hatte. Aber von den Kunstwerken, dem Stich Le Beaus nach Debucourts »La cruche cassée« (Abbild. S. 740) und Simon Vouets »Sterbender Magdalena« in St. Loup zu Chalons sur Marne ist in Kleists »Zerbrochenem Krug« und in der »Penthesilea« keine Spur mehr zu entdecken. Nicht der anschauliche Gehalt, einzig der Ton der Empfindung, den diese Werke schwingen machten, lebt in den Dichtungen nach. Und gerade diesen Gedanken sprach Kleist aus, als er mit der Vorarbeit zur Penthesilea beschäftigt war: »Nicht das, was dem Sinn dargestellt ist, sondern das, was das Gemüt durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk.« Dieses freie Verhältnis zur Malerei war Kleists Natur einzig gemäß. Daher mußten auch seine Versuche, in Gedichtform Bildbeschreibungen zu geben, mißlingen. Als Herausgeber des Phöbus hatte er geplant, monatlich beigegebene Umrißstiche durch poetische Darstellungen der Stoffe zu begleiten, »damit eine Sammlung von Beispielen vorliege, an denen vielleicht gegen Ende des Jahres die alte wichtige Frage von den Grenzen der Malerei und Poesie deutlich erörtert werden könne«. Welcher Gegensatz aber zwischen Hartmanns Umrißstich »Die Marien am Grabe« (Abbild. S. 741) und Kleists Gedicht »Der Engel am Grabe des Herrn«! Alles, was Hartmanns Zeichnung schmerzlich vermissen läßt: das Großgesehene, Elementare, das Urwüchsige landschaftlicher und menschlicher Formen, das alles geben Kleists Verse wirklich, und so wird ihm, ohne daß er es selbst will, gleichsam unter der Hand, aus der poetischen Beschreibung eine überlegene Bildkritik:

— — — — — — — —; das Grab
Als sollt es zehn lebendge Riesen fesseln,
In eine Felskluft schmetternd eingehauen.

Hartmann gibt statt dessen einen sauberen Marmorsarkophag. Oder wiederum Kleist:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Arnold Böcklin: Klage des Hirten — Mit Genehmigung der Photogr. Union in München

Die Hüter, die das Grab bewachen sollten,
Gestürzt, das Angesicht in Staub,
Wie Tote, um den Felsen lagen sie.

Nach solchen Worten erwartet das Auge Gestalten im Stile Grünewalds zu sehen; der Dresdner Akademiker aber hat auf die Schar der Hüter verzichtet.

Und auf dem Rande saß, das Flügelpaar noch regend,
Ein Engel, wie der Blitz erscheint,
Und sein Gewand, so weiß wie junger Schnee.

Nichts von aller Farbigkeit, Augenblicklichkeit und Leidenschaft der dichterischen Schilderung enthält die Zeichnung: wir sehen nur

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ein Beieinander ungerührter Linien und die Banalität konventionellster Gebärdensprache.

Diese, Kleists künstlerischem Temperament so wesensfremden Gemäldegedichte waren eine poetische Lieblingsform der Romantiker. A. W. Schlegel, der Verfasser eines ganzen Sonettenkranzes auf Werke der großen alten Meister, hatte vor John Flaxmanns Umrißzeichnungen (Abbild. S. 741 unten) geäußert: »Der bildende Künstler solle uns in zyklischen Folgen zu poetischen Schöpfungen ein neues Organ geben, den Dichter zu fühlen, und dieser dolmetsche wiederum in seiner hohen Mundart die reizende Chiffresprache der Linien und Formen.« Ihm waren sein Bruder Friedrich, Dorothea Schlegel, Sophie Brentano-Mereau und andre mehr mit Gemäldegedichten gefolgt. Ja, selbst der alte Goethe hatte Wilhelm Tischbeins Idyllen »auf des Freundes Verlangen einige Reime hinzugefügt; er liebt, seine sinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu sehen«.

Die romantische Gattung der Gemäldegedichte und poetischen Bildbeschreibungen ist so gut wie ausgestorben. Damit hat aber die moderne Lyrik noch keineswegs die Fühlung mit der Malerei verloren. Sie entdeckte vielmehr neue, dem künstlerischen Empfinden unsrer Tage und dem lyrischen Stil der Gegenwart entsprechende Möglichkeiten, in Gemälden poetische Motive zu finden. Alle nur denkbaren Annäherungsgrade zwischen den Schwesterkünsten lassen sich in der Dichtung der Gegenwart nachweisen. Von der Übersetzung eines Bildeindrucks in die Welt der Wortkunst an bis zur freien Dramatisierung einer durch Bilder im Dichter wachgerufenen Stimmungsfolge.

Vier Lyriker sollen mit Gedichten zu Worte kommen, die bei aller Weltverschiedenheit des Stils doch das gemeinsam haben, daß ihr innerer Gehalt von einem Bilderlebnis genährt wird.

Liliencrons kleines Gedicht »Böcklins Hirtenknabe« hebt aus dem Gemälde (Abbild. S. 743) den rein menschlichen Gehalt heraus und deutete ihn aus der eignen Gefühls- und Daseinssphäre. Das lyrische Element ruht in der Parallelität der seelischen Erlebnisse:

Die Osterblume blühte rings im Wald,
Und regenfeuchte, weiche Frühlingsluft
Spielt' leise über grüne Wintersaat.
Am Heck des Holzes standen ich und du.
Das erste Stelldichein: Ein Bursche noch
Von fünfzehn Jahren ich; sie vierzehn alt.
Errötend und so junger Liebe voll,
Sah sie zu Boden, und ich wußte nicht,
Was nun beginnen. Mit verlegnem Mund,
Errötend und so junger Liebe voll,
Sah ich zu Boden, und dann ging mein Blick
Fernab. Und meine Linke hob sich hoch,
Wie unbewußte Scheu vor süßem Glück.
Sie aber lächelt, und betroffen ganz
Schielt sie mich zaghaft von der Seite an.
Das alles fiel mir wieder ein, als ich
Den holden Hirtenknaben Boecklins sah.

Eine andre seelische Brücke führt von Richard Dehmels Gedicht »Jesus und Psyche« zu Klingers großem Bilde »Christus im Olymp« (Abbild. S. 745) Dehmel gibt seinen Strophen den Untertitel »Phantasie bei Klinger«. Im Atelier des Malers steht er allein vor dem vollendeten Werke, und zunächst beschreibt er es:

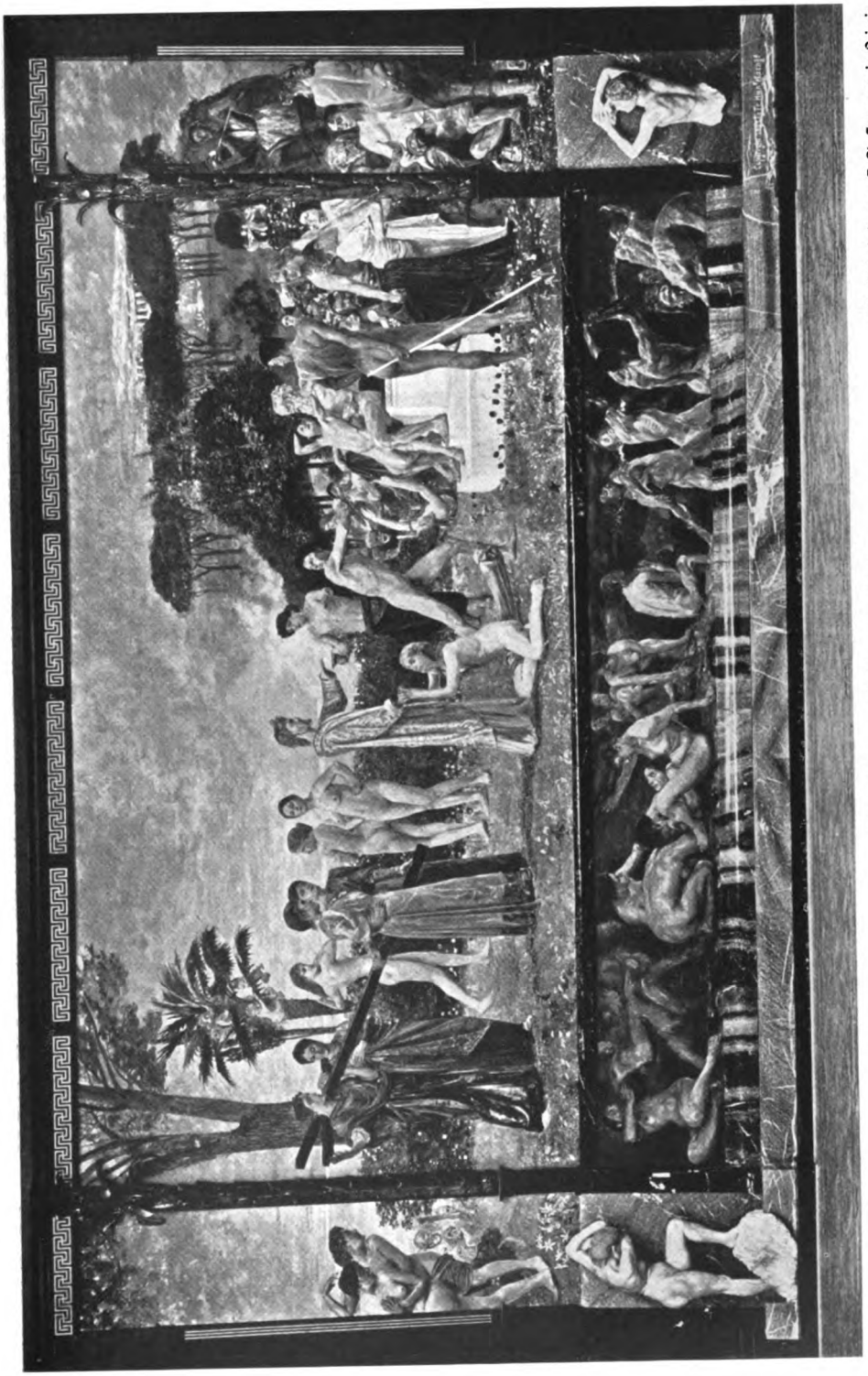
Still! Atme kaum! Dort drüben schimmert noch
Im Abendschein der alte Göttergarten
— — — — — — — — —
Die Götter alle sind versammelt, und unter sie
tritt Jesus.

Sie sahn ihn kommen; immer größer kam er,
Der hagre Mann, den Blick zu Boden, langsam,
Als ob sein Fuß den Wiesenrasen schonte,
Im gelben Seidenkleid, das goldgestickt
Wie eines priesterlichen Königs Kleid schien
Und Spuren wie von Blut zeigt — warum
kommt er
Nicht nackt zu ihnen, wie sie selber sind?
Und streng verhüllt gleich ihm, tragen drei Frauen
Ein schweres schwarzes Kreuz ihm nach.
Jetzt senken sie's, ihr schwesterlicher Schritt
Stockt: Jesus sieht die Götter an.

Weh uns! Der wilde Amor weicht empört
Entsetzt zurück vor diesen Augen: Psyche,
Weh, Psyche, flieh! Doch seine Psyche fällt
Mit seligem Schrei dem Eindringling entgegen,
Weh, kniet vor ihm — Psyche, der Götterlieb-
ling,
Vor ihm! — umklammert ihm die Rechte, küßt sie,
Küßt diese grauenhaft blutstriemige Narbe
Der magern Hand, stammelnd und schluchzend:
Mein,
Mein Herr und Heiland!

Die Sonne taucht ins Meer, die Götter schweigen.
Und Jesus, Psyche überschattend, heftet
Den Blick auf Zeus. Der sitzt, zu Tode stumm,
Auf seiner Marmorbank. Die greisen Glieder
Versagen ihm den Zorn. Die alten Augen
Erstarren in der Nacht im Auge Jenes.
Er hört nicht, wie der Knabe Ganymed

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Max Klinger: Christus im Olymp

Mit Erlaubnis von E. A. Seemann in Leipzig

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sich an ihn schmiegt und ängstlich flüstert: Vater,
Was will der fremde Zaubrer hier? — Zeus stirbt.

Und nun beginnt die Phantasie ihr Spiel. Aus dem Bildbetrachter wird der Held des Bildes selbst. Der Dichter ist Jesus — dieser Jesus aber ist ein dionysischer Gott, dem die Olympier die Hochzeit mit Psyche rüsten:

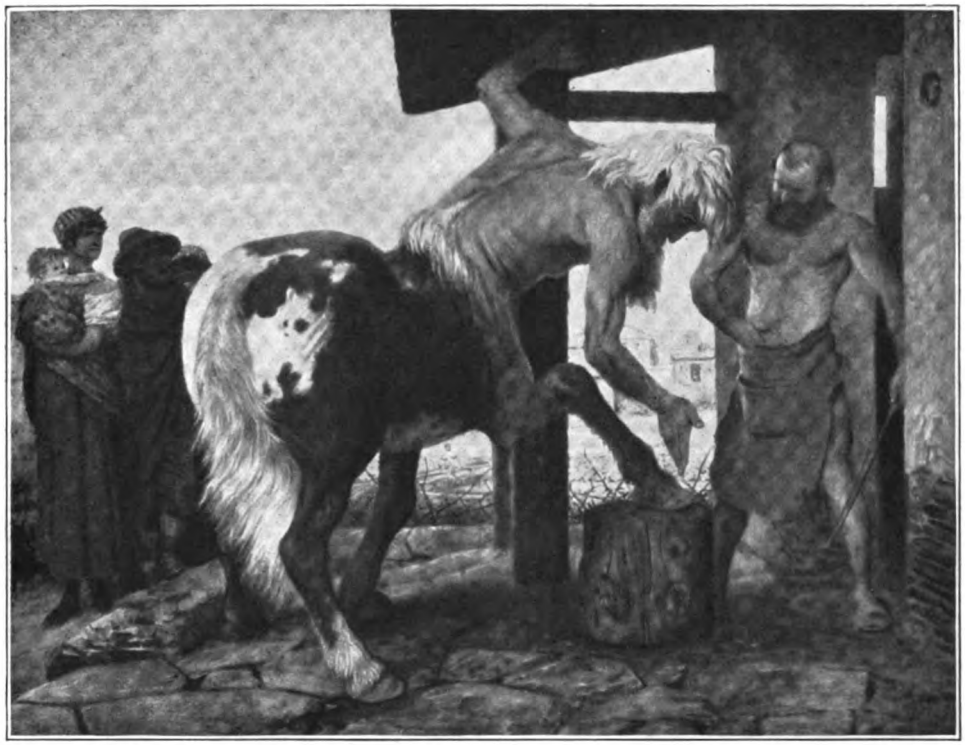
Doch schaudernd lehnt sich Psyche von mir weg
Und starrt mich an mit Augen, daß mich friert,
So rätselhaft voll Furcht, voll Sehnsucht! — Psyche!
Geliebte! Psyche! Du, wer bist du? — »Du!«
Sprach laut mein Mund die Antwort meines Herzens,
Ein Echo huschte durch den großen Raum,
So stand ich.
Allein. Und stand und lebte in dem Meister,
Der solches in mir schuf.

Aus einer zweifachen Anschauungsquelle schöpfte Hofmannsthal die Anregungen, die sich zu seiner Idylle verdichteten. Er überschreibt den Dialog: »Nach einem antiken Vasenbild: Zentaur mit verwundeter Frau am Rand eines Flusses. Der Schauplatz im Böcklinschen Stil. Eine offene Dorfschmiede.« Und nun kombiniert seine Einbildungskraft die Erinnerung an die antike Szene mit derjenigen an Boecklins Bild »Der Zentaur in der Dorfschmiede« (Abbild. S. 747). Und zwar derart, daß ihm die Bilderlebnisse zu zwei Szenen einer mythologischen Novelle werden. Der Zentaur besucht die Dorfschmiede, um an seinen Speer eine neue Spitze setzen zu lassen. Während der Arbeit des Schmiedes regt die Erzählung seiner ungebundenen Existenz in der Frau die Sehnsucht auf, ihm zu folgen in die Welt der Waldgeborenen. Sie schwingt sich auf seinen Rücken — und nun tritt das Vasenbild vor das Auge des Dichters: der Schmied schleudert den Speer nach den Fliehenden, zu Tode getroffen sinkt die Frau in die Arme des Zentauren. Im Stile Böcklins ist aber nicht nur der Schauplatz der Idylle, auch die Wechselrede weckt Böcklinsche Bilderinnerungen. Ein Beispiel:

Zentaur. — — — — — — — —
Zuweilen kam ich wandernd einem Hain vorbei,
Wo sich zu flüchtig eigensinn'ger Lust gewillt,
Aus einem Schwarme von Najaden eine mir
Für eine Strecke Wegs gesellte, die ich dann
An einen jungen Satyr wiederum verlor,
Der syrinxblasend lockend wo am Wege saß.
— — — — —
Frau. Ward dir, dem Flötenspiel des Pan zu lauschen, sag'?
Zentaur. In einem stillen Kesseltal ward mir's beschert.
Da wogte mit dem schwülen Abendwind herab
Am Rand der Felsen rätselhaftestes Getön,
So tief aufwühlend wie vereinter Drang,
Von allem Tiefsten, was die Seele je durchbebt,

Otto Philipp Runge: Der Morgen — Hamburger Kunsthalle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Arnold Böcklin: Zentaur in der Dorfschmiede

Photographieverlag der Photogr. Union in München

Als flög' mein Ich im Wirbel fortgerissen mir
Durch tausendfach verschiedne Trunkenheit hindurch.

Die Bildwelt des Schweizer Malers hat Hofmannsthal immer wieder in ihren Bann gezogen. Er ist der Dichter der Totenklage um Böcklin. Denn was Hofmannsthal in dem dramatischen Bruchstück »Der Tod des Tizian« die jungen Maler über des Venezianers Kunst sagen läßt, Böcklins Bilder liehen es ihm. Und die Aufführung dieses Fragments als Trauerfeier für Böcklin gab diesem nur vor aller Welt, was in der Stille schon lange sein Eigen war.

Gianino:
Er hat den regungslosen Wald belebt:
Und wo die braunen Weiher murmelnd liegen
Und Efeuranken sich an Buchen schmiegen,
Da hat er Götter in das Nichts gewebt;
Den Satyr, der die Syrinx tönend hebt,
Bis alle Dinge in Verlangen schwellen
Und Hirten sich den Hirtinnen gesellen ...
Batista:
Er hat aus Klippen, nackten, fahlen, bleichen,
Aus grüner Wogen brandend weißen Schäumen,
Aus schwarzer Haine regungslosen Träumen
Und aus der Trauer blitzgetroffner Eichen
Ein Menschliches gemacht, das wir verstehen,
Und uns gelehrt, den Geist der Nacht zu sehen.
Paris:
Die Frauen und die Blumen und die Wellen
Und Seide, Gold und bunter Steine Strahl
Und hohe Brücken und das Frühlingstal
Mit blonden Nymphen an kristallnen Quellen,
Und was ein jeder nur zu träumen liebt
Und was uns wachend Herrliches umgibt:
Hat eine große Schönheit erst empfangen,
Seit es durch seine Seele durchgegangen.

Was die Dichter dem Maler dankten, war, daß er ihnen gleichsam ein altes Herrschaftsgebiet der Poesie zurückerobert hatte. Und diesen Dank stattete weniger verhüllt als Hofmannsthal ein strengerer und tieferer Lyriker ab: Stefan George:

Du gabst dem Schmerz sein Maß. Die Brandung mußte
Vertönen. Schrei durch güldne Harfe sausen.
Und steter Hoffnung tiefste Bläue wölktest
Du über Öde, Fall und Untergang.
Daß heut wir leichten Hauptes wandeln dürfen,
Nicht arm im Dunkel schluchzen, war dein Walten.
Du nur verwehrtest, daß uns (dank dir, Wächter!)
In kalter Zeit das heilge Feuer losch.

Der Instinkt für den verwandten Geist zieht Kunst zu Kunst, Dichter zum Maler.

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vom Schmuggel und von Schmugglern

Von Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune (Lugano)

Was ist Schmuggel? Das unerlaubte Einführen von Waren in fremdes Staatsgebiet unter Umgehung des Einfuhrzolles. Der Schmuggel setzt das Schutzzollsystem voraus; er hat also beim Freihandel sein Daseinsrecht verloren. Er setzt ferner voraus, daß das Land, aus dem geschmuggelt wird, im wesentlichen freihändlerisch organisiert ist, sonst lohnt sich das Handwerk nicht. Mit andern Worten: der Schmuggel wird nur mit Artikeln betrieben, deren Preis von einem Land zum andern starke Verschiedenheiten aufweist. Er wird auch denjenigen Waren den Vorzug geben, die leichter transportabel sind und kein großes Volumen aufweisen.

Zur Beseitigung des Schmuggels gibt es ein sehr einfaches Mittel: der Ausfuhrstaat braucht nur den Schmugglern, die ihm meist bekannt sind, das Handwerk zu legen. Er wird das tun, wenn er ein Interesse daran hat, d. h. wenn ihm der Einfuhrstaat Gegenrecht hält. Das setzt wiederum voraus, daß der Ausfuhrstaat gewisse Artikel mit Schutzzoll belegt, die bei seinem Nachbar billiger sind. Das wird jedoch selten der Fall sein. Oder der Ausfuhrstaat möchte durch Verhinderung des Schmuggels aus seinem Gebiet dem Grenznachbar einen Gefallen tun; er hofft durch dieses Entgegenkommen sich Vorteile andrer Art zu sichern. Auch dieser Fall wird nicht häufig eintreten.

Nehmen wir z. B. die Verhältnisse an der schweizerisch-italienischen Grenze. Italien ist ein Schutzzollstaat ersten Ranges. Es glaubt mit diesem System der Staatskasse große Einnahmen zu sichern und seinem Handel, seiner Industrie entgegenzukommen. Es verteuert aber damit den Lebensunterhalt und macht besonders dem kleinen Manne die Existenz sauer. Es nimmt ihm so manches unschuldige Vergnügen, so manchen bescheidenen Genuß — sein Pfeifchen, seine Tasse Kaffee, sein Stück Zucker —, indem er's ihm gewaltig verteuert. Es hindert auch gewisse Industrien am Aufkommen und verbannt sie von seinem Gebiete. Kein Wunder, daß der Schmuggel blüht, dessen Unterdrückung dann wieder gewaltige Summen kostet und einen großen Teil des Nutzens aufzehrt, der dem Staate aus seinem Schutzzollsystem erwächst. Endlich scheint man in Italien gar nicht zu bedenken, wie entsittlichend das Schmugglerhandwerk auf die Bevölkerung wirkt, wie es den kleinen Mann zum Hehler, zum Dieb, ja zum Mörder macht, wie es ihn zu zeitweiligem Nichtstun und zur Verschwendung, zum Betrug, zum Haß und Widerstand gegen die Staatsgewalt veranlaßt, ihn ins Gefängnis und ins Zuchthaus bringt, wie es endlich die Beamtenkorruption begünstigt und Tausende von Menschen auf Abwege treibt. Sind die Millionen in der Staatskasse damit nicht etwas teuer erkauft?

Wie stark seit Jahrzehnten an der italienischen Nordgrenze geschmuggelt wird, ahnen nur Wenige. Es handelt sich hier um Millionen. Man liest zwar immer von erwischten Schmugglern und konfiszierten Waren, aber diese machen doch nicht einmal den zehnten Teil der durchgeschmuggelten Ballen aus, deren glückliche Ankunft am Bestimmungsort keine Zeitung meldet. Es handelt sich dabei vorwiegend um Zucker, Kaffee, Salz, Tabak und Saccharin. Wer die Preise dieser Artikel in beiden Ländern vergleicht, wird es begreifen. Das Kilo Zucker kostet in der Schweiz 50—60 Cts., in Italien 1,50—1,80 Fr., Salz in der Schweiz 10—25, in Italien 50 Cts., Kaffee in der Schweiz 2—3 Fr., in Italien 4—5 Fr. Auch für Petroleum und Benzin sind die Preise in Italien um 100 bis 200 Prozent höher, doch ist der Artikel auf dem Schmuggelwege nur in kleineren Mengen transportabel.

Das Schmuggelwesen ist regelrecht organisiert. Man ist sogar einer Aktiengesellschaft auf die Spur gekommen, die regelmäßige Dividenden zahlte. Fast nie arbeitet der Schmuggler auf eigne Rechnung; er ist Angestellter einer Unternehmung und bezieht seine Prozente. Der Chef der Unternehmung hat meist seinen Wohnsitz im Ausfuhrlande. Seine Agenten müssen im Einfuhrlande den Empfang der Ware, ihre Verteilung auf die Depots und den Kleinverkauf besorgen. Die Schmuggler sind meist italienischer Herkunft, haben aber oft ihren Wohnsitz in der Schweiz. Als Tagelöhner, Holzhauer, Steinklopfer verdienen sie in der freien Zeit ihr Brot oder begnügen sich auch mit einem Scheinberuf, um nicht aufzufallen. Kommt die Nacht, so wandern sie über die Schweizer Grenze mit leeren Händen. Dort verbringen sie den Tag mit Schlafen, Bocciaspiel und mit dem Einkauf der Waren, die sie mit vollendeter Kunst zu großen, 30—40 Kilo schweren Ballen zusammennähen. Kommt der Abend, so legen sie ihre Pantoffeln aus Segeltuch und Bindfadensohlen an, nähen sie über dem Fuß zusammen, befestigen an den Ballen leicht abzutrennende Tragriemen, und fort geht's über die Berge. Zunächst auf bequemen Wegen und im Trupp bis an die Grenze, dann verteilt über Stock und Stein, Schnee und Eis, wo ein Durchkommen ist.

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Für eine energische Unterdrückung des Schmuggels hat die königlich italienische Regierung gesorgt. Sie geht dabei seit einem Jahrzehnt mit einer Unerbittlichkeit, einem Raffinement, einem Aufwand von Personal, von Gebäuden und Mitteln aller Art vor, die zu dem erzielten Gewinn schwerlich im Verhältnis stehen. Sie vergißt, daß die drakonische Unterdrückung des Schmuggels wie alle Gewaltmaßregeln auf seiten der Schmuggler eine verstärkte Erfindungskraft, ein Erdenken stets neuer Mittel zur Täuschung des Fiskus zur Folge haben muß. Gelingt es der Behörde, in einem Gebiet den Schmuggel fast zu beseitigen, so beginnt er in einem andern, das des schwierigen Geländes wegen bisher gemieden wurde, sich festzusetzen. Seine völlige Beseitigung ist einfach ausgeschlossen, weil dazu Mittel aufgewandt werden müßten, die zu dem erhofften Vorteil nicht mehr im Verhältnis stehen. Sollte man es für möglich halten, daß Italien schon fünfzig Grenzkilometer mit zwei Meter hohen Drahtnetzen, Glöckchen und elektrischen Leitungen umgeben hat, um dem Schmuggler das Handwerk sauer zu machen? Daß es mehrere Kilometer lange und hohe Treppen im Gebirge angelegt hat, um den Zollwächtern das Auf- und Absteigen auf dieser Jakobsleiter zu ermöglichen? Daß es kleine sogenannte Torpedoschiffe bauen ließ, die mit mächtigen Reflektoren und kleinen Kanonen versehen sind, um auf den oberitalienischen Seen nachts die Grenzüberschreitung zu verhindern? Daß es Hunderte von Beobachtungsstationen auf den Berggipfeln und bei den Pässen errichtet hat, um jeden aus der Schweiz kommenden Wanderer schon aus der Ferne beobachten zu können? Daß es der Grenzbevölkerung bis auf einen Rayon von etwa 50 Kilometern ins Innere die Pflicht auferlegt, der Behörde jederzeit über die Herkunft der verkauften Waren aktenmäßige Rechenschaft abzulegen, so daß ein Über-die-Grenze-bringen der Ware keineswegs genügt, um vor der Zollkontrolle sicher zu sein? Daß es Tausende von Grenzwächtern — mit der Schweiz im Verhältnis von zehn zu eins — beschäftigt, die als solche ihren Militärdienst ableisten und bei jämmerlicher Bezahlung fern von ihrer Heimat — es sind meist Sizilianer und Neapolitaner — in unwirtlicher Gegend dem Menschenfang obliegen müssen?

Alle diese raffinierten, wahrhaft drakonischen Maßregeln, sollte man meinen, hätten dem Schmuggel den Garaus gemacht. Nichts von alledem: sie machten ihn nur heimlicher und perfider. Damit kommen wir zu der bedenklichsten Seite der Sache. Es ist klar, daß nicht die Hälfte der Waren glücklich über die Grenze käme, wenn nicht die Bestechung der Zollwächter und selbst ihrer Offiziere eine große Rolle spielte. Man bietet ihnen Prozente des Gewinns — zwanzig und mehr — an, und wenn dann der Grenzübergang stattfindet, hat man nichts gesehen. Diese immerhin häufigen Fälle werden jedoch nur selten entdeckt, dann aber die Schuldigen sehr streng zur Verantwortung gezogen. Als es noch Schmugglerinnen gab, d. h. als der Beruf weniger anstrengend und gefährlich war, zahlten die armen Mädchen den freien Durchlaß mit ihrer Unschuld, und nicht umsonst sind die unehelichen Geburten in den Grenzgegenden so häufig. Gab es doch geschriebene Verträge zwischen der Schmugglerin und dem einzelnen Zollwächter! Heute beteiligt sich das weibliche Geschlecht nur noch selten am Schmuggel. Doch fand man noch kürzlich am Lago Maggiore beim Berge Ghiridone eine alte Frau im Schnee erfroren. Als Schmugglerin hatte sie das Brot für ihre vaterlosen Kinder verdient!

Begegnet man nicht selten dem wilden Hasse zwischen Schmugglern und Zollwächtern, die einander wie wilden Tieren auflauern, so findet man oft auch ein menschliches Rühren. Gehören sie beide doch nicht nur der gleichen Nation, sondern auch der gleichen Volksklasse an und haben in vielem verwandte Interessen. So kommt es vor, daß Schmuggler und Zollwächter gemütlich zusammen eine Flasche leeren. Dann trennen sie sich mit freundlichem Händedruck. Der Schmuggler geht in die Schweiz hinunter, um seine Ballen zu holen, und der Zollwächter bezieht seinen Posten, um den Schmollisbruder vom Morgen am Abend mit geladener Waffe und gezogenem Bajonett zu verfolgen.

Stillschweigendes Übereinkommen und ungeschriebene Gesetze wollen es, daß der Schmuggler mit seinem Leben und seiner Freiheit davonkommt, wenn er bei der Entdeckung die Ballen fahren läßt. Flieht er aber mit der Ware, so schießt der Zollwächter unbarmherzig. Auch der Schmuggler ist meist bewaffnet und weiß zu antworten. Oder es kommt zum Kampfe mit Bajonett, Dolch und Messer. In verzweifeltem Ringen stürzt nicht selten der eine oder andre in den Abgrund. Die Statistik der jährlich verunglückten Zollwächter und Schmuggler wird freilich nicht veröffentlicht. Ein paar Dutzend Fälle mag sie schon betragen, zumal wenn man die im Schnee erfrorenen und von Lawinen, Steinschlag usw. Getroffenen hinzuzählt. An alpinistischen Leistungen im Kampf mit den Elementen werden von den Schmugglern Wunder der Tapferkeit vollbracht, die denen der Bergsteiger der Alpenklubs und der Bergtruppen Italiens und Österreichs kaum nachstehen.

Dies wäre der grobe Massenschmuggel über die Berge, ausgeführt von rauhen Männern des Volkes, die schlau und tapfer sind, aber vor allem durch ihre physische Kraft sich auszeichnen. Daneben geht der raffinierte Grenzschmuggel in der Ebene, auf offener Straße oder im Eisen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bahnwagen vor den Augen der spähenden Zollwächter. Mit unschuldsvollem Lächeln, süßen Worten und flotter Eleganz heißt es hier die feinere Ware über die Grenze bringen. Gewinnt der Zucker- und Kaffeeschmuggler schon 30—40 Frank auf den Ballen, so beziffert sich der Gewinn des eleganten Schmugglers nach Hunderten. Hier ist es vor allem die Taschenuhr und das edle Sacharin, mit denen gewirtschaftet wird. Der Segler mit seinem Ruderboot, unter dessen Kiel sich ein wasserdichtes Fach findet, der Bettler mit der hohlen Krücke, der Fuhrmann mit der hohlen Deichsel, die Dame mit der vollen Büste, der wohlbeleibte Herr, der wohlgefüllte Möbelwagen, die Ladung mit Kohlengries, ja die Hörner der Kuhherden — sie alle haben mitgeholfen, die feinere Ware über die Grenze zu bringen. Immer neue Listen werden erfunden, entdeckt und neuerfunden. In der Grenzwächterschule von Maddalena unterhält Italien ein Schmuggelmuseum, in dem alle Utensilien ausgestellt und alle Mittel beschrieben sind, die dem Schmuggel dienen. Diese Sammlung hat mehr historischen als aktuellen Wert, denn die Erfindungskraft der Schmuggler ist unbegrenzt, und ihre Listen wechseln von Tag zu Tag. So wird der Grenzverkehr immer schwieriger, das Mißtrauen von Mensch zu Mensch immer größer. Keiner glaubt seinem Nächsten mehr, und jeder verdächtigt den andern. Die Zollpolizei und Zollspitzelei in Italien sieht der politischen Polizei in Rußland verzweifelt ähnlich. Seit einiger Zeit begleiten z. B. Zollpolizisten in Zivil die in die Schweiz sich begebenden sonntäglichen Ausflügler der Lombardei und Piemonts, um ihre Einkäufe auf Schweizer Boden unauffällig zu überwachen und bei ihrer Rückkehr an der Grenze die uniformierten Zollbeamten über das Gesehene zu verständigen.

Man sieht, wie gefährlich das Schmuggeln geworden ist. Und doch übt es seinen unwiderstehlichen Reiz aus. Nicht nur weil damit Ersparnisse erzielt und ein gutes Geschäft gemacht werden kann, sondern auch und vor allem, weil das Verbotene nun einmal seinen eignen Zauber hat und es gar zu schön ist, der Staatsgewalt ein Schnippchen zu schlagen.

Daß es auch unter den Schmugglern Verräter und Spitzel gibt, die heute zum eignen Nutzen schmuggeln und morgen zum Schein schmuggeln, um die Kollegen der Polizei in die Hände zu liefern, ist selbstverständlich. Und doch gibt es immer noch schlaue Füchse, die seit zehn und mehr Jahren das blühende Geschäft betreiben, zu fünfzig Jahren Zuchthaus und zu Hunderttausenden von Franken Geldstrafe verurteilt wurden, aber nie gefaßt werden. Das Volk bewundert diese Helden, und das einfache Mädchen reicht ihnen gern die Hand zum Bund fürs Leben, während es im Zollwächter trotz seiner prächtigen Uniform und seinen flotten Allüren den Feind sieht, den man meidet und im stillen verachtet, weil er arme »ehrliche« Leute ins Gefängnis bringt und das Volk zugunsten der Staatskasse »ausbeutet«. Wir finden hier wieder den »edlen Räuber« der Romantik, jenen »Wilden«, der nach Seume ein besserer Mensch ist als wir, und den das Gesetz mit Unrecht verfolgt, während es die »großen Diebe« laufen läßt. Zwar ist die Solidarität unter den Schmugglern auch nicht immer ungetrübt. Es kommt vor, daß sie einander Konkurrenz machen. Kürzlich wurde eine Schmugglerbande von einer Schar Zollwächter überrascht und ließ die Beute fahren. Die königlichen Zollwächter aber waren nichts andres als verkleidete Schmuggler, die auf diesem ungewöhnlichen Wege billig zu ihrer Ware kamen!

Das Saccharin, 1879 von Fahlberg erfunden und 300 bis 500 mal süßer als der Zucker, ist gegenwärtig durch seinen Preisunterschied in den einzelnen Ländern (Schweiz 7—9 Fr., Österreich 70—100 Fr. das Kilo, in Deutschland und Italien verboten) und durch sein winziges Gewicht der Hauptschmuggelartikel. In der Westentasche mitgeführt, kann es dem Träger schon einen Gewinn von 10 und 20 Frank einbringen. Kein Wunder, daß alle Kreise der Bevölkerung — vom Arbeiter bis hinauf zur Weltdame — sich am Sacharinschmuggel beteiligen. Die Kontrolle ist einfach unmöglich, will man das Leben an der Grenze und den Grenzübergang nicht völlig unmöglich machen. Die Korruption aller Bevölkerungskreise durch das süße Gift legt allerdings den Gedanken nahe, ob hier nicht im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit Halt geboten werden solle, um die wachsende Versuchung aus der Welt zu schaffen.

Aber auch ohne das Saccharin, dem jetzt schon in den Grenzgebieten ganze Familien ihren Wohlstand, ja Reichtum verdanken, wird der Schmuggel nicht aus der Welt zu schaffen sein. Er ist unter gewissen wirtschaftlichen Bedingungen das notwendige Ergebnis menschlicher Schwäche, Gewinnsucht und Schlauheit. Durch drakonische Gegenmaßregeln macht man das Übel nur schlimmer. Das einzige Heilmittel ist der Ausgleich der Warenpreise diesseit und jenseit der Grenze. Man mag durch höhere Besteuerung eigentlicher Luxusartikel den Einnahmeausfall auf allgemein begehrte Kolonialwaren decken. Bleibt es beim gegenwärtigen System, so wird auch der Schmuggel mehr zu- als abnehmen. Dem Freunde pikanter Geschichten und toller Abenteuer mag dies gefallen; im Interesse der Volksgesundheit wird man es bedauern müssen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Reich der Frau

XXVIII

Blumenstrauß und Vase. Von Harry Maaß (Lübeck)

Mit acht farbigen Aufnahmen vom Verfasser

Die Fähigkeit, unsre Häuslichkeit mit Blumen zu schmücken, die naive Freude am Blumenstrauß in der Vase ist uns Menschen verloren gegangen. Mit dem Ende unsrer romantisch-landschaftlichen Gartengestaltung, der jegliche Organisierung auf Gartenblumen fremd war, vergaßen wir unsre trauten und lieblichen Gartenblumen, und erst als wir durch neue Sehnsucht auf das Land getrieben wurden, auf die fernen Dörfer und in kleine, verkehrsentlegene Städtchen, erinnerten wir uns wieder daran, daß es einmal Malven, Rittersporn, Astern, Levkoien, Zinnien und Ringelblumen gegeben hat, mit denen unsre Vorfahren ihre Stübchen und Zimmer schmückten. Sie standen auf sauber gepflegten, buchsbaumumgebenen Rabatten, diese Blumen, und sie blühten so lustig unter sonnigem Himmel, und man konnte so viel davon schneiden, daß es eine Lust war. Ihre Blütenpracht ging erst zu Ende, wenn die ersten spätherbstlichen Nachtfröste kamen, wo die scheckigen Georginen und die großen gelben Sonnenräder am Zaun traurig ihre Köpfchen hängen ließen. Solange der Garten in feurigen Blumenfarben strahlte, solange noch Herbstaster und Gartensonne ihre taufeuchten Blütenaugen im Frühsonnenglanz flimmern ließen, so lange genoß auch das Stübchen daheim vom Blumenduft des Gartens. Und die Sonne drang hinein ins Zimmer, durch lichte, luftige Gardinen und weiß eingefaßte Fensterscheiben und legte über den farbigen rotblau und gelb betüpfelten Blumenbusch in der gemütlichen dickbauchigen Vase eine sprühende Feuergarbe. War's ein Wunder, daß man gern am Fenstertisch saß im Lehnstuhl vor einem lustig leuchtenden Blumenbusch?

Wie dunkel sind unsre Zimmer heutzutage! Dicke farblose Friesvorhänge hüten Möbelstoff und Tapeten vor den farbenverzehrenden Sonnenstrahlen, kümmerlich fristet die Zimmerpalme ihr Leben in der Ecke, und auf dem Büfett trauern in schmächtiger, farbloser Blumenvase ein halbes Dutzend ebenso farbloser Nelken, die aus einem Blumenladen aus der Nachbarschaft Freund oder Freundin der Hausfrau zum Geschenk machte. Im Garten sind keine Blumen zu finden, von denen man ein Sträußchen schneiden möchte, darinnen scheint auch nicht die Sonne, denn Baum an Baum lassen ihre Strahlen nicht hinein, dumpf brütet die Feuchtigkeit unter Busch und Gesträuch, und in den Ecken duftet es nach Moderluft und Pilzen. Sonne und Licht in unsre Gärten! Blumen und Blüten so viel, daß eure Zimmer davon abbekommen können. Aber laßt auch Sonne ins Zimmer hinein, damit der Blumenstrauß darin leuchtet und Farben sprüht, denn ohne Sonnenlicht keine Farbenharmonie; und funkelnde Blumenfarben machen das Leben so lustig und froh, sie zaubern uns in unsre Häuslichkeit ein Stückchen reiner und wahrer Glückseligkeit.

Hand in Hand mit der Entwicklung und Verinnerlichung unsrer Wohnkultur schritt in neuerer Zeit der Sinn für die Gartenpflege, und mit dem Erwachen des neuen Gartengedankens war der Keim zur verständnisinnigen Blumenpflege gelegt. Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts beginnen wieder die blühenden Blumen zu lieben; wir wenden uns ihnen mit Interesse und kindlichen Freuden wieder zu. Ich habe es wiederholt erlebt, daß gerade die Blumen es waren, die den ersten Anstoß gaben zur Umänderung und Organisierung ganzer Gartenanlagen und Parks, und was England uns in seinen blumenreichen Gärten zeigte, fand bei uns in Deutschland Widerhall. Wir bauen erneut Blumengärten! Stauden, Rosen, Sommerblumen und die sonnigen, farbenprächtigen Frühlingsblüher, die Tulpen, Krokus und Narzissen, sie tragen in unsre Gärten wiederum jene sprühenden Farben, die einst den Barock- und Renaissancegärten eigen waren, die noch heute den Bauergarten im Dorfe schmücken, draußen, weitab von der Großstadt, vor dem wir mit dem Hut in der Hand stehenbleiben, um wenigstens in Gedanken ein Teilchen dieser Poesie mit heimzutragen.

Seit wir wieder Blumen in Gärten pflegen, fing langsam auch das Interesse am

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blumenstrauß des Zimmers zu erwachen an, und als die ersten schüchternen Versuche begannen, immer weitere Anregungen zu geben, wurde uns auf einmal klar, daß eigentlich keine der vielen Gefäße und Vasen, die ehedem zwecklos im Zimmer umherstanden, geeignet waren, die Schnittblumen aufzunehmen. Mit dem Verständnis für den Blumenstrauß des Zimmers wuchs nunmehr das Verständnis für eine zweckdienliche, wohlgeformte Blumenvase. Wir sind heute so weit, daß wir nicht erst lange nach solchen zu suchen brauchen. Werkstätten und Fabriken haben die Situation sofort erkannt und setzen eine stattliche Anzahl Künstler mit gutem Ruf in Nahrung, für die verschiedensten Blumenformen, für die verschiedensten Innenräume die jeweils passenden Gefäße in Form und Farbe zu entwerfen. Welch ein Wandel sich auf dem Gebiet der Töpferei, besonders aber auf dem Gebiet der Blumenvasentöpferei in den letzten Jahren vollzogen hat, sehen wir auf Schritt und Tritt in den Schaufenstern unsrer Geschäftsstraßen, auf dem Markt und in unsern Kaufhäusern. Mit den seither üblichen Unerträglichkeiten in der Ausmalerei und Formengebung scheint man endgültig aufgeräumt zu haben. Was uns die Bauerntöpferei auf den Wochenmärkten der Marktzentren Thüringens, Hessens, Bayerns und Nordwestdeutschlands vorführte, ist heute in jeder Großstadt ebenso und vielleicht besser zu finden. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die naiven Formen der Steingeschirre des ländlichen Töpfers, die trotz der eilig fortschreitenden Technik und ihren wesenlosen Auswüchsen und Mißbildungen immer noch von der Drehscheibe in den Brennofen wanderten und von dort in die nächste kaufende Nachbarschaft, auf die Phantasie unsrer Künstler wie auf die Fabrikation befruchtend gewirkt haben. Wer die Erzeugnisse der Bauerntöpferei mit der guten Fabrikware der neueren Zeit vergleicht, wird starke Parallelen entdecken. Mit dem Augenblick, wo wir begannen, materialgerecht und zweckformend zu gestalten, mußten wir von selbst wieder dahingelangen.

Das alles deutet mit Bestimmtheit auf neue Wege zum Blumenstrauß.

Eine ganz besondere Freude ist es mir immer, wenn die ersten warmen Frühlingstage die zahlreichen fliegenden Händler mit ihren Blumenkörben in die Großstadtstraßen locken. Da wundere ich mich denn jedesmal, daß sich nicht schon mehr Maler fanden, die dieses Farbensprühen in den Körben auf ihrer Leinwand festgehalten haben. Stark gestaltende Hände könnten daraus ganz neue Anregungen erhalten; denn was da in den Straßen an den Ständen der Blumenmädchen und -frauen für Farben zusammengetragen sind — wo anders will man das wiederfinden? Hier tönen Farben in großen zusammengedrängten Massen und fordern zu Vergleichen auf mit den Blumenzusammenstellungen in den Fensterauslagen unsrer Blumengeschäfte. Hier die naiven, klangreichen, die Nerven fesselnden Gelb-, Rot- und Blaukleckse, die aus den Körben quellen; dort der verfeinerte Strauß aus zarten Mattfarben, der nicht immer, ich möchte sagen selten, die große Masse zum Kauf reizt. Könnten sich die Blumengeschäfte erst einmal daran gewöhnen, Blumen in geschlossenen Massen und einheitlicher kräftiger Färbung dem hastenden Menschen vorzulegen, so würden vor den Schaufenstern mehr Menschen stehenbleiben, und mit dem Verkauf im Geschäft ginge es besser. Heute liegt das Absatzgebiet für die hastende Masse bei den fliegenden Händlern auf der Straße. Wer darauf achtet, wird sehen, daß es die leuchtenden Blumenbündel sind, an die der Etagenbewohner am schwersten vorüberkommt, ohne für ein paar Groschen davon zu kaufen. Holland führt zur Blumenzwiebelblüte alltäglich mehrere Waggons an unsre Großstädte ab; aus dem Süden, aus Italien und von der Riviera, gelangen täglich Sonderzüge mit frischen Blumen zu uns, um freilich die Hauptmasse an die großen Blumengeschäfte abzugeben, wo sie für die feinere Binderei Verwendung finden.

Auch in der »feineren Binderei« hat sich ein Wandel zum Besseren vollzogen. Das steht außer Frage, denn Gratulationssträuße, Tischdekorationen und Brautgewinde tragen neuerdings stärkere, sinnfälligere Farbentönungen. Wir schätzen wieder reiche und scharfe Kontraste und rücken farbenreiche Geburtstagstische, Taufgewinde, Gratulantensträuße dahin, wo durch luftige Fenster Sonnenstrahlen dringen, die aus den Blumen Leben und Feuer locken.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß unser seit vielen Jahren bestehender blühender Straßenhandel mit Farbenbüscheln in unsern Großstädten tonangebend gewesen ist für die Wahl unsrer Blumensträuße im Zimmer, steht außer Frage. Wieviel ihm davon zukommt, wage ich nicht zu entscheiden; aber er hat zweifellos den Blumenstrauß wieder zu Ehren gebracht, und das Bukett aus getrockneten Gräsern, Schilf, vergoldeten Mohnköpfen, gefärbten Immortellen und Pfauenfedern, dieses Greuel, das in fast jeder Stubenecke auf dem Eckbrett oder vor dem Spiegel zu finden war, hat aufgehört zu sein.

An Möglichkeiten zur Erlangung prächtigen Materials für den Blumenstrauß im Zimmer fehlt es heutzutage also gewiß nicht mehr. Der Gartenbesitzer hält sich an seinen Garten, der ihm Blumen zu jeder Jahreszeit reichlich spendet; der Gartenlose schöpft aus den Quellen der Blumengeschäfte, und selbst der Minderbemittelte findet beim Händler auf der Straße das, was ihm gut dünkt. Auch die Vasenfabrikation bringt uns für die Aufnahme des Blumenstraußes heute das denkbar Beste.

Die Vorbedingungen für die Wiedererweckung eines ausdrucksvollen Blumenstraußkultus sind somit reichlich erfüllt; es gilt nun, darüber nachzudenken, *Blumen und Vasenmaterial für die jeweilige Umgebung richtig zu wählen und anzuordnen.*

Das, was ich hier in den acht mit Blumen gefüllten Vasen zeige, sind Zusammenstellungen eigner Gartenblumen, wie sie die Jahreszeiten gerade schenken. Sie sollen

Ein farbig glühender Strauß aus Zinnien und Astern

Die sommerlichen Zinnien lieben im Zimmer einen sonnigen Platz

zum Nachdenken anregen, zum Nacheifern und Bessermachen.

Je naiver wir an die Wahl und Zusammenstellung der vorliegenden Blumen herangehen, um so schneller gelangen wir zum Ziel. Mit dem Suchen nach Absonderlichkeiten und dem ängstlichen Tüfteln nach besonderen Effekten befinden wir uns schon auf Irrwegen. Wer ängstlich nach der Farbengebung des Zimmerinneren die Wahl seines Blumenstraußes abzustimmen versucht, gelangt schwerer zum Ziel, als wer mit unbefangenen Augen und frischem Sinn für die reine kräftige Farbenwelt der Blüte an die Arbeit geht. Ich habe gefunden, daß ein Strauß aus reinen leuchtenden Blumen in jede Umgebung sich einfügt. Das wichtigste ist, daß wir eine genügende Anzahl wohlgeformter und stark in der Tönung sprechender Vasen besitzen. Das kann uns bei den geringen Preisen, für die wir heute solche Gefäße erwerben können, nicht schwerfallen. Ich habe für die Zwecke stets ein Dutzend guter Vasen in allen Größen für den Gebrauch zur Hand. Neben der schlanken, graziös hoch sich entwickelnden Blumenvase die Krugform, den gedrungenen kugel- und eiförmigen Topf, neben der Walzenform, auch die Schale mit nach innen oder außen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goldrote Ringelblumen in blauer Vase

sanft gebogener Mündung. Auch auf den Fuß und die Öffnung der Blumenvase sollten wir achten. Enghalsige Gefäße sind unpraktisch, denn sie lassen eine lockere Einfügung der Blumen nicht zu. Breite Grundflächen geben den Gefäßen die notwendige Standfestigkeit selbst bei schwererer Füllung mit langgestielten Sträußen, die sonst leicht das Übergewicht erhalten, um sodann bei der leisesten Erschütterung umzufallen.

So wie wir die Gartenblumen im Freien zusammenstellen, gedrungen, daß sie durch ihre Massen schmückend wirken, oder einzeln, daß die Form der ganzen Pflanze mehr zur Geltung kommt, mit wohlgebildeten Blüten, die schon an sich die gewünschte Farbwirkung in die Umgebung hineinzutragen vermögen, ordnen wir die Blumen in Vasen. Ich habe es immer als höchst geschmacklos empfunden, wenn bei der Zusammensetzung der Sträuße darauf nicht genügend Rücksicht genommen wird.

Dieses rein gefühlsmäßige Straußbinden, wie es aus der Natur förmlich herauszulesen ist, verstanden noch vor etwa 20 bis 25 Jahren die Bauern, die bei größeren Festlichkeiten, Hochzeiten oder Erntefesten wahre Kunstwerke in der Blumenbinderei fertigten. Wie es heute ist, weiß ich nicht. Man sollte aber annehmen, daß diese naive Art des Schmückens, diese auf leuchtende Farben förmlich konzentrierte Schmucklust noch nicht verschwunden ist. Oder sollte doch die rein auf Erwerb abgestimmte Blumenbinderei der Großstädte auch hier schon Unheil angerichtet haben? Eine Studienfahrt aufs Land müßte unsern Blumenbindekünstlern reiche Anregung geben, sie würden manchen guten Gedanken von der Reise mit in ihren Laden zurückbringen.

Ich habe in den hier fertig wiedergegebenen Vasensträußen Astern, Ringelblumen, Zinnien, Levkoien, Geranien, Aschenblumen und Narzissen und in einer breiten topfartigen Vase Hasel- und Weidenkätzchen angeordnet. Die weitaus farbigste Wirkung gibt der gemischte Strauß aus Astern, Zinnien und Ringelblumen. Alle drei Blumen blühen zur selben Zeit mit ähnlichen Formen und ähnlicher Haltung. Sie eignen sich zur Gemeinschaft, zum Strauß, und durch die Gegenüberstellung der einzelnen Farben wird jede Blüte in ihrer natürlichen Wirkung erhöht. Nichts weiter als die Gesetze der Kontrastwirkung, die hier im Blumenstrauß die harmonische Wirkung erzielen. Gemischte Sträuße wie dieser geben an schattigen Stellen des Zimmers ungemein erfrischende Farbenreize. Dabei ist es gleichgültig, ob das Innere auf blau, rot, gelb oder grün

Der Blumenstrauß aus Levkoien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestimmt ist. Herrschen graue, unbestimmte Töne im Zimmer, die die Sinne unbefriedigt lassen, so vermag ein einziger Strauß dieser Art lustiges Leben hineinzuzaubern.

Anders der Zinnienstrauß: die Farben der Zinnien, an herbstlich fahlen Sonnenschein erinnernd, haben etwas Kaltes an sich. Zinnien dürfen darum nicht im schattigen Zimmer aufgestellt werden. Erst der sonnendurchflutete Raum ist ihr Standort. Wer sie in den Erker stellt, daß Sonne darauffällt, oder wer sie in luftiger Veranda mit leichten Korbmöbeln zusammenbringt, daß auf ihren Blüten die Sonnenflimmer spielen, entlockt dem Strauß förmliche Feuerfarben. Dann leuchten die im Schatten kalt und nüchtern sprechenden Töne in prächtigen, überaus warmen, satten Farben.

So ähnlich geht es den goldgelben Ringelblumen, deren Wachstumsform eine lockere Zusammenstellung nicht zuläßt. Schon bei einem kurzen Versuch wird einem klar, daß Ringelblumen, zum lockeren Strauß zusammengefügt, durchaus unbefriedigt lassen, während sie zur festen Blütenmasse zusammengesetzt, mit starker rundlicher Vasenform, am liebsten in blauen Tönungen, stets sehr dekorativ wirken.

Lockere Zusammenfügung verlangen Levkoien, deren Färbungen durch die in neuerer Zeit stark sich betätigenden Züchter bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet sind. Es wird kaum eine Blume geben, deren Blütenfarbe so zart und weich, aber auch so ausdrucksvoll ist wie die der Levkoie; hinzukommt der mild berauschende Duft, der besonders zur abendlichen Dämmerstunde das Zimmer erfüllt.

Die Sonnenblumenaster zum bunten Strauß vereinigt

Rote und rosa Geranien zum Strauß vereinigt

Die Sommerblumenaster ist ihrer reichen, zarten und auch herben Nuancierungen wegen eine prächtig geeignete Blume für den Strauß des Zimmers. Auch sie verlangt Zusammenordnung in rundlicher Form, wenngleich ihre Aneinandergliederung nicht gar zu fest geschehen darf. Wer diese Herbstverkünderin auf Rabatten im Garten blühen sieht, wird fühlen, wie sie zum Strauß zusammenzufügen ist.

Wirken Blumen nicht selbst durch ihre reichen Nuancierungen, so suchen wir durch gutabgestimmte Gegensätze zum Ziel zu kommen. Ich versuchte den gegensätzlichen Akkord mit Hilfe von gelben Narzissen und blauen Aschenblumen klangreich zu machen. Ein Frühjahrsbukett für den Speisetisch! Wie anders doch, wieviel lustiger, farbiger und herzlicher diese Charakterblumen als getriebener Flieder mit mattem, todesfarbenem Antlitz! Und muß sie nicht lustig sein, eine Tafeldekoration aus einem Dutzend und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haselkätzchen mit Weiden und Erlenreisern im Vorfrühling

Ein Frühjahrsstrauß aus blauen Aschenblumen und Narzissen

mehr solcher Blumenstücke wie die grüne Vase mit den knallroten Geranien darin?

Hier ein Beispiel dafür, wie der Farbenkontrast auch zwischen Blumen und Vase seine Wirkung tut.

Hoffnungsvoll mutet der Frühlingsstrauß an aus Haselkätzchen und Weidenruten, denen soeben die kleinen molligen Kätzchen entschlüpfen wollen. Ein beliebter Frühlingsverkünder im Straßenhandel. Er fehlt fast in keinem Hause, und in manchen Gegenden unsers Vaterlandes ist es Sitte, mit ihm zum Palmsonntag Heim und Stuben zu schmücken. Aus brauner, weit nach dem Fuß hin auslaufender Vase steigt das Bündel keimenden Reisigs. Wie prächtig steht hier das grüne Tuch zur braunen Vase! Überhaupt: wer ungünstig zur Umgebung stehende Farben »einharmonieren« will, versuche es mit farbigem Stoff, er wird gar bald das Richtige finden.

Es ist nur eine kleine Anzahl der vielen Blumen, die uns der Garten und der Handel darbieten, die ich hier zu Sträußen zusammengeordnet farbig zeige. Mögen diese wenigen Proben zum eignen Nachdenken Anregung geben! Wer sich mit der Zusammenstellung von Blumensträußen liebevoll befaßt, wird sehr bald für die jeweilige Blumenform und Blütenfarbe die passende Vase zur Hand haben; er wird sehr bald fühlen, worauf es ankommt. Dem Neuling diene folgendes zur Regel: der kompakte Strauß für die bauchige, gedrungene Vase; der lockere Strauß dagegen für die langgestreckte, zylinderförmige Vase. Zwischen diesen beiden Formen aber liegen die verschiedenartigsten Abstufungen sowohl in der äußeren Gestalt als auch in der Färbung. Wer für eine angemessene Anzahl verschiedener Blumenvasen für den Hausgebrauch gesorgt hat, wird nie in Verlegenheit kommen, soll für die gerade vorliegende Blumenart das Richtige gefunden werden. Er wird aber auch gar bald durch eifriges Ausprobieren in den Stand gesetzt, form- und farbenvollendete Blumensträuße für das Heim zusammenzustellen.

Je farbenfreudiger wir in der Wahl unsrer Blumen verfahren, um so lustiger und schmückender wird der Blumenstrauß. Drum nochmals: bringt farbige Sträuße in die Zimmer!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Erste Pariser Friede

Von Hans Haefcke

Wie außerordentlich am Reichstage die Freude um den Frieden, so außerordentlich ist bei mir die Bestürzung. Denn leider weiß ich nur zu gut, daß nun die politischen Beziehungen für alle künftigen Jahrhunderte verdorben sind, daß der beste Friede mit Frankreich nichts andres denn ein stummer Krieg sein wird.« So schrieb Prinz Eugen von Savoyen, der größte Feldherr und nach dem Urteil vieler auch der größte Staatsmann Österreichs, unmittelbar nach dem Frieden zu Baden, der am 7. September 1714 den Spanischen Erbfolgekrieg beendete. In allen größeren Schlachten besiegt, durch diese blutigen Niederlagen um die Blüte seiner Bevölkerung gebracht, obendrein finanziell erschöpft, hatte Frankreich schließlich doch den Besitzstand gerettet, den es sich in den vorhergehenden Raubkriegen geschaffen. Sein aufs tiefste gedemütigter König Ludwig XIV. war dank der Uneinigkeit seiner Gegner zuletzt doch noch wieder Herr der Lage geworden. Das Mißverhältnis zwischen dem Verlauf des Krieges und dem Friedensschluß war also in der Tat derartig, daß auch ein minder weit blickender Staatsmann, als Prinz Eugen es war, die schlimmsten Befürchtungen für die Zukunft hegen mußte.

Hundert Jahre waren seitdem verflossen, und abermals hatte das Schicksal in einer fast ununterbrochenen Kette von Niederlagen gegen Frankreich entschieden. So war denn jetzt den Staatsmännern Europas Gelegenheit gegeben, aus den Siegen seiner Feldherren und Heere die Folgerungen zu ziehen, die im Interesse des Friedens und der Wohlfahrt der Völker geboten waren. Und da das verflossene Jahrhundert wiederholt dem Prinzen Eugen recht gegeben und namentlich die letzten zwanzig Jahre weit über seine Besorgnisse hinaus Frankreich als den beharrlichen und skrupellosen Störenfried Europas bloßgestellt hatten, so erschien die restlose Ausnutzung seiner Niederlagen durch seine Besieger dieses Mal unvermeidlich.

Angesichts dieser Gefahr erschien jetzt ein Heer auf dem Schauplatze, das schon oft bestimmend in den Gang der Ereignisse eingegriffen hatte. Die Frauen machten mobil. Kaum waren die Verbündeten in Paris eingezogen, da eilten sie von allen Seiten herbei, um »den Zorn der Sieger zu besänftigen«. Allen voran wirkten in diesem Sinne Frau von Staël und Frau Juliette Récamier. Schon zur Zeit des Konsulats hatten beide der Politik nicht fern gestanden. Vielmehr waren ihre Salons das Stelldichein aller derer gewesen, die bestürzt die absolutistischen Bestrebungen des Ersten Konsuls wahrnahmen. Aber rauh hatte der auch über den leisesten Widerstand Erboste in dieses Treiben hineingegriffen. Beide Frauen wurden aus Paris ausgewiesen. So groß, wie begreiflich, ihre Freude deshalb jetzt über den Sturz Napoleons war, größer noch war ihre Besorgnis, das geliebte Frankreich möchte in diesen Sturz hineingezogen werden. Der Vorbeugung dieser Gefahr galt die Wiedereröffnung ihrer Salons. Frankreich sollte trotz seinen Niederlagen vor Erniedrigung und Schwächung bewahrt bleiben. Und wohl konnten sie hoffen, dies Ziel zu erreichen. Hatten doch die Verbündeten seit Wochen wiederholt erklärt, sie kämen als Befreier Frankreichs. Während nun Frau von Staël durch ihren Geist und ihre Redegewandtheit die Fürsten und die Staatsmänner auf der Bahn der Empfindsamkeit zu erhalten suchte, die sie, nach ihren Manifesten zu urteilen, bereits betreten hatten, wirkte Frau Récamier in gleichem Sinne durch die Reize ihrer Schönheit. Daneben kam beiden die Märtyrerkrone zustatten, die Napoleons harte Faust auf ihre Stirn gedrückt hatte. Zudem waren die Verbündeten bei ihrem Einzuge mit einem solchen Jubel von der Pariser Bevölkerung empfangen worden, daß sie mit voller Hingabe die eigenartige Atmosphäre der Seinestadt atmeten, wenngleich der nüchterne Friedrich Wilhelm immer wieder den Kopf darüber schüttelte, daß die Pariser so viel Vergnügen über ihre Niederlagen bezeigten. Als Kaiser Alexander am 24. Mai die Münze besuchte, wurde ihm eine in seiner Gegenwart geprägte Medaille überreicht. Sie trug auf der einen Seite den Anfangsbuchstaben seines Namens mit der Umschrift: »Dem Wiederhersteller des Friedens in Europa«, und auf der Kehrseite das Wappen der königlichen Familie mit der Umschrift: »Das im April des Jahres 1814 dem europäischen Staatenverein wiedergeschenkte Frankreich«. Mit einer ähnlichen Münze, die ihn als »Friedensengel« bezeichnete, wurde Friedrich Wilhelm beglückt. Während indes dieser dank seinem sonst nicht gerade glücklichen Temperament in diesen Phrasennebeln seine Haltung bewahrte, sog Alexander mit Entzücken den ihm dargebrachten Weihrauch ein. Namentlich an den Humanitätspredigten der Staël berauschte sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der mit dem Liberalismus — aber nur par distance — liebäugelnde Autokrat. Dagegen waren für Lord Wellington, den Eisernen Herzog, vor allem die holden Blicke der graziösen Récamier überzeugend.

Dennoch ist die Wirkung der Frauen auf die Gestaltung des Friedens, soweit es sich um rein politische Fragen handelt, recht bescheiden gewesen. Um das zu verstehen, braucht man nur an Metternich zu denken. Denn dieser »aimable Mensch von der niedlichsten Verve, dieser perfekte Kavalier«, wie der alte Kaunitz ihn genannt hatte, hat sich sicherlich wohler selbst noch als Alexander in dieser Welt von Frauenschönheit und Frauenlist gefühlt. Aber der stets in galante Abenteuer, oft sogar in mehrere zugleich, Verstrickte ist, von Leidenschaft stets unberührt, nie Werkzeug, sondern immer Meister seiner Partnerin gewesen. So hat er denn auch hier um Frauengunst nichts geopfert, eher durch Frauengunst manches erreicht. Nur Alexander und Wellington haben unter weiblichem Einfluß gehandelt. Dieser hat seiner Angebeteten zuliebe seinen Einfluß benutzt, zwar nicht den Gewinn Englands, wohl aber den andrer nach Möglichkeit zu verringern. Und als Alexander der Hortense Beauharnais, die neben vielen andern Damen in jenen Tagen sein leicht entzündbares Herz schneller schlagen ließ, den Besitz St. Leus mit dem Herzogstitel verschaffte, handelte er in diesem Falle ohne politische Berechnung, allein aus einer Gefühlsaufwallung heraus. Selbst zu ihrer Hofdame, der Cochelet, stieg der Selbstherrscher aller Reußen hinab, um zu erfahren, wie er ihre Herrin von seiner Ergebenheit überzeugen könne. »Ich habe nie eine so interessante Fürstin gesehen,« sagte der einstmalige Verehrer Luisens, »sie verdient, glücklich zu sein. Aber sie ist recht eigensinnig, Ihre Königin. Doch ich verstehe sie. Sie findet es würdiger, von niemand etwas anzunehmen. Sie will mich nicht als ihren Freund ansehen. Doch bin ich es aufrichtig. Ich fühle wirklich wie ein Bruder für sie.« Er war denn auch überglücklich, als er die träge Dame seines Herzens zur Herzogin von St. Leu gemacht hatte. Gekostet hatte es ihn ja nichts als einige unangenehme Szenen mit Ludwig XVIII. und seinem Minister Blacas, wie auch England durch Wellingtons Interesse für die schöne Juliette keine Verluste erlitt.

Und das ist das Entscheidende: alles, was man Frankreichs schönen Kindern zu Gefallen tat, kostete die gefälligen Herren auch nicht das geringste. Sobald ihr eignes oder ihres Landes, ihrer Dynastie Interesse in Frage kam, haben sich die wegen ihrer Großmut Gefeierten allein durch politische Interessen bestimmen lassen. Gleichwohl ist die Tatsache, daß die leitenden Männer sich mit solchem Eifer in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens von Paris stürzten, daß Graf Schwerin, ein Adjutant Friedrich Wilhelms, schmerzlich stöhnend einen Tag mit viermaligem Kleiderwechsel als bequemen Tag bezeichnete, in hohem Grade charakteristisch. Sie ist es deshalb, weil gleichzeitig noch Tausende in den Spitälern schmachteten, weil gleichzeitig die Truppen, die alle Mühsale eines Winterfeldzuges durchgekostet hatten, keine Quartiere in Paris erhielten, sondern auf den Plätzen biwakieren mußten. Zornig schrieb damals Gneisenau: »Man nimmt Feste von denjenigen an, die sich durch Raub und Erpressungen beschimpft haben, und schämt sich nicht, auf einem vertrauten Fuße mit denjenigen zu leben, an denen das Blut ihres Königs und der Revolution noch klebt. Kurz, wir zeigen uns des Glückes, das uns geworden ist, keineswegs würdig.«

Dieser Gegensatz in der Lebensweise der Truppen, die ihre Herrscher von dem Zwingherrn befreit hatten, und der Fürsten und Staatsmänner, die durch ihr wiederholt hemmendes Eingreifen den Feldzug zu einem so blutigen gemacht hatten, zeigt deutlich, daß die das Feld jetzt uneingeschränkt beherrschende Diplomatie ihre Aufgabe keineswegs in der Vertretung der Interessen der Völker sah. Insbesondere aber war es das deutsche Volk, dem jetzt die Rolle des Mohren, der seine Schuldigkeit getan, zugewiesen wurde, wie denn ja bereits das Blüchersche Heer, der vollendetste Vertreter des deutschen Volksgeistes jener Zeit, von dem Einzuge in Paris ausgeschlossen worden war — angeblich wegen seines infolge der harten Strapazen verlumpten Aussehens. »Wir können nur auf Erhaltung der Sache der Souveräne hinsteuern«, hatte Metternich bereits vor dem Eintritt Österreichs in das Bündnis gegen Napoleon erklärt. Und da er vermöge seiner überlegenen diplomatischen Gewandtheit allmählich der spiritus rector im Rate der Monarchen und Staatsmänner geworden war, so war es ihm ein leichtes, diesen Gedanken zu dem beherrschenden Grundsatze zu erheben.

In der Tat war ja auch bereits eine sehr wichtige Frage ohne weibliche Mitarbeit lediglich vom Standpunkte der Legitimität aus so gut wie gelöst, als die Verbündeten in Paris einzogen. Genau so wie zwei Menschenalter später setzte das besiegte Frankreich seine Besieger durch die Frage in Verlegenheit, mit wem der Friede zu schließen sei. Zwar hatten die Verbündeten sich nach außen und selbst im Verkehr miteinander den Anschein gegeben, als ob sie aus lauter »Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht eines großen Volkes« sich von jeder Einmischung in die Frage nach der Verfassung und dem Oberhaupte Frankreichs fernhalten würden. Indes war die Absetzung Napoleons

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei ihnen beschlossene Sache. Und selbst mit der Frage nach dem Nachfolger Napoleons hatten sie sich so eingehend beschäftigt, daß es darüber fast zum Bruch gekommen wäre. Denn Preußen hatte sich von Metternich für die Wiedereinsetzung der Bourbonen gewinnen lassen, ohne übrigens dieses Entgegenkommen zur Sicherstellung seiner eignen Forderungen zu benutzen. Ebenso leicht gewann Metternich England; denn hier herrschten die Torys. Kaiser Alexander dagegen, der voller Widerwillen gegen die Bourbonen war und vor ihrem Emigrantengefolge geradezu Ekel empfand, wollte durchaus Bernadotte als Souverän Frankreichs sehen. Seines Erachtens bot dieser als Franzose, durch seine militärische Vergangenheit und durch seinen Charakter (!) eine Bürgschaft für Mäßigung und — Treue und Glauben. Man müßte sich über diese Einschätzung eines Mannes, der seit seinem ersten Auftreten im Befreiungskriege unter dem Zwange eines rücksichtslosen Egoismus oftmals die Grenzen des Verrats an der gemeinsamen Sache gestreift hatte, sehr wundern, wenn dieses Urteil nicht eben nur ein Vorwand gewesen wäre, hinter dem sich eine ganz kalte politische Berechnung barg. Denn durch die Verwirklichung der ehrgeizigen Pläne des Marschalls mußte Alexander einen starken Einfluß in Frankreich gewinnen. Und da er außerdem mit dem Gedanken umging, seine Schwägerin, die Gemahlin des am 10. Mai 1809 entthronten Gustav Adolf, auf den schwedischen Thron zurückzuführen, so konnte die Herrschaft des Zarbefreiers über Europa, wenn beide Pläne gelangen, als gesichert gelten. Erst als Metternich, der dieses Spiel natürlich durchschaute, mit dem sofortigen Abmarsch des österreichischen Heeres drohte, gab Alexander wenigstens vorläufig und äußerlich nach. Aber seine Niederlage gestaltete sich jetzt schnell zu einer endgültigen. Denn nachdem sich die Pariser Royalisten durch den Baron Vitrolles mit den Verbündeten ins Einvernehmen gesetzt hatten, trug Schwarzenberg — und das heißt doch wohl Metternich — kein Bedenken, am Morgen des Einzugstages die Pariser durch Maueranschläge geradezu für die Bourbonen aufzurufen. Unter dem Schutz der Schwarzenbergschen Kundgebung konnten die keineswegs zahlreichen Royalisten, die kurz vorher noch von »Vive Bonaparte! Vive l'Empereur!« schreienden Volkshaufen bedroht worden waren, beim Einzuge der Verbündeten Hochrufe auf die Bourbonen ausbringen. Sie taten das, indem sie sich namentlich dicht an Kaiser Alexander herandrängten und im Hinblick auf ihre geringe Zahl und wohl auch auf die Schwerhörigkeit des Kaisers ihre Lungen aufs äußerste anstrengten. Die Wiederherstellung des Hauses Bourbon war gesichert.

Metternich hat — vielleicht sich selbst, jedenfalls aber seinem Kaiser vorgeredet: »Die Stimmung des Volkes ist ganz für die Bourbons.« (Brief vom 11. April 1814.) Und auch die Leser seiner Memoiren müssen es sich gefallen lassen, daß er ihnen erzählt, die Rückkehr dieser Dynastie habe dem Wunsche »der ungeheuren Mehrheit der Nation« entsprochen. Eine etwas starke Zumutung an die Gutgläubigkeit der Leser! Denn kurz vorher erzählt er selbst von dem »peinlichen Eindruck«, den er bei dem Einzuge Ludwigs XVIII. empfangen hat: »Es herrschte zwischen dem finsteren Aussehen der Soldaten der kaiserlichen Garde, die dem königlichen Wagen voranschritten und ihm folgten, und dem von ausgesuchter Freundlichkeit strahlenden Antlitz des Königs ein Gegensatz, in dem sich die allgemeine Stimmung des Landes zu spiegeln schien. Die Haltung der Volksmenge in den Straßen vervollständigte in dieser Beziehung das Bild. Die entgegengesetztesten Gefühle malten sich auf den Gesichtern und fanden ihren Ausdruck in dem Rufe Es lebe der König! von seiten der Royalisten und in dem düsteren Schweigen der Feinde des Königtums.«

Die erste Blamage seiner restaurativen Politik hat also nicht lange auf sich warten lassen. Und er selbst war ihr Augenzeuge. Aber das hat dem Staatsmanne, der mit dem ihm eignen, keineswegs geringen Selbstbewußtsein sein System eine »Weltordnung« nannte, in Wirklichkeit aber aus der Hand in den Mund lebte, nichts ausgemacht. Er hatte einstweilen einen Sieg erfochten. Und mochten die Franzosen auch alsbald mit Pamphleten und Karikaturen über »Louis XVIII le Désiré« herfallen, dieser Sieg war ihm lieb, weil er ihm die Operationsbasis gab, von der aus er einen letzten vernichtenden Schlag gegen den Feind führen konnte, den er seit dem Beitritt Österreichs zu dem preußisch-russischen Bündnis bekämpft hatte.

Und dieser Feind war — Deutschland.

Es berührt ganz merkwürdig, den jeder großen Leidenschaft Unzugänglichen, der über alle, die ihn nicht verstehen, noch mehr aber über alles, was er nicht versteht, im blasiertesten Tone spricht, in seinen Briefen und Memoiren mit den stärksten Ausdrücken über den Freiherrn vom Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und ihre Gesinnungsgenossen herfallen zu sehen. »Jakobiner«, »Revolutionäre«, »politische Schwindler« — mit solchen Verbalinjurien tut er die Männer ab, in denen sich damals die Kräfte verkörperten, deren Entfesselung und Wirksamkeit dem Kriege jenen Charakter verliehen haben, den erschöpfend nur das Wort »heilig« bezeichnet. Woher dieser bei einer so kalten Natur, bei einem so gemessenen Kavalier doppelt auffallende fanatische Haß? Die Erklärung liegt allein in der Art seines Aufstiegs sowie in der hieraus sich ergebenden Auffassung,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die er von seiner Stellung hatte. Trotz dem Mißlingen seiner Sendung an den Berliner Hof im Jahre 1805 und obwohl mitschuldig an dem unglücklichen Kriege im Jahre 1809, wurde er von Kaiser Franz ins Ministerium berufen. Denn während der langwierigen Friedensverhandlungen hatte dieser ihn wegen seiner genauen Kenntnis der Vertrauten Napoleons schätzen gelernt. Daneben mag seine intime Bekanntschaft mit den delikatesten Angelegenheiten des Pariser Hofes dem zwar sittenstrengen, aber für Kulissengeheimnisse nicht wenig interessierten Monarchen behagt haben. Vor allem aber empfahl ihn seine Fähigkeit, die eigne Meinung auf das erste, scharfen Blickes sofort erspähte Wetterzeichen von oben her ohne Wimperzucken über Bord zu werfen. So war Metternich denn allerdings ein Instrument, mit dem und auf dem ein Absolutist vom reinsten Wasser, wie Kaiser Franz es war, nach Belieben spielen konnte. Da dieser aber durchaus österreichisch oder vielmehr habsburgisch-absolutistisch dachte, so konnte Metternich, der als Gesandter in Paris noch ein Panegyriker des Volkskrieges gewesen war, jetzt der Bewegung, die durch das deutsche Volk ging, nur feindlich gegenüberstehen. Man ist eben nicht ungestraft bereit, den Sklaven zu spielen. Metternichs zweifellos scharfer Verstand ist infolge der hingebenden Aufmerksamkeit für den Willen seines Kaisers unempfindlich geworden gegen den gewaltigsten Faktor der neuesten Geschichte, gegen die sittliche Kraft des Volkes. So hat er fassungslos der größten Leistung in der ganzen Kriegsgeschichte gegenübergestanden, dem siegreichen Eingreifen des soeben selbst besiegten Heeres bei Waterloo. »Das ist die sittliche Kraft!« bemerkte ihm der Freiherr vom Stein. Aber Metternich hatte seit dem Jahre 1809 zu lernen aufgehört. Und so hat er denn der gewaltigen Erhebung des preußischen Volkes gegenüber nicht etwa Verständnislosigkeit geheuchelt. Er begriff das Ganze wirklich nicht, sondern hielt es für Revolution, wie er denn bereits während der Verhandlungen in Prag im Sommer des Jahres 1813 die Besorgnis gehegt hatte, der Befreiungskrieg könne zu einem Freiheitskrieg ausarten. Eine die Grenzen der Lächerlichkeit zuweilen überschreitende Revolutionsangst aber, die ihn später dort, wo ein Schornstein rauchte, die ganze Gegend unter Wasser setzen ließ, war neben einer unbedingten Friedensliebe die wichtigste Triebfeder seiner Politik. Wären nun die Wünsche des deutschen Volkes, die in Kundgebungen wie der Flugschrift E. M. Arndts: »Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze«, deutlich ausgesprochen waren, beim Abschlusse des Pariser Friedens auch nur bis zu einem gewissen Grade befriedigt worden, so mußte das Nationalgefühl in Deutschland bedenklich erstarken. Für Metternichs Diplomatenlogik aber war es ein leichtes, aus der Wiedereinsetzung der Bourbonen eine Folgerung zu ziehen, die diese im Grunde doch selbstverständliche Wirkung des siegreichen Krieges verhinderte.

Schon daß die Verbündeten im Dezember 1813 den Krieg mit der Erklärung wieder aufgenommen hatten, die Sache Frankreichs solle von der Napoleons getrennt werden, ergab den für jenes sehr günstigen Schluß, daß man es die Folgen der Niederlage nicht tragen lassen könnte. Und Metternich sorgte jetzt durch Einführung eines neuen Gedankenganges dafür, daß dies auch tatsächlich unterblieb. Habe man die Bourbonen zurückgeführt, hieß es jetzt, so sei man auch verpflichtet, ihren Thron zu sichern. So geschah das Unglaubliche: das besiegte Frankreich erhielt, als der Friede endlich am 30. Mai zustande kam, zu dem Umfange des alten Königreichs, wie er bis zum Jahre 1790 bestanden hatte, einen Zuwachs von 150 Quadratmeilen mit einer halben Million Seelen. Das wurde zuwege gebracht, indem man bei der Gebietsregulierung zunächst die Grenzen vom 1. Januar 1792 zugrunde legte, des weiteren aber alle deutschen und andern Enklaven, wie Mömpelgard, zu Frankreich schlug, mit merkwürdiger Folgewidrigkeit mit den östlich davon gelegenen ehemals französischen Gebieten aber ebenso verfuhr. Ja, unter Ziffer 5 dieses skandalösen Artikels hieß es sogar: »Da die Festung Landau vor dem Jahre 1792 einen isolierten Punkt in Deutschland ausgemacht hat, so behält Frankreich jenseit seiner Grenzen, um diese Festung und ihren Umkreis mit dem übrigen Teil des Königreichs zu verbinden, einen Teil der Departements des Donnersberges und des Niederrheins.« Aus ähnlichen Gründen wurde das kerndeutsche Saarbrücken mit seinem wertvollen Kohlenbecken an Frankreich ausgeliefert.

Daß Kaiserslautern nicht auch von diesem Schicksal betroffen wurde, ist nur Humboldts hier einmal unbeugsamem Widerstande zuzuschreiben. Im übrigen aber füllte man den durch deutsche Siege zurückgeführten Bourbonen die Hände auch noch mit deutschem Gebiet, um ihnen die Herzen ihres Volkes zu gewinnen. Auch die Polsterkissen, die man zwischen Frankreich und Deutschland schob — natürlich zum Schutze gegen deutsche Unersättlichkeit — wurden auf Kosten Deutschlands ausgestattet. So erhielt die Schweiz das Bistum Basel.

Unter dem Beifall und dem Beistande der Engländer und Alexanders spielte so Metternich den Großmütigen. Eine billige Großmut! Auf Kosten andrer! Man sage nicht, daß doch auch Österreich hier im Westen Gebiete opferte! Denn Österreich gab Belgien und seine vorder-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rheinischen Gebiete preis, weil es sich aus Westdeutschland zurückziehen wollte. Zudem hatte es durch einen rasch geführten Feldzug bereits eine reichliche Entschädigung in Italien für sich sichergestellt: die Bildung eines lombardisch-venezianischen Königreichs war nur noch eine Frage der Zeit, und sein Besitz war nach Metternichs Urteil wertvoller als Belgien und die vorderösterreichischen Länder, weil er auch in Italien, dem zweiten zentraleuropäischen Lande neben Deutschland, die Vorherrschaft Österreichs gewährleistete. Daß namentlich Kaiser Franz eine sehr lebhafte Abneigung gegen Großmutsbezeugungen hegte, die ihn etwas kosteten, geht zum Überfluß noch aus einem Briefe hervor, den er nach Napoleons Absetzung an Metternich richtete. Durchaus zufrieden mit der raschen Erledigung dieser Angelegenheit, erteilt er seinem Minister doch auch einen Rüffel: »Die Insel Elba ist mir nicht recht, denn sie ist für Toskana ein Schaden. Man disponiert mit Gegenständen für andre, die meiner Familie taugen, was man in Hinkunft nicht angehen lassen kann ... Übrigens muß getrachtet werden, zu erhalten, daß Elba nach Napoleons Tod an Toskana komme.«

Auch England fand Trost für seine billige Großmut, indem es eine Reihe in den Vorjahren eroberter französischer Kolonien behielt, ebenso auch unbedenklich einige recht wertvolle des von ihm sonst so eifrig protegierten, weil als Stützpunkt seines Einflusses auf dem Festlande gedachten Königreichs der Vereinigten Niederlande.

Am seltsamsten aber stand dem Kaiser Alexander das stoiz-bescheidene Lächeln, mit dem er in diesen Tagen sich von den Aphroditen und Blaustrümpfen Frankreichs wegen seines Edelsinns feiern ließ. Denn er hatte hier im Westen nichts zu verlieren, hätte nichts gewinnen können, versprach sich von der Schwächung Deutschlands nur Vorteile und bereitete die Erwerbung Polens vor.

Wohl aber kamen, nachdem sein Versuch, Frankreich mit Bernadottes Herrschaft zu beglücken und so hier politischen Einfluß zu gewinnen, so kläglich gescheitert war, moralische Eroberungen für den Zaren in Betracht. Und so geriet er auf den unvergleichlichen Einfall, daß es höchst unedel sein würde, den uralten völkerrechtlichen Brauch, dem Besiegten Kriegskosten aufzuerlegen, Frankreich gegenüber anzuwenden. Daß diese neue Ausgeburt einer irren Großmutslaune das am stärksten ausgeplünderte und durch seine letzten kriegerischen Anstrengungen finanziell am schwersten belastete Preußen am härtesten traf, lag auf der Hand. Gleichwohl ging Alexander noch weiter. Preußen hatte noch die Rückerstattung von Vorschüssen zu fordern, die es an Frankreich gezahlt hatte. Es handelte sich vornehmlich um Auslagen, die ihm aus dem Durchmarsch der Großen Armee nach Rußland erwachsen waren. Insgesamt beliefen sich seine Forderungen auf 170 Millionen Frank. Für Preußen keine Kleinigkeit! Denn gerade um diese Zeit mußte Hardenberg den Gesandten Englands, Lord Castlereagh, um ein sofortiges bares Darlehn von zwei Millionen Mark (!) bitten. Da kein andrer Staat Forderungen auf Grund geleisteter Vorschüsse an Frankreich hatte, dieses aber auf jeden Fall geschont werden sollte, so fand Alexander einen Ausweg. Hatte er doch in souveräner Gebelaune Ludwig XVIII. bereits versprochen, auch diese Forderung, die begründet war und billig wie keine, sollte nicht geltend gemacht werden! So wurde denn in Artikel 18 des Friedensvertrages gesagt, um einen neuen Beweis ihres Verlangens zu geben, daß alle Folgen der jetzt glücklich beendeten Unglückszeit verschwinden möchten, wollten die verbündeten Mächte Verzicht leisten auf die Gesamtheit der Summen, die die Regierungen (!) von Frankreich zu fordern hätten auf Grund von Verträgen, Lieferungen und Vorschüssen, die der französischen Regierung in den verschiedenen Kriegen seit dem Jahre 1792 gemacht worden seien. So verschleierte man den schnöden Verrat an einem Verbündeten, indem man den Anschein erweckte, als ob hier alle Mächte Opfer brächten, während es allein das von seinen Verbündeten schmählich im Stich gelassene Preußen war, aus dessen Taschen man sich die Mittel zur Betätigung der Nächstenliebe holte.

In den Augen Normalempfindender war hiermit das Maß der Großmut gewiß zum Überlaufen gefüllt. Nicht so nach Alexanders Empfinden. Die Freigebigkeit, die durch skrupellose und handfeste Griffe in fremde Taschen Glück und Zufriedenheit um sich verbreitet, ist eben die erfinderischste aller Tugenden. Überglücklich also über die bisher auf Kosten Preußens und Deutschlands geernteten dankbaren Blicke aus schönen Frauenaugen, setzte Alexander sogar noch durch, daß auch die Kunstschätze, die Republik und Kaiserreich in den letzten zwanzig Jahren aus allen Ländern zusammengeraubt hatten, in Frankreich verblieben. Die Preußen konnten froh sein, daß sie wenigstens die Quadriga auf das Brandenburger Tor zurückbringen durften. Welchen Anstoß die Allgemeinheit gerade an diesem Punkte der Friedensbestimmungen genommen hat, ersieht man daraus, daß sogar Humboldt in den Verdacht geriet, zugunsten der Franzosen aufgetreten zu sein. Vielleicht erklärt sich diese Meinung, die nach dem Zweiten Pariser Frieden ganz unverhohlen in der Presse ausgesprochen wurde, aus der fabelhaften Gleichgültigkeit, mit der Humboldt sein Eigentum behandelte. So überreichte er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stets erst beim Aufbruch des Hauptquartiers sein bescheidenes Reisebündel. Stieß er dann — wohl gerade wegen seiner Anspruchslosigkeit — auf Schwierigkeiten wegen des Unterbringens, so ließ er mit stoischer Ruhe sein Päckchen zurück, um sich am nächsten größeren Orte mit neuer Garderobe zu versehen. Daß er aber nationalem Eigentum ebenso interesselos gegenübergestanden hat, ist kaum anzunehmen.

Schlimmer aber als alle diese Großmutsbezeugungen war, daß der Erste Pariser Friede noch eine Reihe wichtiger Fragen offen ließ und — vor allem — daß diese Fragen auf einem Kongreß erledigt werden sollten, zu dem Frankreich ausdrücklich der Zutritt zugestanden wurde. Dabei handelte es sich um Angelegenheiten, die Frankreich gar nichts angingen. So erhielt der soeben aus der Herrschaft über Deutschland verdrängte Staat das Recht, über die Lösung der deutschen Frage und über die Neugestaltung Preußens, seines eigentlichen Besiegers, mitzubestimmen. Und infolge der Uneinigkeit der Verbündeten in dieser wie in allen vorläufig zurückgestellten Fragen mußte es Frankreich um so leichter gelingen, auf die Zukunft Deutschlands und Preußens den verderblichsten Einfluß auszuüben, als an der Spitze der zum Wiener Kongreß abgeordneten Gesandtschaft Ludwigs XVIII. Talleyrand stand. Seine allen Staatsmännern überlegene, allen Situationen gewachsene Gerissenheit, seine Gewandtheit, Zwietracht zu säen, seine Fähigkeit, trotz erschreckender Häßlichkeit mit Weiberherzen zu spielen, hätten der französischen Diplomatie auf jeden Fall eine beherrschende Stellung auf dem Wiener Kongreß gegeben. Zur Vernichtung der Zukunft Deutschlands hätte es also des Übelwollens der Verbündeten gar nicht bedurft. Wir wissen aber bereits, in welchem Grade dies vorhanden war. Es bedurfte auch nicht jener »Weisungen König Ludwigs XVIII. für seine Botschaft zum Wiener Kongreß«, die schließlich ja doch niemand anders als Talleyrand selbst entworfen hat. Diese »Weisungen«, die unter der Hülle blühender Phrasen die alten, stets bewährten Grundsätze der deutschen Politik unsrer getreuen Nachbarin bergen, zeigen deutlich, welche Früchte die Großmut und der Edelsinn der Sieger bereits gezeitigt hatten. Da war die Rede von Frankreichs altem Ehrenrechte, die Schwachen zu schützen, von seinem Berufe, Hüter des »öffentlichen Rechts« zu sein, welches vorschreibe, daß aus der bloßen Tatsache der Eroberung niemals landesherrliches Recht entspringe. Damit aber die harmlosen Gesandten des frischgebackenen Königs nicht in Zweifel darüber seien, gegen wen diese Lehren sich richteten, wurde in der Instruktion ausführlich dargelegt, welch große Gefahr Preußen für ganz Europa sei. »Der natürliche Bau seiner Monarchie macht ihm aus dem Ehrgeiz eine Art Notwendigkeit. Jeder Vorwand ist ihm gut. Kein Bedenken hält es auf. Sein Belieben ist sein Recht.« Man greift sich an den Kopf, denn man denkt, man träume. Vielleicht ist hier von Frankreich die Rede? Aber nein! So spricht der mit deutschem, mit preußischem Gut reich ausgestattete französische König, der König, der sich von Preußen 170 Millionen Frank hat schenken lassen, von eben diesem Preußen, dessen Staatsmänner sich seit Monaten so mäuschenstill verhalten hatten, die sich so willenlos und ohne auf Gegenleistungen zu bestehen von Metternich hatten ins Schlepptau nehmen lassen, daß man sie bei einer Darstellung des Pariser Friedens nur beiläufig und gelegentlich erwähnen kann.

Metternich hat sich noch nach Jahren viel darauf zugute getan, daß seine Prophezeiung, man werde in zwei Jahren einen neuen Krieg haben, eingetroffen ist. Aber seine Weissagung gründete sich darauf, daß Napoleon statt auf ein entferntes Eiland nach Elba geschickt wurde. Und durch diese Begründung wird sein Orakel vielmehr zu einem neuen Beweis für die Oberflächlichkeit, mit der dieser Staatsmann die Dinge betrachtete. Viel tiefer drang Gneisenaus Blick. Er sah in diesem Frieden, wie einst Prinz Eugen in dem Badener, nur einen Waffenstillstand. Denn während er die Sache Napoleons für abgetan hielt, erklärte er: »Die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich ist nicht ausgefochten, und wir werden noch einmal auf den Walplatz zurückkehren müssen.« Daß die Deutschen, die, sei es mit dem Schwerte, sei es mit der Feder, seit Yorks befreiender Tat die Sache des Volkes geführt hatten, ebenso dachten, ist zu selbstverständlich, als daß es ausführlicher Belege bedürfte. Die ganze Stufenleiter der Töne, in denen menschliche Enttäuschung sich Luft macht, umfassen die Urteile der Patrioten. Neben leidenschaftlichen Ausbrüchen tobenden Zorns, mit denen namentlich Görres über die Diplomaten in seinem »Rheinischen Merkur« herfiel, neben dem grimmigen Hohn Blüchers über »Flauheiten und Liebedienerei« ertönt die bewegliche Klage über zu Grabe getragene Hoffnungen. Aber es erklingt auch der helle Ton der Zukunftssicheren und trotz Feindesliſt und Freundestrug gläubig auf Gottes Walten Trauenden. So singt Max von Schenkendorf:

Es haben wohl gerungen die Helden dieser Frist.
Und nun der Sieg errungen, übt Satan neue List.
Doch wie sich auch gestalten im Leben mag die Zeit,
Du sollst mir nicht verwelken, o Traum der Herrlichkeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihr Sterne seid mir Zeugen, die ruhig niederschaun:
Wenn alle Brüder schweigen und falschen Götzen traun,
Ich will mein Wort nicht brechen und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen von Kaiser und von Reich.

Wie aber dachte man im Volke? Wie empfanden die Millionen Namenloser, die ihr Hab und Gut, ihr und ihrer Kinder Herzblut eingesetzt hatten für die Sache des Vaterlandes? Ein von Sentimentalität nicht angekränkeltes, sondern aus frisch natürlichem Empfinden geborenes Urteil hat da Wolzogen zu hören bekommen. Auf der Rückkehr nach Deutschland rastete er im Posthause zu Andernach. Kaum erfuhren die Töchter des Postmeisters, daß er aus Paris kam, da brach ihr Unwille los. »Ihr hättet die Franzosen ganz anders zwiebeln und namentlich mit den verdammten Marschällen nicht so viele Umstände machen sollen! Wir haben sie alle nur als Lumpenhunde kennengelernt.« Auch anonyme Flugschriften hielten schonungslos Abrechnung mit der staatsmännischen Weisheit, die diesen skandalösesten aller Friedensschlüsse geschaffen. Eine war von ihrem Verfasser, der sich einmal als gläubiger Katholik bezeichnet, in der Absicht geschrieben worden, bestimmend auf die Gestaltung des Friedens einzuwirken. Da wurden während der Drucklegung bereits die Friedensbestimmungen bekannt. Dem Verfasser blieb jetzt nichts übrig, als in Randnoten Kritik zu üben. Und das tut er, der in Frankreich nicht einen, sondern den Störenfried Europas sieht, in ausgiebigster Weise. Keine einzige Bestimmung findet seinen Beifall. Bald führt ihm zornige Erbitterung die Hand, bald gießt er die Schale des Spottes und des Hohns über die Väter des Friedens aus. Seit Jahrhunderten sind die Franzosen der Notwendigkeit überhoben, für die Sicherheit ihrer Grenzen zu sorgen. So ist der jedem gesunden Volke innewohnende Ausdehnungsdrang bei ihnen zu einer maßlosen Eroberungslust entartet. Und jetzt läßt »der Friede von Paris, der den untergetretenen Lindwurm dem Speere des heiligen Ritters entwand, und wo an Krokodilstränen und Judasküssen St. Georgens Kraft erlag, forthin Frankreich alle Gebirgsketten beherrschen, durch die es eigentlich beherrscht werden sollte. Weder Dankgefühl noch Erschöpfung, weder Sinn für Recht noch Sinn für Ruhe und heimisches Glück wird die gekränkte Ehrsucht dieses Volkes abhalten, die schwachen Schranken ihrer Raublust aufs neue zu durchbrechen.« Fassungslos steht er dem Erlaß der Kriegskosten, der Preisgabe der geraubten Kunstschätze gegenüber. Vor allem aber empörten sich sein deutscher Sinn und sein Rechtsgefühl dagegen, daß Frankreich an der Neugestaltung Deutschlands mitarbeiten soll, obendrein vertreten durch Talleyrand, »diese listige Schlange, dieses Chamäleon, ein Wesen aus den feinsten Verführungskünsten, aus gänzlicher Ehrlosigkeit, aus mehr als teuflischer Bosheit zusammengesetzt«. Dem Verfasser ist nur zu gewiß, daß »Frankreich, mit dem alles so sorgfältig ausgeglichen ist, nur deshalb da im Rate sitzen will, wo ein Nachbarvolk seine eignen Angelegenheiten ordnet«, weil es Deutschland abermals »zerstückeln« will. »Die Gewitterwolke, die auf Deutschland Verderben und Schmach herabzuschmettern drohet, nahet, mit satanischem Gift geschwängert, schnell und verfinstert von allen Seiten den Horizont. O ihr Fürsten, mußtet ihr durch das Ärgste uns so schmerzlich fühlen lassen, wie auch unsre größte Treue, Treue bis in den Tod, wie ein euch von uns gewonnener Kampf, wie euch von uns wiedergewonnene Kronen uns eure Achtung, eure Vorsorge nicht erwerben konnten?«

Wer wollte es einem Geschlecht, das unvergleichliche Opfer für die nationale Sache gebracht hatte, verdenken, wenn es empfand wie dieser Mann, dessen monarchische Gesinnung selbst vor dem Verrat an eben dieser nationalen Sache standhält? Muß man dieser Generation doch selbst ein Recht auf jenen flammenden Haß zugestehen, der aus den Worten der Postmeisterstöchter in Andernach spricht! Denn so boshaft, mit solch teuflischem Hohn ist selten ein Volk jahrelang gepeinigt worden wie das deutsche nach den traurigen Tagen von Jena und Tilsit.

Und doch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die große Masse des deutschen Volkes keineswegs über den Pariser Frieden erregt gewesen ist. In den Soldatenbriefen jener Tage spricht sich eine unverhohlene Freude über den »alles belebenden Frieden« aus. Vielleicht hat dieser Teil der Nation eine reichliche Entschädigung für die erlittenen Strapazen in dem stolzen Bewußtsein gefunden, daß der Gewaltige, der siegreich seine Fahnen durch alle Länder des Kontinents getragen hatte, von ihm niedergerungen worden war. Aber auch daheim scheint die Freude über den so lange entbehrten Frieden überwogen zu haben. Man ist vielfach geneigt, von der Ermattung eines Volkes zu sprechen, die naturgemäß auf eine Zeit außerordentlicher Anspannung aller Kräfte folge. Diese Betrachtung der Dinge ist indes reichlich doktrinär. Um die Genügsamkeit zu verstehen, die aus der Ruhe spricht, mit der das deutsche Volk im ganzen den Pariser Frieden hingenommen hat, muß man vielmehr einen Blick auf den Zustand werfen, der bis dahin geherrscht hatte und der ebenso knapp wie treffend mit dem Worte »Knechtschaft« bezeichnet wird. Als be-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reits der völlige Zuſammenbruch der Großen Armee offenkundig war, ſchrieb Friedrich Wilhelm noch — in dieſem Augenblick völliger Wehrloſigkeit Frankreichs —: »Nimmt Napoleon gemäßigte Bedingungen an, und der allgemeine Friede kommt bis zum April zuſtande, ſo iſt der größte (!) aller Zwecke erreicht.« Und jetzt war ſo viel mehr erreicht worden! Der, in dem faſt alle Welt den alleinigen Friedensſtörer ſah, war gänzlich beſeitigt und unſchädlich gemacht! So ſchien dieſer Friede wirklich Ruhe und Ordnung zu gewährleiſten. Jeder konnte nun wieder ſeiner Arbeit nachgehen, und jedem war der Ertrag ſeiner Arbeit geſichert. So ſind es die Ordnungsliebe des deutſchen Volkes und ſeine Freude an der Arbeit, die ſeine ſo ſeltſam berührende Genügſamkeit erklären. Es war wie nach dem Weſtfäliſchen Frieden, wo ebenfalls aus den Lob- und Dankliedern namhafter und unbekannter Dichter eine angeſichts der entſetzlichen Verwüſtung überraſchende Freude, nein, Seligkeit darüber erklungen war, daß man nun wieder — arbeiten konnte.

Und doch war die Hoffnung auf einen *goldenen* Frieden jetzt ſo unbegründet wie damals. Der Fehler lag vor allem darin, daß die große Maſſe des Volkes ebenſo wie die Staatsmänner einen Unterſchied machte zwiſchen Napoleon und der franzöſiſchen Nation. Denn jener hatte doch unter dem jubelnden Beifall der Franzoſen ſeine Eroberungskriege geführt, die übrigen Völker ausgeraubt und ausgeplündert. Vielmehr er hatte dieſe Vergewaltigungspolitik nur fortgeſetzt. Denn begonnen hatte damit bereits die Republik. Wie hätte alſo das franzöſiſche Volk Einſpruch erheben können gegen die Gewalttaten des obendrein von ihm ſelbſt gewählten Kaiſers? Es war eben — gelinde geſagt — eine Selbſttäuſchung, wenn die Verbündeten in ihrem famoſen Manifeſt vom 1. Dezember 1813 ihren Wunſch nach einem großen und ſtarken Frankreich mit der Erklärung begründen zu können glaubten, daß »die franzöſiſche Macht, *groß und ſtark*, eine der Hauptgrundlagen des europäiſchen Staatengebäudes iſt«. Vielmehr hatte ſchon lange vor den Koalitionskriegen kein Staat ſeit dem Untergange Roms einen ſolchen Mißbrauch mit ſeiner Macht getrieben wie gerade Frankreich. Der Raub Straßburgs und der Mordbrennerkrieg in der Pfalz ſind nicht nur Ereigniſſe der Vergangenheit. Sie ſind vielmehr, zuſammengefaßt mit den »Propagandakriegen« der Revolution, mit der brutalen Politik Napoleons I. Lehren, die die Weltgeſchichte nicht umſonſt erteilt haben ſollte.

Und wenn dem deutſchen Volke die Fähigkeit abging, in dieſen Zuſammenhang der Dinge einzubringen, ſo ſahen, hörten und erlebten die Diplomaten gerade in den Tagen, wo ſie die Bourbonen und ihr Volk mit Wohltaten überhäuften, genug, um beurteilen zu können, auf was für einen Boden dieſe Saat geſtreut wurde.

Kaum war Ludwig XVIII. in Paris eingezogen, ſo ſchlug die Stimmung der Bevölkerung gegen die Verbündeten um. Mit »Vive ce roi des rois!« hatten die Pariſer beim Einzuge der Verbündeten Friedrich Wilhelm begrüßt. »Chantons Guillaume et ses guerriers vaillants!« hatten ſie geſungen. Jetzt hießen ſie die Preußen »les plus chiens« (geiſtreich aus Prussiens verzerrt) und die Öſterreicher »les autres chiens« (Autrichiens). Ihre Beſchwerden über die ſoeben noch freudig als Befreier von Napoleons Tyrannei Begrüßten wollten nicht abreißen. Bei einer Parade erſchienen die Truppen der Verbündeten mit grünen Zweigen an den Helmen. Die weiße Feldbinde, die die einziehenden Truppen getragen, hatten die eitlen Pariſer als Zeichen einer den Bourbonen dargebrachten Huldigung aufgefaßt und deshalb gütigſt gebilligt. Über die grünen Zweige beſchwerten ſie ſich ſofort ſehr erregt als über ein ungebührliches Zeichen des Triumphes.

Dieſer Umſchwung in der Stimmung läßt ſich mit Sicherheit auf das Beiſpiel zurückführen, das die Bourbonen gaben. Denn ſie benahmen ſich von vornherein bis zur Unhöflichkeit kalt gegen die Erneuerer ihres Königtums. Ja, man wird ſogar die Bezeichnung »ungeſchliffen« berechtigt finden, wenn man hört, wie ſich Ludwig XVIII. bei einem Diner aufführte. Als ein Lakai die Schüſſel zuerſt dem als Gaſt anweſenden Zaren reichte, ſchrie der König ihn an: »A moi, s'il vous plait!« Kein Wunder, daß dieſes Vorbild Vorkommniſſe zeitigte, die treffend nur das Wort »Bedientenfrechheit« bezeichnet. Als Friedrich Wilhelm Ludwig XVIII. einen Beſuch abſtattete, kam ihm niemand entgegen. Ja, eine geraume Zeit ließ man ihn wartend und unangemeldet in den leeren Sälen herumſtehen. Dieſer erſten Probe der berühmten franzöſiſchen Höflichkeit folgte bereits am nächſten Tage eine noch ſtärkere Leiſtung, die freilich die gebührende Antwort erhielt. Dem König wurde der Duc de Duras mit einem Auftrage Ludwigs XVIII. gemeldet. Da Friedrich Wilhelm gerade bei der Tafel war, ſchickte er Schwerin zur Entgegennahme der Mitteilung hinaus. Dies nahm der Duc aber gewaltig übel. Er beſtand darauf, ſelbſt empfangen zu werden. Ja, als Schwerin dieſer Anmaßung gegenüber beſtimmt, aber immer noch höflich erwiderte, daß es dem König doch wohl freiſtehe, zu empfangen, wen und wann er wolle, erklärte der Franzoſe hochmütig und mit Pathos: »Que c'était manquer au Roy de France que de ne pas recevoir le porteur de ses

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

commissions.« Da endlich riß dem Preußen die lange bewahrte Geduld. Und was er jetzt voll Zorns hervorsprudelte, brachte den beleidigten Ehrenmann zur Besinnung. Er zog plötzlich andre Saiten auf und bemühte sich sogar, den gestrigen Vorfall zu entschuldigen.

Diese kleine Szene zeigt deutlich, was von Metternichs Urteil über den Pariser Frieden zu halten ist. Am bezeichnendsten für ihre Schätzung des Friedens ist es, wie die Franzosen den Verzicht der Verbündeten auf die Rückgabe der Kunstschätze beurteilten. Sie sahen hierin nur eine Respektierung ihres guten Rechts. Von Wohltat war dabei nur insofern die Rede, als eine solche der Menschheit erwiesen wurde. Denn in der Hauptstadt der Zivilisation standen diese Schätze dem allgemeinen Genuß und für die ganze Welt offen.

Es käme indes einer Geschichtsfälschung gleich, wollte man verschweigen, daß doch nicht auch Stimmen in Frankreich sich erhoben, die die Milde der Friedensbestimmungen anerkannten. Um Aufklärung in dieser Richtung bemühte sich namentlich ein Artikel des »Journal de Paris«; aber auch er mit dem höchst bezeichnenden Ausruf: »Das ist nicht Menschenwerk, hier ist Gottes Finger.« Dies Eintreten Gottes für Frankreich bewies, daß das französische Volk eine Sonderstellung in der Welt hatte, das auserwählte Volk der Gegenwart war. So zog das überspannte französische Nationalbewußtsein aus der Großmut der Sieger neue Nahrung und artete zu jenem Größenwahn aus, der »der Sauerteig zu allen Unruhen wurde, mit denen Frankreich das 19. Jahrhundert erfüllt hat«, der ein Revanchegeschrei selbst über Siege erhoben hat, die die eigne Nation gar nicht berührten. Ja, bereits in jenen Tagen kam es zu Vorfällen, die ganz deutlich zeigten, daß Frankreich auch trotz oder vielmehr gerade infolge der unangemessenen Milde dieses Friedens der Herd der Unruhen Europas bleiben werde. So schloß sich der Herzog von Berry, der jüngste der von den Verbündeten zurückgeführten Bourbonen, dem Napoleonischen Militär an und verhieß den Unzufriedenen unter Verwünschungen des Friedens Krieg und unter seiner Führung endlosen Waffenruhm. Hatte doch auch bereits das erlauchte Haupt dieser Familie, die ihre Wiederherstellung Strömen preußischen Blutes verdankte, auf das Verlangen Preußens, daß die vorgeschossenen 170 Millionen zurückgezahlt würden, mit der Fanfaronade geantwortet: »Lieber 300 Millionen aufwenden, um Preußen zu bekämpfen, als 100, um es zu befriedigen!« Und in dieser höchst unangebrachten kriegerischen Stimmung wenigstens waren Bourbonen und Volk im schönsten Einvernehmen. Das erfuhr Friedrich Wilhelm auf seiner Fahrt von Paris nach England. Unterwegs begegnete ihm und seinem Gefolge ein französisches Linienregiment. Kaum hatten die Soldaten in den Reisenden Preußen erkannt, da gossen sie auch schon die volle Schale französischer Dankbarkeit und Höflichkeit über den König und seine Begleiter aus: »Coquins! Vilains Prussiens! Attendez! Nous irons aussi à notre tour à Berlin!«

So haben die Verbündeten, Monarchen wie Staatsmänner, bereits in Frankreich selbst genügend Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welche Torheit es gewesen, die Lehre, die göttliches Walten auf dem Wege von Katzbach nach Paris dieser überspannten Nation erteilt hatte, durch einen Frieden zu verpfuschen, den man nur als eine große Lüge, als einen maßlosen Betrug an der Menschheit bezeichnen kann. Denn dieser Friede unterschlug die Verbrechen Frankreichs, die Leistungen des deutschen Volkes, die Verdienste der Völker um ihre Herrscher. Darum konnte er keinen Segen bringen, konnte er nicht der Beginn politischen, kulturellen und materiellen Fortschritts der Menschheit sein. Erst zwei Menschenalter später hatte ein Staatsmann die sittliche Kraft, statt auf Lug und Trug auf Tatsachen ein Friedenswerk zu errichten, das die Franzosen wenigstens äußerlich zur Ruhe gezwungen und sie gehindert hat, des deutschen Volkes und Europas Wohlfahrt immer wieder zu gefährden. Wohl ist des Prinzen Eugen Ideal auch durch den Frankfurter Frieden nicht verwirklicht worden. Denn wer wollte leugnen, daß die politischen Beziehungen noch immer »verdorben« sind? Aber das ist nur die letzte Nachwirkung der vor hundert Jahren bewiesenen »Großmut«. »Ihr schrankenloses Walten damals hat« — so sagt der österreichische Historiker von Zwiedineck-Südenhorst — »die Franzosen in einer das gewöhnliche Maß nationalen Stolzes weit überbietenden Selbstüberschätzung bestärkt, die *noch heute* den Keim stetiger Beunruhigung ihrer Nachbarn bildet.«

Einer Verstorbenen

Ihr Auge war so sterbens-sterbensmatt,
Die Sonne schien auf ihre Lagerstatt.

Sie sah mit Lächeln in das süße Licht.
Sie ahnte alles. Doch sie klagte nicht.

Die Sonne ging. Sie sah dem Scheiden zu.
Dann weinte sie und legte sich zur Ruh.

Und als der Abend still gekommen war,
Lag schon ein Kranz auf ihrem Mädchenhaar.

Hans Bethge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Johannisnacht

Ein Märchen von J. J. David

Aus dem Nachlaß des Dichters
veröffentlicht von Ottilie Natter

In seinem Vorwort zu J. J. Davids Gesammelten Werken (München, R. Piper & Ko.) schreibt Erich Schmidt: »Auch nach dem frühen Tod unsers lieben Meisters Heinrich [Natter] ist David häufig am schönen Traunsee eingekehrt und hat in diesem Frieden bis 1905 dankbar die Muße zu gesammeltem dichterischem Schaffen gefunden.«

Unter dem Drucke der Berufspflichten entschwand ihm leicht die Stimmung zu poetischen Schöpfungen. Oft suchte er daher dem Getriebe der Großstadt zu entfliehen und fand sich mit andern gleichgesinnten Freunden in Gmunden zusammen.

So hielt er es auch im Sommer 1894. Während David sein wienerisch schwermütiges Drama »Ein Regentag« entwarf, schrieb die junge Dichterin Ernst Rosmer ihr Märchen »Der Bauer und das Prinzeßlein«. Abends, wenn sich die Schaffenslustigen an der Tafelrunde zusammenfanden, erhöhte sich noch in gegenseitigem Gedankenaustausch die Begeisterung des kleinen Kreises.

Aus dieser gemeinsam verlebten schönen Zeit steht mir ein Abend noch heute lebendig vor der Erinnerung.

Um die Sonnwende, in einer funkelnden Sternennacht, lustwandelten die Versammelten hinaus auf den Wiesenplan vor dem Hause und sahen auf das Schlößchen Ort hinüber, das schaukelnd auf matten Silberwellen zu ruhen schien. Und unter den dunklen Fichten flimmerten im Reigentanz glühende Johanniswürmchen.

Diese traumhafte Schönheit fing Davids dichterisches Sinnen ein; phantasievoll, klar und doch zart ineinander verwoben hat er das Stimmungsbild gestaltet: »Über der Erde schwieg gerade eine wunderschöne Nacht«. O. N.

Es ist aber keineswegs wahr, obzwar wir es in der Schule gelernt haben, daß sich die Erde von allem Anbeginn ab im Weltraum herumgetrieben habe. Das fiel ihr gar nicht ein, sondern vor urdenklicher Zeit ruhte sie still und beschaulich auf dem Fleckchen des Firmamentes, das ihr der Schöpfer einmal angewiesen, und durchleuchtete mit mildem und holdem Glanze die Himmel. Damals waren auch noch die Menschen friedselig und begnügsam; erst als ihre Urmutter von solcher Unruhe befallen wurde, änderten sie sich und fielen jener Unrast anheim, die sie seither, ein starkes und schmerzhaftes Fieber, verzehrt.

In jener Urzeit aber war die Erde so schön, daß sich alle Sterne freudig vor ihr beugten und ihr willig, jeder nach seiner Art und seinem Können, zu Dienste waren. Besonders schön aber war das an ihr, daß sie sich langsam und feierlich um ihre eigne Achse drehte. Da glühten verschiedene Farben auf; immer neue und immer buntere Strahlen entströmten ihr und durchflossen die Fernen, so daß sie fast einem ungeheuren Edelsteine glich, den der Herr der Welten bedächtig hin und her wendete, damit er sich seines Feuers und seines Glanzes voll erfreuen möge. Und ein süßer und unbeschreiblicher Einklang ging von ihr aus und war allenthalben vernehmlich: der Jubel der Glückseligen, die hier ein Leben genossen, zu herrlich für Worte, zu heimlich für Lieder, so daß sie nur in Flüsterlauten dem Ausdruck leihen konnten, was in ihnen zitterte und webte.

Es geschah aber ganz natürlich, daß endlich in einigen der Sterne, deren es damals auch noch unendlich mehr gab als heute, sich eine große Sehnsucht danach entzündete, das in der Nähe zu sehen, was trotz unendlichen Abstandes so entzückend erschien. Jedes Gestirn hat nämlich seine eigne Seele und kann also begehren und wünschen. Und dieses Verlangen wuchs im Laufe der Jahrtausende und ward immer leidenschaftlicher, bis ihrer viele es endlich gar nicht mehr zu bezwingen vermochten. So wählten sie denn eine Abordnung aus ihrer Mitte, die dem ihren Wunsch vortragen sollte, der ihnen die Bahnen bestimmt und die Wege vorgeschrieben hat. Nicht ungütig hörte sie der Herr. Da-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach sprach er: »Es ist schön, was ihr zu sehen begehrt, und — so lange ich's auch schon beschaue — es gefällt mir immer noch, und ich muß sagen, es ist mir ganz wohl geraten. Auch ist gerade heute die beste Zeit dazu von allen Tagen des Jahres. So will ich euch denn gerne gewähren, worum ihr bittet, aber nur für eine Nacht. Wer aber länger ausbleibt, den kann ich überhaupt nicht mehr brauchen. Wollt ihr's auf die Bedingnis hin?«

Und alle neigten sich stumm.

Der Ewige aber reckte seine Hand aus, und sie begannen zu sinken. Immer kleiner wurden sie im Falle, immer matter ihr Licht, je mehr sie sich von dem entfernten, der allein der Quell alles Glanzes ist, und in dessen schwachem Widerschein selbst die Sonne erstrahlt.

Über der Erde schwieg gerade eine wunderschöne Nacht. Ein Kind sah die Sinkenden nahen; noch schimmerten sie gedämpft rötlich, und es jauchzte, schlug in die Händchen: »Mutter, wie schön! Die Sterne kommen zu Besuch.« Sie trat in die Tür ihres Hauses, sah nichts mehr, denn die seltenen Gäste waren schon ganz unansehnlich und klein geworden, und so küßte sie's, lächelte und sagte: »Närrchen!«, weil die Erwachsenen seit jeher so viel klüger waren als die Kleinen. Danach trug sie's zu Bette. Das Kind aber sah im Traume alles, wie es sich begeben hatte, und freute sich unendlich damit. Aber gesagt hat es niemandem etwas davon, denn es war ein kluges Kind und mochte sich nicht ausspotten und sich nicht einmal von der Mutter zweimal Närrchen heißen lassen, weil es etwas wirklich und in aller Wahrheit besser wußte als sie. Wozu auch? Und Kinder verstehen gewißlich und wahrhaftig zu schweigen.

Es war auch ein sehr schönes Fleckchen Erde, auf das die Sterne niedergestiegen waren. Noch war es nicht völlig dunkel, noch hing an den Spitzen der Berge ein ganz ungewisses Dämmern. Ein tiefer grüner See floß dort; und wie das Dämmer sachte verblich, so kam er in leise und sehnsüchtige Bewegung. Es war, als strebten die Wellen und Wellchen, die so atmend mit weißen, vorm Mondlicht blitzenden Krönlein sich hoben und senkten, dem Ufer zu, damit sie sämtlich seine unendliche Schönheit recht aus der Nähe beschauen könnten. Große weiße Vögel schwammen auf der Flut; sie ließen sich schaukeln und wiegen, fast als wären Flocken leuchtenden Schaumes zu anmutigem Leben erwacht. Dazu war unabläßig ein geheimnisvolles Tönen; wo die Wogen ans Gestade schlugen, dort naschten sie an Felsblöcken, verzischten leise und verrauschten mit rätselhaftem und harmonisch raunendem Laut. Und allgemach fielen immer breitere Ströme Mondlichtes auf die Flut; es war fast blendend, wie die leuchtete, und wenn sich einmal eine mächtigere Woge erhob, dann war ein schimmerndes Grün hinter ihr, das sich mit gar nichts sonst vergleichen ließ.

Dies alles also sahen die Sterne und hatten ihre staunende Freude damit. Sogar länger, als sie wohl gesollt hätten. Danach sahen sie gen Himmel; in erhabener Feierlichkeit zogen ihnen dort ihre Geschwister vorbei. Sie stießen sich an, rieten, wo wohl der Platz eines jeden von ihnen sein möge. Einige trafen's, einige nicht. Und dann wanderten sie weiter. Einen mächtigen Fluß entlang, der dem See entströmte. Durch dichtes Buschwerk zog er schön und brausend dahin. Grün waren die Anhöhen, die ihn umschlossen, grün die Wasser, deren Rufen die Luft erfüllte. Und plötzlich standen die Sterne still und horchten: ein Lied voll sehnsüchtiger Klage drang in das Dunkel. Eine Nachtigall schlug; eine andre antwortete. Die Welt war voll von Wohllaut, und die Sterne lauschten und konnten sich gar nicht satt hören daran.

Sie wandten sich und gingen dem See zu, der ihnen doch vor allem schön und anmutig dünkte. Vor ihnen schritt ein Paar durch die Nacht, achtlos auf den Weg und dennoch sicher im Schreiten, fast als erhelle ein geheimes Licht, das etwa in ihren Herzen flamme, ihnen den Pfad. Sie hatten die Hände ineinandergelegt und sahen sich manchmal still und voll geheimen Glückes in die Augen, die feucht und ganz verklärt schimmerten. Sie sprachen wenig, und ihr Geflüster war leiser als das Gemurmel des Flusses. Die Sterne aber lauschten gerne diesen sinnlosen Lauten hingebender Neigung, und sie schienen ihnen rein und rührend. Aber einen Eid vernahmen sie nicht; noch schwor man einander damals nicht, weil man einander ohne das glauben durfte;

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch kannte man keine Ehe, weil es sich von selbst verstand, daß zwei, die sich gefunden hatten, nicht mehr voneinander ließen, und weil reine suchende Herzen niemals irren. Manchmal blieben beide stehen, manchmal lachten sie, und als sie sich endlich trennten, da geschah es mit einem Leide, als gälte es für immer und nicht für eine kurze Sommernacht.

Die Sterne aber hatten völlig vergessen, eine wie knappe Spanne Zeit ihnen zugemessen war. Das Mondlicht war schon verblichen, und nun lag der See ernster in seiner Schönheit und in schwarzgrünem Gewande da. Da zuckte ein Lichtstrahl auf; ein Hahn rief. Ein jäher Schrecken befiel die Sterne; sie wollten aufsteigen, es ging aber nicht. Und zu gleicher Zeit stieß der Ewige mit harter Hand in die Erde, zornig, daß ihre Schönheit sein Firmament so vielen Glanzes beraubt, und seither rollt sie durch die Unermeßlichkeiten, und der stille Frieden und das heimliche Glück sind gänzlich von ihr geschwunden.

Alljährlich aber, um die Johannesnacht, entzünden sich die gefallenen Sterne wieder. Für sehr kurze Weile tragen sie ihre Taumellichtchen mit zagem Leuchten durch die sommerlich glutende Welt. Die schwanken im Winde und kreisen sonderbar, wie sie's einmal am Himmel getan; die suchen höher zu steigen und bleiben dennoch weltenferne hinter dem Ziele ihrer Sehnsucht; die endlich sitzen jetzt noch still und leuchten stärker, wie sie's gewohnt waren, da sie noch Wandelsterne oder Sonnen waren. Alles Elend müssen sie mit anschauen, und es graut ihnen, was sich diese Erde gewandelt hat, die sie so herrlich gekannt haben. In heißen Jahren, wenn Not und Mißwachs drohen vor dem Sonnenbrande, sieht man ihrer mehr, und alle möchten flüchten. Das aber geht nicht mehr; und nur die leeren Räume am Himmel, die so sternenlos und verwaist sind, geben noch Zeugnis von jener Stätte, wo sie vor ihrer Versündigung und ihrem Ungehorsam heimisch gewesen sind.

Abendlied

Der Berge feierlich Erglänzen
Rührt an mein Herz mit fremder Pein.
Hoch über ihren lichten Grenzen
Zieht wunderbar der Abend ein.

Die Sommerbäche rauschen lauter,
Der volle Mond zieht schweigend auf,
Und bald erscheint die Nacht vertrauter,
Bestrahlt von ihm in mildem Lauf.

Versilbert stehn die dunklen Wälder,
Die Dörfer sanken längst zur Ruh.
Die Sterne ziehn in ihre Felder
Und funkeln fromm einander zu.

Und gottgesandter Abendfriede
Erfüllt auch meine heiße Brust
Und macht sie gut und schlummermüde,
Versöhnt mit Schmerz und Leid und Lust.

Curt Wüest

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Kaiser-Wilhelm-Kanal

Von Prof. Dr. C. Gagel, kgl. Landesgeologen

Die Erweiterungsarbeiten am Kaiser-Wilhelm-Kanal sind jetzt zum Abschluß gelangt, und damit ist die Möglichkeit vorhanden, einen Überblick zu geben über die Ergebnisse, die dieses großartige Ingenieurwerk für die geologische Wissenschaft, für unsre Kenntnis der Entstehungsgeschichte des schleswig-holsteinischen Bodens und damit gleichzeitig des norddeutschen Flachlandes gezeitigt hat, Ergebnisse, die nicht nur für die wissenschaftliche Geologie von erheblicher Bedeutung sind, sondern auch allgemeineres Interesse beanspruchen.

Der Kanal durchschneidet von Holtenau bei Kiel über Rendsburg, Burg in Dithmarschen nach Brunsbüttel an der Unterelbe quer die ganze Zimbrische Halbinsel in einer Länge von rund 109 (98,75) km und hat damit einen zusammenhängenden Aufschluß und Querschnitt durch einen der interessantesten Teile Norddeutschlands geschaffen von einer Größe und Schönheit, wie er in der Welt in vieler Beziehung bisher einzig dasteht — Panamakanal und Suezkanal (dieser ohne die Seen gerechnet) sind wesentlich kürzer und haben wenig oder gar nichts zur Erweiterung unsrer geologischen Kenntnisse beigetragen; die andern Kanalbauten kommen weder in bezug auf die Größe noch auf die dabei erzielte Vermehrung unsrer Kenntnisse überhaupt noch in Betracht, und einzig und allein die großen Alpentunnel lassen sich unserm norddeutschen Kanalwerk in dieser Beziehung an die Seite stellen.

Der Kaiser-Wilhelm-Kanal ist, wie erwähnt, rund 100 km lang und hatte in der ursprünglichen Ausführung als Niveaukanal 9 m Wassertiefe, 22 m Sohlenbreite und 67 m Spiegelbreite, im ganzen also 413 qm wasserführenden Querschnitt. Durch die Erweiterung wird die Tiefe auf 11 m, die Sohlenbreite auf 44 m und die Spiegelbreite auf 102 m bei 825 qm Wasserquerschnitt gebracht, und außerdem werden im Osten bei Holtenau, bei Levensau und bei Rendsburg drei ungewöhnlich und unbequem scharfe Kurven des alten Kanals durch ganze neue Einschnitte abgeschnitten oder durch flacher gekrümmte Kurven ersetzt.

Der Kaiser-Wilhelm-Kanal nimmt im Osten bis in die Gegend von Rendsburg seinen Weg durch eine fruchtbare hügelige Landschaft von durchschnittlich 10 bis 25 m Meereshöhe; die Wasserscheide des schleswig-holsteinischen Höhenrückens durchschneidet er bei Landwehr östlich vom Flemhuder See mit 20 m Meereshöhe; im Gelände der jetzigen neuen großen Schleusen bei Holtenau auf der Südseite des alten Kanals befand sich vor deren Anlage ein kuppiges Hügelland mit 22 m größter Höhe. Von der Gegend östlich von Rendsburg bis fast nach Grünenthal (etwa km 60 bis km 31,5 des Kanals; die Kilometerzählung beginnt im Westen bei Brunsbüttel) zieht sich der Kanal durch niedriges, ganz flaches, sandiges, zum erheblichen Teil von Mooren eingenommenes Gelände, durchschneidet dann den Grünenthaler Höhenrücken mit rund 24 m größter Höhe und etwa 5 km Breite und verläuft dann bis Brunsbüttel wieder in flachem, großenteils moorigem oder mit Marschschlick bedecktem Gelände durch die westliche fruchtbare »Speckseite« der Zimbrischen Halbinsel, den südlichen Teil Dithmarschens.

Während der ganze Bau des Kanals vor 25 Jahren etwa 157 Millionen Mark gekostet hat, haben die Erweiterungsbauten, bei denen nicht weniger als 103 Millionen cbm Bodenbewegungen zu bewältigen, drei neue große Durchstiche zu machen und drei neue Hochbrücken sowie eine umfangreiche Bahnverlegung im Westen bei Burg herzustellen waren, nicht weniger als 248 Millionen Mark, also eine runde viertel Milliarde erfordert. Es ist also ein ganz gewaltiges Werk, das dabei geleistet, und zwar so bewältigt werden mußte, daß der doch schon recht erhebliche Verkehr auf dem bestehenden Kanal und vor allem seine stete Verwendbarkeit für den älteren Teil unsrer Flotte (bis zur »Deutschland«-Klasse einschließlich) nicht beeinträchtigt wurde.

Für alle wahrhaft modernen Schiffe unsrer Flotte, die sogenannten Dreadnoughts, von der Nassauklasse an und für die modernen Schlachtschiffkreuzer war der alte Kanal wegen zu geringer Tiefe, Sohlenbreite und vor allem wegen viel zu kleiner Schleusen völlig unpassierbar. Die »Deutschland« mit 22,2 m Breite und über 8 m Tiefgang füllt das alte Kanalprofil am Boden schon so vollständig aus, daß nur noch wenige Dezimeter Wasser unter dem Kiel und neben dem breiten Schiffsboden als Spielraum vorhanden sind. Alle die modernen Schiffe sind länger, z. T. ganz erheblich länger als die alten Schleusen, die doch auch schon stark »auf Auswachsen« berechnet waren (150 m Schleusenlänge; bei 100 m Länge der alten Brandenburg-Klasse und rund 200 m Länge der letzten Schlachtschiffkreuzer). Die jetzigen Dimensionen von Kanal und Schleusen sind aber nun so berechnet, daß alle Schiffe, die in unsern heimischen Gewässern und Hafeneinfahrten über-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haupt noch verwendbar und manövrierfähig sind, durch sie auch glatt durchfahren können; die jetzigen neuen Schleusen haben etwa den zwölffachen Rauminhalt der alten Schleusen und würden selbst für solche »Überschiffe« wie den »Imperator« noch ausreichen (330 m nutzbare Länge, 45 m Breite, 13,7 m Tiefe gegen 305 m Länge und 30 m Breite der Panamakanalschleusen).

Ganz besonders interessante Verhältnisse ergaben sich bei dem Bau dieser großen neuen Schleusen bei Brunsbüttel und Holtenau.

Diese riesigen Schleusen ruhen auf einer gewaltigen, 9 m dicken Sohlenplatte von Eisenbeton, die also bis zu 22 m Tiefe unter dem Wasserspiegel fundamentiert werden mußte. Zu diesem Zweck mußte eine ebenso tiefe, gewaltige Baugrube nicht nur ausgeschachtet, sondern auch durch eine allgemeine Grundwasserabsenkung bis zu dieser Tiefe trockengehalten werden, was eine Senkung des Grundwasserspiegels um rund 22 m erforderte. Durch eine große Anzahl Brunnenbohrungen mit anschließenden gewaltigen Kreiselpumpen von je 200 Sekundenliter Leistungsfähigkeit ist diese erstaunliche Arbeit im Laufe von etwa 18 Monaten gelungen, so daß die Schleusen im Trockenen fundamentiert und aufgemauert werden konnten. Eine ungewünschte, aber unvermeidliche Nebenerscheinung dieser gewaltigen Grundwasserabsenkungen war dann allerdings, daß im Umkreis einiger Kilometer alle Brunnen leerliefen oder wenigstens beträchtlich sanken und für umfangreiche Wasserversorgungen Rat geschafft werden mußte.

Die Bodenarten, durch die der ganze Kanal durchgeschnitten ist, gehören zu den beiden Formationen, die den allergrößten Teil des norddeutschen Flachlandes bedecken, zum Diluvium, den Ablagerungen der sogenannten Eiszeit, und zum Alluvium, den Ablagerungen, die sich nach dem Verschwinden des nordischen Inlandeises aus Norddeutschland gebildet haben.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß in der letzten geologischen Vergangenheit ganz Norddeutschland bis an den Rand der mitteldeutschen Gebirge von einer gewaltigen Eiskappe bedeckt war, die ihren Ursprung auf den skandinavisch-finnländischen Gebirgen hatte und Schweden, Norwegen, Ost- und Nordsee und alles Land bis zu den mitteldeutschen Gebirgen (Harz, Thüringer Wald, Riesengebirge) und bis Südengland in derselben Weise bedeckte wie jetzt noch die größte Kontinentalinsel Grönland.

Diese gewaltige, von der skandinavischen Gebirgsscheide sich nach Süden, Osten und Westen vorschiebende Eismasse schob allen Verwitterungsschutt, der sich im Laufe der Jahrmillionen auf den skandinavischen Gebirgen gebildet hatte, sowie einen sehr erheblichen Teil der lockeren Bodenarten der vorhergehenden Tertiär-(Braunkohlen-)Zeit aus den flachgelegenen Gebieten Südskandinaviens und des Baltikums nach Norddeutschland herunter und häufte ihn dort zusammen mit den Überresten der im Baltikum zerstörten Kreidegebirgsschichten an, großenteils in Form eines strukturlosen, ungeschichteten Gesteins, einer »Grundmoräne«, aus deren höchst charakteristischer Beschaffenheit, ihrem schichtungslosen Gemenge von Gesteinen der verschiedensten Größe, der verschiedensten Herkunft und des verschiedensten Alters eben mit Sicherheit zu schließen ist, daß sie kein gewöhnliches Sedimentgestein ist, sondern am Grunde einer ungeheuren, sich beständig bewegenden und vorschiebenden Eismasse entstanden sein muß. Was die Bedeckung eines Landes mit einem solchen Inlandeis und die daraus folgende Ablagerung von dessen »Grundmoräne« für das Aussehen und die Oberflächengestaltung des betreffenden Landes zu bedeuten hat, dafür gaben einen höchst anschaulichen und eindringlichen Beweis die gewaltigen Kanalarbeiten im Osten in der Gegend zwischen Holtenau (Kiel) und Sehestedt bei Rendsburg.

Diese gewaltigen, oft in zwei, stellenweise bei Holtenau in vier Etagen übereinander in Betrieb befindlichen Erdarbeiten bewegten sich sämtlich bis zur Wasserlinie und noch erheblich tief darunter nur im sogenannten oberen Geschiebemergel, eben der Grundmoräne der letzten Inlandeisbedeckung. Alles, was man in diesen gewaltigen Wänden bis zur Wasserlinie sehen konnte (und noch erheblich tiefer), bestand aus Gletscherschutt der letzten Eiszeit, und nirgend war die ältere Landoberfläche aus der Zeit vor dem Hereinbrechen des letzten Inlandeises zu sehen, das heißt also, daß bei den jetzigen Niveauverhältnissen des Meeres das ganze hügelige und zum Teil recht erheblich hochgelegene Gebiet Ostholsteins damals eine große Wasserfläche gebildet haben würde, in seiner jetzigen Gestalt jedenfalls noch nicht vorhanden war.

Die gewaltigen Einschnitte des Kanals in diesen mächtigen Moränenschutt der letzten Eiszeit zeigten nun aufs schönste die innere Beschaffenheit solcher alter Moränen, den enormen Reichtum an zum Teil riesigen Steinen (»Geschieben«) skandinavischer und baltischer Herkunft, an großen und kleinen Feuersteinknollen, an großen und kleinen Schollen von Schreibkreide, von Braunkohlentonen und Braunkohlensanden, von bernsteinführenden Tonen, ja sogar von älteren Torfmooren der Diluvialzeit, die mit mächtigen Baumstubben regellos in diesen jungdiluvialen Gletscherschutt verknetet waren — ein Chaos aller möglichen Gesteine und Bodenarten, größtenteils aber so außerordentlich fest zusammen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gepreßt durch den Druck der riesigen diluvialen Eiskappe, daß das Fortbaggern dieses steinreichen Gletscherschuttes die größten Anforderungen an die Festigkeit und Leistungsfähigkeit der Baggergeräte stellte.

In den Vertiefungen dieser hügeligen Landschaft zu beiden Seiten des Kanals zwischen den jungen Torfmooren und dem eiszeitlichen Moränenschutt, ja zum Teil noch mit den obersten Lagen dieses Moränenschuttes wechsellagernd, zeigten sich eigentümlich blaugraue, sehr schmierige Tone, in denen sich zum Teil zahlreiche Molluskenschalen und die Blätter hocharktischer Pflanzen, der Polarweide, der Zwergbirke und des grönländischen Silberwurzes (Dryas octopetala) fanden, zum augenscheinlichen Beweise, daß am Schluß der Ablagerung dieses eiszeitlichen Gletscherschuttes in diesem Gebiete ein Klima herrschte, wie jetzt in Grönland und Spitzbergen, daß also damals wirklich völlig arktische Klimaverhältnisse bei uns vorhanden waren.

Unter diesem bis über 45 m mächtigen Gletscherschutt der letzten Eiszeit, auf dem die hochnordischen Pflanzenreste liegen, fand sich nun bei den Fundamentierungsarbeiten für die Wiker Hochbrücke ein sehr stark komprimiertes, älteres Torfmoor mit Resten einer durchaus gemäßigten Land- und Wasservegetation desselben Charakters, wie sie jetzt noch im Lande vorkommt, mit Resten der Hainbuche, der Rotbuche, Birke, Eiche, Fichte, Seerose, Walnuß, also einer Flora, die im schärfsten Gegensatz steht zu der ganz armen, verkrüppelten Polarflora vom Schluß der letzten Eiszeit. Es hat also vor dem Hereinbrechen der letzten Vereisung in Norddeutschland ein Klima bestanden mindestens ebenso günstig wie jetzt, ein Klima, in dem hochstämmiger Laubwald bei uns gedieh, was also alle eiszeitlichen Klimabedingungen ausschließt, und da unter diesen alten diluvialen Mooren mit den Beweisen eines warmen, günstigen Klimas wieder gewaltige Moränen von mehr als 90 m Mächtigkeit liegen, so müssen sich diese diluvialen Moore in einer warmen Zwischeneiszeit gebildet haben, nachdem ein früheres, in Deutschland vorhanden gewesenes Inlandeis wieder völlig abgetaut und verschwunden war.

Erst in ungefähr 90 bis 120 m unter dem Meeresspiegel hören die mächtigen älteren Moränen auf und beginnen die Ablagerungen der Braunkohlenzeit, die vorher, lange vor der diluvialen Eisinvasion, die Oberfläche unsers Vaterlandes bildeten. Aus dieser Tatsache, daß die alten Braunkohlenschichten jetzt 90 bis 120 m unter dem Meeresspiegel liegen, ergibt sich ohne weiteres, daß seit jener Zeit sich der Boden Norddeutschlands auf große Strecken um mindestens 100 bis 120 m gesenkt haben muß.

Von Holtenau bis Seheſtedt, also auf etwa 25 km Länge, durchschneidet der Kanal andauernd die hügeligen, seenreichen, fruchtbaren Ablagerungen jungen Moränenschuttes und daraufliegender »Dryastone« mit den Resten der hocharktischen Pflanzenwelt, bei Seheſtedt einen besonders auffälligen, bogenförmigen Moränenwall mit zwei größeren Seen, um sich dann in der Gegend von Rendsburg durch ein verhältnismäßig flaches, ebenes, aus mächtigen Sandmassen aufgebautes Gelände zu erstrecken, das von den Schmelzwassern des am Schluß der Eiszeit allmählich abtauenden Inlandeises mit diesen ausgedehnten Sandablagerungen überschüttet ist.

Der Gegensatz in den Landschaftsformen und in der volkswirtschaftlichen Bedeutung zwischen der hügeligen, fruchtbaren, unter dem Inlandeis gebildeten Moränenlandschaft im Osten und diesen flachen, unfruchtbaren, öden, außerhalb des Inlandeises gebildeten Sandflächen der Abschmelzzone westlich davon ist höchst auffallend und außerordentlich beträchtlich. Die Moränenablagerungen sind so fruchtbar, weil sie außer einem beträchtlichen Tongehalt auch noch eine Menge fein zerriebener Kreide, Kalk, feldspathaltiger Urgesteine u. a., also sämtliche notwendigen Pflanzennährstoffe enthalten, die aus den Sandablagerungen großenteils durch die Schmelzwasser des Inlandeises ausgewaschen und fortgespült sind. Es ist derselbe Gegensatz wie zwischen der fruchtbaren Seenplatte Mecklenburgs und der märkischen »Streusandbüchse«, zwischen dem fruchtbaren hinterpommerschen Hügelland und den Sandheiden des westlichen Westpreußens, zwischen dem reichen Seengebiet Ostpreußens und den öden masurischen Kiefernheiden an der russischen Grenze, wenn er auch infolge der uralten Kultur der Zimbrischen Halbinsel und der nicht ganz so ungünstigen Grundwasserverhältnisse nicht so betrüblich in die Erscheinung tritt wie im Osten, wo er meistens auch den Gegensatz zwischen germanischer und slawischer Kultur verkörpert.

Nachdem der Kanal von Rendsburg ab etwa 30 km nach Westen sich durch diese flachen, unfruchtbaren, zum Teil mit Torfmooren bedeckten Sandebenen hingezogen hat, durchschneidet er bei Grünenthal wieder einen über 20 m hohen breiten Hügelrücken, dessen Durchschnitte abermals einen ausgezeichneten Einblick in den Aufbau dieser diluvialen Höhenzüge des westlichen Holsteins gewähren.

Zuoberst liegt auch hier wieder eine junge, frische Moränendecke der letzten Eiszeit, die aber im Gegensatz zum Osten bei Holtenau-Kiel nur sehr dünn ist (etwa 1,5 bis 4 m), und so beweist, daß das letzte diluviale Inlandeis bis hierher in den Westen der Halbinsel nur ganz kurze Zeit sich erstreckt und sich bald wieder in seine Haupt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stillstandslage bei Rendsburg-Seheſtedt zurückgezogen hat.

Unter dieſer jungen, friſchen Moränendecke liegen nun ebenfalls wie bei Kiel in großer Ausdehnung ältere diluviale Moore der Zwiſcheneiszeit mit den Reſten von Eſche, Fichte, Linde, Eiche, Ahorn, Stechpalme, Kirſche, Haſel, weißer und gelber Seeroſe und der jetzt in Europa ſchon ausgeſtorbenen, nur noch in Japan und in Auſtralien weiterlebenden Seeroſenart Brasenia purpurea ſowie von ſonſtigen Pflanzen eines ganz gemäßigten Klimas.

In dieſen zwiſcheneiszeitlichen Mooren haben ſich ferner auch noch eine ganze Anzahl Feuerſteinwerkzeuge des prähiſtoriſchen Menſchen gefunden, zum Beweis, daß damals ſchon die Zimbriſche Halbinſel bewohnt war. Es ſind ſehr rohe, primitive Werkzeuge, unbeholfene Abſchlagſpäne von Feuerſtein, die als Schaber bei der Bearbeitung von Holzgerätſchaften und Fellen gedient haben, immerhin aber Stücke, die ihren Charakter als benutzte und beabſichtigte Werkzeuge unverkennbar zur Schau tragen.

Unter dieſen Mooren der Zwiſcheneiszeit oder auch neben ihnen und unter der friſchen, jungen Moränendecke der letzten Eiszeit finden ſich dann die älteren diluvialen Moränen der vorletzten Eiszeit in außerordentlich charakteriſtiſcher Weiſe verwittert, zerſetzt und verändert und zeigen dadurch, daß ſie ſehr lange Zeit an der Oberfläche des Landes gelegen haben müſſen und den zerſtörenden Einflüſſen der Atmoſphärilien ausgeſetzt geweſen ſind, ehe ſie wieder von der letzten Moränendecke überzogen und dadurch der weiteren Verwitterung entzogen wurden.

Die Verwitterung dieſer älteren Moränen iſt ſehr viel tiefergehend und viel intenſiver als die Verwitterung der Moränen der letzten Eiszeit und dient ſo zum Beweis, daß die letzte Zwiſcheneiszeit ſehr lange Zeit gedauert haben muß, vermutlich ſehr viel länger, als die ſeit dem Verſchwinden des letzten Inlandeiſes verſtrichene Zeit.

Dieſe älteren Moränen mit der ſtarken Verwitterungsrinde und der Bedeckung mit den zwiſcheneiszeitlichen Mooren werden nun im Kanalbett unterlagert von Sandſchichten mit einer ganz außerordentlich reichen marinen Molluskenfauna, die lauter Muſchel- und Schneckenarten enthält, die heute nur in der ſüdlichen Nordſee, in der Biskayabucht und im Mittelmeer leben oder überhaupt ſchon ausgeſtorben ſind, alſo gleichfalls beweiſen, daß zur Zeit, als ſie lebten, ebenfalls ein ſehr günſtiges Klima dort herrſchte, das mit eiszeitlichen Bedingungen völlig unvereinbar iſt.

Da nun unter dieſer Schicht mit Muſcheln eines recht warmen Meeres nochmals eiszeitliche Moränen liegen, ſo iſt damit bewieſen, daß wir in Norddeutſchland zur Zeit des Diluviums mindeſtens drei große Eiszeiten, getrennt durch zwei warme Zwiſcheneiszeiten, gehabt haben, und daß zur erſten Zwiſcheneiszeit ſich erhebliche Teile Norddeutſchlands unter dem Meer befunden haben, da ſich dieſe ſelbe, ſehr charakteriſtiſche marine Fauna auch in Pommern, Poſen, Weſt- und Oſtpreußen tief im Diluvium findet.

Die Spuren des prähiſtoriſchen Menſchen, die wir in den Mooren der letzten Zwiſcheneiszeit bei Grünenthal fanden, laſſen ſich aber noch erheblich tiefer herunter verfolgen. In einer Sand- und Kiesſchicht innerhalb der älteren Moräne, die älter iſt als die letzte Zwiſcheneiszeit, aber jünger als die erſte Zwiſcheneiszeit, haben ſich ebenfalls Feuerſteinwerkzeuge der Urbevölkerung gefunden, aber diesmal nicht nur Schaber und ähnliche rohe Abſchlagſpäne, ſondern auch noch ein ſehr ſchönes prismatiſches Feuerſteinmeſſer, alſo ein über jeden Zweifel erhabenes Werkzeug. Daraus und aus der Lagerung innerhalb der Moräne der mittleren Eiszeit ergibt ſich, daß die älteſte Urbevölkerung der Zimbriſchen Halbinſel nicht nur in den günſtigen Klimazeiten der letzten Zwiſcheneiszeit, ſondern ſchon vorher, während der mittleren Eiszeit ſelbſt, in ziemlicher Nähe des Inlandeiſes gelebt haben muß, etwa ähnlich wie heutzutage die noch vor kurzem ebenfalls im »Steinzeitalter« lebenden Eskimos am Rande des grönländiſchen Inlandeiſes hauſen.

Das iſt ein außerordentlich wichtiges Ergebnis, das die Anfänge unſrer Urbevölkerung ungeahnt weit in die Vorzeit und unter unvermutet ungünſtige Daſeinsbedingungen zurückrückt.

Wenn wir bedenken, daß ſeit dem Verſchwinden der letzten Inlandeisdecke aus Norddeutſchland etwa 20 000 bis 25 000 Jahre vergangen ſind und in dieſer Zeit ſich etwa 1 bis 1¾ m mächtige Verwitterungsſchichten gebildet haben, daß aber die interglazialen Verwitterungsrinden der älteren Moränen (der mittleren Eiszeit) etwa 13 bis 20 m mächtig, alſo 6 bis 10 mal ſo ſtark ſind, alſo auch eine entſprechend längere Zeit zu ihrer Bildung gebraucht haben müſſen und daß wir über die Dauer der eigentlichen Eiszeiten ſelbſt noch gar keine begründeten Vorſtellungen haben, ſo ergibt ſich daraus ein Zeitraum von weit mehr als 100 000 Jahren ſchon für den Beginn der letzten Zwiſcheneiszeit und von mehreren hunderttauſend Jahren für die ganze Diluvialperiode mit ihren drei Eiszeiten und zwei Zwiſcheneiszeiten.

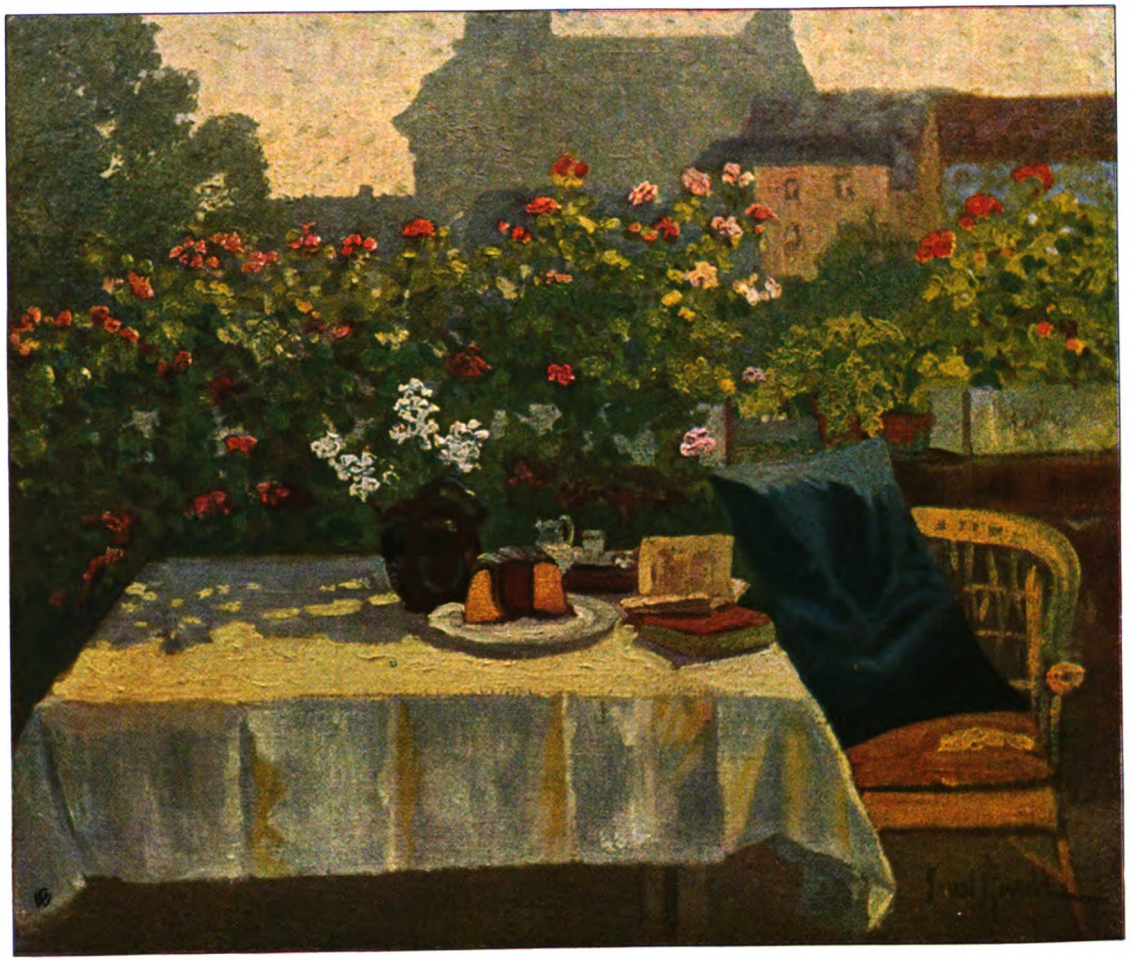
In den weſtlichſten 25 km ſeiner Länge erſtreckt ſich der Kanal durch die flache Dithmarſcher Ebene, die zum Teil von ausgedehnten Mooren, zum Teil von dem fetten Marſchboden (Schlick) gebildet wird.

Dieſer Marſchſchlick, der in der Brunsbütteler Schleuſenbaugrube bis zu 20 m Mächtigkeit durchſtochen iſt, iſt eine Bildung der Nordſee

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google



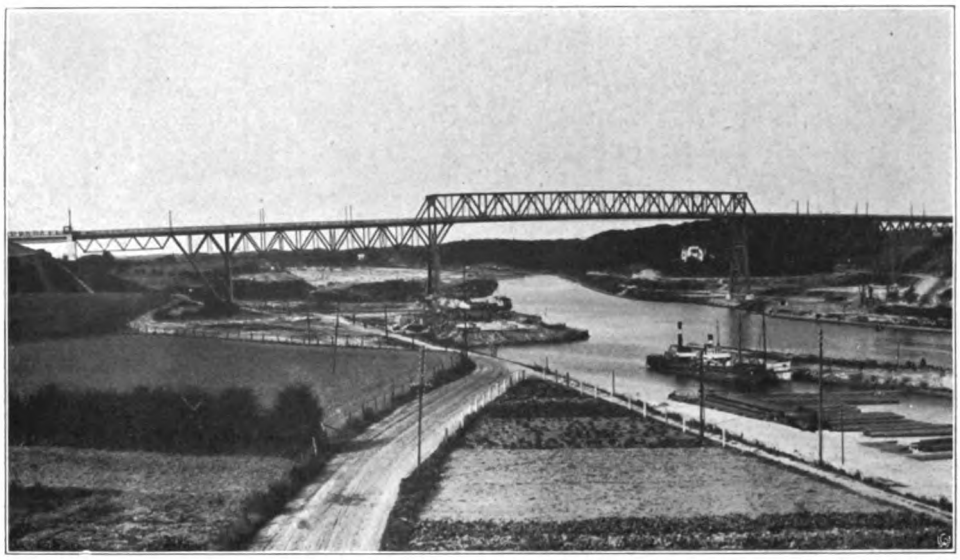
Ernſt Hardt: Frühſtückstiſch

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Phot. A. Renard, Kiel

Die neue Prinz-Heinrich-Brücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal

mit marinen Muscheln in großer Fülle, die entstanden ist lange nach dem Verschwinden des letzten Inlandeises, lange nachdem sich auf dem vom Eise verlassenen Boden schon ziemlich erhebliche Torfmoore mit großen Eichen angesiedelt hatten, die dann bei einer neuerlichen großen Senkung des Landes allmählich unter den Nordseespiegel kamen und jetzt in 20 m Tiefe unter dem Meeresspiegel liegen. Diese Tatsache der 20 m tief unter Nordseeschlick begrabenen jungen Moore gibt eine sehr deutliche Vorstellung von der Länge der seit dem Verschwinden des Inlandeises verflossenen Zeit.

Die Aufschlüsse am Kanal liefern uns also ein anschauliches Bild von der geologischen Entwicklung und den Schicksalen unsrer Heimat während der letzten Vergangenheit.

Auf die im Untergrunde liegenden Braunkohlenschichten mit den Resten einer außerordentlich üppigen Vegetation folgen — mit einer großen Schichtlücke, deren ursprünglich vorhandene Ablagerungen im Kanalgebiet überall zerstört und fortgeführt sind — Moränen-Ablagerungen völlig arktischen Charakters mit glazialgeschliffenen nordischen Geschieben, darüber Sandschichten mit Resten eines sehr üppigen marinen Tierlebens, das auf ein sehr günstiges Klima deutet, darauf wieder Ablagerungen von mächtigem Moränenschutt — eine zweite Eiszeit hat das eben noch von einem recht warmen Meere eingenommene Gebiet überzogen, und in den Sandschichten zwischen diesem eiszeitlichen Moränenschutt finden wir zum ersten Male die Werkzeuge uralter Bewohner, die nach der Art der heutigen Eskimos ein höchst rauhes, kümmerliches Leben geführt haben müssen. Wieder verschwindet das Inlandeis, und unter dem Einfluß eines neu auftretenden warmen Klimas verwittern die eben entstandenen eiszeitlichen Ablagerungen, und es bilden sich mächtige Torfmoore mit einer üppigen Hochwaldvegetation und Pflanzen, die seither völlig aus Europa verschwunden sind.

Zum dritten Male bricht das nordische Inlandeis vernichtend über diese üppige Vegetation herein und lagert frischen, bis 45 m mächtigen Moränenschutt darüber ab, indem es zum Teil die Reste dieser alten, zwischeneiszeitlichen Moore und deren gewaltige Eichenstämme in seine Moränen hineinknetet und verarbeitet. Mit ihm erscheint die kümmerliche, verkrüppelte Vegetation der Arktis: Polarweide, Zwergbirke, Silberwurz usw. Endlich taut auch diese letzte große Inlandeismasse ab: es bilden sich von neuem große Moore mit gemäßigter Vegetation auf dem eisfrei gewordenen Land. Aber auch sie haben z. T. keinen langen Bestand: sie sinken im Westen langsam unter die Fluten der Nordsee, die sie mit einer bis 20 m mächtigen muschelreichen Schlickdecke überziehen, bis dann der Mensch kommt, durch Deichbauten dem Vordringen des Meeres wehrt und dessen bis Mittelwasserhöhe angeschwemmte Ablagerungen in Besitz nimmt.

Außer der normalen Verbreiterung und Vertiefung des Kanals sind an fünf Stellen jetzt noch große kreisförmige Erweiterungen hergestellt mit einem Radius von etwa 250 m, um es zu ermöglichen, daß große Kriegsschiffe, die den Kanal befahren, jederzeit umdrehen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder zurückfahren können, falls sich das als nötig erweist. Bisher mußten große Schiffe, die einmal im Kanal waren, unweigerlich durch den Kanal hindurch, ehe sie wenden und zurückfahren konnten; durch die Einschaltung dieser fünf großen, fast seenartigen »Wendekreise« ist diesem Übelstand abgeholfen.

Da der Kanal die ganze Halbinsel quer durchschneidet, so müssen sämtliche nach Norden laufenden Eisenbahnlinien ihn überbrücken. Der alte Kanal hatte nur zwei feste Eisenbahnbrücken bei Levensau (westlich von Kiel) und bei Grünenthal ziemlich im Westen, an den Stellen, wo er die höchsten Hügelrücken durchschneidet, da nur dort die lichte Durchfahrtshöhe von 42 m für die hohen Masten der Kriegsschiffe unter den Brücken ohne besondere Schwierigkeiten zu erreichen war; die übrigen Bahnen bei Rendsburg und im äußersten Westen die Marschbahn bei Tatterpfahl überschritten den Kanal auf Drehbrücken, was sowohl für den Kanal- wie für den Eisenbahnverkehr von den unangenehmsten Folgen war. Um nun besonders für den Kriegsfall, wo Heer und Flotte unbedingte Bewegungsfreiheit haben müssen, Kanal und Bahn völlig unabhängig voneinander zu machen, werden die alten Drehbrücken eingezogen und dafür zwei neue Eisenbahnhochbrücken bei Rendsburg und Burg gebaut; außerdem ist eine dritte Hochbrücke bei Kiel-Wik für den gewöhnlichen Landverkehr nach Norden an Stelle einer früheren Pontonbrücke angelegt.

War schon die alte Hochbrücke bei Grünenthal, die den tiefsten Einschnitt des Kanals überspannt, ein außerordentlich elegantes und schönes Ingenieurwerk, das wegen seiner genialen Konstruktion und großen Spannweite mit Recht eines großen Rufes genoß, so können die neuen Hochbrücken, die in ganz flachem Gelände in 42 m Höhe den Kanal überspannen müssen — obendrein mit viel größeren Spannweiten als die alten Hochbrücken —, mit Fug und Recht als Wunderwerke moderner Brückenbaukunst bezeichnet werden. Sie sind entsprechend den ganz andern, eigenartigen Bedingungen nach einem völlig andern Prinzip auf Pendelpfeilern konstruiert und noch viel leichter und eleganter als die Grünenthaler Brücke, so daß, trotzdem der eigentliche Brückenkörper erheblich höher und länger ist als der der alten Hochbrücken, sie doch weniger Eisen enthalten und leichter sind als jene.

Schon die Wiker Hochbrücke (Prinz-Heinrich-Brücke), die als einfache Straßenbrücke für den gewöhnlichen Überlandverkehr gebaut ist, ist mit ihrer 156 m großen Hauptspannung und den beiden je 57 m breiten Seitenöffnungen ein außerordentlich leichtes, kühnes Bauwerk; sie führt noch über ein verhältnismäßig hoch liegendes Gelände, worauf zwei riesige Anfahrtrampen von 35 m Höhe aufgeschüttet sind. Die Brücke ist ohne jede Störung des Kanalverkehrs im freien Vorbau von beiden Seiten über den Kanal vorgebaut ohne stützendes Mittelgerüst, was bei der riesigen Mittelspannung eine erstaunliche Leistung bedeutet.

Im Gegensatz dazu führt die neue Hochbrücke bei Rendsburg durch ein sehr tiefliegendes, ganz flaches Gebiet, in dem obenein der wichtige Bahnknotenpunkt Rendsburg ganz dicht am Kanal liegt. Um hier die notwendigen 42 m lichte Höhe über dem Kanal für die Brückenunterkante zu erlangen, waren ganz besonders lange Anrampungen nötig, und da der Bahnhof Rendsburg viel zu nahe am Kanal liegt, um diese Höhe mit der zulässigen Steigung direkt zu erreichen, so ist hier eine ganz besonders erfinderische schleifenförmige Anrampung nötig geworden, die sich nach Art eines Schraubengewindes bis auf die nötige Höhe hinaufarbeitet.

Die wundervoll elegante Rendsburger Brücke mit ihren gewaltigen Pendelpfeilern hat eine mittlere Spannweite von 140 m und ist mit den beiden Seitenöffnungen 290 m lang; an sie schließt sich beiderseits der lange Anrampungsviadukt, ebenfalls aus Eisenkonstruktion, der auf 52 Viaduktpfeilern und 2 Zementwiderlagern ruht und an den sich dann erst beiderseits die riesigen Auffahrtsdämme anschließen. Noch größer wird die neue, noch nicht begonnene Hochbrücke bei Hochdonn (Burg), die im ganzen mit den anschließenden Viadukten gegen 3 km lang werden wird, da sie ebenfalls über ganz flaches Gelände führt.

Wiederkehr

Mit dürren Fingern ihren Faden drehn
Seh' ich die Norne am bestaubten Rocken,
Wenn Sohn und Töchter um mich stehn
Und Enkelkinder mit den blonden Locken.

Das ist die Weisheit meiner siebzig Jahr':
Die Menschen kommen, gehn und sterben,
Mein Lust und Leid schon das der Väter war,
Und unsre Kinder werden's wieder erben.

Mir wird so leicht, die Seele bangt nicht mehr;
Ein Gotteshauch aus grauen Schöpfungstagen,
Läßt sie sich einst zu neuer Wiederkehr
Zurück zum Urquell alles Lichtes tragen.

Heinrich Knöfel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Anbetung der Könige Original im Besitz des Herrn Fritz Seel in Kassel, Rubens zugeschrieben

Von Kunst und Künstlern

Ein italienischer Bilderdiebstahl — Männliches Bildnis eines mittelrheinischen Meisters um 1500 — Unbekannter Meister: Bildnis der Herzogin von Angoulême — James Whistler: Meine Mutter — Georg Schuster-Woldan: Bildnis einer jungen Dame — Viktor Schramm: Junges Mädchen — Konrad von Kardorff: Bildnis des Herrn Dr. G. — Henri Morisset: Lektüre — Ernst Hardt: Frühstückstisch — Charles Hentze: Stilleben — Medardus Kruchen: Feldblumen — Franz Martin Lünstroth: Im Felde — Bruno Marquardt: Sommertag — Richard Engelmann: Abschied (Plastik)

Es gibt auch psychologische Epidemien, und sie sind oft hartnäckiger und gefährlicher noch als die körperlichen. So schleicht gegenwärtig gleich einer schweren ansteckenden Krankheit die Leidenschaft der Bilderdiebstähle durch die zivilisierte Welt. Die Affäre der Mona Lisa war nur einer von diesen seuchenartig um sich greifenden Fällen, wenn auch schon wegen des kostbaren Objekts und der romantischen Nebenumstände der aufregendste; vorher und nachher noch gab es manchen andern Bilderdiebstahl, der nicht viel weniger schmerzlich, wenn er auch kaum außerhalb der nächstbeteiligten Kunstkreise bekannt geworden ist. Auf eine dieser Entwendungen möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser richten — vielleicht, daß es mit ihrer Hilfe gelingt, dem verschwundenen Gemälde auf die Spur zu kommen.

Es handelt sich um einen Rubens. Die Kirche von Novalesa bei Susa in Italien besaß ein Gemälde »Die Anbetung der heiligen drei Könige«, das dem Abt des Hospizes von Cenisio 1813 von Napoleon I. zum Schmuck seiner Kirche geschenkt worden war und das, wenn auch nicht sicher als selbständiges Werk des Meisters verbürgt, doch im Aufbewahrungsamt für Kunstdenkmäler zu Turin unter seinem Namen geführt wurde. Dieses Bild, auf jeden Fall ein höchst wertvolles Kunstwerk, ist nun in der Nacht vom 2. zum 3. Januar

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

d. J. aus dem Rahmen geschnitten und gestohlen worden, ohne daß es den eifrigen Bemühungen der italienischen Behörden bis heute gelungen wäre, von den Dieben und ihrer Beute auch nur die leiseste Spur zu entdecken. Dabei handelt es sich nicht etwa um ein kleineres Gemälde, das wie die Mona Lisa in einen Handkoffer verpackt werden könnte, sondern um eine Leinwand in den Maßen von 230 : 216 cm. Die in Mailand erscheinende Kunstzeitschrift »Pagine d'Arte« brachte in ihrer Nr. 15 eine Wiedergabe des gestohlenen Bildes; leider — vielleicht gab es keine gute Photographie — eine recht winzige und undeutliche, so daß dadurch eine Aufklärung kaum zu erhoffen ist.

Nun besitzt aber, wie er uns schreibt, Herr Fritz Seel in Kassel seit mehreren Jahren in seiner Privatsammlung eine Wiederholung dieser Komposition, die wir hier nach einer guten, scharfen Aufnahme abdrucken. Inwieweit auch bei dieser Arbeit Schüler der Rubensschen Werkstatt beteiligt waren, entzieht sich unsrer Beurteilung, schon weil dazu eingehende Untersuchungen nötig wären, die nur ein Fachgelehrter vor dem Original anstellen könnte. Es ist ja bekannt, daß Rubens seine Schüler im Atelier selbst zu seinen »eigensten« Werken herangezogen hat; wie wäre es sonst möglich, daß er eine so gewaltige Anzahl von Gemälden hinterließ, selbst wenn man in Betracht zieht, daß er seine Bilder wenigstens einmal zu wiederholen pflegte. Wie dem nun auch sei, ob Meister- oder Schülerarbeit, jedenfalls darf das Bild aus dem Seelschen Privatbesitz nach seiner Komposition wie nach seiner Malweise als eine Dublette des Gemäldes von Novalese gelten.

Seine Herkunft läßt sich bis in ein belgisches Frauenkloster verfolgen, von wo es vor mehreren Jahrzehnten ein Privatsammler nach Österreich brachte; von dem hat es dann der jetzige Besitzer erworben. In Händlerhänden war es nie. Interessant ist, daß das ursprünglich auch nackte Jesuskindlein dieses Bildes, wohl auf Wunsch der schamhaften Nonnen, mit einem in Guasch ausgeführten Lendentuch übermalt worden ist. Auch ist das Kasseler Bild etwas kürzer als das gestohlene: die reine Bildfläche beträgt nur 195 cm in der Höhe, 216 cm in der Breite. Im übrigen ist es dem gestohlenen in Komposition und Ausführung völlig gleich.

Wie unsicher und wechselvoll auch sonst die Schicksale alter Kunstwerke sein können, nicht durchschnittlicher, alltäglicher, sondern hervorragender und berühmter, lehrt der Aufsatz über »Unbekannte Meister« von Walther Unus. Zu ihm gehört von unsern Einschaltbildern das in Offset (Gummidruck) wiedergegebene Männliche Bildnis eines mittelrheinischen Meisters um 1500, dessen Original sich in Darmstadt im Besitz des Großherzogs von Hessen befindet.

Keiner der neueren Maler, die sonst noch mit Bildnissen unter den Einschaltblättern dieses Heftes vertreten sind, wird sich gekränkt fühlen, wenn wir ihre Werke erst in respektvollem Abstand von dieser Meisterarbeit nennen. Auch der unbekannte Maler des Bildnisses der Herzogin von Angoulême (geb. 1778) nicht, das zu den Neuerwerbungen der k. k. Staatsgalerie in Wien gehört, und das wir in Mattkunstdruck wiedergeben. Es muß um 1800 gemalt sein, denn es stellt die Tochter Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette dar, die tapfere Gemahlin des Emigrantenführers Louis Antoine de Bourbon, von der Napoleon sagte, sie sei der einzige Mann der Familie Bourbon, und zwar um ihr zwanzigstes Lebensjahr, also in der Zeit, da sie eben nach Wien gekommen war und sich auf Anstiften Ludwigs XVIII. mit dem nur drei Jahre jüngeren Herzog von Angoulême verlobt hatte. Wahrscheinlich ist es das Miniaturbild ihres Verlobten, das sie in der Hand hält.

Am ehesten wäre vielleicht der Amerikaner James Whistler (1834—1903) berechtigt, sich mit seiner Porträtkunst neben jenen unbekannten mittelrheinischen Meister zu stellen. Wenn auch auf Grund ganz andrer, mehr malerischer als zeichnerischer Vorzüge. Das Bildnis seiner Mutter, im Luxembourg zu Paris aufbewahrt, zeigt wie kein zweites seiner Gemälde, wie dieser Führer der »Boys of Glasgow«, jener schottischen Malerschule, die, auf den Tendenzen des Pleinair und Impressionismus fußend, die intime Schönheit der heimischen Landschaft eroberte, auch in seinen Bildnissen von der prickelnden Verve des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

französischen Impressionismus zu klassischer Tonschönheit im Sinne des Velasquez gelangte. Sowohl dessen vornehme Farbenanschauung, sagt Muther, ist ihm eigen wie seine wundervolle Art, alles auf ruhige Silhouetten, auf klare Farbenkomplexe zurückzuführen. Und mit diesem klassischen Element, das er dem Velasquez zu danken hat, verbindet sich, von den Japanern stammend, noch etwas Prickelndes, Leichtes, Kapriziöses. Ein Paravent, das bleiche Rot einer Rose, eine blaue Vase mit einem Pfirsichzweig, ein perlgraues Kissen oder eine schwarzgerahmte Radierung an der Wand bringen in den Velasquez-Stil eine sehr aparte, sehr moderne Variante.

Mit der farbigen Wiedergabe des Bildnisses einer jungen Dame von Georg Schuster-Woldan rufen wir den Lesern die Kunst eines Malers in Erinnerung, den wir ihnen erst vor kurzem in einem eignen, mannigfaltig illustrierten Aufsatz vorgestellt haben (Ernst Warburg: Ein Kindermaler der Gegenwart, Juniheft 1912). Georg Schuster-Woldan ist jetzt ein Fünfzigjähriger, und wonach er von früh auf mit unermüdlichem Ernst in all seinen Bildern gestrebt hat, das ist seiner Kunst heute in Erfüllung gegangen: einen Menschen, besonders einen werdenden, so auf die Leinwand zu bannen, wie er sich nicht nur dem Auge, auch der Seele darstellt, ihn zugleich aber vom Zufälligen und Vergänglichen loszulösen und doch wahrhaftig zu bleiben, nicht mehr zu sagen, als man zu sagen hat, und doch das Gefühl zu erzeugen, daß hinter diesem Bilde die Sache weitergeht, daß dort erst die Welt liegt. Auf den ersten Blick mag man dieses Jungmädchenbildnis vornehmlich als wohltuende koloristische Harmonie empfinden — wie es denn auch in der Tat immer ein koloristisches Problem ist, dessen Bewältigung diesen Maler zuerst reizt —, bald aber zieht das Antlitz mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich, und die Augen, die Stirn, namentlich aber der außerordentlich belebte Mund, sie fangen an, von dem Innenleben dieser kleinen Person, dieses werdenden Eigenmenschen zu erzählen.

Viktor Schramms Gemälde »Junges Mädchen« hat gleichfalls seine Hauptreize in der Farbe, namentlich in dem stark vorherrschenden Doppelklang Rot-Schwarz, nähert sich in der Komposition und der Stimmung aber schon mehr dem Interieur; jedenfalls ist der Raum hier nicht mehr Nebensache, sondern wirkt für den Gesamtbildeindruck bedeutsam mit.

In Konrad von Kardorffs »Bildnis des Herrn Dr. G.«, das gegenwärtig in der Freien Sezession zu Berlin ausgestellt ist, wird man unschwer die Schule Liebermanns erkennen. Der Maler selbst denkt nicht daran, ein Hehl daraus zu machen. Die vier Jahre Münchner Akademie, das Jahr Paris an der Akademie Julian, selbst die Reisen in Italien und Holland bedeuten nicht viel neben dem Einfluß, den in Berlin der Porträtist des Bürgermeisters Petersen, Wilhelm Bodes, Alfred von Bergers und des großen Hamburger Gruppenbildes auf ihn gewann. »Einfluß gewinnen« heißt in diesem Falle Ehrgeiz erwecken nach denselben psychologischen und malerischen Qualitäten; mit Nachahmung ist da nichts getan, nur das Ziel kann einer dem andern weisen, den Weg muß jeder selbst gehen, wie er sich die Mittel selbst erobern und die Hindernisse selbst besiegen muß. Kardorffs früheren Bildnissen, dem seines Vaters, des verstorbenen freikonservativen Parlamentariers, des Grafen Moltke, des jovialen Abgeordneten von Limburg-Stirum und des Bremer Bürgermeisters Dr. Pauli, reiht sich dieses neue, ausgezeichnet durch scharfe Charakteristik und geschmackvolle Pinselführung, würdig an.

Henri Morissets »Lektüre« gibt eine Probe der soliden bürgerlichen Malerei des gegenwärtigen Frankreichs, von der wir vor extrem impressionistischen, pleinairistischen und futuristischen Bildern nur selten etwas zu sehen bekommen. Morisset (geb. 6. April 1870) ist der Sohn eines begabten Porträtisten, der auch sein erster Lehrer war, ehe er auf der Pariser Nationalakademie Delaunays, mehr noch Gustave Moreaus Unterricht genoß und namentlich von Moreau zum Vertrauen auf seine eigne Art und Begabung ermutigt wurde. Morisset hat sich dann mit Szenen aus dem Familienleben eine Domäne gegründet, aber zugleich — und das ist sein eigentümliches Verdienst — ist er Porträtist, Landschafter, Akt- und zuweilen auch Marinemaler. Einen »bescheidenen, schlichten,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschmackvollen und nachdenklichen Künstler« nennt ihn ein französischer Kritiker im »Gil Blas«. Impressionist und »Traditionalist« in eins, hat es Morisset dank einer verjüngten Technik verstanden, sich die Sorgfalt der Komposition und der Tonwerte zu bewahren, wodurch seine Werke ein schönes Ebenmaß bekommen. Er hat anfangs im Salon der französischen Künstlergenossenschaft ausgestellt, namentlich bemerkenswerte Bildnisse. Damals schon (1893/94) ward er durch eine Medaille und den Preis des Seinedepartements ausgezeichnet. Nachdem er dann 1898 zu der Société Nationale des Beaux-Arts übergegangen war, kam er in seinen Stoffen zu immer größerer Mannigfaltigkeit: neben intimen Interieuren hingen Landschaften, Gesellschaftsszenen, Genrebilder, Marinen, Bildnisse und große dekorative Kompositionen. In Deutschland ist er hauptsächlich durch die internationalen Ausstellungen in München bekannt geworden.

Ernst Hardt, der Rheinländer (geb. 7. Dezember in Köln), sollte eigentlich als Landschafter vor uns hintreten. Denn die Landschaft, insbesondere die niederrheinische, ist sein eigentliches Gebiet. Wer in der Nähe von Köln oder Düsseldorf wandert, wird dort die Motive finden, die er bevorzugt: den breiten, beruhigten Fluß, überspannt von weithin gelagerten Wolkenmassen, umsäumt von riesigen Pappelgruppen, die scharf und bestimmt in die Luft stechen, tiefer ins Land hinein die Bäche mit der knorrigen Kopfweide an den Ufern, dahinter das niederrheinische Bauernhaus, weiß mit leuchtendrotem Dach, oder die unabsehbare Ebene. Oder weiter das bergische Land mit seinen zarten Erhebungen und Senkungen, mit der feinen Horizontlinie, die sich sanftgewellt dahinzieht, mit den weiten Kornfeldern, die in der Sonne leuchten, und von denen sich im Vordergrunde desto wirksamer die dunkle Tanne abhebt. In diesen Landschaften, an denen nichts klein ist, steht dann gar bescheiden der Mensch, nicht um seiner selbst willen, sondern nur als Staffage, als Kontrast, der die Landschaft und ihre Linien nur noch vergrößert. Erst in seinen neueren Arbeiten, in denen alles zum Licht und zur Farbe drängt, wählt Hardt sorgfältig seinen Bildausschnitt und sucht nach starkfarbigen Gegenständen, die in der Landschaft in so reinen Farbtönen nicht vorkommen. Aber auch hier ist die Staffage nicht des Gegenstandes, sondern der Farben wegen da: etwa ein leuchtendrotes Kleid oder ein dunkelblaues Kissen als »Stilleben« im Vordergrund. Ein solches Bild, auf Licht und Farbe gestimmt, zeigt uns der (natürlich farbig wiedergegebene) Frühstückstisch von der letzten Großen Kunstausstellung in Düsseldorf.

Aus derselben Ausstellung stammt das in Doppeltondruck wiedergegebene Stilleben Charles Hentzes. Die künstlerische Heimat dieses Bildes und dieses Malers aber haben wir noch etwas westlicher zu suchen. In Antwerpen ist Hentze geboren (1883) und aufgewachsen; dort auch hat er, unabhängig geworden von jeder akademischen Schulung, den Weg künstlerischer Selbständigkeit gefunden. Obwohl von deutscher Abstammung, sah er sich mehr und mehr von der guten bodenständigen und traditionsfesten Malerei Flanderns angezogen und gefesselt; ihr glaubt er die früh errungene Überzeugung danken zu müssen, daß auch die Malerei nur eine Sprache ist, um menschliche Regungen und Gefühle auszudrücken. Technisch-virtuose Fertigkeiten — gut, sie müssen sein, aber wichtiger ist doch der Eindruck: dies Bild mußte gemalt werden, eine innere Macht trieb den Künstler dazu. Das macht uns die gesamte altniederländische und flämische Malerei so lieb und wert, das hebt Leibl und seinen Kreis so hoch über ihre Umgebung empor. Ihr Ziel ist — in aller Bescheidenheit einstweilen — auch Hentzes Ziel, und sein »Stilleben« mit seiner glücklichen Überwindung des Anekdotischen, seiner zurückhaltenden Komposition und seinen feinen Tönungen scheint dafür zu bürgen, daß er auf dem richtigen Wege ist.

Von Medardus Kruchen, gleichfalls einem Düsseldorfer, haben wir erst im vorigen Heft ein Blumenstilleben gezeigt, das eine gleich glückliche Zurückhaltung beobachtete. Jetzt bringen wir die »Feldblumen«, ein Bild, das mit Hilfe einer ganz einfachen Vase dem schlichten Wald- und Wiesenstrauß eine erquickend herbe Stimmung entlockt. Alles unnütze Beiwerk ist vermieden; die Schlichtheit der bescheidenen, unverkünstelten Natur soll Sprache und Wirkung genug sein.

Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Zwei jüngeren Berliner Künstlern verdanken wir die landschaftlichen Figurenbilder »Im Felde« und »Sommertag«.

Franz Martin Lünstroth ist unsern Lesern schon bekannt. Ein Schüler Karl Bantzers, hat er seine Kunst in Hessen angesiedelt; dorther stammt, wie die Trachten und die bäuerlichen Typen verraten, auch das Motiv dieser Arbeitsrast, die scheinbar ganz unbewußt mit dem Gelb, Weiß, Grün und Rot einen so sommerfrohen Farbenklang hervorbringt. Auf der gegenwärtigen Großen Berliner Kunstausstellung zeigt Lünstroth eins der kernigrealistischen Soldatenbilder, die er jetzt mit Vorliebe malt; die Stadt Berlin hat es für ihr künftiges Museum angekauft.

Bruno Marquardt, der seine letzte künstlerische Ausbildung bei Bracht in Dresden, bei Dettmann in Königsberg und an der Akademie Julian in Paris empfangen, hat viel im Auslande geweilt und aus der Tropenwelt mannigfaltige Anregungen mitgebracht. Im Frühjahr 1913 ist er nach Rom übergesiedelt, um unter dem gleichmäßig sonnigen Himmel Italiens figürliche und Aktstudien im Freien zu malen, wie er sie in seinem »Sommertag« verwendet hat. An dem Spiel des Lichts auf den Bäumen, dem Wasser, dem Erdboden und dem nackten menschlichen Körper findet er ein nie ermüdendes Gefallen, und wenn er sich jetzt anschickt, nach Nordafrika zu gehen, um dort Bilder aus dem orientalischen Leben zu malen, so werden es gewiß wieder diese Lichtprobleme sein, die ihn locken.

Die Plastik vertritt Richard Engelmanns Gruppe »Abschied« (oder »Schwestern«), die den ersten Saal der gegenwärtigen Berliner Sezessionsausstellung schmückt. Wie bei fast allen seinen Arbeiten hat der Künstler auch bei dieser die Aufstellung in freier Natur im Auge gehabt, und so wird die Gruppe dort erst, etwa in einem Park oder großen Garten, die volle beabsichtigte Wirkung ihrer schönen ruhigen Form ausüben. Engelmann, der vor einiger Zeit von Berlin als Lehrer an die Weimarer Akademie gekommen ist, strebt vom Realistischen oder gar Naturalistischen mehr und mehr zu einer vergeistigten Plastik reifer, reiner Form. Wie er hier nicht eine einzelne individuelle Abschiedsszene mit allerlei realistischen Zufälligkeiten gebildet hat, so begnügt sich auch sein Entwurf für das Weimarer Wildenbruch-Denkmal nicht mit der irdischen Erscheinung des Verewigten, sondern sucht die Idee, den Geist dieses »unsterblich Strebenden« zu gestalten, den Kämpfer und Stürmer Wildenbruch, den für seine Ideale bis zuletzt so glühend Entflammten. So hat der Künstler einen auf hohem Sockel stehenden herrlichen nackten Jüngling geschaffen, einen Krieger in Helmzier, der mit entschlossenem Griff das Schwert aus der Scheide zieht und mit beflügeltem Fuß ins feindliche Leben hinausstürmt. Alles an diesem langsam und mühselig gereiften Künstler deutet auf das Monumentale hin; bekäme er dafür die rechten Aufträge, würde er erst ganz und vollkommen sein spät gefundenes plastisches Ideal ausdrücken können. F. D.

Aus K. Wilhelm Diefenbachs »Göttlicher Jugend«
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

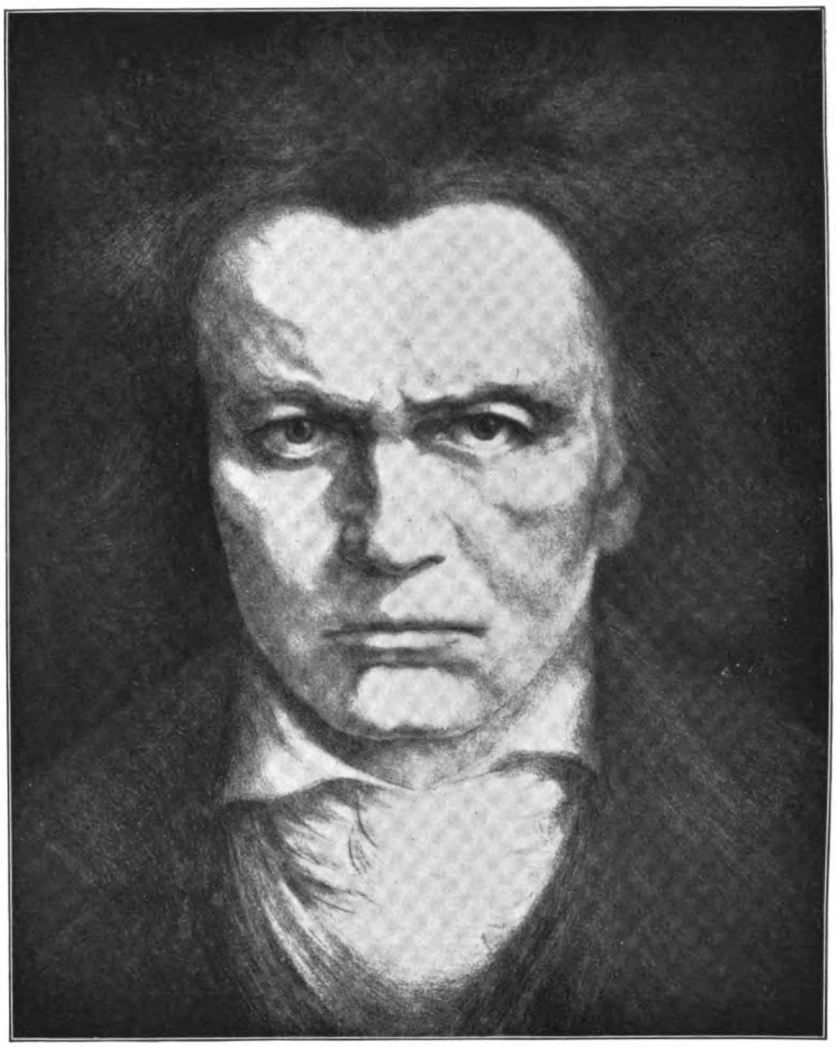
Paul Herrmann: Der Markt in Wismar

Aus: Hans W. Singer, „Das graphische Werk des Malerradierers Paul Herrmann". Kunstverlag von Oskar Rauthe in Berlin-Friedenau

Literarische Rundschau

Durch nichts wird das Bekannt- und Berühmtwerden eines Künstlers in weiteren Kreisen mehr erschwert als durch starke Wandelbarkeit seines Schaffens, als durch innere Unruhe seiner Entwicklung. Die Menge will Festigkeit, Eindeutigkeit, Stetigkeit, will etwas immer Wiederkehrendes, woran sie sich orientieren und halten kann, auch wenn damit eine Enge und Einseitigkeit verknüpft ist. Wahrscheinlich ist das der Grund, daß der Name des Maler-Radierers Paul Herrmann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Paul Herrmann: Beethoven-Bildnis
Aus: Hans W. Singer, »Das graphische Werk des Malerradierers Paul Herrmann«
Kunstverlag von Oskar Rauthe in Berlin-Friedenau

erst jetzt, da der Künstler schon das fünfzigste Lebensjahr erreicht hat, allgemeiner bekannt zu werden beginnt. Der Reichtum seiner Schöpfungen hätte es schon längst verdient. Aber er hat nicht weniger als viermal »von vorn anfangen müssen« — solche Sucher und Problematiker, solche mit sich selber Uneinigen und Unzufriedenen läßt das Publikum gern einsam sein. Das Schicksal hat diesen Süddeutschen, der durch Amerika und Frankreich, wo er mit Munch, Strindberg, Wilde und Stefan George verkehrte, hindurchging und zeitweilig sogar — leider, muß man hinzusetzen — seinen gutdeutschen Namen gallisierte, ehe er in Norddeutschland Fuß faßte, zum rollenden Stein bestimmt, und rollende Steine setzen nach einem englischen Sprichwort »kein Moos« an. Das kann zweierlei bedeuten: keinen Ruhm, aber auch

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

keine Faulheit. Nun uns Hans W. Singer, Kustos am Kgl. Kupferstichkabinett in Dresden, das Graphische Werk Paul Herrmanns in einem wissenschaftlichen, mit 58 Abbildungen illustrierten Verzeichnis vorlegt (Berlin-Friedenau, Kunstverlag von Oskar Rauthe), sehen wir erst, welche Energie und Arbeitsleistung dieser Künstler entfaltet hat. Wir können hier sein wechselreiches, mit bunten Erlebnissen und tiefgehenden Erfahrungen erfülltes Leben nicht verfolgen — das mag man in Singers liebevoller Einleitung nachlesen —, es spiegelt sich zudem in seinen Werken. Denn nicht nur seine äußeren Schicksale haben sich vielfältig gestaltet, auch innerlich hat Herrmann ein abwechslungsreicheres Programm erledigt als die meisten seiner Kollegen. Es ist begreiflich, daß auch sein Schaffen ein schwankendes Bild aufweist, wenn man es, wenigstens das graphische, so ziemlich geschlossen vorführt, wie das in der vorliegenden Monographie geschehen ist. Aber ist nicht gerade das ein Wort zu seinem Lobe? »Das Empfundene«, sagt Singer, »ist es, was wir im Kunstwerk heute schätzen, und das Empfundene muß immer aktuell sein. Wenn Erleben und Sinnen infolge der Geschicke sich variieren, muß sich das doch im Schaffen des Künstlers getreu widerspiegeln.« Wer Paul Herrmanns Graphik kennenlernt, der wird von der Fülle des Gebotenen einen starken Eindruck bekommen. Vor allem wird ihm die glückliche Verschmelzung des geistigen Moments mit dem des Gefühls auffallen, und die intelligente Durcharbeitung des Vortrags wird auch den Anspruchsvollsten immer von neuem fesseln. Wir können nur zwei Zufallsproben aus seinem graphischen Werk zeigen, aber auch diese Stücke werden etwas von der vergeistigten Anmut ahnen lassen, die Herrmanns Blättern ein so eignes und seltenes Gepräge gibt.

*

An der Vorliebe unsrer Zeit für unmittelbare Dokumente der Persönlichkeit haben auch die bildenden Künste ihren redlichen Anteil. Manches bisher Verborgene trat dabei zutage, andres, schon wieder Vergessene oder nicht recht lebendig Gewordene gelangt in Auszügen oder Teilen zu vollkommenerer Wirkung. So hat uns Briefe von Philipp Otto Runge, dem hamburgischen Maler und Poeten der Romantikerzeit, Erich Hancke ausgewählt (Berlin, Bruno Cassirer), und U. W. Züricher hat Familienbriefe und Gedichte von Karl Stauffer-Bern zusammengestellt, eine Veröffentlichung, die das Bild dieses problematischen Künstlers gegenüber einer allzu populär gewordenen Darstellung in wesentlichen Punkten berichtigt (Leipzig, Inselverlag). Als ein munterer, immer anregender Plauderer hat sich Hans Fechner, der Berliner Genre- und Porträtmaler, schon in seinen beiden Büchern »Die Angelbrüder« und »Spreehans« erwiesen. Jetzt, in einem neuen selbstbiographischen Bande, der sich »Malerfahrten« betitelt und mit 16 Bildern nach seinen Gemälden, Studien und Skizzen geschmückt ist (Berlin, Fontane & Ko.), schöpft er aus seiner »Lern- und Lärmzeit«. Der weitaus größte Teil dieser Erinnerungen kreist um München und das Gebirgsland, denn hier, nicht an der Spree, hat Fechners abgesehen von seinen ausdruckskräftigen Bildnissen im Genrehaften steckengebliebene Kunst ihre Wurzeln. Ein schweres Geschick, das schwerste, das den Maler treffen kann, eine völlige Erblindung, hat das Auge, das sich einst so fröhlich am bunten Widerschein der Welt erfreute, nach innen gewendet; wir wollen dankbar sein, daß es auch da so viel Glückliches, Herzerquickendes und Lustiges zu entdecken weiß, und uns an dem Humor erbauen, mit dem er auch ernste Dinge umwebt. Denn nicht bloß der Anekdotenerzähler, auch der Zeitschilderer Fechner kommt hier zu Worte, und was er von früherer Kunstübung und Kunstwertung zu berichten weiß, hat fast immer auch kulturhistorischen Wert.

Tagebuchaufzeichnungen und Bilder eines Malers, den unsre Leser aus einem 1913 hier veröffentlichten Aufsatz kennen, sind in dem Buch von Ernst Vollbehr »Mit Pinsel und Palette durch Kamerun« verwertet (Leipzig, List & v. Bressendorf). Der Zweck auch dieser Veröffentlichung eines Mannes, der als Maler und Sammler durch alle unsre afrikanischen Kolonien gestreift ist, gipfelt in dem Bestreben, durch eine Schilderung seiner Eindrücke Verständnis oder gar Begeisterung für die Schönheiten unsrer außereuropäischen Ansiedlungen zu wecken, und das wird seiner bescheidenen schriftstellerischen Begabung hoffentlich schon deshalb gelingen, weil alles, was sie schildert, aufs eigenste und innerste erlebt ist.

*

Er klingt etwas reichlich ungalant, fast grob, der Titel des neuen zweibändigen Illustrationswerkes, das Alfred Kind in Gemeinschaft mit Eduard Fuchs, dem Kulturhistoriker der Karikatur, bei Langen in München hat erscheinen lassen: »Die Weiberherrschaft«; aber gar so misogyn, wie es sich auf dem Titelblatt anstellt, ist das Buch denn doch nicht. Es weiß auf seinen 700 Seiten oft genug auch von schönen, artigen, zärtlichen und ritterlichen Dingen zu erzählen, wenn auch die Psychologie, die in Kinds vom Geschlechtscharakter des Weibes und seines Gegenspielers, des Mannes, ausgehender Betrachtungs- und Darstellungsweise waltet, etwas rücksichtslos Unerbittliches hat. Der Textverfasser ist Sexualpsychologe von Studium und Beruf, aber er ist auch Kulturhistoriker, und die Sittengeschichte aller Zeiten und Völker liegt vor seinem kundigen Blick

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Seiltanz mit den Gefühlen. Französische Lithographie von Cham. Um 1854
Aus: Fuchs und Kind, »Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit«. München, Albert Langen

offen aufgeschlagen. Brauchen wir zu sagen, daß dies Buch, so gut es auch Takt zu halten weiß, nicht für die Zöglinge der Mädchenschulen und Lyzeen geschrieben ist, daß zu seiner Lektüre wie erst recht zum Betrachten seiner Bilder reife, gefestigte Menschen gehören? Mehr noch als die Gelehrsamkeit des Verfassers wehrt jeder Lüsternheit sein ernster, sachlicher und gelassener Ton. Es gibt Stellen, die fast allzu wissenschaftlich anmuten, aber schon die freie Disposition, die sich nicht von der Folge der Jahrhunderte und Jahrzehnte in Fesseln schlagen läßt, sorgt dafür, daß alsbald andres folgt, das sich ebenso unterhaltend wie anmutig liest.

Dem Karikaturenkenner und -sammler Fuchs kommt das Verdienst zu, aus eignen und fremden Schätzen die Illustrationen, 755 an der Zahl, beigesteuert zu haben. Man muß lange mit solchen »zweideutigen« Blättern umgegangen sein, um bloße Keckheiten einer schamlosen Künstlerphantasie von wertvollen sittengeschichtlichen Dokumenten der Zeit unterscheiden zu lernen. Fuchs aber geht nun schon seit langen Jahren auf diesen Spuren; er kennt genau die Läden und Keller, Buden und Karren der Pariser, Londoner, Brüsseler und Berliner »Antiquitätenhändler«, wo derartiges zu holen ist, »Seltenheiten«, die man auch in den glänzendsten Bibliotheken vergebens suchen würde. Aber auch Geläufigeres, was hierhergehört, findet sich reichlich darin: jene feineren, galanten Stiche vorwiegend französischen Ursprungs, an denen auch das prüdeste Auge sein redliches Entzücken haben darf. Auch hiervon bietet, von Fragonard bis zu den Zeichnern des Simplizissimus, das Buch von Kind und Fuchs prächtige Proben; was wir davon zeigen, gibt von den Abbildungen großen Formats, die ganze Seiten oder eigne Einschaltbilder füllen, nur eine mangelhafte Vorstellung. Wie denn dieser Zweibänder auch sonst in seiner buchtechnischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausstattung, namentlich in den farbigen Kunstbeilagen, ein Werk ist, das sich getrost neben doppelt so teure Prachtbände stellen darf (geb. in zwei Bänden 40 ℳ); wer aber meint, der »Weiberherrschaft« ein ausgesucht kostbares Kleid gönnen zu müssen, der kann das Werk auch in einer Liebhaberausgabe zum doppelten Preise beziehen.

*

Liebhaber der Schattenkunst werden es uns danken, wenn wir sie auf den Zyklus »Göttliche Jugend« von K. Wilhelm Diefenbach aufmerksam machen, der bei Teubner in Leipzig in großblätteriger Mappe erschienen ist. Es handelt sich um Kinderszenen in romantisch-idealistischer Auffassung, und man sagt nicht zuviel, wenn man diese Blätter ein formvollendetes Kunstwerk nennt, das mit erstaunlicher Sparsamkeit der Mittel eine Fülle von Grazie und natürlichstem Liebreiz vor uns entfaltet. In ein Paradies der Unschuld treten wir ein, wo die Keuschheit keine Kleider braucht. Kinder und Blumen sind in diesem Garten noch Geschwister. »Ein Tag aus dem Sonnenlande« hat Meister Diefenbach seinen jetzt in zwei Mappen zu je zwanzig Blättern vorliegenden Zyklus genannt. Aber man soll dies »Sonnenland« nicht auf Capri, wo Diefenbach mit seiner Familie und seinen Schülern zuletzt nach seinen künstlerischen und hygienischen Idealen lebte, noch sonst in einem Lande der Wirklichkeit suchen, sondern soll wissen, daß es aus seiner Phantasie geboren und in seiner Phantasie beschlossen gewesen ist. Wo anders auch knieten kleine sylphidenhafte Mädchen betend auf Lotosblüten; wo wüschen sie sich sonst, während über ihnen, auf einer zarten Windenranke balanzierend, der Hahn kräht, den Schlaf der Nacht mit dem Tau der Blumenkelche aus den Augen; wo schwebten sie oder auch ihre Brüderchen — denn vom Gegensatz der Geschlechter weiß dies Paradies noch nichts — so ohne irdische Schwerkraft frei durch die Luft; wo kletterten sie an der Jakobsleiter eines dünnen Hälmchens dem Himmel zu, und wo musizierten sie so kameradschaftlich mit den Vögeln und Insekten um die Wette! Die moderne Kunst hat keine Linie, in die sich diese zarten Wundergebilde einreihen ließen. Allenfalls mag man an den englischen Präraffaelismus und an Walter Crane denken — aber die Formenschönheit dieser Blätter (auch einzeln je 0,50 ℳ) ist doch so deutsch, daß der Vergleich bald erlahmt. Nehmen wir sie also als das, was sie sind: Originale eines originalen Menschen und Künstlers, der sich Kunst und Menschentum, wenn auch oft in absonderlichen Formen, in ein harmonisches, von allen trüben Konventionen befreites

Richard Wagner als Schuhfetischist. Karikatur aus dem »Puck«. 1877
Aus: Fuchs und Kind, »Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit« München, Albert Langen

Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gebilde höherer Wahrheit zu einen suchte.

Dr. Otto Böhlers Schattenbilder, von denen wir in unserm letzten Heft eine Anzahl Proben zeigen konnten (Max Hayek: Ein Wiener Silhouettist) sind jetzt, auf Kartonblättern wiedergegeben und in einer Mappe vereinigt, bei R. Lechner (Wilhelm Müller) in Wien erschienen. Sie sind durchweg musikalischen Inhalts: da schwingt Wagner den Taktstock, da begrüßt sich der Meister mit Bruckner in Baireuth, da wird Siegfried Wagner von seinen neidlosen Kollegen mit Beifall und Lorbeerkränzen belohnt, da zeigen sich Bülow, Hans Richter, Bruckner, Grieg, Humperdinck am Kapellmeisterpult, am Klavier oder — im Himmel. Besonders amüsant ist Böhlers Schere, wenn sie einen Komponisten oder Dirigenten durch all die Stadien der künstlerischen Erregung verfolgt, die er bei Vorführung eines Musikwerks durchmacht — je temperamentvoller er sich dabei benimmt, desto besser für die Schere! Auch personenreiche Gruppenbilder machen ihr gar keine Mühe, und ob Diesseits oder Jenseits, spielt für ihre Beweglichkeit keine Rolle. Leider sind die Drucke der 20 Tafeln nicht mit der Sorgfalt ausgeführt, die die kleinen Kunstwerke eines allzu früh Vollendeten wohl verdient hätten. Max Hayek, ein aufrichtiger und überzeugender Bewunderer der Böhlerschen Silhouetten, hat den einführenden Text verfaßt. —

Die Zornige. Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1901
Aus: Fuchs und Kind, »Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit«. München, Albert Langen

Staatsidee, Patriotismus und Kunst sind drei Dinge, die sich nur selten gut miteinander vertragen. Es ist bekannt, wie wenig die Freiheitskriege an dauerhaften und wertvollen Kunstschöpfungen hinterlassen haben, und auch die Verdienste, die sich die Hohenzollern vom Großen Kurfürsten bis auf Wilhelm II. um die Kunst erworben haben, waren auf andern Gebieten leicht zu überflügeln. Aber kulturgeschichtlich und politisch betrachtet, erlangen auf diesem Felde manchmal auch die bescheidensten, künstlerisch sogar mißlungenen Werke eine desto wichtigere Bedeutung. Wer möchte, schon um sich Zeit und Menschen recht vergegenwärtigen zu

Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aus K. Wilhelm Diefenbachs »Göttlicher Jugend«
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

können, nicht eine zeitgenössische Bilderschau der Kriegsjahre 1806 bis 1815 in seiner Bibliothek haben? Bisher waren diese Bilder leider arg verzettelt, jetzt hat man das Beste daraus in dem offiziellen Jubiläumswerke beisammen, das der Verein für die Geschichte Leipzigs mit 200 zeitgenössischen Abbildungen und kundigen Textbeiträgen von Friedrich Schulze, Ernst Borkowski, Albert Mundt u. a. im Einhornverlag in München herausgegeben hat. Sämtliche Bilder, auch die in den Text gedruckten, sind hier mit einer vollendeten Klarheit und Exaktheit wiedergegeben, so daß dem Betrachter auch in den figurenreichsten Darstellungen keine irgendwie wichtige Einzelheit entgeht. Dieses Lob kann man den Bildern in Georg Malkowskys Buch »Die Kunst im Dienste der Staatsidee« leider nicht spenden (Berlin, Patria-Verlag); wie es hier geschehen, darf man eigentlich bei der fortgeschrittenen Technik Werke der bildenden Kunst nicht mehr vervielfältigen. So halte man sich denn an den Text, dem es nach dem Vorwort darauf ankommt, »die vorbildliche Förderung des Kunstschaffens unter der Ägide eines Herrscherhauses zu schildern, das mit beispielloser Energie die Kräfte des von ihm geschaffenen staatlichen Organismus zur Erreichung idealer Ziele anzuspannen wußte«.

*

Der Badischen Malerei des 19. Jahrhunderts hat Josef August Beringer die Monographie geschrieben, die erste geschichtliche Darstellung, die der künstlerischen Gesamtleistung des Großherzogtums zuteil wird (Leipzig, Wilhelm Opetz). Die badische Malerei weist in den Namen Kobell, Rottmann, Thoma, Trübner u. a. eine glänzende Entwicklungslinie auf, aber auch um diese Führer schart sich noch eine stattliche Zahl tüchtiger Künstler, die nun hier in biographischen Charakteristiken und vielen schönen Abbildungen ihrer Werke vor uns lebendig werden.

*

Bei Diederichs in Jena ist das Sammelwerk »Die Kunst in Bildern« um einen Band fortgeführt worden: in 200 Abbildungen bekommen wir eine Galerie der Vlämischen Malerei zu sehen, wie sie uns in so stattlichen Formaten und so guter, alle ihre Gebiete berücksichtigender Auswahl wohl schwerlich in Deutschland vorgeführt worden ist. Jedenfalls nicht zu so mäßigem Preise (geb. 4 ℳ) und in so handlicher und geschmackvoller Ausstattung. Für die Reproduktion ist das sogenannte Mattkunstdruckverfahren gewählt, das seine malerisch-tonige Wirkung hauptsächlich durch das weiche, samtige Papier erzielt. Die Bilder mit großen Flächen und großer Linienführung kommen vorzüglich dabei weg. Namentlich der Fleischmaler Rubens

Aus K. Wilhelm Diefenbachs »Göttlicher Jugend«
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bringt es mit dieser Technik zu Wirkungen, die ihm ein so populäres Bilderwerk bisher kaum verschaffen konnte. Die Landschaften freilich, z. B. die von Brueghel, haben es weniger gut; und auch die Bilder mit vielen oder zarteren Details büßen manches von ihren lyrischen oder epischen Reizen ein. Ungeschmälertes Lob verdient die Einführung von Ernst Heidrich: sie ist nicht bloß liebevoll eingehend, sondern auch für den Laien wirklich belehrend, ohne viel Voraussetzungen und ohne störende Gelehrtenallüren.

*

Der Holbein-Verlag in München, dem wir schon so manche hübsche und gediegene Neuausgabe wertvoller deutscher Hausbücher verdanken, hat sich durch seinen Namen daran erinnern lassen, daß uns bisher eine handliche und doch würdige Ausgabe des Holbeinschen Totentanzes fehlte. Flugs holt er das Versäumte nach und legt uns diese Blätter, vereinigt in einem rehbraunen, mit altdeutscher Ornamentik gezierten Oktav-Lederbändchen, auf den Tisch (geb. 5 ℳ). Haben wir nicht allen Grund, schamrot zu werden, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es dereinst, vor drei-, vierhundert Jahren solch meisterliche oder wenigstens tüchtige und sinnige Holzschnitte waren, die der Kaufmann von der Messe, der Bürger und Bauer vom Jahrmarkt, vom Wallfahrts- oder Kirchenfest heimbrachte, und daß bei uns heute die — Ansichtspostkarte deren Erbschaft angetreten hat? Wenn wir jene »fliegenden Blätter« in ihrer kulturträgerischen Bedeutung auch nicht wieder zu erneuern hoffen dürfen, sorgen wir wenigstens durch Aufnahme solcher Schatzbehälter altdeutscher Griffelkunst dafür, daß ihre körnigen Schönheiten etwas von ihrem alten fruchtbaren Leben behalten! Nicht weit von Goethes Faust und Luthers Katechismus sollten auch Holbeins Totentanz-Bilder ein Plätzchen in unsern Hausbüchereien finden. — Die von demselben Verlage gleichzeitig erneut auf den Markt gebrachte, noch von Georg Barlösius illustrierte Prachtausgabe von Wagners Meistersingern (geb. 12 ℳ) können wir leider nicht empfehlen: sie ist mit Bildern und Ornamenten in einem altdeutschen Butzenscheibenstil dermaßen überladen, daß das dichterische Wort nicht mehr zu dem ihm gebührenden Rechte kommt.

*

»Meister der Zeichnung« nennt sich eine Sammlung von Leinenbänden in Folioformat, die Handzeichnungen unsrer modernen Meister des In- und Auslandes in Lichtdrucktafeln wiedergibt (Leipzig, Glaß & Tuscher). Die ersten drei Bände galten Liebermann und Stuck, die beiden neuesten, 4 und 5, sind unserm Otto Greiner und dem Engländer

Aus K. Wilhelm Diefenbachs »Göttlicher Jugend«
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

William Strang gewidmet. Wieviel die Handzeichnung für die tiefere Erkenntnis eines Künstlers bedeutet, braucht hier nicht erst gesagt zu werden. Zumal wenn sie so originalgetreu wiedergegeben werden, daß man die Blätter des Künstlers selbst in der Hand zu haben glaubt — und das geschieht hier —, gewinnt insbesondere der junge Kunstschüler an ihnen ein Anschauungs- und Bildungsmaterial, dem nichts andres zu vergleichen ist. Doch wendet sich die Sammlung auch an weitere Kreise, da sie durchweg Meister vorführt, die im Mittelpunkt des lebendigen Kunstinteresses stehen, und da durch unsern Zeichenunterricht und unsre gute Kunstliteratur dem Verständnis auch dieser intimeren Bekenntnisse der Künstlerhand heutzutage ja genügend vorgearbeitet ist.

*

Wenn ein so modern gerichteter Verlag wie der von S. Fischer in Berlin es feststellt, wird kein Zweifel daran mehr möglich sein: das illustrierte Buch, auch das belletristischen In-

Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

halts, ist wieder ein Wunsch und Bedürfnis der Leserwelt geworden. Dichter und Zeichner begegnen sich einander in dem Streben nach möglichst augenfälliger und bildkräftiger Handlung; die lange zugunsten analytischer Psychologie zurückgedrängte Kunst des Erzählens wacht hüben und drüben wieder auf. Kein Grund also mehr, daß Dichter und Zeichner nicht zwischen denselben Buchdeckeln ihre Feder oder ihren Stift auf gemeinsamer Bahn spazierengehen lassen. Nur wahrt sich jeder dabei in größerem Maße als früher die Selbständigkeit. Besser als von »Illustrationen« würde man heute von Begleitbildern sprechen. Jedenfalls könnten die meisten dieser neuen Bilder auch für sich, einzeln oder vereinigt in einer Mappe, bestehen. Auch die aus Fischers neuen Illustrierten Büchern, so gut sich in den ersten drei Bänden, die auserlesene Stücke Hermann Hesses (»In der alten Sonne«), Thomas Manns (»Tonio Kröger«) und des Grafen Keyserling (»Harmonie«) bringen, die Bilder von Wilhelm Schulz, Erich M. Simon und Karl Walser in ihrem Stil mit dem der Dichter decken. Walsers modern empfindsame, romantische Zeichnung gehört zu Keyserling; die scharfe, ironisch phantastische Betrachtungsweise Manns wird von dem jungen Simon aufs genaueste nachgefühlt, und Hesses warme Volkstümlichkeit findet in Schulz den rechten Mitempfinder. Der Charakter der Zeichnung bestimmt jedesmal die Reproduktionsart.

Literarische Notizen

Unter der Redaktion des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Dr. H. Schnee, beginnt in kurzem eine groß angelegte Enzyklopädie unsrer Kolonien zu erscheinen, in der von siebzig hervorragenden Fachleuten alle Wissensgebiete kolonialen Lebens bearbeitet sind. In dem monumentalen Werke soll alles behandelt werden, was den Praktiker wie den Gelehrten interessiert: Kolonialpolitik, Rechtsprechung und Verwaltung, das Verkehrs-, Militär-, Gesundheits- und Missionswesen, die wichtigen Probleme der wirtschaftlichen Erschließung durch Bergbau, Land- und Forstwirtschaft, Industrie und Handel, die Gebiete der Zoologie und Botanik, der Geologie und Mineralogie, der Geographie und Völkerkunde. Das Werk erscheint im Verlage von Quelle & Meyer in Leipzig und wird mehr als 1000 teils farbige, teils schwarze Abbildungen und Karten enthalten.

*

Jede Redaktion weiß ein Lied von den »freundlichen Lesern« zu singen, die Auskunft über Bücher und Anleitung zur Lektüre wünschen, ohne aber meistens über ihre Wünsche und Bedürfnisse selber recht Bescheid zu wissen. All diese Frager wird man in Zukunft auf das höchst willkommene und verdienstliche Büchlein hinweisen können, das Rich. M. Meyer, ein Herkules der Belesenheit, bei Bondi in Berlin hat erscheinen lassen (geb. 1,25 ℳ). »Anleitung zur Lektüre« nennt es sich, und es will allen Freunden deutschen Schrifttums den Weg zeigen, auf dem sie sich am besten in die deutsche Literatur hinein- und wieder herauslesen. Auch hier muß der Allberater Goethe den Ariadnefaden liefern: von ihm aus soll die planmäßige Lektüre beginnen, von ihm aus soll sie vorwärts- und rückwärtsdringen. Möge das Büchlein mit seinen bescheidenen siebzig Seiten dazu helfen, daß hinfort weniger über unsre Dichter als von unsern Dichtern gelesen werde!

*

Bei Reclam in der Universalbibliothek beginnen jetzt, zunächst in einzelnen Heftchen, die Musikdramen Richard Wagners zu erscheinen. Ein neues Tor zu ihrer letzten Popularität tut sich da auf; daß jedem Werk — zunächst sind »Parsifal«, »Der fliegende Holländer«, »Tristan und Isolde«, »Tannhäuser«, »Lohengrin« und »Die Meistersinger« erschienen — kurze erläuternde Einleitungen vorangehen, wird man zu schätzen wissen.

*

Eduard Mörikes Leben und Dichten hat schon vor zwölf Jahren seinen klassischen Darsteller in Harry Mayne gefunden. Jetzt ist dieses schöne, in sich ausgeglichene und zu feinster gereifter Form gediehene Buch in stark bearbeiteter und vermehrter Auflage wiederum bei Cotta erschienen.

*

Mitteilung. Die historischen und künstlerischen Vorlagen für den Aufsatz über Prag (S. 693 bis S. 707) verdanken wir der Kupferstichsammlung der k. u. k. Hofbibliothek in Wien, der graphischen Sammlung des Herrn Dr. Kienmann in Prag sowie dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages Stenc in Prag. Ihnen allen sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank. Die Redaktion.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

AUS DER ERSTEN AUSSTE[illegible] IM SOMMER 1914

MIT ERLAUBNIS [illegible]

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halts, ist wieder ein Wunsch und Bedürfnis der Leserwelt geworden. Dichter und Zeichner begegnen sich einander in dem Streben nach möglichst augenfälliger und bildhafter Handlung; die lange zugunsten analytischer Psychologie zurückgedrängte Kunst des Erzählens wacht hüben und drüben wieder auf. Kein Grund also mehr, daß Dichter und Zeichner nicht zwischen denselben Buchdeckeln ihre Feder oder ihren Stift auf gemeinsamer Bahn spazierengehen lassen. Nur wahrt sich jeder dabei in größerem Maße als früher die Selbständigkeit. Besser als von »Illustrationen« würde man heute von Begleitbildern sprechen. Jedenfalls könnten die meisten dieser neuen Bilder auch für sich, einzeln oder vereinigt in einer Mappe, bestehen. Auch die aus Fischers neuen Illustrierten Büchern, so gut sich in den ersten drei Bänden, die auserlesene Stücke Hermann Hesses (»In der alten Sonne«), Thomas Manns (»Tonio Kröger«) und des Grafen Keyserling (»Harmonie«) bringen, die Bilder von Wilhelm Schulz, Erich M. Simon und Karl Walser in ihrem Stil mit dem der Dichter decken. Walsers modern empfindsame, romantische Zeichnung gehört zu Keyserling; die scharfe, ironisch phantastische Betrachtungsweise Manns wird von dem jungen Simon aufs genaueste nachgefühlt, und Hesses warme Volkstümlichkeit findet in Schulz den rechten Mitempfinder. Der Charakter der Zeichnung bestimmt jedesmal die Reproduktionsart.

Literarische Notizen

Unter der Redaktion des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Dr. H. Schnee, beginnt in kurzem eine groß angelegte Enzyklopädie unsrer Kolonien zu erscheinen, in der von sich in hervorragenden Fachleuten alle Wissensgebiete kolonialen Lebens bearbeitet sind. In dem monumentalen Werke wird alles behandelt werden, was den Pflanzer, den Geschäftsmann, den Kolonialbeamten, den Siedler, die Ausrüstung, das Verkehrswesen, die Missionsarbeit, die Kolonialgesetzgebung, die Kolonialwirtschaft, durch Text und Bild, durch Karten und Pläne, durch Statistik und Bibliographie interessieren und belehren kann. Der Geograph und der Naturforscher, der Arzt und der Jurist, der Pflanzer und der Kaufmann, der Ethnograph und der Missionar, sie alle werden in dem Werke, das in Leipzig erscheint, Rat und Belehrung finden. Es wird in farbige, teils [illegible] Karten enthalten.

Jede [illegible] ein Lied von den [illegible] singen, die Auskunft über [illegible] zur Lektüre [illegible] schen, [illegible] aber ihre Wünsche und Bedürfnisse [illegible] Bescheid zu wissen. All diese [illegible] man in Zukunft [illegible] höchst willkommen [illegible] dienstliche [illegible] hinweisen [illegible] Buch Max [illegible], ein Verfasser [illegible] arbeit, bei [illegible] in Berlin hat [illegible] gab. Die [illegible] Anleitung [illegible] und es will allen [illegible] deutschen [illegible] den Weg zeigen, auf dem [illegible] besten in die deutsche [illegible] hineinlesen heranlesen. Auch [illegible] muß [illegible] Goethe den Ariadne-faden liefern: von ihm aus soll die planmäßige Lektüre beginnen, von ihm aus soll sie vorwärts- und rückwärtsdringen. Möge das Büchlein mit seinen bescheidenen siebzig Seiten dazu helfen, daß künftig weniger über unsre Dichter als von unsern Dichtern gelesen werde!

*

Bei Reclam in der Universalbibliothek beginnen jetzt, zunächst in einzelnen Heftchen, die Musikdramen Richard-Wagners zu erscheinen. Ein neues Tor zu ihrer letzten Popularität tut sich da auf; daß jedem Werk — zunächst sind »Parsifal«, »Der fliegende Holländer«, »Tristan und Isolde«, »Tannhäuser«, »Lohengrin« und »Die Meistersinger« erschienen — kurze erläuternde Einleitungen vorangehen, wird man zu schätzen wissen.

*

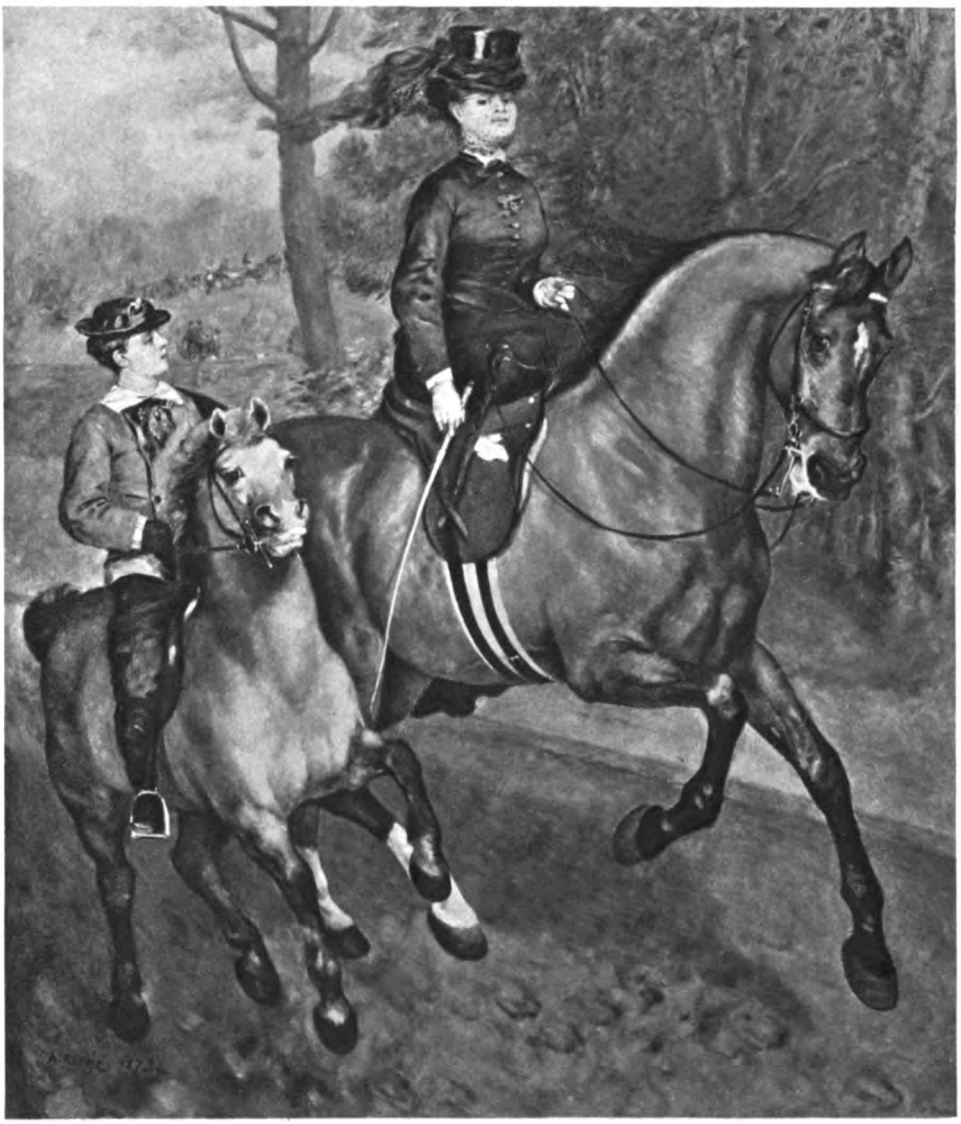
Eduard Mörikes Leben und Dichten hat schon vor zwölf Jahren seinen klassischen Darsteller in Harry Maync gefunden. Jetzt ist dieses schöne, in sich ausgeglichene und zu feinster gereifter Form gediehene Buch in stark bearbeiteter und vermehrter Auflage wiederum bei Cotta erschienen.

*

Mitteilung. Die historischen und künstlerischen Vorlagen für den Aufsatz über Prag (S. 693 bis S. 707) verdanken wir der Kupferstichsammlung der k. u. k. Hofbibliothek in Wien, der graphischen Sammlung des Herrn Dr. Kienmann in Prag sowie dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages Stenc in Prag. Ihnen allen sagen wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank. Die Redaktion

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. [illegible] für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX 1, Barkergasse 3. [illegible] Maximilian Meyer in Wien I, Tempelgasse 4. — Für den Inseratenteil [illegible] Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. [illegible]

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



AUGUSTE RENOIR: SPAZIERRITT

AUS DER ERSTEN AUSSTELLUNG DER FREIEN SEZESSION IN BERLIN. SOMMER 1914

MIT ERLAUBNIS VON PAUL CASSIRER IN BERLIN

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 116. II Aug. 1914

Der Jäger

Novelle von Georg v. d. Gabelentz

Mit gelben und roten Tönen flammte das Herbstlaub der Wälder. Die feinen Fäden des Altweibersommers spannen sich über schwanke Gräser und Äste. Meilenweit klomm im Hintergrund ein düsterer Tannenforst über tiefgespaltene Schluchten an steilen Almen vorüber zwischen Schutthängen und Felsgipfeln empor. Vor mir reckten sich Turm und Giebel von Schloß Trutzberg über die Wipfel, die untergehende Sonne flimmerte in einem der Fenster, der Bergwind blähte die rotweiße Fahne vom Turm. Dort hauste mein Jagdfreund Baron Kiensberg.

Die Kiensbergs waren ein rauhes Geschlecht, eine Familie von Soldaten und Jägern. Seit Chroniken und Sagen von ihnen berichten, wissen sie von nichts anderm zu künden, als von grausamen Raufhändeln mit den Städten der Gegend oder benachbarten Rittern, erzählen sie von nichts anderm als von Kriegszügen der Kiensbergs und ihren rauhen Jagden und Kämpfen mit Wilddieben in den Schluchten der Berge. Kein Wunder, daß Schloß Trutzberg angefüllt wurde mit mittelalterlichen Schwertern, Hellebarden, mit Dolchen und Armbrüsten, mit Pistolen, Flinten und Büchsen aus allen Zeiten, mit Saufedern, Netzen und anderm Jagdgerät.

Baron Eberhard von Kiensberg hatte nicht geheiratet, weil er nur die Jagd lieben konnte. Frauen waren ihm gräßlich, er ließ sie nur als Dienerinnen gelten und verachtete sie als feig, empfindsam und eitel. Er verließ Schloß Trutzberg nur, um in seiner ungarischen Besitzung auf Hirsche zu pürschen, in Afrika Löwen zu schießen oder anderwärts bei Freunden einer Jagdeinladung zu folgen. Gesellschaften, Bälle gar besuchte er so wenig wie ein Theater oder ein Konzert. So war er nach Ansicht seiner Freunde allmählich zu einem Sonderling geworden. Mochten sie recht haben oder nicht, mich störte das wenig, sein gastfreies altes Haus war mir lieb, und er empfing mich stets mit offenen Armen.

Wir hatten an zwei aufeinanderfolgenden Tagen gejagt, saßen am Abend nach dem Essen im Herrenzimmer, rauchten und besprachen die Aussichten für ein Treiben auf Gemsen. Kiensberg wollte es drei Tage später veranstalten und hatte mehrere Herren der Nachbarschaft dazu geladen. Das Zimmer war geräumig, Wände und Decke schmückten nach Tiroler Sitte reiche Täfelung, und alte Bilder blickten aus schwarzen Rahmen auf uns herab. Ein grüner Kachelofen des sechzehnten Jahrhunderts, für den ein Münchner Museum meinem Freunde einmal eine große Summe geboten, strahlte

 Copyright 1914 by George Westermann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Wärme aus, daß es uns allmählich zu heiß wurde. Da öffnete Kiensberg das Fenster und ließ auf der Silberbrücke des Mondlichts die Kühle und Reinheit des Herbstabends in den Raum bringen. Wir traten beide ans Fenster und blickten über das Tal, das sich hier gegen Innsbruck, dort gegen Kufstein zog. Große Stille lag über den Bergen, über Wald, Wiesen und Dörfern; nur ganz von fern klang das Rollen eines Zuges, und hin und wieder schüttelte der Wind einige welkende Blätter von den Bäumen.

»Wie wunderbar friedlich liegt das Land!« bemerkte ich.

Kiensberg nickte. »Ja, alter Freund,« stimmte er mir zu, »das habt ihr draußen nicht.«

Schon wollten wir ins Zimmer zurücktreten, da schlug der Donner eines Schusses an unser Ohr, ganz in der Nähe, als habe jemand nur hundert Schritt vom Schloß entfernt geschossen.

Kiensberg fuhr zusammen und riß mich mit sich ins Zimmer. »Da ist er schon wieder!« knirschte er. »Und diesmal ganz nah!«

»Wer?« fragte ich.

»Der Teufel mag's wissen, wer der Schuft ist! Ein Wilddieb! Seit einigen Wochen hört man im Walde ab und zu Schüsse, bald hier, bald da. Ich und meine Jäger, wir sind fuchsteufelswild, sind früh und abends, manchmal sogar die Nacht draußen und können doch den Halunken nicht erwischen!«

Diesen Schuß, gleichsam unter seinem Fenster, betrachtete mein Freund als eine unerhörte Verhöhnung. Er lief zu seinen Waffen, klingelte dem Diener, ließ den im Schloß wohnenden Förster holen, pfiff seinem Jagdhund, einer bissigen Bracke, und stürmte hinaus. Ich eilte mit der Büchse hinter ihm her vors Schloß. Wir suchten alles ab. Hell schien der Mond. Die halb entlaubten Bäume warfen schwarze Schatten, fast gespenstisch standen ringsumher verwitterte Felsblöcke im Gehölz, Zeugen der gewaltigen Naturkräfte, die droben ewig an der Zerstörung der Berge arbeiteten. Die Hunde — auch der Förster hatte zwei losgelassen — jagten in großen Kreisen umher und stürmten bald vor uns, bald hinter uns über eine beleuchtete Lichtung. Kiensberg, ich, zwei Forstleute, der Diener, der Kutscher, wir alle durchstreiften die Umgebung des Schlosses, stiegen am Berg empor, horchten, riefen, suchten mit den Augen alle dunklen Stellen des Waldes zu durchdringen.

. So wenig die Hunde eine Spur aufnehmen konnten, so wenig sahen oder hörten wir das Geringste von einem unbekannten Schützen. Er war uns entwischt, als habe ihn der Berg in einer Höhle, ein morscher Baum in seinem Inneren aufgenommen. Ebensowenig aber fanden wir etwa geschossenes Wild. Kiensberg fluchte und verschwor sich, er werde, wenn er je mit ihm zusammentreffe, den dreisten Wilderer ohne Umstände niederknallen.

Der Mond verschwand hinter den Bergen. Es wurde stockfinster, und die Suche fortzusetzen, wäre Unsinn gewesen. Wir riefen also die Hunde heran und wollten uns schon nach dem Schloß zurücktrollen, da wies der Förster des Barons nach einem Licht, das zwischen Bäumen aus einem Engtal heraufblinkte, und bemerkte: »Dort, der Müller ist noch auf. Es kann's kein andrer gewesen sein.«

Da unten lag eine kleine verfallene Mühle, und der alte Müller stand nicht im besten Ruf. Es ging das Gerücht, daß ein Vorgänger des Försters ihn vor Jahren einmal beim Wildern abgefaßt, aber von ihm droben im Geschröf der Berge erschossen und der Leichnam in einer Felsschlucht versteckt worden sei. Man hatte dem Müller nichts beweisen können, aber man mißtraute ihm allgemein, obgleich er seit längerer Zeit nicht mehr in verdächtiger Weise umherzuschleichen schien. Ob der am Ende wieder mit dem Stutzen Streifzüge in das Kiensbergsche Revier machte?

Kiensberg beschloß, den Müller zu überraschen, und wir stiegen in das Tälchen hinab. Während der eine der Jäger mit dem Diener und Kutscher draußen blieb, die Ausgänge der Mühle zu beobachten, klopfte Kiensberg an die Tür. Das Brausen des hinter der Hütte vorüberschießenden Baches übertönte wohl den Lärm unsers Pochens, denn es regte sich nichts. Da versuchte mein Freund ohne weiteres die Tür aufzustoßen. Sie widerstand seinen Mühen, augenscheinlich war innen ein Riegel vorgeschoben worden. Ärgerlich rannte der Förster mit dem Kolben des Gewehrs dagegen und brüllte,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man solle aufmachen. Es dauerte eine Weile; dann aber wurde die Tür von innen geöffnet, und der Müller trat heraus, ein riesiger, ungeschlachter Kerl. Er leuchtete uns mit einer Laterne ins Gesicht, fragte mürrisch nach unserm Begehr und schaute unter buschigen Brauen finster, aber ohne ein Zeichen von Angst oder Aufregung um sich.

»Haben Sie geschossen?« herrschte ihn Kiensberg an und drang an ihm vorbei in den niederen Wohnraum. Der Müller folgte ihm.

»Warum soll ich geschossen haben?« brummte er. »Im Dunkeln wird doch keiner schießen.«

Kiensberg hörte auf die Worte nicht. Er sah sich forschend im Raume um. »Und Sie haben doch den Schuß abgegeben!« polterte er.

Der Alte zuckte die Achseln, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Herd und beobachtete uns, ohne etwas zu sagen.

»Wo haben Sie Ihre Büchse?« fragte Kiensberg.

»Hab' ja schon seit drei Jahren keine mehr,« knurrte der Müller.

Der Förster durchsuchte unterdessen alles. Jetzt trat er auch an den Rauchfang in der Ecke, schob den Müller beiseite, kletterte auf einen Sessel, streckte den Arm in den schwarzen Schlot und zog plötzlich aus der Öffnung einen Stutzen vor. Die Waffe war beschmutzt von Rauch und Ruß. Wir triumphierten. Kiensberg packte den alten Sünder wütend am Arm und schrie ihn an: »Gestehen Sie, Sie Halunke! Sie sind's, der seit vierzehn Tagen hier herumwildert!«

Der Ertappte schoß Blicke der Wut auf uns. Er beharrte aber bei seinem Leugnen und beteuerte, schon seit Jahren keinen Schuß mehr getan zu haben.

»Gut,« donnerte ihn Kiensberg an, »ich will Ihnen etwas sagen, und ich werd's wahr machen: wenn ich je wieder einmal Sie oder sonst einen in meinem Walde beim Wildern abfasse, dann schieß' ich ihn über den Haufen wie einen tollen Hund! Das verbreiten Sie mal unter Ihren Kumpanen!«

Damit ließ er den Arm des Müllers los, stieß ihn zur Seite, kehrte dem Alten den Rücken und befahl dem Förster, das gefundene Gewehr mitzunehmen. Wir verließen die Mühle und kehrten nach dem Schloß zurück.

»Rauch' noch eine Zigarre in meinem Zimmer,« bat der Baron, »wenn es auch schon spät ist, denn ich bin wütend auf den Schuft und kann doch nicht gleich schlafen.«

Ich war's zufrieden, und wir verfügten uns also wieder in sein Zimmer.

»Dieser Kerl wird das Wildern nicht eher lassen, bis ich ihm mal den Garaus mache,« grollte Kiensberg, und er erzählte allerlei Schandtaten aus der Vergangenheit des Müllers, der schon manches Jahr im Zuchthaus zugebracht hatte.

»Mag sein, daß der Mann von neuem wildert,« erwiderte ich. »Wer's einmal treibt, kann's nicht mehr lassen. Und doch, den Schuß vorhin wird er kaum abgegeben haben, ich glaub's nicht!«

Erstaunt blickte mich Kiensberg an: »Du meinst?«

»Er würde doch nicht so verrückt sein, gerade unter den Fenstern dieses Raumes zu schießen, der hell erleuchtet war. Und dann, bedenke eins, die Hunde hätten seine Spur auffinden müssen. In längstens fünf Minuten nach dem Schuß waren wir mit drei Hunden draußen. Der Schütze konnte unmöglich den weiten Weg zur Mühle machen, ohne von den Kötern gestellt zu werden, selbst wenn er sofort nach dem Schuß wie ein Hase davongelaufen wäre.«

»Du meinst wirklich, der Schuß war nicht von ihm?«

»Ich halte das zum mindesten nicht für wahrscheinlich,« erwiderte ich.

»Ja, zum Donnerwetter, wer soll dann geschossen haben?!«

»Was weiß ich,« gab ich zurück, »am Ende war's gar ein Gespenst!«

Diese im Scherz hingeworfenen Worte wirkten ganz sonderbar auf meinen Freund. Sein Gesicht verfärbte sich jäh, seine Augen weiteten sich, er packte mein Handgelenk. »Wie sagtest du,« rief er, »du meinst —«

»Ach was, nichts mein' ich. Aber daß der Schuß von dem Müller herrühren sollte, ich kann's nicht glauben. Ich denke —«

»Wie? Was?«

»Ich denke, daß er eher von einem deiner Leute, einem Bewohner des Schlosses herrühren muß.«

»Du glaubst wirklich, daß es jemand aus dem Schlosse war? Dann will ich dir zei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gen, wer allein den Schuß abgegeben haben kann.«

Kiensberg hob die Lampe vom Tisch, führte mich nebenan in den Speisesaal und beleuchtete ein Bild, das in einer Reihe mit andern an der Wand hing. Es stellte einen Mann vor in grüner, pelzverbrämter Jägertracht mit goldenen Knöpfen am Rock. Seine Rechte umspannte den Lauf eines langen Gewehrs, auf dem Kopfe saß ihm ein Dreispitz mit langer Feder. Das Bild war stark gedunkelt. Der Kleidung nach mußte es gewiß schon vor hundertfünfzig Jahren gemalt sein.

»Nun, dies alte Bild? Was meinst du?« fragte ich meinen Freund.

»Dann hat der da geschossen,« antwortete er und starrte den grünen Jäger haßerfüllt an. Der Mann im Bild blickte hochmütig mit spöttischem Lächeln in den Mundwinkeln auf uns herab.

»Ich verstehe dich ganz und gar nicht,« sagte ich, während wir uns wieder nach dem anstoßenden Zimmer wandten.

»Das will ich dir gern glauben,« antwortete Kiensberg, »und ich werde dir alles erklären.« Er setzte die Lampe auf den Tisch zurück und erzählte.

Das alte Bild stellte einen Vorfahren der Kiensberg dar in der Tracht eines habsburgischen Jägermeisters, daher der grüne Rock, der Dreispitz und die goldenen Knöpfe mit dem habsburgischen Wappen. Dieser Kiensberg war ein wilder Jäger gewesen wie alle andern, und die Jagd war bei ihm so zur Leidenschaft geworden, daß er Sommer und Winter, Tag und Nacht nichts andres trieb und an nichts andres dachte. Der Jagd wegen lebte er in Feindschaft mit allen Bauern und Gutsnachbarn, und den einen hatte er im Streit um einen starken Hirsch, dessen Erlegung sich beide zuschrieben, niedergeschossen. Wegen dieser Tat wurde er vom Hofe verbannt, von seinen Bekannten gemieden, ja, er mußte für Jahre das ungarische Gut verlassen, um sich in der Fremde umherzutreiben. Dann aber war allmählich Gras über die Sache gewachsen, und er hatte sein Jägerleben daheim wieder aufgenommen. Er starb in den besten Jahren, indem er bei der Verfolgung eines Wolfes in einen zugefrorenen Sumpf geriet, durchs Eis brach und ertrank. Schon bald nach seinem Tode hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der große Jäger keine Ruhe im Grabe finden könne und noch immer nachts mit der Büchse gespenstisch sein Revier durchstreife und die Bauern und Jäger erschrecke.

»Die Leute glauben den Blödsinn wirklich?« fragte ich, als mein Freund seine Erzählung beendet.

Kiensberg schaute finster auf. »Sie müssen es glauben.«

»Wieso?«

Der Baron beugte sich zu mir und raunte: »Man hört ihn dort auf dem Gute schießen. Man begegnet ihm nachts im Walde. Ich selbst habe ihn einmal abends am Rande jenes Sumpfes im Nebel stehen sehen. Meine Jäger und Treiber fürchten sich vor ihm, er hat mir mein schönes ungarisches Revier verleidet. Ich zog darum ganz hierher nach Trutzberg. Durch ein unbegreifliches Versehen meiner Packer kam mit verschiedenen Sachen, die ich mir vor etwa vierzehn Tagen hierherschicken ließ, auch sein Bild an. Ich wollte es natürlich nicht haben, aber sollte ich denn etwa sagen, ich habe Angst vor ihm? Es war einmal ausgepackt, so hängte ich es denn hier unter den andern auf.«

Welch merkwürdige Hirngespinste da meinen Freund beschäftigten! Nun, in der Einsamkeit konnte man schon auf solche sonderbaren Gedanken kommen. Wir saßen noch eine ganze Weile beisammen, und mein Freund redete sich in eine förmliche Wut hinein gegen den armen Urahn im grünen Jagdrock. —

Am nächsten Morgen stiegen wir mit zwei Jägern nach einer Jagdhütte in einer der Felsschluchten empor, und Kiensberg ließ sich Bericht erstatten über die Vorbereitungen für das geplante Gemstreiben. Wir sahen durch eine von Lawinen gerissene Blöße tief drunten das Schindeldach der alten Mühle. Da sagte ich: »Du, an deinen jagenden Urahn kann ich nicht glauben. Am Ende hat doch kein andrer als der Spitzbube dort unten gestern den Schuß abgegeben.«

Der Baron antwortete lange nichts. Dann aber blieb er plötzlich stehen und rief: »Nein, ich weiß es jetzt. Der grüne Jäger war's, und kein andrer sonst!«

Er war überzeugt, daß sein Ahn ihm die Freuden der Jagd nicht gönne, weil der Tote keinen im Revier duldet als sich. Ja, er

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war darauf gefaßt, daß jener ihm einmal auf der Jagd irgendeinen teuflischen Schabernack spielen werde. Der Tag verlief übrigens ruhig und heiter.

Am Abend trafen die geladenen Gäste ein, und wir setzten uns im Saal zur Tafel. Der tote Jäger schaute mit dem immer gleichen Lächeln aus seinem Rahmen auf uns herab, niemand nahm Notiz von ihm. Wir aßen, tranken und lachten, und es wurde von nichts geredet als von Gemsen, Rehen und Auerwild.

Der nächste Morgen brachte einen herrlichen Jagdtag mit klarer Luft, wolkenlosem Himmel und leichtem Frost. Neuschnee gleißte auf den Gipfeln der Berge, und die Felswände warfen sich spielend den Klang unsrer Büchsen zu. Als wir droben beim Frühstück um das Feuer saßen, das die Jäger vor einem Heustadel über der Alm entzündet hatten, fiel mir plötzlich die seltsame Bemerkung meines Freundes wieder ein. Ob der Geist des toten Jägers wohl wagen würde, uns fröhliche Weidgesellen hier oben zu stören? Vor uns lag die stattliche Strecke der erlegten Gemsen. Ich wies darauf hin und sagte zu Kiensberg: »Wenn dein Ahn das sehen würde!«

Die Jagdgenossen erkundigten sich nach dem Sinn dieser Worte, und der Baron erzählte ihnen von dem Schuß, den wir zwei Tage vorher gehört, von dem wilbernden Müller und endlich von dem Spuk, und wie zwischen ihm und jenem um die Jagd bittere Feindschaft bestehe. Da lachten alle und wünschten dem Jagdherrn ernstlich Glück zu seinem Unternehmen, dem ruhlosen Jägersmann das Weidwerk einmal für immer zu legen. Eigentlich war es sonderbar, daß erst ganz zum Schluß einer von uns ausrief: »Ja, leben wir denn im zwanzigsten Jahrhundert? Wir reden ja da, als lärmten drunten noch immer die Trommeln des Tilly und Wallenstein durchs Land und als stiege der Rauch unsers Feuers unter dem Kessel vom Scheiterhaufen einer armen Hexe.«

Wenige Stunden später saßen wir beim Diner im Speisesaal. Der Sekt perlte in den Gläsern, wir hatten den Grafen Riedenstein als Jagdkönig leben lassen und tobten und lachten durcheinander, indem jeder sich Mühe gab, des Vorgängers Jagdgeschichte noch durch irgendein fabelhaftes Abenteuer zu übertrumpfen. Einer der Diener Kiensbergs bot mir gegenüber alten Steinberger Kabinett in grünen Römern an. Er schaute dabei neugierig umher, und sein Blick glitt an mir vorbei gegen das Fenster, das hinter mir auf einen Altan hinausführte. Plötzlich sah ich, wie er die Augen entsetzt aufriß, seine Hände begannen zu zittern, die Gläser klirrten aneinander, und eins fiel, den Inhalt über das Tischtuch verspritzend, zu Boden und zersplitterte. Die Gäste wurden aufmerksam, und da der Diener noch immer sprachlos gegen das Fenster glotzte, so folgten wir alle seinem Blick. Ein Fremder schien durch die Scheiben zu uns hereinzustarren. Er trug eine altertümliche Tracht, einen Dreispitz mit weißer Feder — der grüne Jäger? Einer der Gäste erhob sich und machte eine Bewegung, als wolle er das Fenster öffnen. Da aber schnellte Kiensberg vom Sitz, packte einen silbernen Tafelleuchter und schmetterte das schwere Gerät durch das zerkrachende Fenster, gerade gegen das Gesicht des fremden Jägersmannes. Entsetzt sprang alles in die Höhe. Durch die gewaltsam geschlagene Öffnung fuhr der Wind ins Zimmer und blies die Flammen der Tafellichter zu zuckendem Tanz auf. Niemand sagte ein Wort, wir standen, Speisen und Wein vergessend, und unsre Blicke hingen an den Trümmern des Fensters. Vom Jäger war keine Spur zu sehen. Ein gelbes Ahornblatt wirbelte der Wind herein auf das Tischtuch.

Über knirschende Glassplitter trat Kiensberg ans Fenster und spähte umher. Leer lag der Altan, nur abgerissene welke Blätter huschten über ihn dahin, und drunten blinkten friedlich im Inntal die Lichter der Ortschaften, die Signallampen der Innsbrucker Bahn. Wir atmeten die frische Bergluft, sie kühlte unsre vom Wein erhitzten Gesichter. Man fragte, was denn eigentlich gewesen sei. Da lachte der Jagdkönig, Graf Riedenstein, und bemerkte: »Meine Herren! Die Geschichte ist sehr einfach. Das kommt davon, wenn man ein Bild einem Fenster gegenüberhängt. Es spiegelt sich natürlich darin ab. Sehen Sie doch hinter uns an der Wand, da haben Sie ja das Bild, das uns erschreckt hat. Der grüne Jäger hat sich in den Scheiben gegen den dunklen Hintergrund abgemalt. Nun sind die Scheiben zerschlagen, und damit ist das Spukbild weg.«

Diese Erklärung leuchtete allen ein, auch mein Freund widersprach ihr nicht. Man

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

setzte sich unter Scherzen wieder an die verlassene Tafel. Die Diener kehrten die Splitter zusammen und rückten einen Wandschirm vor die gebrochenen Scheiben. Der Pfarrer von Trutzberg, der gleichfalls zum Essen geladen war, schlug heimlich das Kreuz, steckte sich aber dann behaglich die Serviette unters Kinn und bemerkte: »Ja, ja, die Weinstimmung! Nun, ich bin schon zu jeder Tages- und Nachtstunde durch meine Kirche und über den Kirchhof gegangen und habe auch noch nie einen Geist gesehen. Man soll sich von alten Sagen und Märchen nicht bange machen lassen.«

Kiensberg hatte die letzten Worte gehört und rief über die Tafel weg: »Glauben Sie ja nicht, Hochwürden, daß ich mich fürchte. Im Gegenteil, der Jäger da« — und er streckte drohend die Faust gegen das Bild — »hat allen Grund, sich vor mir in acht zu nehmen. Wer mir meine Jagd verdirbt, ob Mensch, ob Geist, und wäre er mit dem Satan im Bunde, der hat's mit mir zu tun!«

Er hob das frischgefüllte Glas und trank seinen Jagdgenossen zu. Wir taten ihm Bescheid. Sah man die Hünengestalt Kiensbergs an, der gewohnt war, seine Gäste mit allerlei Kraftkunststücken zu unterhalten, so glaubte man ihm gern, daß er imstande war, mit dem Teufel selbst anzubinden. Der Schluß des Mahles verlief dann auch ohne Störung, ja, man machte Witze darüber, daß man sich von einer Spiegelung im Glase des Fensters hatte einen Augenblick in Staunen und Schrecken jagen lassen.

Als die letzten Gäste spät in der Nacht den Schloßhof verlassen hatten, schob Kiensberg seinen Arm unter den meinen und stieg mit mir die Treppe zu unsern Zimmern empor. Auf seinen Zügen stand finstere Entschlossenheit. »Du,« erklärte er ruhig, »was die da glauben und sich einreden wollen, ist Blech.«

»Warum?« fragte ich.

»Hat einer von ihnen versucht, ob solch eine angebliche Spiegelung des Bildes überhaupt möglich ist? Ich sage dir, er stand draußen! Das Wild, das wir heute zur Strecke brachten, läßt ihm keine Ruhe.«

Wir trennten uns in der Tür meines Schlafzimmers. Ich rauchte noch einige Zigaretten und beschäftigte mich in Gedanken mit meinem Freunde. Seine Phantasien schienen mir nicht so unverständlich, als sie Fernerstehenden erscheinen mochten. Ich kannte Wald und Berg, bei Tag und Nacht, in Sonnenschein wie in Nebel, im Sommer und im Winter. Ich wußte, welchen Reichtum an Gestalten uns der innige Verkehr mit der Natur gibt, wie die Natur unter dem Volk von Jägern, Hirten und Holzleuten zu buntem Dasein erwacht und Dinge scheinbar lebendig werden läßt, von denen der nüchterne Städter keine Ahnung hat.

Ich begriff wohl, wie die Leidenschaft der Jagd in den Kiensbergs jedes andre Gefühl, jede ruhige Überlegung überwachsen, wie sie sich forterben und im letzten Enkel zu einem Haß gegen den Ahn werden konnte, weil die Sage ihn noch heute ruhelos Wald und Berg durchirren ließ, weil der Ahn ihm die Freuden der Jagd verdarb. Nirgend können ja Feindschaft und Haß stärker wüten als unter Wesen gleichen Stammes und gleicher Leidenschaft. —

Der andre Tag brachte Herbstwetter, Sturm und Regen. Wir verließen das Haus nicht und vertrieben uns die Zeit, indem Kiensberg mir seine Sammlung alter Waffen zeigte. Als es dämmerte, zogen wir uns rauchend in einen Winkel des getäfelten Herrenzimmers zurück. Kiensberg erzählte von einem Jagdausflug in die deutsch-ostafrikanischen Urwälder, dann verstummte unser Gespräch, und während der Sturm draußen durch die Schluchten der Berge und über rauschende Baumkronen sang, gaben wir uns ganz allein dem Vergnügen hin, in bequemen Lederstühlen zu sitzen und der dumpfen Musik der Nacht zuzuhören. Eintönig tickte die Uhr in der Ecke des Zimmers, Kiensberg streckte gähnend die Arme. Da, mit einem Male schlug jäh der laute Knall eines Schusses an unser Ohr, und durchs Fenster blitzte ein heller Schein, als sei der Schuß am Berghang dicht vor den Scheiben abgegeben worden.

Nur ein Wahnsinniger, ein Verbrecher konnte uns mit den Schüssen einen Streich spielen wollen. Im Zimmer war's einen Augenblick so still, daß wir das Klopfen unsrer Herzen hörten.

»Ich hätte mich nicht gewundert,« sagte ich endlich, »wenn eine Kugel hier vor uns durch die Scheiben gefahren wäre.«

Jetzt aber sprang Kiensberg aus seinem Stuhl empor, daß dieser krachend rückwärts fiel, und brüllte mit einer Stimme, die kaum

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

menschlich klang: »Das war er! Er will sich über mich lustig machen!«

Damit stürzte er auf seinen Gewehrschrank zu, riß eine Büchse heraus, lud sie und lief zur Tür. Sein Jagdhund hatte auf einem Bärenfell in der Ecke gelegen und sich erschreckt beim Klange des Schusses aufgerichtet. Er stürmte seinem Herrn nach. Auch den Dienstboten draußen war der Schuß nicht entgangen, erschrocken drängten sie sich unter das Tor des Schlosses. Die Männer spähten in das winddurchfauchte Dunkel, die Mädchen klemmten sich hinter sie an die Wand und starrten uns erschrocken nach, als wir an ihnen vorübereilten. Auch die zwei Forstleute fanden sich ein, wenngleich sie es nicht sehr eilig zu haben schienen. Sie brummten, in der Dunkelheit sei ja doch nichts zu erreichen, man bekäme den Frevler nicht, man müßte denn zufällig auf ihn treten. Kiensberg kümmerte sich um die Einwände nicht. Er rief in die Nacht hinaus, rief, der Schütze solle sich ihm endlich stellen, solle sich ihm zeigen, und drohte, ihn zu packen und zwischen seinen Fäusten zu erwürgen.

Die Hunde stöberten indessen umher, aber es war alles umsonst. Erst nach einer Stunde gelang es mir, den Baron dazu zu bewegen, die unsinnige nächtliche Suche aufzugeben. Der Jäger war uns im Dunkeln entwischt wie die letzten Male. Wer einen Gebirgswald kennt mit seinen Klüften und Höhlen, der weiß, wie leicht ein Wilderer sich dort verstecken kann.

Obgleich Kiensberg sich anfangs sträubte, fremde Hilfe anzunehmen — er meinte, daß er allein mit dem Jäger abrechnen müsse —, so überredete ich ihn doch dazu, die Gendarmerie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, und diese, bestrebt, sich ihm gefällig zu zeigen, ließ schon am nächsten Tage den Müller unter dem Verdacht erneuter Wilddieberei verhaften und sein Haus gründlich durchsuchen. Die Beamten entdeckten denn auch bei ihm, unter altem Plunder, Brettern und Holzspänen verborgen, noch einen zweiten Stutzen, und man behielt darum den Kerl trotz seinem Leugnen zunächst hinter Schloß und Riegel. Dennoch meldete ein Schafhirt schon nach drei Tagen, daß abermals Schüsse droben im Revier gefallen seien. Die Sennen hatten nachgeforscht, aber wieder keine Spur des fremden Wilderers gefunden. Die Sache begann mich fast ebenso stark wie Kiensberg zu beschäftigen, aber an den »untoten« Jäger, von dem er faselte, konnte ich noch immer nicht ernstlich glauben, und da ich noch zu einer Jagd nach Bayern geladen war, so kündigte ich meinem Freunde den Plan meiner Abreise an. Er aber wollte davon nichts wissen. Mit Eifer und guten Worten redete er mir so lange zu, bis ich nachgab und ihm versprach, mit ihm zusammen den Schüssen auf den Grund zu gehen.

Und nun begann für uns ein ebenso aufregendes als abenteuerliches Leben, eine Hetzjagd, ein wildes Suchen nach dem unbekannten Schützen. Meines Freundes Eifer steckte alle seine Leute an. Die ersten drei Tage waren hell und klar. Wir stiegen mit Jägern und Hunden bergauf und bergab, wir durchforschten mit dem Glase alle kahlen Stellen und Hänge bis zu den Gipfelfelsen, suchten nach Fußspuren droben auf dem Neuschnee. Nichts Verdächtiges fand sich. Wohl hörten wir einmal einen Schuß, aber er konnte auch beim Nachbarn abgegeben worden sein, trägt doch das Echo den Schall merkwürdig weit von Felswand zu Felswand, so daß es schwer ist, genau die Richtung festzustellen, aus der der erste Klang ans Ohr schlug. Am vierten Tage zeigte sich das Wetter weniger freundlich. Schwere Wolken kündeten erneuten Schneefall. Trotzdem wanderten wir mit unsern Büchsen hinaus. Mein Freund entwarf für dieses Streifen richtige Schlachtpläne, und wir teilten uns diesmal. Die Förster sollten mit ihren Hunden die Berglehnen zur Rechten und Linken absuchen, Kiensberg und ich wollten pfadlos in einem bachdurchtosten Tal emporklimmen. Wir hatten uns vorgenommen, abends alle auf einer kleinen Jagdhütte, im sogenannten Gemskar, zusammenzutreffen, dort die Nacht zuzubringen und am nächsten Tage die gleiche Gegend noch einmal zu durchstreifen.

Kaum hatten wir uns getrennt, so begann es zu regnen und zu stürmen. Dicke Wolken ballten sich in allen Schluchten und Hochtälern zusammen. Wenn ein Windstoß sie faßte und zerteilte, dann schaute der frischgefallene Schnee oben von den Gipfeln herab. Ab und zu fegte, vom Sturm losgetrieben, ein Fetzen des nassen Nebels über unsre Köpfe hin, wurde von den alten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wettertannen zerrissen wie eine morsche graue Fahne und streifte unsre Wangen, feuchtete unsre Kleidung. Über und unter uns knarrten, rauschten und ächzten die Äste hundertjähriger Fichten; Krähen flatterten erschreckt auf und suchten schreiend Schutz in den Felsklüften.

»Ein Hundewetter!« brummte mein Freund.

»Das dürfte dem begeistertsten Jäger das Wildern verleiden,« antwortete ich und zog die Mütze fester in die Stirn, denn Schneeflocken pfiffen um eine Felsnase herum und schossen auf uns zu, um sich neben uns in eine düstere, wasserdurchtoste Schlucht zu stürzen. Die Dämmerung kam. Dichter ballten sich die Wolken, und schon klangen auch mit einem Male die Schüsse wieder. Zwei Schüsse waren es. Zu unsrer Linken, über der Schlucht fielen sie. Sie weckten nur ein schwaches Echo, denn der Sturm erstickte ihren Klang.

Unwillkürlich rissen wir beide die Gewehre von der Schulter und versuchten mit den Augen die Dämmerung zu durchdringen. Ein vergebliches Mühen, und über den Bach war an dieser Stelle nicht zu kommen. Kiensberg zuckte mit den Achseln und setzte den Weg fort.

»Er jagt heut dort drüben,« bemerkte er finster. »Da ist im Augenblick nichts zu machen. Wir müssen morgen am jenseitigen Hang absteigen.«

Mir war klar, daß wir es da mit einem Burschen zu tun hatten, der nicht des Wildes wegen kam, sondern es darauf abgesehen hatte, Kiensberg bis zum Wahnsinn zu reizen. Am Ende trieb hier ein entlassener Jäger oder Hirt seinen Unfug. Ich teilte dem Baron meine Vermutung mit, er aber behauptete, er könne keinen seiner ehemaligen Forstbeamten oder Sennen in Verdacht haben.

»So ist es ein Spießgeselle des Müllers oder gar einer deiner Förster,« meinte ich.

Kiensberg schwieg. Eine halbe Stunde später betraten wir die Jagdhütte. Unsre Jäger waren schon vor einer Weile angelangt, hatten die Vorräte ausgepackt und Feuer gemacht. Sie rührten an einer Suppe. Kiensberg fragte gleich, ob sie etwas gesehen oder gehört hätten. Alle leugneten. Niemand sei ihnen begegnet, und der Sturm habe ihnen den Knall nicht zugetragen. Da hüllten wir uns in Mäntel, hängten unsre Sachen gegen den Ofen und ließen uns das Essen schmecken. Dann streckten wir uns auf die Pritschen, um zu schlafen. Wir waren alle müde, und bald schnarchten die Förster und Jäger. Selbst mein Freund lag ganz ruhig, so daß ich annahm, er sei gleichfalls ins Land der Träume gegangen. Ich aber war wach, hatte ich doch den Klang der Schüsse von vorhin noch immer in den Ohren. So viel ich auch nach einer natürlichen Erklärung suchte, fand ich doch keine, die mich befriedigte. Wollte ich einem Wilddieb, einem mutwilligen Bauernburschen, einem rachsüchtigen entlassenen Diener oder Sennen oder gar einem der Kiensbergschen Jäger den Unfug in die Schuhe schieben, immer schien bald hier, bald da ein Glied in der Kette der Beweise zu fehlen, und der ganze Gedanke erwies sich, betrachtete ich ihn näher, als unhaltbar.

So lag ich grübelnd wohl zwei Stunden. Es war stockfinster in der Hütte. Der Wind rappelte in den Schindeln des Daches und klopfte gegen die Läden. Heißer Dunst vom verlöschenden Herd, dem gekochten Wasser, den verschwitzten Schläfern und dem Rauch der Pfeifen lagerte unter der niedrigen Decke und lähmte das Nachdenken. Ich wollte versuchen einzuschlafen. Da wurden draußen vor der Tür die Hunde unruhig. Wir hatten sie der Engigkeit des Raumes wegen nicht mit hereingenommen, sondern unter einen Vorbau, der zur Aufbewahrung von Brennholz diente, verwiesen. Erst stieß einer ein dumpfes Knurren aus, ihm folgte ein andrer, und endlich begannen sie alle angstvoll aufzuheulen, ja, sie stießen Schreie des Entsetzens aus, wie ich sie noch nie bei einem Tier gehört. Mich überrieselte ein Schauer. Ich fuhr auf und starrte durch das undurchdringliche Dunkel der Hütte, indem ich mit den Augen die Tür suchte und mit der Rechten unwillkürlich nach dem Weidmesser griff. Die Jäger erwachten, fluchten, fragten einander, was denn los sei. Einer polterte von der Pritsche herunter, machte Feuer und entzündete eine Laterne. Noch immer hielt das furchtbare Geheul unsrer Hunde an. Ich schaute auf meinen Freund. Er hatte sich halb emporgerichtet, den Blick gleichfalls an die Bretter der Tür geheftet. Plötzlich warf er die Decke von sich, schwang sich vom Lager herab und riß die Tür auf. Sogleich flüchtete ihm mit gesträubtem Fell

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein Hund zwischen die Beine. Er aber, drohend, das Gesicht wutverzerrt, packte die Bracke am Genick und schleuderte sie in das Dunkel hinaus, indem er hetzte: »Pack an! Pack an!«

Verschüchtert wichen die andern Tiere von der Hütte, an deren Wand sie sich gedrückt hatten, und da er sie gleichfalls zu ergreifen drohte, so schlichen sie hinter der Bracke hinaus gegen die Schlucht.

Jetzt standen wir alle draußen, klappernd, im kalten Sturm, während der Wind in unsern Haaren zauste und einzelne Schneeflocken durch den Schein der Laterne wirbelten.

»Pack an!« brüllte Kiensberg noch einmal, den Arm schüttelnd.

Die Tiere schienen Mut zu bekommen, sie stürmten dahin und waren bald im Dunkel verschwunden. Minuten vergingen; das Geheul der Hunde wurde schwächer und verlor sich endlich in Nacht und Braus. Dicht fiel der Schnee; es war nicht zwei Schritt weit zu sehen. Wir traten nacheinander in die Hütte zurück, entzündeten von neuem das Feuer im Herd, zogen uns die Stiefel an, luden unsre Gewehre, steckten unsre Pfeifen in Brand und warteten. Ich werde jene Nacht nicht vergessen. Sie schien mir kein Ende zu nehmen. Was hatte unsre Hunde so in Aufregung versetzt, daß sie jenes entsetzliche Angstgeheul ausstießen und fast mit Gewalt hinausgejagt werden mußten? Wir hatten die Tür der Hütte offengelassen und behielten sie im Auge, gefaßt, irgend etwas Fremdes, Furchtbares eintreten zu sehen. Es geschah nichts. Nur einzelne Schneeflocken fielen vor uns an den Boden und bildeten nasse Flecke auf den Dielen.

Einer der Jäger meinte: »Diese verdammten Köter! Ich hab' nur einmal einen Hund so aufheulen hören, als ihn eine alte, wütende Bärin annahm und ihm mit einem Prankenschlag den Leib aufriß.«

Endlich graute der Morgen, und wir machten uns wieder auf. Die Hunde blieben weg, wir mußten ohne sie Schlucht und Wald durchstreifen und kehrten zu Mittag ins Schloß zurück. Da fand es sich, daß die Hunde der Jäger und Förster längst eingetroffen waren. Sie schienen in der Nacht spornstreichs nach Hause gerannt zu sein und hatten sich mit eingeklemmten Ruten in ihren Zwinger verkrochen. Nur Kiensbergs Bracke fehlte. Umsonst rief und pfiff man nach ihr. Am nächsten Tage erst brachte ein Jäger die Nachricht, daß sie verendet droben in der Schlucht, unfern der Jagdhütte, liege. Sie konnte nicht abgestürzt sein. Der Hund hatte die schwierigsten Gemsjagden mit seinem Herrn mitgemacht. Er war ein vorzüglicher Kletterer, vorsichtig, geübt; auch drohten an jener Stelle nirgend gefährliche Felsen. Der fremde Jäger mußte das Tier überfallen und hinuntergeschleudert haben.

Für meinen Freund konnte es keine größere Herausforderung geben. Er schäumte vor Wut über den Verlust des treuen Tieres. Rasch hatte sich die Geschichte herumgesprochen. Nachbarn boten sich in Menge an, Kiensberg auf seinen Streifzügen zu helfen. Man veranstaltete förmlich Jagden auf den unbekannten Wilderer, dessen Schüsse man nachts bald hier, bald da hörte. Niemand bekam ihn zu Gesicht. Da gaben endlich alle das fruchtlose Jagen auf und meinten, man müsse es lieber dem Zufall überlassen, einem den Frevler in die Hände zu führen. Auch ich erklärte, daß ich endlich reisen müsse, und bestimmte den nächsten Morgen zur Abfahrt. Diesmal bat mich mein Freund nicht, länger zu bleiben, aber das Nutzlose unsrer Mühen wollte er nicht einsehen. Bei Einbruch der Dunkelheit warf er die Büchse auf den Rücken und verließ mich, um nunmehr allein in den Wald zu gehen. Seine Jäger mochten ihn nicht begleiten. Abergläubische Furcht hatte sich der einfachen Leute bemächtigt. Das Gericht hatte den Müller wieder aus der Haft entlassen; sie glaubten nun alle, der Alte sei mit dem Teufel im Bunde, besitze übernatürliche Kräfte und werde sich rächen.

Die Rückkehr meines Freundes abzuwarten, setzte ich mich mit einem Buch unter die Lampe. Aber meine Gedanken schweiften ab, und Unruhe jagte mich wieder auf, daß ich im Zimmer hin und her wanderte. Es geht uns zuweilen so, daß wir das Gefühl haben, vor irgendeinem überraschenden Ereignis zu stehen, vor einem Unheil, dem man auf keine Weise entrinnen kann. Hätte ich vermocht, ich hätte Kiensberg zurückgerufen, denn mich erfaßte plötzlich Angst um ihn, und ich will nicht leugnen, daß auch mir das Umkommen seines Hundes abergläubisches Bangen eingeflößt hatte. Warum waren die Tiere in jener Nacht spornstreichs

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach ihren Zwingern gerannt? Und warum ließen sie sich seitdem weder durch Güte noch durch Drohungen bewegen, sobald die Dämmerung kam, vom Weg in den Wald abzuschweifen?

Ich riegelte eins der Fenster auf und blickte hinaus in die Nacht. Zwischen Wolken schien der Mond herab. Sein blasser Schein zitterte über windbewegte Wipfel. Schwarz durchschattet wuchsen die Berge gegen den Himmel. Es war empfindlich kalt. Ich horchte hinaus, trat dann zurück, lief von neuem im Zimmer auf und ab und beugte mich noch einmal aus dem Fenster, ohne etwas andres zu hören als das eintönige Rauschen, das der Bergbach und der Wind im Walde hervorbrachten. Zehnmal lief ich so zwischen Ofen und Fenster auf und nieder, ungeduldig, die Schritte des Heimkehrenden auf dem Kieswege vor dem Schloßtor zu hören. Das Zimmer kühlte sich ab; ich lehnte den Rücken fröstelnd an die Kacheln des Ofens. Da klangen draußen wieder rasch nacheinander zwei Schüsse, der Berg warf ihr Echo zurück. Im Nu rannte ich zum Fenster, rief unwillkürlich den Namen meines Freundes und lauschte in die Nacht. Aber es kam keine Antwort. Die Schüsse konnten nicht weiter als etwa fünfhundert Meter vom Schloß entfernt abgegeben worden sein. Ich hoffte Kiensberg bald heimkommen zu sehen. Aber eine viertel, eine halbe Stunde verrannen. Da klopfte Kiensbergs Diener und teilte mir erregt mit, daß er den Knall gehört und daß sein Herr noch immer nicht zurück sei.

Ich zuckte die Achseln und sagte: »Wir wollen noch einen Augenblick warten. Kehrt der Baron dann nicht zurück, so sehen wir draußen nach. Rufen Sie unterdessen die Förster zusammen!«

Wenige Minuten später erschien der Diener in einem unbeschreiblich komischen Aufzug wieder. Er hatte eine alte Kapuze über den Kopf gezogen, von der ihm ein Fuchsschwanz in den Nacken hing, und schwang einen Spieß aus dem Bauernaufstand in der Hand. Der gelbe Spitz des Kutschers begleitete ihn. Hinter ihm drängten die Jäger und andern Dienstboten sich in die Tür. Sie flüsterten aufgeregt und ängstlich. Wir eilten alle hinaus.

Unser Suchen und Rufen blieb vergeblich. Der Mond war hinter einem Felsgrat verschwunden. Im Walde war es rabenfinster. Mit einigen Laternen einen Bergwald abzusuchen, war ein kindisches Unterfangen. Und doch leuchteten die braven Leute hinter jeden Baum und jeden Felsblock, und je länger sie suchten, um so mehr wurden sie von banger Furcht geschüttelt. Bald täuschte ihnen hier, bald dort ein Schatten irgendeine Gestalt vor. Hundertmal glaubten sie ihren Herrn zu sehen, hundertmal hatten ein Stein, ein Baum, eine Wurzel sie genarrt. Die Förster meinten, der Baron sei am Ende bis zu einer Alm oder Jagdhütte gestiegen, um dort den Morgen abzuwarten. Wir kehrten ins Schloß zurück, das Tageslicht abzuwarten.

Am andern Morgen wiederholten wir unsre Nachforschungen, sobald uns die Sonne gestattete, ohne Laterne zu gehen. Nach Stunden gab plötzlich in einem schmalen Paß zwischen moosbewachsenen Felsen der Spitz des Kutschers Laut. Wir rannten herbei, eine menschliche Gestalt lag ausgestreckt am Boden, es war Baron Kiensberg, starr und tot. Eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Sein Gewehr fand sich zwei Schritt neben ihm, der rechte Lauf war abgeschossen. Die Waffe schien ihm im Sturz aus der Hand gefallen zu sein. Die Augen des Toten stierten mit einem Blick voll Haß und Entsetzen in die Äste einer alten Fichte empor, die sie beschattete.

Die Förster und Diener umdrängten jammernd ihren Herrn. Ein Wagen jagte nach einem Arzt und rief das Gericht herbei. Der Arzt stellte fest, daß der Tod am vergangenen Abend eingetreten sein mußte, etwa zu der Stunde, wo die beiden Schüsse gefallen waren. Der untersuchende Gerichtsbeamte glaubte mit Bestimmtheit sagen zu können, daß Baron Kiensberg in der Schlucht plötzlich vor dem unbekannten Jäger gestanden haben mußte. Er hatte augenscheinlich zuerst zur Waffe gegriffen; das Geschoß seines Gewehrs war auf etwa zehn Schritte gegen die Wand eines Felsens geschlagen und fand sich plattgedrückt im Moose. Dann erst mußte der andre den tödlichen Schuß abgegeben haben, und zwar aus einem nicht gezogenen, alten Gewehr mit auffallend großem Kaliber. Der Arzt entfernte die Kugel unterhalb einer Rippe zwischen Rücken und Rock des Toten, sie war mitten durch ihn hindurchgegangen. Die Rechte des Barons

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war gewaltsam zusammengekrampft. Nur mit großer Mühe konnte man sie öffnen, und von den Fingern fest umschlossen fand sich in ihr ein metallener großer Knopf. Augenscheinlich hatte der Mörder sich über sein Opfer gebeugt, dieses sich seiner erwehren wollen, ihn gepackt und ihm dabei den Knopf vom Rock gerissen. Sonst waren keinerlei Fußspuren im Moos zu finden. Dieser Knopf aber mußte einen äußerst wertvollen Anhalt zur Entdeckung des Verbrechers abgeben, und der Gerichtsbeamte nahm ihn an sich.

Der Tote wurde ins Schloß getragen. Wir kehrten mit ihm zurück. Es war ein trauriger Zug.

Im Schloß erbat ich mir den metallenen Knopf noch einmal und betrachtete ihn. Mir war, als hätte ich irgendwo so ein sonderbares altmodisches Ding gesehen. War nicht das habsburgische Wappen auf ihm zu erkennen?

Der Gerichtsbeamte schaute ihn durch seinen Klemmer an und sagte: »Das Ding muß uns bestimmt den Täter verraten. So etwas zu tragen, kann nicht verborgen bleiben. Es ist ganz alte Arbeit. Ich wette, die Fabrik, die ihn fertigte, gibt's nicht mehr.«

Die Tür nach dem anstoßenden Speisesaal war von irgend jemand in der Aufregung aufgerissen und nicht wieder geschlossen worden. Mein Blick streifte die Bilder dort an der Wand und blieb auf dem Porträt jenes Jägers haften, dessen Leidenschaft sich in der Familie bis auf den nun so jäh aus dem Leben gerissenen Enkel vererbt hatte. Trug er am grünen Jagdrock nicht ähnliche Knöpfe? Wir hakten das Bild von der Wand und schleppten es ins helle Licht. Der Gemalte starrte uns mit spöttischem Lächeln an. Die Farben waren arg verstaubt, ich wusch sie mit einem Schwamm, und wir untersuchten das Bild genauer. Die Knöpfe seines pelzverbrämten Rockes stimmten genau überein mit dem, den wir in der zusammengekrampften Hand des Toten gefunden. Es war die gleiche Zeichnung des Wappens. Und seltsam, oben auf der Brust des Jägers, da fehlte im Bilde einer der Knöpfe. Hatte ihn der Maler vergessen oder war die Farbe abgeblättert oder verwischt?

Da kam mir ein wahnsinniger Einfall. Der Jäger trug ja eine Flinte im Arm. Ich holte die Kugel, die das Leben unsres Freundes geendet, und paßte sie auf die Laufmündung dieser Flinte. Sie hatte genau den gleichen Durchmesser wie der Lauf der gemalten Waffe.

Der Gerichtsbeamte sah mit halbem Lächeln zu und bemerkte schließlich: »Man könnte glauben, daß man in dem Gemalten den Mörder habe, wenn man nicht die seltsamen Launen des Zufalls kennte.«

Da erzählte ich, was ich durch meinen Freund über das Bild gehört, und wie es gegen seinen Willen von Ungarn nach Tirol geschickt worden sei.

»Ja, ja, das sind so die richtigen alten Jägergeschichten,« äußerte der Beamte.

Nach der Beisetzung meines armen Freundes verließ ich Schloß Trutzberg. Das Gericht gab ein Jahr später die Nachforschungen nach dem unbekannten Schützen auf. Jenes nächtliche Zusammentreffen zwischen dem Baron und dem rätselhaften Jäger ist nie aufgeklärt worden.

Im Felde

Wandle durch die fremden Ernten
Einer flußgeschmückten Au:
Rundum bis zu letztentfernten
Hügeln eine goldne Schau!

Und ich breite meine Arme,
Einen Rahmen, um das Bild,
Drück' den schönen Tod ans warme
Herz, wo hoch die Hoffnung schwillt,

Daß mein Sommer sich vollende
Wie der Garben eine nur,
Und zwei freundlich liebe Hände
Segnen ihre Erdenspur.

Ferdinand Gregori

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die neuen Polarreisen und -forschungen

Von Dr. E. Schmidt (Holzminden)

Nach einer längeren Zeit des Stillstandes nimmt in unsern Tagen die geographische Forschung wieder in erhöhtem Maße das allgemeine Interesse in Anspruch. Kaum ein Monat vergeht, daß nicht eine Kunde von Forscherleid und Forscherglück zu uns dringt, und ganz auffallend häufen sich Unglücksbotschaften aus dem Reiche des polaren Eises.

Mancher hat sich da verwundert die Frage vorgelegt: Was suchen eigentlich diese Leute dort an den Polen, da kann doch unmöglich viel zu holen sein? Und in der Tat, bei aller Anerkennung der persönlichen Leistungen der Forscher läßt sich ein leichter Zweifel an der wissenschaftlichen Notwendigkeit solcher Polfahrten nicht von der Hand weisen. Aber man wird sich erinnern müssen, daß die große Zeit der geographischen Forschung unwiederbringlich dahin ist. Die Zeiten sind vorbei, als es noch galt, ganze Erdteile zu entschleiern, als die europäischen Großmächte ihre besten Leute hinaussandten zum Zweck kolonialer Erwerbungen, als das auf den alten Karten so häufige Wort »unentdeckt« mit magischer Kraft große Entdecker hinüberzog zu den unbekannten Welten, im Dienst der geographischen Wissenschaft. Man versteht den Stolz Sven Hedins, wenn er nach seiner letzten Tibetreise unter Hinweis auf eine ältere Karte des durchreisten Gebietes sagen konnte: »Auf der ganzen Karte ist nur das eine Wort ‚inexplorated' richtig, ich habe weiter nichts getan, als dafür gesorgt, daß es verschwand.«

Aber die Erde ist verteilt, und eine angespannte Forscherarbeit hat dafür gesorgt, daß man über das Wesentliche der geographischen und ethnographischen Verhältnisse fast aller Länder gut Bescheid weiß. Nur noch an der Peripherie der bewohnbaren Erdräume gibt es geographisches Neuland zu entdecken, und in dieses, d. h. die Arktis und Antarktis, sieht sich daher die Forschung in unsern Tagen gedrängt. Der wissenschaftliche Lohn, der ihr hier winkt, steht zwar nicht entfernt im Verhältnis zu den Kosten und Mühseligkeiten der Expeditionen. Aber auch losgelöst von ihrem Ziele wirkt die Leistung jedes Polarforschers als große Tat, und aus diesem Grunde hat Amundsens Glück wie Scotts Tragik, Pearys Mut und Mylius-Erichsens Schicksal überall den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen.

Im Kampf um den Nordpol ist Pearys Sieg nicht mehr bestritten. Sein Erfolg, der den Nachweis eines auf dem Packeise über Tiefsee gelegenen Poles erbrachte, hat das wesentlichste Problem der arktischen Forschung erledigt. Für diese trat daher eine Art rückläufiger Bewegung ein, indem sie sich von der Erreichung des Poles abwandte und nunmehr die festländischen Randgebiete des Polarmeeres zum Arbeitsfeld nahm.

Hier ist an erster Stelle Grönland zu erwähnen. Der Inselcharakter dieses Landes war durch Peary unzweifelhaft festgestellt worden, und Grönland rückte dadurch als größte Insel der Erde (mit über 2 Mill. qkm) an erste Stelle vor Neuguinea. Neben dieser grundlegenden Feststellung scheint die viel umstrittene Streitfrage, ob eine die Ost- und Westküste Grönlands verbindende Meeresstraße, der sogenannte Peary-Kanal, in Wirklichkeit existiert, eher belanglos. Und doch veranlaßte sie ein aufregendes arktisches Drama, dessen einzelne Akte hier kurz skizziert seien. Schon im Jahre 1906 unternahm der Däne Mylius-Erichsen eine Expedition mit dem Ziel, das Peary-Kanalproblem zu lösen. Er fiel hierbei als Opfer von Hunger und Kälte. Man erfuhr aber so viel, daß seine Aufzeichnungen, aus denen völliger Aufschluß zu erwarten war, an erreichbarer Stelle der Nordküste Grönlands zu finden sein würden. Es beweist einen nicht geringen Grad eines ganz in den Dienst der Wissenschaft gestellten Opfermutes, daß sich einige Landsleute des Verunglückten, an ihrer Spitze Einar Mikkelsen, auf den beschwerlichen Weg machten, Mylius-Erichsens Tagebücher zu bergen. Aber auch über dieser Expedition schien ein Unstern zu walten. Denn zwei lange Winter verstrichen, ohne daß von Mikkelsen und seinem Begleiter Iversen, die sich von der übrigen Expedition getrennt und allein den Weg zur Nordküste zurückgelegt hatten, eine Kunde kam. Auch zu ihrer Rettung wurden schon Vorbereitungen getroffen, als endlich im Sommer 1912 die freudige Nachricht eintraf, daß beide von einem Walfischfänger auf der kleinen Felseninsel Baß Rock an der Ostküste Grönlands geborgen seien. Wie sie unter unsäglichen Mühen das Inlandeis durchquerten, wie sie bei der Rückkehr ihr Schiff zerstört fanden, und wie sie nun in unfreiwilliger Verbannung ihre Tage hinbrachten, das hat Mikkelsen in seinem »Arktischen Robinson« (Leipzig, Brockhaus, 1913) anspruchslos und doch packend geschildert. Zum Glück sind die Mühen und Leiden der beiden nicht vergeblich gewesen. Sie fanden Mylius-Erichsens Tagebücher und seine noch wertvolleren kartographischen Aufzeichnungen. Diese decken die Gestaltung der Nordküste Grönlands restlos auf und zeigen im besonderen, daß der Peary-Kanal nicht vorhanden ist. Vielmehr hatte Peary eine weit in das Land einspringende Meeresbucht fälschlich als ganz durchgehend angenommen.

Mikkelsens Reise war durch die schlechte Beschaffenheit des Inlandeises besonders schwierig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und zeitraubend geworden. Im mittleren und südlichen Grönland scheinen die Eisverhältnisse günstiger zu sein. Während seinerzeit Nansens Durchquerung Grönlands »In Nacht und Eis« als eine unerhörte Tat bestaunt wurde, sind in unsern Tagen solche Märsche, und selbst auf weit längeren Strecken, nichts Seltenes mehr. So haben allein in den Sommern 1912 und 1913 zwei Expeditionen, die des Schweizers Dr. de Quervain und die des dänischen Hauptmanns Koch, ihren Weg quer durch das Inlandeis mit Erfolg zurückgelegt.

Es war wohl vorauszusehen, daß ihre Reisen nicht eben sehr viel neues Material zu unsrer Kenntnis Grönlands beibringen würden. Von Wert werden nur die klimatischen Beobachtungen sein. Denn nachdem die Möglichkeiten territorialer Entdeckungen am Nordpol nahezu erschöpft sind, tritt die Erforschung des polaren Luftmeeres beherrschend in den Vordergrund. Erst dessen genaue Kenntnis und die Klarlegung der Einflüsse, die es auf unser Klima ausübt, werden uns in den Stand setzen, die Wetterprognosen mit ganz andrer Sicherheit als bisher aufzustellen. Auch die Einflüsse der polaren Meeresströmungen sind hierbei zu berücksichtigen.

In großzügiger Weise über diese Fragen Klarheit zu schaffen, ist das Ziel der arktischen Zeppelin-Expedition. Es klingt zwar wenig glaubhaft, daß auch das Messen der Meeresströmungen von einem Luftschiff geschehen soll; aber in der Tat gibt ein bald hier, bald dort landendes Luftschiff viel umfassendere Gelegenheit, Lotungen vorzunehmen, als die Route einer schwerfällig vorrückenden Schlittenexpedition. Vorläufig befindet sich allerdings die Expedition erst im Stadium der Vorarbeiten. Unerläßliche Vorbedingung ist, zunächst herauszufinden, welche Jahreszeit die für Luftfahrten günstigste Wetterlage bringt. Hieran arbeitet die deutsche wissenschaftliche Station auf Spitzbergen, die nunmehr schon den zweiten Sommer ihr Standquartier an der Kreuzbai bezogen hat.

Spitzbergen ist für unsre Vorstellung schon lange nicht mehr ein rein polares Land, seitdem wir wissen, daß es durch drahtlose Telegraphie mit Europa in Verbindung steht und daß dort eine Anzahl Menschen sich dauernde Niederlassungen geschaffen haben. Es sind dies die Angestellten der Kohlenminen an der Adventbai, deren Arbeit auch im Winter nicht ruht. Man vermutet in Spitzbergen noch bedeutende Mengen von Kohle und Eisen. Bezeichnenderweise ist unsre Kenntnis vom Inneren der Inseln durch Expeditionen bereichert worden, deren erstes Ziel die Aufspürung von Bodenschätzen bildete. Spitzbergen bietet daher für die Forscher nur noch wenig Geheimnisse; daß es aber seine polare Natur mit all ihren Schrecken noch offenbaren kann, dafür ist das Schicksal der Expedition Schröder-Stranz ein trauriger Beweis. Die Katastrophe, deren tragische Einzelheiten durch die Zeitungen bekannt geworden sind, hätte unter normalen Umständen allerdings nicht eintreten können. Aber im Herbst 1912 setzte die Vereisung besonders frühzeitig ein, und schon Ende August lag das Expeditionsschiff »Herzog Ernst« in der Treurenbergbucht an der Nordküste fest. Die Teilnehmer der Fahrt, denen viel daran lag, noch im selben Jahre nach Deutschland zurückzukehren, glaubten durch einen schnellen Überlandmarsch nach der Adventbai noch eine Fahrtgelegenheit zur Heimat erreichen zu können. Sie verließen daher das schützende Schiff, auf dem zu überwintern auch drohender Proviantmangel nicht rätlich erscheinen ließ. Und dies wurde ihnen zum Verhängnis. Nur einer der Teilnehmer, Kapitän Ritscher, der Führer des Schiffes, erreichte die Adventbai, von Kälte und Anstrengungen stark mitgenommen. Er berichtete, daß er zwei seiner Begleiter, den Maler Rave und den Ozeanographen Rüdiger, in einer Hütte am Wijdefjord verlassen habe, während die übrigen Teilnehmer, in verschiedene Gruppen getrennt, verschollen seien. Die Hilfsexpeditionen, die auf Ritschers Betreiben noch im Winter auf die Suche gingen — der norwegische Hauptmann Staxrud zeichnete sich hierbei besonders aus —, konnten sich nach vielen Schwierigkeiten erst im Frühjahr zu dem Standort des Schiffes durcharbeiten. Hier fanden sie Rave und Rüdiger, die mühselig den Weg zum Schiff zurückgefunden hatten, und einige Matrosen. Die übrigen Teilnehmer der Expedition, unter ihnen der Leiter Leutnant Schröder-Stranz mit seiner Gruppe, blieben verschwunden. Die eifrigen Nachforschungen, die nun in allen Buchten und Winkeln der Nordküste und in allen dort gelegenen Fischerhütten vorgenommen wurden, ergaben mit trauriger Gewißheit, daß die Vermißten von den Eisspalten des Wijdefjords und des Nordlandes verschlungen worden sind.

Besonders tragisch wirkt der Umstand, daß es eigentlich nur eine vorbereitende, nebensächliche Fahrt war, der Schröder-Stranz und seine Genossen zum Opfer fielen. Denn sie galt nur der Einübung der Teilnehmer und der Prüfung der Instrumente für eine weit großzügigere Expedition. Diese hatte nichts Geringeres als die Durchfahrt durch die Nordostpassage, Nordenskiölds Route folgend, zum Ziel. Die Fahrt sollte, im Frühjahr 1913 beginnend, in einzelnen Etappen zurückgelegt werden und eine genaue Durchforschung von Nowaja Semlja und der Taymirhalbinsel einschließen. Auf diesem Wege hätte die Expedition das Glück haben können, das neue Polarland zu entdecken, das im Spätsommer 1913 von dem russischen Kapitän Wilkizky aufgefunden wurde Auch dieser beab-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sichtigte, jedoch von der Beringstraße aus, die polare Küste Asiens zu umfahren, stieß aber am Kap Tscheljuskin auf Eismassen, die die Fortsetzung der Fahrt vereitelten. Dem Eise entlang nordwärts fahrend, sichtete Wilkizky zwischen 80° und 82° nördl. Breite neues Land, das er zu Ehren des Zaren Nikolaus-II.-Land benannte. Da drohende Vereisung zur Rückkehr drängte, konnte Wilkizky nicht mehr feststellen, ob es sich bei seiner Entdeckung um eine Inselgruppe oder um eine zusammenhängende Landmasse handelt. Diese Auffindung eines neuen Polarlandes rief in Forscherkreisen große Verwunderung hervor, da man an das Vorhandensein von Land gerade in diesen Breiten um so weniger gedacht hatte, als seinerzeit Nansen auf seiner nur wenig nördlich vorbeiführenden Drift nicht die geringsten Anzeichen nahen Landes gefunden hatte.

Näherer Aufschluß über die neue Entdeckung ist zu erwarten von einer großartig angelegten Nordpolfahrt Roald Amundsens, des glücklichen Entdeckers des Südpols. Ihm ist, wie er sagt, die Erreichung des Nordpols von jeher das Ziel seines Lebens gewesen. Dies Bekenntnis legt er ab an einer Stelle, an der wir es am wenigsten vermuten würden, nämlich am Südpol. Von ihm schweifen seine Gedanken zum Nordpol, an dem er erst die wahre Befriedigung seines Forscherdranges zu finden hofft. Diese Gedanken würden uns überraschen, wenn wir nicht wüßten, daß Amundsens Südpolfahrt nichts weiter war als eine Propagandafahrt. Sie sollte ihn bekannt und berühmt machen und ihm dadurch die Mittel liefern zu seiner Nordpolexpedition. Dies ist ihm denn auch in glücklichster Weise gelungen, und im Frühjahr 1914 gedenkt er die Ausreise ins arktische Meer anzutreten. Seine Expedition erhält sowohl durch den Weg, den sie wählen wird, wie durch die Art ihrer Ausrüstung ein einzigartiges Gepräge.

Der »Fram«, Frithjof Nansens altbewährtes Polarschiff, wird von San Franzisko ausreisen. Durch die Beringstraße soll dann so weit als irgend möglich in das Nördliche Eismeer polwärts vorgedrungen werden, in jene hohen Breiten zwischen Nordpol und der Küste von Alaska, die heute allein noch als »Unerforschtes Gebiet« auf den Atlanten verzeichnet sind. Hier soll der »Fram« einfrieren und durch die Drift des Packeises über den Pol hinweg in den Atlantischen Ozean getragen werden. Dieser Plan stützt sich natürlich auf die Erfahrungen Nansens, nur daß es Amundsen darauf ankommt, wesentlich nördlicher als dieser im Eise festzukommen. Da die Dauer der Drift unberechenbar ist, so wird die Expedition auf mindestens fünf Jahre mit allem Nötigen ausgerüstet sein. Zu diesem »Nötigen« gehören heutzutage auch die Erzeugnisse der modernsten Technik, wie Flugapparate und drahtlose Telegraphie. Die Flugapparate sollen der Erkundung des polaren Luftmeeres dienen, die drahtlose Telegraphie soll die Verbindung mit der Außenwelt sichern, und zwar über die nördlichst gelegenen Stationen auf Spitzbergen und in Sibirien. Angesichts dieser umfassenden Vorbereitungen ist wieder mancher Zweifel laut geworden, ob auch entsprechende wissenschaftliche Ergebnisse zu erwarten sein würden. Amundsen stellt solche zuversichtlich in Aussicht. »Wenn meine Polarexpedition kein andres Ergebnis brächte«, so sagt er in einem Aufsatz der »American-Scandinavian Review«, »als ein genaues Studium der Polarströme, ihres Laufes und ihrer Richtung, so würde die Ausbeute der Expedition mit Recht eine reiche genannt werden können.« Die Erforschung des arktischen Luft- und Eismeeres steht demnach im Vordergrunde der Expedition, und ihre Ziele ähneln denen der Zeppelinschen Luftschiffexpedition.

Denkt man an den Untergang der »Jeanette«, an die Schwierigkeiten, die schon Nansen auf der gleichen Drift zu überwinden hatte, so versteht man wohl, daß Amundsen im Vergleich zu der bevorstehenden Nordpolfahrt seine Südpolexpedition eine »Vergnügungstour« nennen konnte. Die Lektüre seiner »Eroberung des Südpols« (Leipzig, Brockhaus, 1912) hinterläßt auch tatsächlich den Eindruck einer wenn auch etwas kalten Vergnügungsfahrt. Amundsen hat auf dieser Reise ein ungeahntes Glück gehabt, wenn auch Nansen und andre das nicht wahrhaben wollen, sondern sein Glück lediglich als selbstverständliche Folge seiner Tüchtigkeit hinstellen. Aber auch Kapitän Scott ist mit gewiß nicht geringeren Qualitäten ausgezogen, und doch sollte es seine »letzte Fahrt« werden.

Die Scottsche Expedition hatte von Anfang an mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie war im Januar 1911 auf der »Terra Nova« im Mac-Murdo-Sund, dem innersten Winkel in der Südwestecke des Roßmeeres, angelangt, während gleichzeitig Amundsens »Fram« einige Längengrade östlich in der Walfischbucht vor Anker ging. Der Vormarsch erfolgte, etwa der Route Shackletons folgend, im November 1911, nachdem zuvor in ähnlicher Weise wie durch Amundsen Vorratslager vorgeschoben waren. Schon hierbei hatte sich die Unbrauchbarkeit der mitgeführten Ponys und Motorschlitten herausgestellt, so daß für den Polmarsch nur Hundeschlitten zur Verfügung standen. Terrainschwierigkeiten wie klimatische Unbilden, besonders Schneestürme, von denen Amundsen viel weniger zu spüren bekam, verzögerten den Marsch so stark, daß Scott den Südpol erst einen Monat nach seinem glücklicheren Rivalen, am 18. Januar 1912, erreichte. Das Gefühl, nach so vielen Anstrengungen von einem andern überholt zu sein und damit der Ehren des ersten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entdeckers verlustig zu gehen, ist für Scott niederschmetternd gewesen. Auch Amundsen erzählt, wie ihn selbst und seine Begleiter bei zunehmender Annäherung an den Pol eine niederdrückende Angst beschlich, Scott könnte ihnen zuvorgekommen sein.

Eine eigenartige Fügung hat es gewollt, daß die Entdeckung beider Pole, von der gesamten zivilisierten Welt mit Spannung verfolgt, im Kampfe zweier Rivalen vor sich ging. Aber während man an die Entdeckung des Nordpols infolge der kläglichen Rolle, die Cook hierbei spielte, und der allzu amerikanischen Art, mit der Peary sich seines Erfolges rühmte, nicht gerade freudig zurückdenken kann, nötigt uns der Kampf Amundsen-Scott ehrliche Bewunderung ab. Hier ist von beiden Seiten Hervorragendes geleistet worden, und die geringe Zeitdifferenz außer acht lassend, darf man sie als ebenbürtige Sieger im Kampf um den Südpol nebeneinanderstellen, eines Dritten nicht zu vergessen, ohne dessen grundlegende Vorarbeiten weder Scott noch Amundsen weit gekommen wären, Ernest Shakleton. —

Auf Scott selbst aber hat die Enttäuschung, nicht die erste Ehre erreicht zu haben, sehr gelastet. Auf dem Rückmarsche brach eine Krankheit auch seine körperliche Widerstandsfähigkeit. Ein tagelanger wütender Schneesturm bannte ihn und seine vier Begleiter ans Zelt, und hier starben sie vor Hunger und Kälte, nur wenige Meilen von einem hilfeverheißenden Vorratslager entfernt. Dies war im März 1912, zu einer Zeit, als Amundsen schon längst wieder auf hoher See sich befand. Ein langer antarktischer Winter ging über die Leichen hin, ehe sie von der am Mac-Murdo-Sund zurückgebliebenen Abteilung geborgen werden konnten. Mit ihnen auch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen und Sammlungen. Deren Veröffentlichung (deutsche Ausgabe bei Brockhaus in Leipzig, 1914) wird für den gefallenen Forscher eine Ehrung bedeuten, der Amundsen nichts Gleichwertiges zur Seite zu stellen hat. Denn dessen wissenschaftliche Ausbeute ist, wie es ja in der Anlage der Expedition begründet liegt, recht dürftig. Scott dagegen hat in erster Linie unsre Kenntnis von Viktorialand, der einzigen bisher sicher bezeugten Festlandmasse der Antarktis, erheblich erweitert. Der rein wissenschaftliche Charakter seiner Expedition geht auch schon daraus hervor, daß neben der Hauptabteilung noch drei Teilexpeditionen tätig waren. Auch sie haben Wertvolles geleistet. Die eine, unter Führung von Leutnant Campbell, war bei Kap Adare ans Land gegangen und hatte hier vor allem erdmagnetische Untersuchungen angestellt; der zweiten verdanken wir unter anderm eine kartographische Aufnahme der Küste von der Granitbai zum Mt. Morning. —

Neben England und Norwegen, wie sie Scott und Amundsen vertreten, haben sich gleichzeitig auch andre Nationen an dem Kampf um die Antarktis beteiligt. Nicht an dem Kampf um den Südpol; denn man hat aus Pearys Erfahrung gelernt, daß mit der Entdeckung des mathematischen Poles eine wesentliche Bereicherung geographischen Wissens nicht ohne weiteres verbunden ist. So bietet auch die antarktische Forschung weit interessantere Probleme als nur die Erreichung des Poles; denn daß dieser tatsächlich so liegen würde, wie Amundsen ihn fand, nämlich in etwa 3000 m Höhe auf einer fast ebenen, unter Eis begrabenen Hochfläche, konnte sich schon nach Shakletons Bericht jeder Einsichtige vorstellen. Wichtigere Fragen harren hier ihrer Lösung. So lassen z. B. die bisherigen Forschungen das Bestehen eines regelrechten Südpolarkontinents nur vermuten; man kann auch annehmen, daß es sich nur um eine Gruppe größerer Inseln handelt, um einen Archipel, wie er z. B. Nordamerika polwärts vorgelagert ist. Auch die Umrisse des vermeintlichen Festlandes sind nur auf kurze Strecken klargelegt, im übrigen nach Vermutungen ergänzt. Hinter diesen sozusagen theoretischen Küsten glaubte man dann von fernen Schiffen aus, denen das Packeis ein Näherkommen verbot, Landmassen sehen zu können, wie das Clarieland, das Daumont d'Urville im Jahre 1840 entdeckte, und das Terminationsland, von Wilkes gleichfalls im Jahre 1840 in die Antarktis eingefügt.

Diesen Schleier, der noch über der Antarktis liegt, zu lüften und über die Küsten klaren Aufschluß zu gewinnen, war die Absicht eines australischen Unternehmens, das unter der Führung von Dr. Mawson im Jahre 1911 seine Arbeit begonnen hat, und zwar an der langen Küstenstrecke von Grahamland über Eduard-VII.-Land bis zum Gaußberge. Den ersten Abschnitt dieser Küste bereiste eine Schlittenexpedition, ein ungeheures Wagnis, da es galt, die über 3000 km lange Strecke in einem kurzen antarktischen Sommer zurückzulegen; denn mit einer Überwinterung wurde nur für den äußersten Notfall gerechnet. In der Tat ist denn auch die Expedition durch unvermutete, tief einschneidende Rinnen offenen Wassers zu so weiten Umwegen genötigt worden, daß sie das Schiff zur Heimfahrt nicht mehr erreichte. Es mußte nun doch überwintert werden, wobei die großen Entbehrungen auch hier zwei Teilnehmern das Leben kosteten. Erst im Herbst 1913, dem Beginn des südpolaren Sommers, wurden die Forscher aus ihrer eisigen Gefangenschaft erlöst. Allerdings lastete die Einsamkeit der Polarnacht nicht allzu schwer auf ihnen; denn es gelang Mawson durch Funkenspruchapparat gelegentlich Verbindungen mit den Stationen Tasmaniens und Südaustraliens herzustellen. Auf diesem Wege übermittelte er auch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Nachrichten über die Fortschritte seiner Expedition, das erste Beispiel für die praktische Verwertbarkeit der Funkentelegraphie für die Zwecke der Polarforschung. — Die Schiffsabteilung, die gleichzeitig die Küste vom Kap Delore bis zum Gaußberg befuhr, blieb von Unglücksfällen verschont. Klare Ergebnisse erzielte sie nicht; denn die Hindernisse, die schon vor siebzig Jahren den Reisenden von den umschleierten Küsten abwehrten, hatten sich den modernen Forschern zuliebe nicht verändert. Dieselben absperrenden Packeismassen hielten das Schiff, die »Aurora«, in respektvoller Entfernung. Es ließ sich daher die Lage des hinter der Eismauer vermuteten Festlandes nicht einwandfrei feststellen. Das Clarieland scheint nicht existiert, sondern in einer jetzt abgebrochenen Eisbarriere bestanden zu haben; das Terminationsland (auch Wilkesland genannt) dagegen scheint als die östliche Fortsetzung von Süd-Viktorialand vorhanden zu sein.

Bei den vorgenannten Expeditionen handelt es sich somit um eine mehr oder weniger erfolglose Aufklärungsarbeit am Rande der Antarktis. Einen Stoß ins Herz des vermeintlichen Kontinents zu führen, beabsichtigte die deutsche antarktische Expedition unter Oberleutnant Filchners Führung. Sie wollte vom Weddellmeer im Norden zum Roßmeer im Süden vordringen, also der Richtung Amundsens und Scotts entgegengesetzt, hierbei erproben, ob dieser Weg ganz zu Lande zurückzulegen sei, oder ob sich Filchners Vermutung von einer die Antarktis durchschneidende Meeresstraße bestätigen würde. Da diese Route nahe am mathematischen Pol vorbeiführen mußte, so war auch dessen Erreichung ein Punkt des Filchnerschen Programms, wenn auch nicht das Hauptziel. Von diesem aussichtsreichen Projekt ist so wenig verwirklicht worden, daß man sagen muß, Filchner ist mit so gut wie leeren Händen vom Südpol zurückgekehrt. Eine seltsame Verkettung unglücklicher Geschehnisse trägt hieran die Hauptschuld. Es gelang zwar dem Expeditionsschiff, der »Deutschland«, bis in die hohe Breite von 79° S. hart an den Rand der Eisbarriere vorzubringen, die hier das Weddellmeer in ähnlicher Weise abschließt wie die »Große Eismauer« das Roßmeer. Die jenseit dieser Eisbarriere errichtete feste Überwinterungsstation trieb nun unmittelbar nach ihrer Vollendung mit der Eisscholle, auf der sie ruhte, ab und konnte nur mit Mühe wieder an Bord genommen werden. Bei dem Versuch, sie an andrer geeigneter Stelle hinter die Eismauer zu bringen, geriet die »Deutschland« in das Packeis und wurde in langsamer, unwiderstehlicher Drift aus den antarktischen Gewässern entführt und nach neun Monaten dem freien Ozean wiedergegeben. Was Filchner nun mitbrachte, waren im wesentlichen nur Vermutungen, z. B. daß man jenseit des Weddellmeeres zu Lande vorwärtskommen könne, daß das Coatsland sich südlich fortsetze in das so benannte Prinzregent-Luitpold-Land, das seinerseits nach Süd-Viktorialand hinüberleite. Also Ansätze, denen nachzugehen für die Entschleierung des antarktischen Kontinents von weitgehender Bedeutung sein würde. Es schien daher selbstverständlich, daß die »Deutschland« zum nächsten Südpolarsommer abermals ausfahren werde, um von neuem die Forscher in ihr Arbeitsgebiet zu führen. Bald hieß es dann aber, daß der Gedanke an eine Wiederholung der Fahrt endgültig aufgegeben sei aus Gründen, die der Öffentlichkeit um so weniger klarliegen, als der große Aufwand, mit dem die Expedition in Szene gesetzt war, von vornherein ein langjähriges Ausbleiben vermuten ließ. So bliebe denn von der Expedition wenig Greifbares übrig, wenn nicht die »Deutschland« durch vorzügliche ozeanographische Untersuchungen auf der Ausreise und der Rückfahrt das Ansehen der deutschen Wissenschaft gewahrt hätte.

Immerhin hat sich die Frage aufgedrängt, ob nicht der doppelte Mißerfolg von Schröder-Stranz wie Filchner seine tieferen Gründe in der Organisation der deutschen Expeditionen hat. Es scheint, als ob beiden Unternehmungen die große Zahl gleichwertiger wissenschaftlicher Mitarbeiter eher geschadet als genützt hat. Denn so könnten sich sowohl mit dem nicht ganz auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Führer als auch untereinander sachliche Gegensätze einstellen, denen leider auch persönliche Differenzen sich zugesellt zu haben scheinen, während bei Expeditionen wie denen von Nansen, Peary, Scott und Amundsen die überragende Persönlichkeit des Führers eine einheitliche und konsequente Durchführung des Programms gewährleistete. Hoffen wir, daß zukünftige deutsche Unternehmungen auch die der Nation würdigen großen Persönlichkeiten finden werden.

Um das Erbe Filchners, d. h. die Fortsetzung der von ihm so aussichtsreich begonnenen Durchdringung der Antarktis vom Weddellmeer aus, hat sich nun neuerdings ein Wettstreit entsponnen. Der Österreicher Dr. König, der die Filchnersche »Deutschland« erworben und zur »Österreich« umgetauft hat, und der Engländer Ernest Shakleton, der Vorläufer Scotts, beabsichtigen beide auf annähernd der gleichen Route im Südsommer 1914 dem Südpol und dem Roßmeer zuzustreben. Da sie sich bisher über eine Abgrenzung ihrer Forschungsgebiete nicht haben einigen können, so scheinen unliebsame Konflikte nicht ausgeschlossen. Aber noch andre Südpolarfahrten sind geplant — Bürgschaft dafür, daß auch weiter »der Kampf um die Antarktis« für die geographische Forschung aktuell bleiben wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Herm. Boll, Berlin

Friedrich Kraus: Auffahrt zum Ball

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914

Zu dem Aufsatz »Die bildenden Künste« von Max Osborn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Deutsche Illustrationsgesellschaft, Berlin

Die Neuordnung der Königlichen Nationalgalerie in Berlin: Der Marées-Saal

Die bildenden Künste

Von Max Osborn

Die Umgestaltung der Nationalgalerie — Eine »Ausgrabung« — Der Neubau der Königlichen Bibliothek zu Berlin — »Freie Sezession« — Die Große Berliner Kunstausstellung — Alte Kunst aus Berliner Privatbesitz

Der Reichtum, der dem deutschen Kunstgetriebe wie dem deutschen Leben überhaupt durch die Fülle der übers ganze Reich verstreuten, von der jeweiligen landschaftlichen Eigenart gestempelten Kunstzentren zuströmt, prägt sich immer deutlicher auch im Museumswesen aus. Von einer »unitarischen« Entwicklung ist keine Rede mehr. Ganz von selbst haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß die Bundesstaaten und Provinzen das, was in Berlin geschieht, ergänzen, regulieren und berichtigen. Dies hin und her wogende, sich steigernde und ausgleichende Spiel der Kräfte zu beobachten, gewährt außerordentlichen Reiz. Allenthalben sehen wir die Museen der führenden Großstädte und der mittleren Städte erstarken und ein besonderes Programm bilden, das von dem der Staatsanstalten zu Berlin offensichtlich abweicht. Hier ist namentlich durch die Stellungnahme des preußischen Hofes und demgemäß auch der Kunstverwaltung in der preußischen Regierung der zeitgenössischen Produktion gegenüber eine Situation geschaffen worden, die ganz natürlich einen Ausgleich erfordert. Die kleineren deutschen Museen, zumeist Gründungen der Städte und von jüngeren Kunsthistorikern geleitet, brauchen sich die Zurückhaltung gegen die Moderne nicht aufzuerlegen, die in der Reichshauptstadt geübt wird. Sie kaufen beherzt Werke der Lebenden, auch der jüngeren, und ordnen sie getrost ihren älteren Beständen ein. Vielfach hat das zu Maßnahmen geführt, die den Charakter des Experiments tragen, aber eines höchst willkommenen Experiments, dessen Einführung wir nicht mehr missen möchten. Es wird sich nun herausstellen, wie sich die Arbeiten der Zeitgenossen, auch der radikalen Stürmer und Dränger, soweit sie in jenen Kunstanstalten bereits Aufnahme finden, ihrem Eindruck nach bewähren und im Laufe der Zeit dazu beitragen werden, die Entwicklung getreulich abzuspiegeln.

Dagegen erwächst nun der Berliner Nationalgalerie das Amt, von allem abzusehen, was nach Versuch, nach Experiment, nach Wagnis aussieht, und sich auf die Pflege des völlig Gesicherten, des nicht mehr Umstrittenen, man möchte sagen: des Klassischgewordenen zu beschränken. Wie in Paris

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

das Luxembourg-Museum freimütig der modernen Kunst seine Säle öffnet, der Louvre aber ihr erst dann Aufnahme gewährt, wenn sie sich das Recht darauf durch die bleibende Anerkennung der Zeit erkämpft hat, so scheint sich jetzt in größerem Maßstabe in Deutschland eine ähnliche Teilung durchzusetzen.

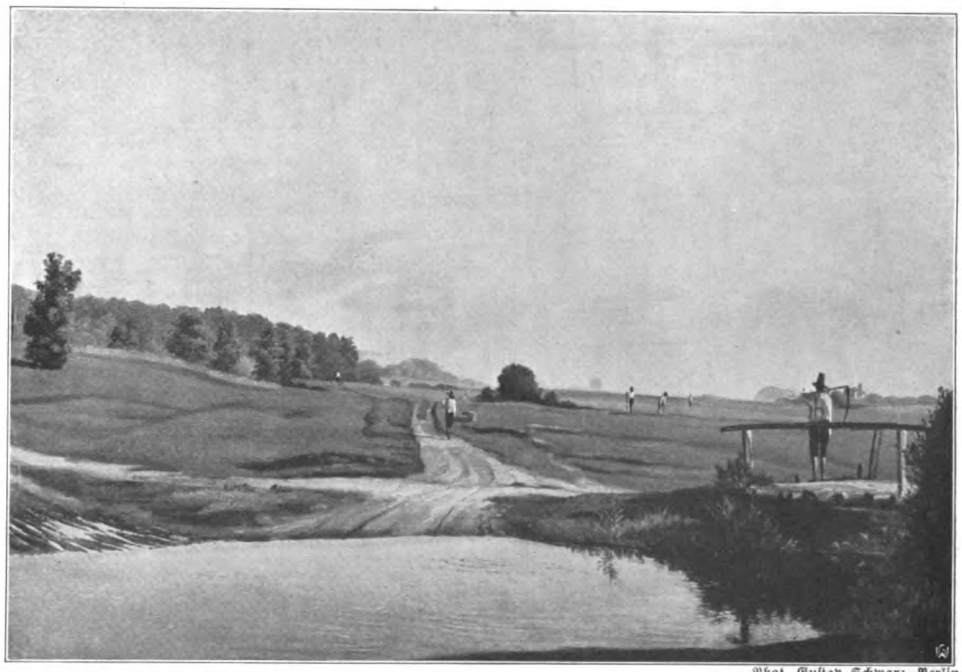
Sieht man die Dinge von dieser Seite an, so kommt man fast, ohne sich eine Philosophie der Bequemlichkeit zurechtlegen zu wollen, wieder lächelnd zu der Hegelschen Erkenntnis, daß »alles, was ist, vernünftig ist«. Wir brauchen dann nicht mehr in fruchtlosen Kämpfen und Anklagen gegen die Berliner Prinzipien unsre Kraft und gute Laune zu vergeuden, sondern haben nun — da der weite Kreis der übrigen deutschen Museen unbekümmert und erfolgreich ins Neuland eindringt — für die Nationalgalerie ein festes und nicht übles Programm. Zu tun bleibt für sie dabei noch genug und übergenug. Es gilt ununterbrochen zu revidieren, Fehler der Vergangenheit auszumerzen, durch neue Sichtung und Ordnung den Bestand zu einer höheren Stufe der Geltung emporzuheben, ihn durch langsam fortschreitende Ankäufe und Erwerbungen systematisch und organisch auszubauen. Ludwig Justi, der jetzige Direktor, hat sich dies Programm tatsächlich aufgestellt, und es scheint, daß er durch kluge Diplomatie das Werk, das vor ihm Tschudis genialer Radikalismus machtvoll gefördert hatte, auf seine Weise gleichfalls vorwärtsbringt. Tschudis durchgreifende Räumungs- und Sichtungsarbeiten hat er weiter gefördert und die notwendige Ergänzung des Hausumbaues begonnen. Als die ausgesonderte Porträtsammlung in der alten Schinkelschen Bauakademie einquartiert und die Schlachtenbilder ins Zeughaus hinüberkomplimentiert wurden, hatte er mit einem Schlage neuen Raum geschaffen — Raum, der für vernachlässigte alte Schätze, für die bedeutenden Neuerwerbungen seit seinem Amtsantritt und für künftige Weiterarbeit zur Verfügung stand. Nun war die Zeit gekommen, endlich eine Reformierung des gesamten äußeren Rahmens durchzuführen.

Nie ist ein Bauwerk der Bestimmung, der es dienen sollte, so wenig entgegengekommen wie das der Nationalgalerie, das aus ganz andern Plänen erwachsen und in einer Zeit

Phot. Boedecker, Berlin-Friedenau

Die Neuordnung der Königlichen Nationalgalerie in Berlin: Der Leibl-Saal

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Phot. Gustav Schwarz, Berlin
Mit Erlaubnis des Herrn Bernt Grönvold in Berlin

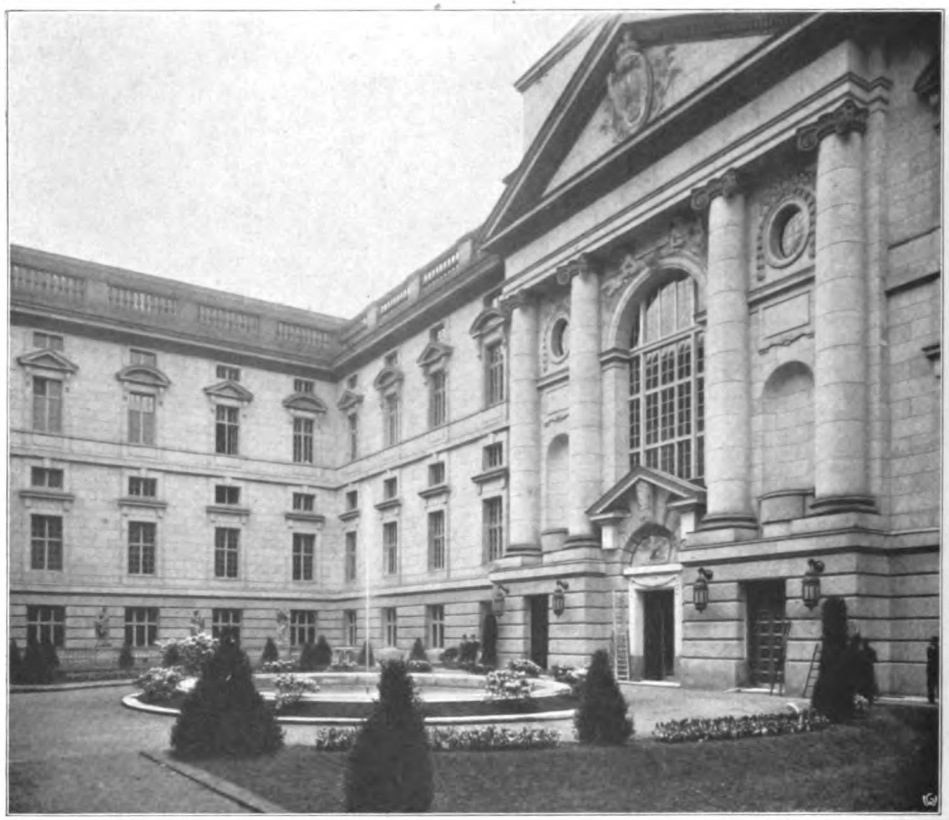
Hans Beckmann: Schnitter

leerer Prunkfreude mit Mühe und Not für Museumszwecke hergerichtet worden war. Die Klagen über seine Unzweckmäßigkeit sind so alt wie das Gebäude selbst, und sie werden nicht verstummen, bis dereinst für das moderne Staatsmuseum ein geeigneter Neubau entsteht, für den seit langem schon die Blicke der Kunstfreunde, sehnsüchtig über die Spree schweifend, auf dem fiskalischen Gelände des heutigen Zirkus Busch das gegebene Terrain erspäht haben.

Doch das ist Zukunftsmusik, und bevor — es wird noch viele Jahre dauern — die gewaltigen Neubauten auf der Westseite der Museumsinsel vollendet sind, kann und wird nicht Ernst damit gemacht werden können. So gilt es denn, das Bestehende in sich zu verändern und es den heutigen geklärten Begriffen von der Gestalt und Einrichtung eines Museums einigermaßen zu nähern.

Zunächst ward das Erdgeschoß vorgenommen und völlig umgestaltet. Das ganze Stockwerk sieht nun verändert aus. Die frühere Skulpturen-Halle ist verschwunden. Ebenso die schweren Marmorsäulen mit ihren Bronzesockeln und -kapitälen, die profilierten Gesimse, die Steinwände und die bemalten Decken. Die ganze Herrlichkeit, die einst Strack hier aufgebaut hatte, ist durch eingezogene Wände und Decken »umwickelt« — so behutsam, daß sie in künftigen Jahren ohne Schwierigkeit wieder »ausgewickelt« und einem Zweck, zu dem sie besser paßt, dienstbar gemacht werden könnte. Dafür ist ein neues System von Gemäldekabinetten entstanden, die ihre verbindenden Zugänge jetzt von der Fensterseite her erhalten haben, so daß das Auge des Eintretenden nicht, wie früher, mit dem entgegenströmenden Licht zu kämpfen hat, und die eine klare, symmetrische und organisch begründete Ordnung darstellen. Die Querhalle, in die man vom Vestibül und Treppenhause her gelangt, bildet den Auftakt. Skulpturen, vortrefflich angeordnet, Bronzewerke, gegen die hellbraunen Wände, weiße Marmorwerke, gegen die schwarzen Säulen gestellt, und einzelne Gemälde großen Formats sind hier untergebracht, mehr nach dekorativen als nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet. Dann aber beginnt die große logische Teilung der Erdgeschoßräume. Rechterhand geht es zu den Realisten und Impressionisten, linkerhand zu den deutsch-römischen Stilisten des 19. Jahrhunderts, und in der Apsis sind die früheren Fächerkabinette zu einer Gruppe von fünf Räumen umgestaltet, die eine der wichtigsten Samm-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Boedecker, Berlin-Friedenau

Der Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin: Der Ehrenhof an der Straße Unter den Linden

lungen der Galerie enthalten: ihren Gesamtbesitz an Werken Adolf Menzels.

Mit Klugheit und Geschmack sind diese drei Hauptteile voneinander geschieden. Die Seite der Realisten, auf der vor allem der süddeutsche Kreis um Leibl und Trübner und der norddeutsche um Liebermann herrschen, weist schlichteste Dekoration und hellgraue Stoffbespannung der Wände auf, um möglichst viel Licht aufzunehmen und zu reflektieren. Der letzte Saal auf dieser Seite setzt sich nach dem Inneren des Gebäudes in eine Estrade mit Kuppelnische fort, in der Max Klingers leuchtende Wandbilder aus der Steglitzer Villa Alberts in schmucke weiße Holzumrahmung eingelassen sind. Und Klinger, dessen festlich-heitere Frühwerke eine pleinairistisch und impressionistisch verjüngte Böcklinsprache réden, bildet nun zwanglos den Übergang zu der Seite der Deutsch-Römer, wo die gewaltige Drei, Marées, Feuerbach und Böcklin, regiert. Hier erklingt eine andre Sprache. Die Säle erhielten Wandbespannung aus rotem Damaststoff, vergoldetes Gebälk und prunkvollere Dekorationsmalerei auf Pfeilern und Friesen, um den Tendenzen dieser Künstler zu entsprechen, deren Ziel stets auf eine klangvolle Steigerung des Lebens gerichtet war. Drüben sieht es nordisch, französisch, holländisch und deutsch aus. Hier ist italienische Palazzostimmung, man spürt den großen Schritt einer Kunst, die in modernem Geist an Überlieferungen der Renaissance anknüpfen wollte.

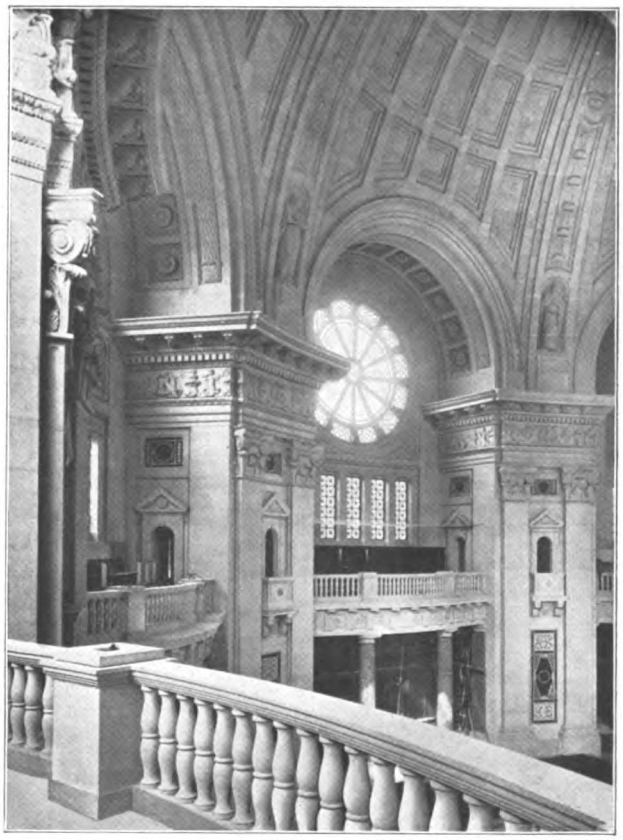
Die große Überraschung der neuen Ordnung ist der Marées-Saal. Endlich kamen hier die wundervollen Bilder und Studien aus dem Besitze Adolf Hildebrands ans Licht, die jahrelang im Depot geschmachtet hatten. Darunter die außerordentlichen Studien Marées' zu den Neapler Fresken, deren Erhaltung und Überführung nach Deutschland noch immer einen unerfüllten Wunsch der Kunstfreunde bedeutet. Solange wir diese ruhmvollsten Taten der deut-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Monumentalmalerei im 19. Jahrhundert nicht in unserm Vaterlande bewundern dürfen, können nun wenigstens die Vorarbeiten in der Nationalgalerie, dabei der herrliche Entwurf des Bildes mit den Ruderern, einen Ersatz bieten. Damit verbindet sich, in eine Kuppelnische eingelassen, die der des Klinger-Saales entspricht, das früher im Besitz Konrad Fiedlers befindliche Triptychon mit den Szenen des Paris und Merkur, der drei Göttinnen des Schönheitsstreites und des Helena-Raubes, so daß nun wahrhaft hier ein Denkmal Marées'scher Kunst aufgebaut ist, das der Gemäldesammlung in der Schleißheimer Galerie bei München würdig zur Seite steht. Feierlich und vornehm grüßen uns daneben der Feuerbach-Saal und in heiterer heroischer Üppigkeit zwei Böcklin-Räume, wo eine wohlerwogene Anordnung auf die Hauptwerke, auf das »Spiel der Wellen«, auf die »Gefilde der Seligen«, auf den »Frühlingstag« und die große Pietà, effektvolle Durchblicke geschaffen hat — Wirkungen, wie sie kein andres Museum moderner Kunst aufzuweisen hat.

Und als Mittel- und Angelpunkt nun am Ende des Stockwerks die Menzel-Säle, zu denen hier und dort ein paar Stufen hinanführen, damit der Besucher merkt: jetzt geht es in ein wichtiges Sonderreich — es ist im Grunde das »Menzelmuseum«, von dem eine Zeitlang die Rede war, nur in verkleinerter, konzentrierter Form. An grünbespannten Wänden, deren Farbe trefflich die Art der Innendekoration aus der Epoche Wilhelms I. anklingen läßt, empfangen uns abwechselnd Ölgemälde, Guaschbilder und Handzeichnungen, eine unvergleichliche Reihe. Und wieder erscheinen in kluger Disposition die Haupteffekte verteilt: das Eisenwalzwerk, das Flötenkonzert, die Tafelrunde von Sanssouci beherrschen je einen der Gemäldesäle.

Es ist kein geringes Werk, das Justi hier in Gemeinschaft mit dem Museumsarchitekten Wille geleistet hat. Den Beginn einer umfassenden neuen Durchbildung des ganzen Gebäudes darf man es nennen, die nun ihrer Ausdehnung auf die beiden andern Geschosse harrt. Im ersten Stockwerk ergibt sich von selbst ein neuer Mittelpunkt: der frühere erste Cornelius-Saal, der die räumlich größten Gemälde beherbergt. Zwar der alte Plan, hier eine Art »Tribuna« einzurichten, eine Sammlung repräsentativer Werke der Hauptmeister, ist leider aufgegeben worden. Doch bleibt dem Raume eine Zusammenstellung ausgewählter Bilder, die immer noch stattlich wirkt. Ringsherum gruppieren sich die kleineren Kabinette der »Primitiven« und der mittleren Schulen und Akademien. Im zweiten Stockwerk endlich wird für die Sammlung der Handzeichnungen ein neuer und besserer Raum gewonnen, mit Einfügung eines Studiensaales. Und den Werken aus der Übergangszeit vom



Phot. Boedecker, Berlin-Friedenau

Der Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin: Der große Lesesaal

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Herm. Boll, Berlin

Max Liebermann: Hunde
Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin

18. zum 19. Jahrhundert wird sich eine bedeutungsvolle und interessante Neueinrichtung anschließen: der ganz in der ursprünglichen Art nach den Originalmaßen wiederhergestellte Saal der römischen Casa Bartholdy mit den Josephs-Fresken der Nazarener.

Wie ein Unglück, so kommt auch ein Glück selten allein: unmittelbar mit der willkommenen Umgestaltung der Nationalgalerie ward uns die überraschende Neuentdeckung eines verschollenen deutschen Malers zuteil. Bernt Grönvold, der nordische Maler, der seit Jahren schon in Berlin lebt, und dem die Erforschung der älteren deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts bereits eine ganze Serie glücklicher Funde dankt, hat auch diese »Ausgrabung« gemacht, die wiederum unsrer Kenntnis von den bedeutungsvollen Nebenströmungen der klassizistischen und romantischen Zeit zugute kommt. Hans Beckmann — dies ist der Name des Vergessenen und Wiederentdeckten — war ein Hamburger: 1809 geboren, 1881 in seiner Vaterstadt gestorben, ganz zu dem Kreise der soliden und bescheidenen deutschen Meister gehörig, die abseits von der akademischen Konventionskunst mit tiefer Andacht Natur und Wirklichkeit studierten, sich den Licht- und Luftproblemen näherten und für ihr spezifisch modernes Empfinden einen reinen Farbenausdruck suchten; die damit die brauchbaren Traditionen der Vergangenheit organisch fortbildeten und zugleich die kommende Entwicklung vorbereiteten. Wie Beckmann heute vor uns steht, nimmt er seinen Platz unter den andern Hamburger »Primitiven« ein: unter seinen Altersgenossen Runge, Oldach, Janssen, Kauffmann, Speckter, Gensler und Wasmann. Wie sie, scheint auch er befruchtet von der Kopenhagener Eckersberg-Schule, die sie meist selbst aufsuchten. Man glaubt oft geradezu dänische Bildchen in der Art der Köbke, Marstrand und Lundbye vor sich zu sehen. Aber das alles scheint auf Beckmann mehr mittelbar gewirkt zu haben. Er begann und lebte zuerst in Hamburg, als Stubenmaler — ein guter Beginn! Erst als er 1831 nach München kam, wurde er frei. Er lernte zeichnen und fing auf eigne Faust an zu malen. Vielleicht daß sich Beziehungen zu seinem Landsmann Christian

Phot. Herm. Boll, Berlin

Reinhold Ewald: Kinderreigen
Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Herm. Boll, Berlin
Waldemar Rösler: Mittagessen — Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin

Morgenstern knüpften, der ein Jahr zuvor in München eingetroffen war, um die dänisch-norddeutschen Keime der Stimmungslandschaft dorthin zu verpflanzen. Doch Beckmann trank aus seinem eignen Glase. Diese kostbaren Studien aus der Landschaft Oberbayerns, mit Ölfarben auf Pappe gemalt, bilden ein Kapitel für sich. Es ist eine bezaubernde Reihe. Von einer Frische, Liebenswürdigkeit und, man möchte sagen, schöpferischen Heiterkeit, daß man sich daran nicht satt sehen kann. Blicke über die Ebene mit dem Gebirge im Hintergrunde, das im Schleier keuscher Sommerdünste wie eine Verheißung aufsteigt. Blicke über den Starnberger- und den Chiemsee. Oder auch Waldausschnitte mit prangenden Baumkronen. Morgenstimmungen mit scheuen rosa Tönen; Abendszenerien mit den leisen Schauern sich lagernder Schatten; Mittagshelligkeiten mit klarer Sonne. Atmosphärische Dinge interessieren ihn, Wolkenbildungen, Nebel und dergleichen. Der von Luft erfüllte Raum ist eins seiner Lieblingsthemata. Die Bildchen sind sehr zart, nicht zaghaft, doch gehalten im Ausdruck, wenngleich gar nicht spitz, sondern breit gemalt. Mit den gleichzeitigen Großtaten von Barbizon wird man Beckmanns Arbeiten so wenig wie die seiner Nebenmänner vergleichen. Aber es lebt derselbe Geist in ihnen wie in den Meistern von Fontainebleau.

Phot. Herm. Boll, Berlin
Emil Orlik: Chinesenmädchen — Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Herm. Boll, Berlin

Max Oppenheimer: Heßquartett
Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin
Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin

Doch als wollte man beweisen, daß die alte Unsitte, ein monumentales Staatsgebäude durch leeren Prunk dem Sinne seines Berufs zu entfremden, seit Stracks Zeiten nicht ausgestorben sei, ward zu gleicher Zeit nicht weit davon, Unter den Linden, der Neubau der Königlichen Bibliothek und der Akademie der Wissenschaften feierlich eingeweiht. Eins der größten Bauwerke Berlins ward damit nach zehnjähriger Arbeit abgeschlossen, dem deutschen Gelehrtentum an historischer Stätte ein imposantes Heim errichtet. Zusammen mit dem benachbarten Universitätsgebäude, das eben jetzt eine bedeutende Erweiterung erfährt, und mit dem alten Bibliotheksbau am Opernplatz, der seit vier Jahren gleichfalls der Hochschule dient, bildet der riesenhafte neue Baukomplex nun ein Forum der Wissenschaft, wie es kaum an einer andern Stelle der Welt existiert. Als unter dem ersten preußischen König die Akademie gegründet wurde, mußte sie sich mit einigen Räumen begnügen, die in dem Marstall in der nicht lange zuvor angelegten Lindenallee zur Verfügung standen. Als unter Friedrich dem Großen für die königliche Bücherſammlung, die bis dahin im Apothekenflügel des Schlosses untergebracht war, ein besseres Quartier geschaffen werden sollte, wurde sie mit den — Opernhausdekorationen zusammengespannt. Seit jenen Zeiten sind die Anforderungen der beiden staatlichen Schöpfungen ins Ungeheure gewachsen. Und da in dem Neubau, der sie aufnehmen sollte, zugleich die Universitätsbibliothek und eine Reihe kleinerer Institute (wie das Böttinger-Studienhaus) Aufnahme finden sollten, so ergab sich eine kolossale Anlage, deren Grundrißlösung eine der schwierigsten Architekturaufgaben stellte.

Diese praktischen Forderungen haben eine glänzende Regelung gefunden. Ein bautech-

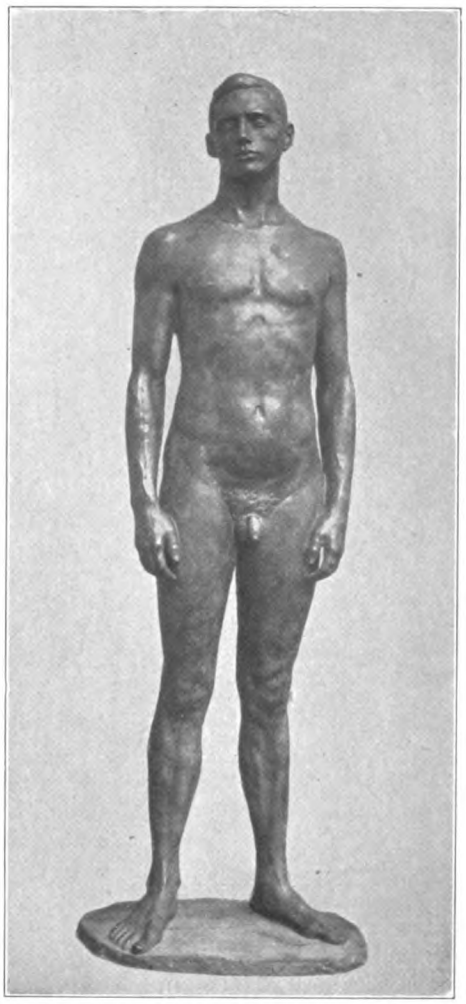
Phot. Herm. Boll, Berlin

Ernst Barlach: Wanderndes Paar
Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin
Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nisches Meisterwerk vor allem ist die kühne und originelle Herstellung der riesenhaften Kuppel über dem großen Lesesaal. Nach diesen Richtungen hin ist das Gebäude ein Triumph deutscher Arbeit, auf den wir stolz sein dürfen. Aber es ist bezeichnend für unsre offizielle Architektur, daß sich Ernst von Ihne, der Leiter des Baues, nun nicht entschließen konnte, dem gewaltigen Gebilde des modernen technisch-praktischen Geistes seinen entsprechenden Formausdruck zu geben, sondern ihm einen konventionellen Renaissancemantel umlegte, der nicht anders wirkt denn als eine mächtige Attrappe. Eine Anknüpfung an ältere Berliner Überlieferungen lag gewiß nahe. Aber es hätte sich nun darum gehandelt, diese Traditionen aus zeitgenössischem Geist mit dem modernen Kern und Wesen des Hauses in Einklang zu bringen. Statt dessen entstand ein Barockpalast, draußen und drinnen anzusehen etwa wie eine Fürstenresidenz des 17. Jahrhunderts. So erscheint auch, an sich gewiß mit vornehm-prächtiger Wirkung, der »Ehrenhof«, den man durch die drei offenen Bogengänge der Hauptfassade betritt, und in dem einige dekorative Giebelskulpturen der verschwundenen friderizianischen Akademie, die sich an demselben Platze befand, aufgestellt wurden. Der große Lesesaal aber, das Herz des Ganzen, ist nicht wie ein Bücherraum gestaltet, sondern wie ein Dom oder eine Monsterkonzerthalle. Ringsum nichts als kalte Renaissanceweisheit. Dazu eine schrille Dissonanz gelber und grüner Kunststeinsäulen. Zwischen ihnen Marmorintarsien von fataler »Dagewesenheit«. Die Bücher und Regale sind in Nischen versetzt und sprechen bei dem Eindruck, den sie stempeln müßten, gar nicht mit. Dafür wurden in die Betonteile der Kuppel, die eine spezifisch moderne Konstruktion des Baurats Adams darstellen, Fugen hineingemalt, damit es aussehen soll, als habe man hier eine Wölbung aus Werksteinen vor sich! So sinnfällig hat sich der Widerspruch zwischen Formgebung und Material selten offenbart.

Um die buntscheckige Vielfältigkeit des Berliner Kunstlebens recht deutlich zu kennzeichnen, öffnete wiederum zur selben Zeit die erste Ausstellung der neuorganisierten »Freien Sezession« ihre



August Kraus: Jüngling
Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin

Pforten. Es ist von den Umgestaltungen auf dem linken Flügel des hauptstädtischen Kunstgetriebes, aus denen die Vereinigung hervorging, an dieser Stelle schon die Rede gewesen. Was sich nun am Kurfürstendamm darbot, war im wesentlichen das gewohnte Bild — nur daß eine Anzahl der einstigen Stammgäste diesmal fehlte, von denen man besonders Lovis Corinth mit Bedauern vermißte, und daß auf der andern Seite die Verschiebung nach links mit kräftigem Ruck fortschritt.

Die Ausstellung zeigt ein dreifaches Antlitz. Die Vorführung einer der besten Berliner Privatsammlungen, die ganz vom Impressionistengeist der älteren Se-

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Phot. Herm. Boll, Berlin
Milly Steger: Mädchenfigur
Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin

zession erfüllt ist, und der Aufbau einer erlesenen Kollektion von Werken Hans Thomas sollten den Respekt gegen die erprobten Führer und die ältere Malerei überhaupt bekunden. Daneben treten die bewährten Bannerträger der Berliner Moderne mit ihren neuen Werken auf. Unter ihnen nach wie vor an erster Stelle Max Liebermann, der mit einigen Bildnissen und mit zwei wundervollen Bildern ganz neuen Themas entzückte: Jagdhunden, braunweiß und schwarzweiß gefleckten kleinen Burschen, deren eigenartiges Leben der Meister mit wahrer Verliebtheit geschildert hat. Orliks »Chinesenmädchen« geben eine weitere Probe meisterlich-reifer Sicherheit. Bei den jüngeren Künstlern des Liebermann-Kreises fiel wiederum — ein charakteristisches Zeichen der Zeit — die erneute Neigung zu größeren und figurenreichen Kompositionen auf; Waldemar Rösslers »Mittagessen« mag hier als Probe gelten. Daß auch die französischen Meister des Impressionismus schon vor großen Formaten gelegentlich nicht zurückschraken, bewies das prachtvolle Reiterbild von Renoir (s. Einschaltbild), das Lichtwark noch kurz vor seinem Tode für die Hamburger Kunsthalle kaufte, ein nobles und einschmeichelndes Werk, trotz den grünlichen Lasuren, die ein wenig stören, ein Meisterstück hohen Ranges.

Dann aber tritt die Jugend auf, und sie kam ausführlicher als je zu Worte. Viel Unreifes und Exzentrisches schlich sich dabei mit ein, doch in größerer Zahl mannigfache Beweise für das langsame Ausreifen der expressionistischen Gedanken. Ein Bild wie der »Kinderreigen« des jungen Malers Reinhold Ewald in Hanau läßt deutlich erkennen, wie die Methode der kräftigen Umrisse, der energischen Lokalfarbenflächen und der eigenwilligen Anordnung allmählich aus der snobistischen Eigenbrötelei in klareren Ausdruck übergeht. Ein Zufall wollte es, daß dieselbe Ausstellung dies frische Bild von Ewald und das berühmte Gemälde gleichen Namens von Hans Thoma aus dem Jahre 1884, wenige Schritte voneinander entfernt, präsentiert — deutlicher kann sich der Wandel der malerischen Anschauungen

Phot. Herm. Boll, Berlin
Bernhard Pankok: Bildnis des Grafen Zeppelin
Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin

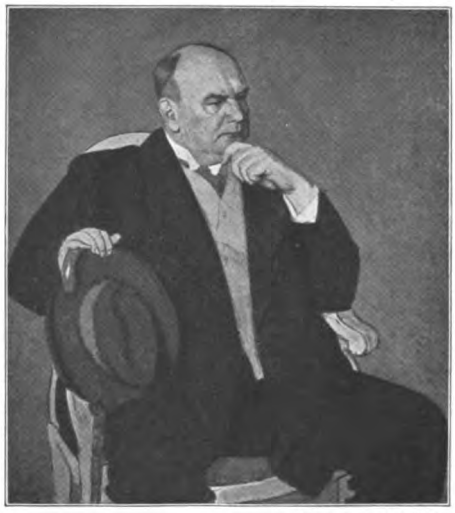
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Herm. Boll, Berlin

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung: Der große Saal für monumentale Malerei

seit dreißig Jahren nicht spiegeln. Das interessante Gruppenbild des »Heßquartetts« von Max Oppenheimer bewies dann sogar, wie das Dogma der kubistischen Zerlegung des Natureindrucks genutzt werden kann, ohne in blasse Abstraktionen zu führen. Noch erscheint das Gemälde verschwommen; aber seine seltsamen Formzerlegungen wirken wie Symbole musikalischer Rhythmen. Zugleich sah man, wie die Malart der neuen Generation auf die ältere zurückzuwirken beginnt. An dem Bildnis des Grafen Zeppelin von Bernhard Pankok verfolgen wir diesen Weg. Vielleicht kam durch das phantastische Heraustreiben des entscheidenden Ausdrucks, das hier der Impressionist Pankok von den Jüngeren übernahm, die überspitzte Charakteristik in das Bild, das dadurch die Ähnlichkeit bis an die bedrohliche Grenze karikaturhafter Übertreibung forciert.

Die Plastik der Sezessionsausstellung gab im kleinen denselben Eindruck. Die schöne Jünglingsfigur von August Kraus vertritt die reife Kunst der an älteren Vorbildern geschulten Bildnerei. Die eigenartige Mädchengestalt von Milly Steger, einer unsrer begabtesten deutschen Bildhauerinnen, weist daneben auf die modernsten Tendenzen der Zusammenfassung und Vereinheitlichung der Formgebilde, der Übertragung der plastischen Gestalt in eine Sphäre der unrealistischen Deutung. Und die neuen Holzskulpturen von Ernst Barlach öffneten, wie schon oft, den

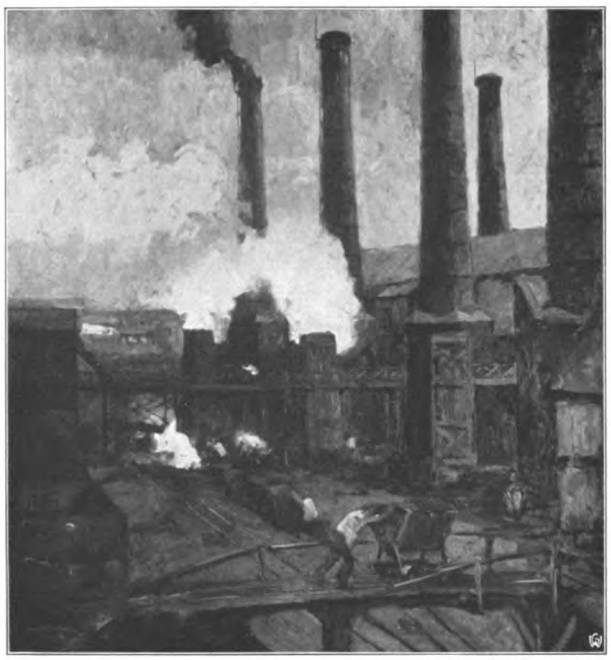


Phot. Herm. Boll, Berlin

Fritz Burger: Staatssekretär Dr. Solf

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



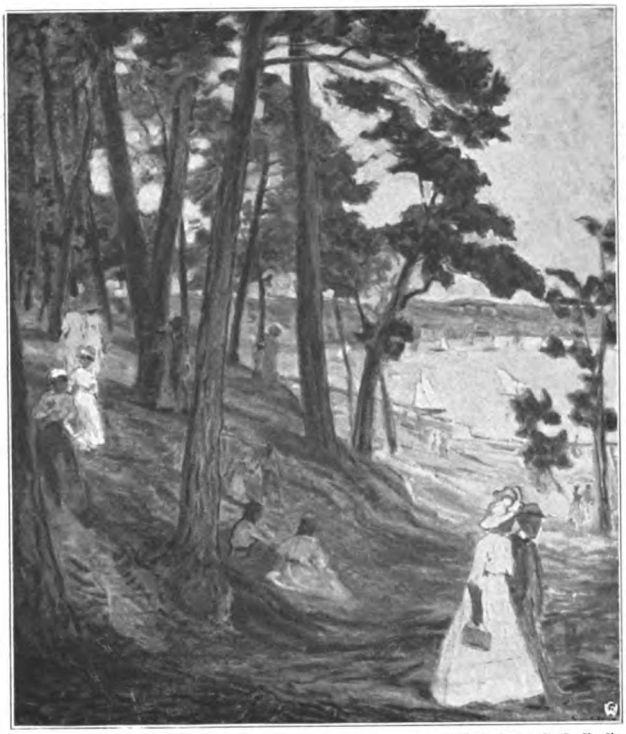
Phot. Herm. Boll, Berlin
Leonhard Sandrock: Die Gasanstalt
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914

Blick auf eine Bildhauerkunst der Zukunft, die durch große Formgebung über das Naturbild hinauszukommen sucht und dennoch den Boden unter den Füßen nicht verliert.

Wie die Veranstaltungen der Sezession, so haben auch die der Großen Berliner Kunstausstellung ihr Antlitz mehr und mehr verändert. Beide haben in ihrer Weise die frühere Einheitlichkeit der Erscheinung verwischt; sie heben sich dadurch prinzipiell auch nicht mehr so scharf voneinander ab. Gewiß, die Sezession greift unbedenklicher nach links hin, die große Ausstellung traditionstreuer nach rechts hin aus. Aber das mittlere Gebiet des nunmehr eingesessenen und akademisch-klassisch gewordenen Impressionismus ist im Grunde beiden gemeinsam. Der Schwerpunkt liegt in der Sezession noch, in der »Großen Berliner« schon im impressionistisch belebten Gemälde. Ein Blick auf die Proben, die hier aus der Moabiter Ausstellung dieses Sommers aufmarschieren, und die, wie ausdrücklich versichert sei, durchaus nicht etwa von einem programmatischen Gesichtspunkt her ausgewählt wurden, beweist diese Tatsache gewiß augenfällig genug. Unter den Bildnissen fesselten weitaus am meisten die frischen und schönen Werke von Fritz Burger, der, von Haus aus ein Schweizer und durch die sehr radikal-modernen Anschauungen seiner Landsleute, besonders derer um Hodler, beeinflußt, aus einer älteren tüchtigen, doch konventionellen Manier in den letzten Jahren einen Übergang zu ganz hellen Flächen, kühn nebeneinandergestellten Farben, breiter Vortragsart und eigentümlichen farbigen Konturen vollzogen hat. Sein Porträt des Staatssekretärs Dr. Solf darf als Meisterleistung einer Bildnismalerei gerühmt werden, die mit frappanter äußerer Ähnlichkeit eine großzügige, von innen her erfaßte Charakteristik verbindet. Unter den Landschaften und landschaftsähnlichen Bildern erregten allenthalben die prächtigen Hafen- und Industriegemälde von

Phot. Herm. Boll, Berlin
Friedrich Pautsch: Drei Bauern mit Kreuzen (Studie)
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Herm. Boll, Berlin

Paul Schad-Rossa: Wannseeufer
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914

Leonhard Sandrock Aufsehen, der sich immer kräftiger und selbstbewußter zu einem vortrefflichen Schilderer spezifisch modernen Arbeitslebens entwickelt. Bilder von solcher Derbheit und Verve des Pinselstrichs, von solcher Kühnheit der das Einzelne auflösenden Darstellung wären noch vor einigen Jahren auf der akademischen Ausstellung am Lehrter Bahnhof unmöglich gewesen. Heute wundert sich niemand mehr, sie dort zu finden.

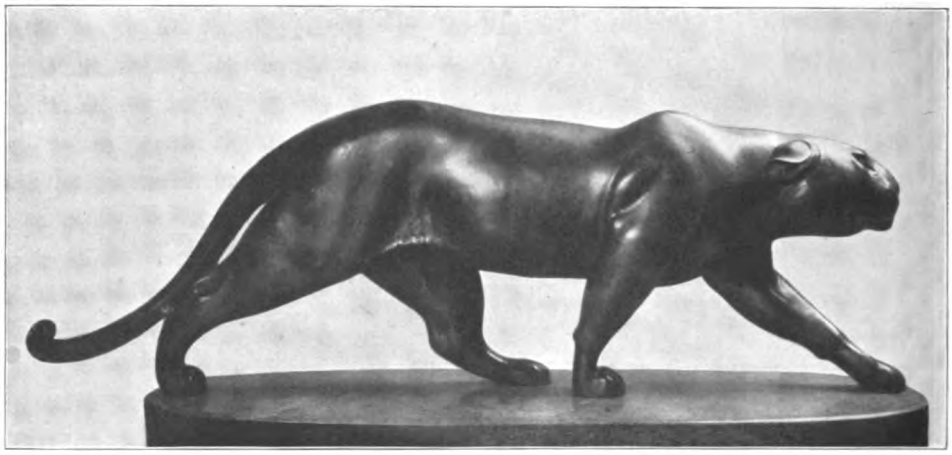
Nicht minder ist die Neuausstattung des alten Glaspalastes, die der diesjährige Präsident Karl Langhammer mit großem Geschmack vorgenommen hat, von den neuen Prinzipien der Innenarchitektur bestimmt. Ein Blick in den großen Hauptsaal läßt das ohne weiteres erkennen. Er prunkte früher in einer schablonenhaften »Festlichkeit«. Jetzt ist er ein Raum von schöner, einfacher Gliederung, der durch schlichte Flächen imponierend wirkt. Und in der Art, wie man hier nun neuere Versuche der Monumentalmalerei angebracht hat, prägt sich der Einfluß der unvergessenen Dresdener Ausstellung von 1912 aus, die zum ersten Male einen Überblick über die jüngsten Bestrebungen in der malerischen Dekoration großen Stiles gab.

Auch in den Sonderausstellungen, die jetzt in Moabit den riesenhaften, natürlich wieder viel zu großen Rundblick über die letzte Jahresproduktion unterbrechen, drückt sich der entscheidende Einfluß der »sezessionistischen Konkurrenz« aus. Der junge Breslauer Friedrich Pautsch, dessen breit und wild gemalten slawischen Bauernszenen ein ganzer Saal eingeräumt wurde, ist durchaus auf dem Boden moderner Anschauungen herangewachsen. In der Art, wie er, völlig abweichend von der früher beliebten, genremäßigen Manier, Leben, Arbeit und Frömmigkeit seiner naiven Menschen zu schildern weiß, ist er von unmittelbarer Wirkung, wenn er sich auch vorderhand noch etwas laut gebärdet. Paul Schad-Rossa, der gleichfalls einen Saal zur Verfügung hat, steht so weit links, daß er so-

Phot. Herm. Boll, Berlin

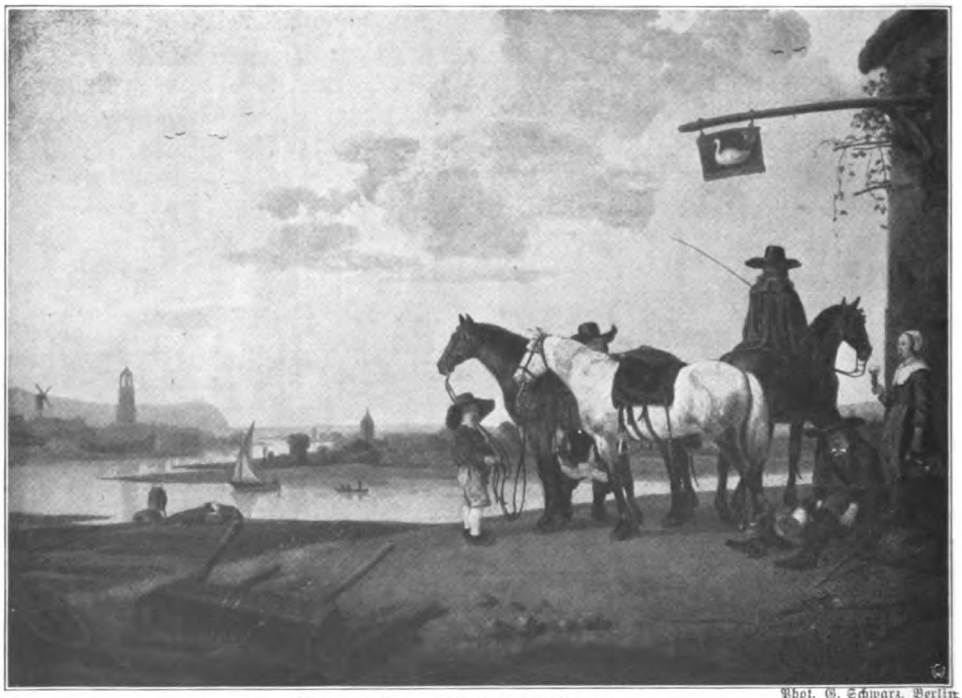
Karl Albrecht: Aus einem alten Schlosse
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Fritz Behn: Leopard — Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1914

gar auf der freien Ausstellung, die im vergangenen Winter im Sezessionshause stattfand — in diesen Heften ward damals ein Bild von ihm wiedergegeben —, gute Figur machte. In der größeren Kollektion, die man jetzt von ihm sieht, zeigt er sich vielfach ungleich und von den verschiedensten Vorbildern hin und her gerissen, aber doch stets von echter Malerfreude beseelt und erfüllt von gegenwärtigem Geiste. Doch auch der Königsberger Karl Albrecht, dessen Saal vielleicht den größten Anziehungspunkt der ganzen Ausstellung bildet, wäre in seiner Entwicklung ohne die Macht der modernen Gedanken nicht zu verstehen, obwohl er, nichts weniger als ein Draufgänger, sein Ziel in einer beruhigten, feinen Stimmungsmalerei sucht, die in zarten Tönen und wohl-



Phot. G. Schwarz, Berlin

Aalbert Cuyp: Reiter am Wirtshaus

Aus der Ausstellung von Werken alter Kunst in der Kgl. Akademie zu Berlin — Original im Besitze des Herrn W. von Pannwitz in Berlin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abgestimmten farbigen Harmonien schwelgt. Es ist eine überaus vornehme und liebenswürdige Kunst, die Albrecht treibt. Mit einer aristokratischen Geste zieht sie sich vom Lärm und Gewühl der Tageskämpfe zurück, mit einer Freude am heimlichen Zauber stiller Interieure und poetischer Landschaftsausschnitte, die fast an die Dänen denken lassen. Aber der Reichtum seiner Nuancen, die Sicherheit seiner Luft- und Lichtmalerei stammen nicht aus akademischen Sphären.

Und schließlich zeigt sich auch in dem Stückchen Historie, das die »Große Berliner« diesmal treibt, der Einfluß von links her. Die kleine, aber sehr bemerkenswerte Abteilung »Berliner Kunst der Zeit Wilhelms I.« fahndet auf vergangene Meister und verschollene Bilder bekannter Künstler aus dem Menschenalter von 1860 bis 1890, da im allgemeinen eine recht äußerliche und bedenkliche Kunstübung bei uns herrschte. Dabei kamen Stücke von so schöner Qualität und so zurückhaltender, echter Malerei zutage, daß sie sich ohne weiteres den Ergebnissen der Jahrhundertausstellung von 1906 und den ähnlichen Neuentdeckungen einfügen ließen, die seitdem hervortraten. Es zeigt sich wieder, daß neben den zweifelhaften Dingen, die damals einen rasch verblassenden Ruhm ernteten, viel bescheidene und tüchtige Arbeit geleistet wurde, die Anspruch auf dauernde Geltung hat. Die Perle der Sammlung ist ein Bild von Friedrich Kraus, der 1826 bis 1894 lebte und heute kaum mehr beachtet wird: eine Szene vor einer Equipage mit einer älteren, einer jüngeren Dame und einem Diener, von einer Feinheit des Tons und einem Reiz der Farbe, daß man entzückt ist und sich nur schwer von dem Anblick so liebenswürdiger und delikater Malerei trennen kann (siehe das Einschaltbild).

Phot. Herm. Boll, Berlin

Pieter de Hooch: Frau im Hofe

Aus der Ausstellung von Werken alter Kunst in der Kgl. Akademie zu Berlin
Original im Besitze des Herrn Karl von Hollitscher in Berlin

Doch von solchen historischen Revisionsarbeiten im Gebiet der jüngsten Vergangenheit zog uns die großartige Ausstellung von Werken alter Meister aus Berliner Privatbesitz, die der Kaiser-Friedrich-Museumsverein in der Akademie der Künste veranstaltete, in die große Region ferner Jahrhunderte zurück. Was sich hier darbot, war ein stolzes Dokument berlinischen Sammlereifers, und unsichtbar schwebte darüber der organisatorische Geist Wilhelm von Bodes, der es mit bewundernswerter Kunst und Energie verstanden hat, dem Berliner Museum den notwendigen Rückhalt eines starken Stammes von Privatsammlern und Mäzenen zu schaffen. Der Eindruck war ein außerordentlicher. Nicht nur durch die imposante Fülle der Werke enormen Wertes, die im Laufe eines Jahrzehnts nach Berlin gekommen sind — denn diese Zeitspanne umfaßten die Ankäufe, die sich hier präsentierten —, sondern nicht minder durch die Bedeutung der

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

einzelnen Stücke, die sich aufreihten. Gewiß hat bei den meisten dieser Erwerbungen Bode selbst Gevatter gestanden. So kommt es, daß seine Lieblinge, die Holländer des 17. Jahrhunderts, in der Ausstellung an erster Stelle paradierten. Auch Rubens war wundervoll vertreten, altniederländische Meister des 15. Jahrhunderts und italienische Renaissancewerke hohen Ranges waren zur Stelle. Doch der Schwerpunkt lag in den Zeugnissen der holländischen Malerei. Zwar ihr Großmeister Rembrandt trat ein wenig zurück. Glänzend aber war die ganze Planetenschar vertreten, die um die Sonne Rembrandts kreist. Vor allem trat dabei Albert Cuyp hervor, von dem man vier meisterliche Bilder beisammen sah, die die unnachahmliche Feinheit seiner Luftmalerei in seltener Schönheit strahlen ließen. Darf man zwischen ihnen eine Rangordnung herstellen, so steht vielleicht der »Reiter am Wirtshaus«, der aus der Pariser Sammlung Kann zu Herrn von Pannwitz nach Berlin kam, an erster Stelle. Der Galerie des Herrn von Hollitscher, die zu den wertvollsten der Hauptstadt gehört, verdankte die Ausstellung den schönen und charakteristischen Pieter de Hooch. Und zu den neuen Ankäufen der Sammlung Markus Kappel, die gleichfalls in der vordersten Reihe steht, und der ein eignes Kabinett eingeräumt wurde, zählte das zauberhafte Bildchen eines bisher weniger berühmten holländischen Meisters: die »Wirtshausszene« des Quiringh Gerritsz Brekelenkam, die in einer delikaten Skala bräunlicher, grauer und gedämpfter roter Töne gemalt ist und völlig modern anmutet (siehe das Einschaltbild).

Doch das sind nur drei Proben, die nicht mehr als von ungefähr eine Vorstellung von dem Reichtum geben wollen, der hier aufgestapelt war. Er zeigte, daß sich in Berlin wahrhaft ein Sammlertum großen Stils entwickelt hat — wenn auch hier und dort einmal eine etwas gewagte »Bezeichnung« auffiel, die strenger Prüfung nicht standhielt. Was andre Weltstädte des Kontinents seit Jahrhunderten besitzen: hervorragende Privatgalerien von Weltruf, mußte sich Berlin, auch hierin den amerikanischen Städten ähnlich, erst in den letzten Jahrzehnten erwerben. Aber es ist mit zäher Energie dabei, das Versäumte im Eiltempo nachzuholen.

Schwester Elisabeth

Du Schlanke mit dem seidenblonden Haar,
Die Schläfen ästelt zartes blau Geäder,
Im Auge dunkelt hinter rein und klar
Ein Schleier Wehmut, Erbe früh verstorbner Väter.

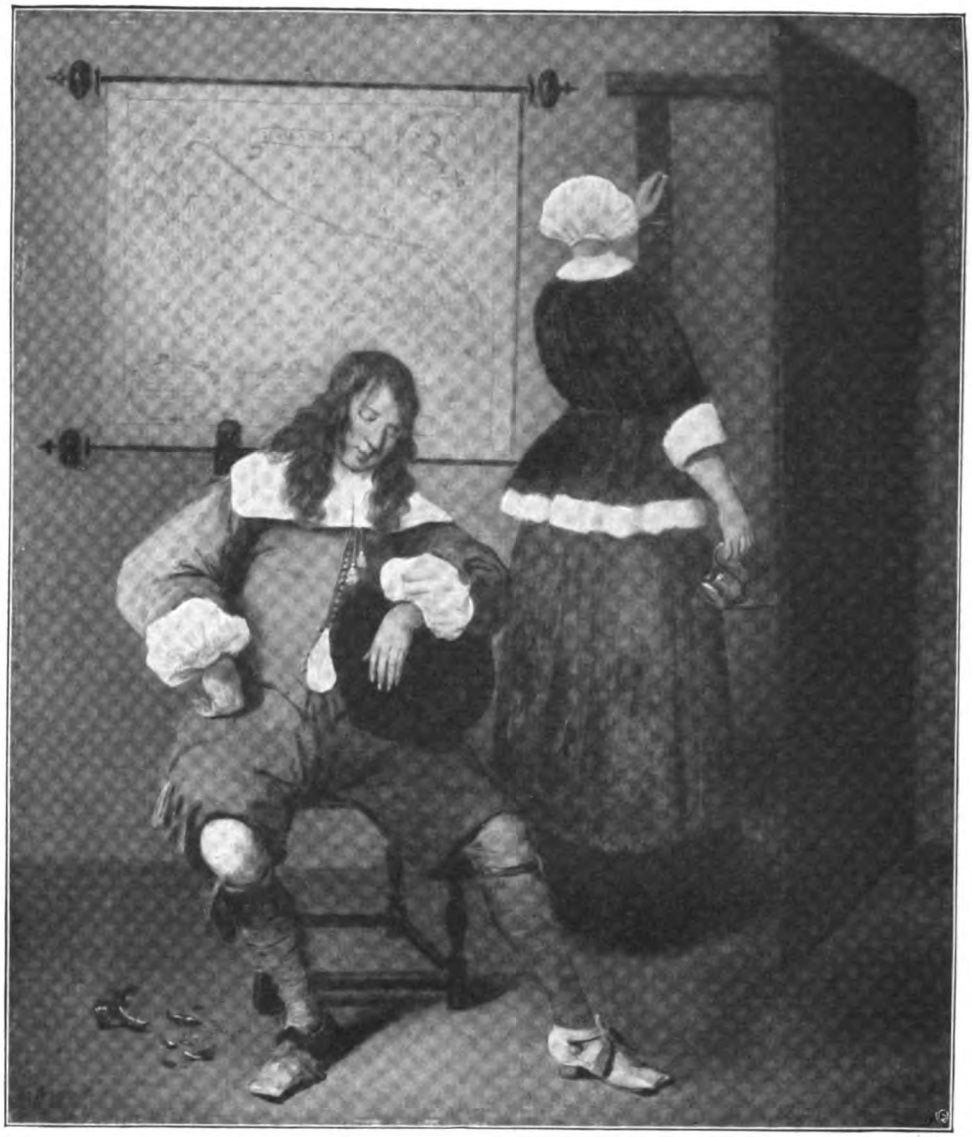
Der fast zu feine Ansatz deiner Nase
Erschreckt und kümmert die dir Herzenahen;
Die andern messen ohne Liebesmaße,
Es sind, die nur als herb und stolz dich sahen.

Wem aber deine weiße gute Hand,
Nicht zitternd, legte Eis im Fieberbrand
Auf Herz und heiße Stirn, der küßte weinend

Die Finger dir und nannte Schwester dich
Und sah im guten Traume unverwandt
Das Silberkreuz hell auf der Brust dir scheinend.

Franz Wegwitz

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Phot. Herm. Boll, Berlin

Quiringh Gerritsz Brekelenkam: Wirtshausszene

Aus der Ausstellung von Werken alter Kunst in der Kgl. Akademie zu Berlin

Original im Besitze des Herrn Markus Kappel in Berlin

Zu dem Aufsatz »Die bildenden Künste« von Max Osborn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gunnar, der Isländer

Von Victor von Uthmann

I. Thing

„Unrecht, Gunnar, hast du gelitten;
Von keinem der Unsern sei dir's bestritten.
Dein war die Rache und dein der Stahl,
Dem Blitzschlag gleich, der fällt ins Tal.
Doch zu hurtig war deine Hand am Griff
Deines Schwertes und unerbittlich sein Pfiff;
Zu viele in Island liegen nun tot
Und färbten röchelnd die Erde rot.
In ihren Hügeln im Todesschlafe
Rufen, schreien sie laut nach Strafe.
So fälle ich, Gizur, mit weißem Haare,
Dein Urteil, tapfrer Gunnar: Drei Jahre
Sollst du von Islands Insel dich trennen,
Dann aber dies Land wieder Vaterland nennen.
Doch kehrst du wieder, ehe die drei
Verflossen, sei friedlos und vogelfrei!"
Er sprach's. Da nickten sie alle im Thing,
Von Waffen klirrte der Männerring.
Und Gunnar dann: „Ich tat, was ich tat;
Nicht schmeckt mir der Spruch, doch folg' ich dem Rat
Und füg' mich der Satzung uralter Zeiten.
Satteit die Rosse, Knechte, wir reiten!"

II. Scheiden

Eh' die Sonne emporflieg, zogen sie fort,
Gunnar vom Hof mit den Seinen;
Segelbereite Schiffe im Port
Strafften schon schaukelnd die Leinen.

Zum Bruder, dem treuen, sprach Gunnar, der Held:
„Ich höre der Brandung Gebrause
Durch die dunkle Nacht, wie die Woge fällt
Bei des Ostwinds Gesause.

Vernimmst du, Treuer, nicht dumpf und hohl
Weißwandiger Gletscher Brechen?
Was sie mit ihrem Donner wohl
Zu mir beim Scheiden sprechen?"

„Denk nicht an Scheiden! Der Wiederkehr
Denk, Gunnar, wenn wir nun fahren!
Bald trägt dich heimwärts das schäumende Meer
Mit sieggekrönten Scharen!"

Und als sie kamen zur Höh' vom Tal,
Sprang Gunnar vom schnaubenden Pferde;
Da lag im Morgensonnenstrahl
flimmernd und taufrisch die Erde.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wie duftet doch", sprach er, „so lieblich das Land,
Gefüllte Blumen im Heue!
Wie glänzt mir lockend des Stromes Band
Und ruft mir immer aufs neue!

Mit fühl' ich der Adler freien Schwung,
Die dort im Blauen kreisen,
hier trug mich Mutter, hier war ich jung
Und hörte der Skalden Weisen!

So voll und so golden wogten mir her
Noch niemals die Felder wie heute!"
Er sprang in den Sattel und schwang den Speer:
„Wir reiten heimwärts, ihr Leute!"

„O Gunnar, mein Bruder, denk an den Spruch
Und was dir Gizur verheißen!
Not bringt dir, Bruder, und Tod der Bruch,
fürchte die Rache des Weißen!"

Auf die Schulter legte ihm Gunnar die Hand:
„Wohl mag mir der Heimritt nicht frommen;
Und doch, du Treuer, ich bleibe im Land,
Und wagen sie's, mögen sie kommen!"

III. Kampf

Zu den Thinggenossen sprach Gizur: „fürwahr,
Nun gilt's, den Bären zu strecken,
Mag auch gar manchen aus unserer Schar
Kein neuer Morgen mehr wecken!

Ihr alle kennt seinen tatzigen Schlag,
Er trifft bis auf die Knochen,
Und dennoch kam sein letzter Tag,
Er hat den Thingspruch zerbrochen;

Und friedlos ist er und vogelfrei,
Wie grimmig er auch streite;
Und ich weiß, seine Knechte sind ferne im Heu,
Keiner springt ihm zur Seite."

Und schwer gewaffnet zogen sie aus
In morgendämmernder Stunde,
Und als sie kamen vor Gunnars haus,
Auffuhren bellend die Hunde.

Vom Schlummer sprang ihr Herr empor:
„So wahr ich Gunnar heiße,
Mir klang's wie Eisen vor meinem Tor!
Das ist Gizur, der Weiße!"

Zum Bogen griff er; die sprangen an;
Da schwirrte die Sehne klappend;
Durchbohrt sank nieder der führende Mann,
Der nächste turkelte schnappend.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie wichen zurück, sich duckend, in Eil'
Und sprangen aufs neue nach vorne;
Vom Fenster zischte Pfeil auf Pfeil,
Blut floß aus tropfendem Borne.

Anschleichend sprang einer aufs niedrige Dach,
Von oben nach Gunnar zu stechen;
Der aber rief: „Mein Freund, gemach,
Du könntest den Hals dir brechen!"

Mit grimmer Kraft dann trieb er den Speer
Durch Bohlen und Planken von Eiche,
Getroffen stürzte der andere schwer,
Den splitternden Schaft in der Weiche.

Und dreimal drangen sie wieder vor,
Wie springender Sturmflut Wogen,
Doch dreimal trieb sie zurück zum Tor
Der todversendende Bogen.

Gekrümmt am Hause stahl sich entlang
Ein Normann, der Ruhm begehrte,
Zerschnitt mit der Klinge von unten den Strang
Und starb vom blitzenden Schwerte.

Da sprangen die andern und stürmten los
Und trafen mit Gunnar zusammen,
Wie Meeresbrandung war der Stoß,
Vom Stahlhieb sprühten die Flammen.

Als tot der Held am Boden lag,
Sprach Gizur mit weißem Haare:
„Es werden singen von diesem Tag
Die Skalden noch manche Jahre.

Ein Tapfrer schied, und so betten wir ihn,
Und aufrecht soll er sitzen,
Im Grabe noch seh' er die Wolken ziehn
Um Islands Bergesspitzen." — — —

Und treiben nun Hirten beim Dämmerschein
An Gunnars Hügel die Herde,
Ist ihnen manchmal, als dränge hinein
Das Mondlicht in die Erde.

Dann halten sie stille und spähen hinab
Und schauen den Schlafenden heiter;
Gestorben, unsterblich lebt er im Grab
Noch tausend Jahre weiter.

Das macht, wenn auch keiner das Roß ihm zäumt,
Er nimmer steigt zu Pferde,
Daß er schlummernd im Tode noch weiterträumt
Von seiner geliebten Erde.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwei Lebensgeschichten

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Bruno Golz

Die neu erwachte Teilnahme für die Vergangenheit ist besonders den Urhebern von Selbstbiographien zugute gekommen. Dabei beschränkt sich das Interesse nicht auf die sogenannten historischen Persönlichkeiten. Was Willibald Alexis gegen Ende seiner köstlichen »Hosen des Herrn von Bredow« sagt: »Die Helden sind abgetreten, die Könige haben ihre Staatskleider abgelegt, es sind nur noch einige Kleine, deren Geschicke zwar in allen Zeiten von dem Geschick der Großen gelenkt worden, die große Geschichte streift hochmütig an ihnen vorüber, aber die Dichtung kost dafür mit ihnen und weilt aus Eigensinn, vielleicht aus Widerspruchsgeist, desto emsiger bei ihren Heimlichkeiten« — das findet heute vielfachen Widerhall.

Den armen Mann im Tockenburg,* der schon wiederholt bescheiden an die neue Pforte der alten deutschen Kultur angeklopft hatte, hat endlich ein Dichter von Ruf, Adolf Wilbrandt, bei der Hand genommen und mitten in die hohe Halle geleitet, dorthin, wo Goethes Standbild thront. Alle versammelten Herren und Damen erstaunten, ein leiser Schatten schien sogar über die Stirn des großen Dichters zu huschen. Doch der freundliche Geleitsmann des armen Mannes ließ sich nicht abschrecken. Kurz und bündig berichtete er, wer dieser sei. Er sei der Ulrich oder Uli Braeker, der am 22. Dezember 1735 in dem Tocken- oder Toggenburg genannten Schweizer Tal als armer Leute Kind zur Welt gekommen; mit zweiunddreißig Jahren habe er, ein ungelehrter Weber, zu schriftstellern begonnen. Von seiner tiefen Dichterseele zeuge sein Büchlein über Shakespeare, sein Tagebuch und vor allem seine Lebensgeschichte. Im Jahre 1789 sei sie zuerst als Buch in Zürich erschienen. Mit erhobener Stimme bekundet Wilbrandt, noch niemand habe den armen Mann auf seinen eigentlichen Platz in unsrer Geschichte gestellt, ihm gebühre aber der Platz in nächster Nähe des jungen Goethe. »Kein Mensch« — schließt Wilbrandt — »hat lebendiger erzählt als er. Eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Literaturgeschichte; eine allerhöchste Bekräftigung und Bestätigung, daß die große Zeit unsrer Poesie aus der Urkraft unsers Volkes hervorgegangen ist.« — Erst eine etwas bängliche Stille. Dann bittet der arme Mann um die Erlaubnis, sein Pfeifchen anzuschmauchen und sich so zu setzen, daß er den hellen Himmel, die blinkenden Sterne angucken könne. Er wolle nunmehr selber erzählen. Und nach wenigen Worten hat er sie alle in seinem Bann: die ironisch gestimmten Herren und Damen, das Hausgesinde, das die unglaubliche Kunde vom Erscheinen eines armen Mannes in der hohen Halle herbeigelockt hat, und selbst den großen Dichter, auf dessen Stirn der Gedanke ein sanftes Leuchten verbreitet, aus dem Lorbeerkranz in seiner Rechten dem armen Mann ein Blättlein zu spenden.

Der Dichter des »Werther« hatte einst das Wörtlein »simpel« warm an sein Herz geschlossen, gleich jenem früheren Dichter, der daraus sogar den Namen seines Helden geformt hatte. Nun, »simpel« ist auch, was uns der arme Mann erzählt, und er selber könnte wohl auch »Simplizissimus« heißen. Gibt es simpleres als Ulis Kindheit unter den Geißen, als seine Liebe zu Annchen? Gibt es einen treuherzigeren Simplizissimus als den Schweizerbuben, der unter die Soldaten Friedrichs des Großen gerät und den das Heimweh fahnenflüchtig macht? Und doch — »in dieser Armut welche Fülle!«

Der arme Mann sieht eben in einem Tautropfen die ganze Welt. Es ist gar nicht auszusprechen, was er alles erlebt hat, schon als Geißbub. Welch Vergnügen machte ihm jeder Tag, jeder neue Morgen! Wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen er mit seiner Herde entgegenstieg, dann jenen halbigen Buchenwald, und endlich die Wiesen und Weideplätze beschien. Tausendmal dachte er später daran, und oft dünkte es ihm, die Sonne scheine nicht mehr so schön. Wenn dann alle anliegenden Gebüsche von jubilierenden Vögeln ertönten und sie um ihn her hüpften, oh! was fühlt' er dann! Halt

---

* »Des armen Mannes im Tockenburg Lebensgeschichte« (Berlin, Meyer & Jessen). — »Laukhards Lebensgeschichte« gab vor wenigen Jahren Robert Lutz in Stuttgart neu heraus. So verdienstlich diese von Paul Holzhausen eingeleitete und von Viktor Petersen bearbeitete Ausgabe ist, leidet sie doch an einer zu starken Beschneidung der kulturhistorisch bedeutsamen Reflektionen Laukhards. Ich gehe deshalb in diesem Aufsatz auf die alte Originalausgabe zurück, deren erste Teile 1792 unter obigem Titel, deren folgende Teile von 1796 bis 1802 in Halle und Leipzig erschienen sind. — Eine Bearbeitung für die Jugend findet man in den von Friedrich Düsel bei George Westermann in Braunschweig herausgegebenen »Lebensbüchern der Jugend«.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

süße, süße Lust! Welche Wonne, den Vöglein in die Nester zu schauen! Und welche Freuden erst bei seinen Geißen! Er hatte sie gewöhnt, daß sie auf sein »Zub, Zub! Leck, Leck!« aus allen Gebüschen hergesprungen kamen. Einige liebten ihn sonderbar und gingen den ganzen Tag nie einen Büchsenschuß weit von ihm; wenn er sich verbarg, fingen sie alle ein Zetergeschrei an. Von seinem Duglöörle — so hieß er das Geißchen, an dem er mittags sog; Ludwig Richter hat es, angeschmiegt an seinen kleinen Hirten, wunderlieb gezeichnet — konnte er sich nur mit List entfernen. Das war ganz sein eigen. Wo er sich setzte oder legte, stellte es sich über ihn hin und war gleich bereit zum Saugen oder Melken. Welch Vergnügen dann am Abend, seiner Herde auf seinem Horn zur Heimreise zu blasen! Zuzuschauen, wie sie alle mit runden Bäuchen und vollen Eutern dastanden, und zu hören, wie munter sie sich heimblökten! Freilich, auch Beschwerden und Gefahren genug gibt es beim Hirtenstand. Frühmorgens muß man da aus dem warmen Bettlein schlüpfen, barfuß in den dicken, trübseligen Nebel marschieren, die Geißen hüten, daß sie nicht in des Nachbars Wiese oder Weid gucken oder auf der Alp sich versteigen; haben sie sich doch verstiegen, dann heißt es, ihnen nachklettern und oft Hals und Beine dran wagen. Sogar Gefahren für die Seele fehlen nicht. Pestalozzi, des armen Mannes Landsmann und Zeitgenosse, hat in »Lienhard und Gertrud« bezeugt, wie entsetzlich das Hirtenleben verderbt worden sei. Aber die bösen Buben konnten unsers Hirten Seele nur aufregen, nicht verderben, und die bösen Tage — sagt er selber vom Hirtenleben — werden reichlich von den guten ersetzt, wo es gewiß keinem König so wohl ist.

Hat es je einen König gegeben, der ein holderes Lieb gehabt hätte als Annchen? Schaut nur, wie es sich tanzend herumschlängelt, während der tumbe Uli im Winkel steht! Dem König Herodes mag das Herz nicht so gepocht haben, als er Herodias' Tochter tänzeln sah. Ach, so ein so schönes, schlankes, nettes Kind in der allerliebsten Zürchbietler-Tracht! Wie ihm die goldfarbenen Zöpf' so fein herunterhingen! Und — oh! — seine zwei blauen Äuglein, das nette Näschen, die sanft-roten Bäcklein, das feine Ohrläppchen, das gerundete Kinn, das glänzendweiße Hälschen! Immer war es munter und alert; um und um lauter Leben. Mancher Sauertopf freilich dachte gerade darum schlimm von dem lieben Mädchen. Auch hatte es wohl ein etwas freies, geschwätziges Mäulchen. Doch »Liebes, herziges Ächelin!«, das sagt' es mit einem so süßen Ton, der dem Uli noch im Alter ins Ohr läutete wie ein fernes Silberglöcklein. War's da ein Wunder, daß der junge Uli die Leute reden und seinen Vater schelten ließ? Fürchterlich schimpfte der Atti bisweilen auf das Mädchen und auf die Schenke, in der es lebte. Und doch — »in diesem Kerker welche Seligkeit!«

Bald indessen nahte der Abschied. Abschied von dem lieben Tockenburg, von den herzlieben Eltern und Geschwistern, der getreuen Mutter zumal (»Oh, die Mütter, die Mütter!«, ruft Uli später), Abschied endlich vom Schätzle. War das ein Abschied! »Wer nie geliebt, kann's und soll's nicht wissen« — sagt Uli von der Abschiedsszene in Annchens Kämmerlein —, »und wer geliebt hat, kann sich's vorstellen.« Wer geliebt hat wie unser armer Mann im Tockenburg oder wie der Dichter des Liedes »Willkommen und Abschied«.

Nun zog der arme Mann mit einem wehmütigen Blick auf das Siebengestirn und auf zwei kleine Sterne, die so nahe beisammen standen, als wenn sie sich küssen wollten, hinaus in die weite Welt. Als er den Rheinfall das erstemal sah, was für ein klein winziges Ding schien er sich da! In Straßburg mußt' er Maul und Augen aufsperren, denn da sah er erstens: die erste große Stadt, zweitens: die erste Festung, drittens: die erste Garnison, und viertens: am dortigen Münster das erste Kirchengebäude, bei dessen Anblick er nicht lächeln mußte, wenn man es einen Tempel nannte. Sein Herz jedoch hing nicht an großen Städten. Ein Nestchen wie Rottweil war mit all seiner Kleinheit, mit all seinen Miststöcken ihm lieber. Was half's aber? Wie später sein Landsmann Gottfried Keller kam der arme Mann gar nach Berlin; oft mußte er da über die lange Brücke, »auf deren Mitte ein alter Markgraf von Brandenburg zu Pferd in Lebensgröße von Erz gegossen steht, und etliche Enaksöhne mit krausen Haaren zu seinen Füßen gefesselt sitzen«.

So ein Enaksohn war leider er selber; nur daß er statt zu des Großen Kurfürsten, zu des Großen Königs Füßen saß. Weil er nämlich »ein guter Bursch gewesen ohne Falsch, vielleicht für die arge Welt nur zu redlich«, war er aus einem Bedienten des charakterschwachen Leutnants Markoni unversehens zum Rekruten des kriegerischen Preußenkönigs geworden. Ein kurioser Rekrut! Des Nachts legte er sich ins Fenster, guckte weinend in den Mond hinauf und erzählte dem sein bitteres Elend mit Worten, die schon an das spätere Volkslied »Guter Mond, du gehst so stille« anklingen und sich weiterschwingen zu dem alten Volkslied »Wenn ich ein Vöglein wär'«. Doch so unmartialisch der heimwehkranke Schweizerbub auch war, er mußte manövrieren, links und rechts avancieren, attackieren, retirieren, pelotons- und divisionsweise chargieren, zur Generalrevue ausrücken und dann ins Feld ziehen, nach Pirna,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo die Sachsen das Gewehr streckten, und nach Lowositz, wo die Österreicher Reißaus nahmen. Aber — ach! — auch ein preußischer Grenadier nahm Reißaus, und es gelang ihm besser als jenem Schweizer »zu Straßburg auf der Schanz«.

Der Enaksson kehrte fesselfrei in die Heimat zurück. Doch Fortuna hielt es mit dem Preußenkönig; dem Ausreißer drehte sie den Rücken. Sein Annchen hatte inzwischen einen andern geheiratet, auch er freite eine andre, das Glück aber blühte ihm nicht. Schwer lag auf ihm sein kreuzbrav Weib. Not und Tod nisteten überdies in seiner Hütte, und der schwarze Engel flüsterte ihm zu, sich in das Wasser zu stürzen.

Der arme Mann im Tockenburg ist mählich matter geworden, seine Erzählung flügellahmer, obwohl sie zuletzt von besseren Zeiten berichtete. Die Herren und Damen in der hohen Halle mustern bereits sein doch recht fadenscheiniges Gewand — da, ein Ruck (stärkte ihn vielleicht ein gütiger Strahl Jupiters oder des großen Dichters?), und unser armer Mann ist wieder reich, so überschwenglich reich, daß alle die Herren und Damen sich schämen, Fortuna sich staunend herumdreht und der große Dichter ihm kein Lorbeerblättlein spendet. Gibt man dem, der schon hat, mehr hat als Ruhm — das Alleinsgefühl mit Gott-Natur?

Die Herren und Damen, die dem armen Manne gelauscht haben, mögen indessen — gebildet, wie sie sind — fragen, ob denn Uli Braeker seine in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts niedergeschriebene Lebensbeschreibung wesentlich aus sich selbst geschöpft habe. Sollte der Verfasser des Büchleins über Shakespeare ohne weitere literarische Kenntnis gewesen sein? Die so fragen, haben überhört, was der arme Mann selber gestand. Er sagte nämlich gegen Schluß seiner Erzählung, anfangs sei er in seine Geschichte so verliebt gewesen wie jeder Fürst und jeder Bettelmann in die seinige. Doch bald habe er das kauderwelsche Ding schief angesehen; am liebsten hätt' er es flugs umgegossen, etwa nach dem Modell eines Heinrich Stilling. »Aber, Himmel! Welch ein Kontrast! Stilling und ich! Nein, daran ist nicht zu gedenken. Ich dürfte nicht in Stillings Schatten stehn. Freilich hätt' ich mich oft gern so gut und fromm schildern mögen, wie dieser edle Mann es war. Aber konnt' ich es, ohne zu lügen?«

Heinrich Stillings Lebensgeschichte hat Uli Braeker also gekannt; deren ersten, noch von Nietzsche zu den besten deutschen Büchern gezählten Teil hatte jedoch kein Geringerer als der Dichter des »Werther« herausgegeben. Nun hat der arme Mann den Vergleich mit diesem Heinrich Stilling allerdings bescheiden abgelehnt. Wir, seine Hörer, brauchen aber nicht so bescheiden zu sein; wir dürfen »Das Leben und die Abentheuer des armen Mannes in Tockenburg« Heinrich Stillings »Jugend« und den beiden folgenden Teilen von Jungs klassischer Lebensgeschichte: Heinrich Stillings »Jünglingsjahren« und seiner »Wanderschaft«, getrost zur Seite stellen. Da ist es denn gar köstlich zu sehen, wie der junge Goethe seine Schrift »Von deutscher Baukunst« hervorgesprudelt, wie Jung erzählt, Stillings erster Gang in Straßburg habe dem herrlichen Münster gegolten (»Das allein ist der Reise wert, gut! daß es ein Deutscher gebaut hat«), und wie noch der arme Mann seine Reiseerinnerung an das Münster auffrischt.

Aber die Herren und Damen würden sich täuschen, wenn sie jetzt meinten, unsers Tockenburgers Lebensgeschichte sei von der Heinrich Stillings durchaus abhängig. Zweierlei steht dem entgegen. Erstens die anfängliche Ähnlichkeit zwischen dem armen Mann im Tockenburg und dem in Westfalen, die manche Übereinstimmung von selbst ergab; zweitens ihre wachsende äußerliche wie innerliche Verschiedenheit.

Braeker und der um fünf Jahre jüngere Jung-Stilling stammten aus Bauernfamilien; Salpetersieder sollte Uli, Kohlenbrenner Heinrich werden. Beide waren ursprünglich naive Naturen, doch beide trugen in ihrer Seele noch einen andern Keim.

Ein gottseliges altes Mütterle nennt der Tockenburger seine Großmutter mütterlicherseits; sie hinterließ dem Enkel Arndts »Wahres Christentum«. Sein Vater las mystische Schriften. Uli selber vertiefte sich in die Berleburger Bibel, ein Erzeugnis des mystischen Radikalismus, machte sich früh Skrupel über Skrupel und neigte sich zeitweise von seiner aufrechten »Landskraft« Zwingli zu den »Stillen im Lande«.

Die Stillen im Lande aber waren ja die Stammeseltern der Stillinge. Zwar Heinrich Stillings Großeltern blieben bei aller Frömmigkeit kernige Naturen. Allein seine Eltern senkten bereits in die empfängliche Seele des Sohnes die seit Petrarka knospende, seit Goethe üppig in die Halme schießende »Wonne der Wehmut«. Oder sollte der Sohn bei der Darstellung seiner Eltern schon zeitgemäß retuschiert haben?

Schiller hat gesagt, in »Werthers Leiden« zeige sich, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfahre. Von Stillings Lebensgeschichte könnte man sagen, hier zeige sich, wie ein naiver Dichtergeist sentimentalisch werde und einen Stoff, der im Kern noch naiv war, mehr und mehr mit sentimentalischer Farbe durchtränke. Der Leser dieser westfälischen Dorfgeschichte glaubt es nachgerade kaum, daß aus dem gleichen Boden der eisenfeste Herr des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oberhofes erwuchs. Heine freilich hat die Westfalen »sentimentale Eichen« genannt und damit wohl das Rechte getroffen. Jung-Stilling hielt sich eben immer zärtlicher an die eine Seite seines Stammes, Immermann wie früher Justus Möser an die andre, während in der Droste endlich eine Eiche sproßte, die mit ihrer Wurzel ein heimatliches Hünengrab umklammerte, mit ihrem Wipfel aber vom Erlöser rauschte und so auch Stillings »empfindsames« Herz gerührt hätte.

Es bedarf nun nicht des Tiefblicks eines Schiller, um zu gewahren, daß im Tockenburg denn doch eine andre Luft wehe als in Westfalen, eine herbere, harschere Luft, die es selbst zur Zeit der Empfindsamkeit verhinderte, daß der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit oder gar der Zwiespalt im eignen Ich dauernd, daß aus einer naiven Natur eine sentimentalische wurde.

»Stilling und ich!« rief der arme Mann im Tockenburg und schämte sich. Ach, sein Herz war erst »empfindlich«, noch nicht »empfindsam«; es kannte erst die »süße Wehmut«, noch nicht die schwelgerische »Wonne der Wehmut«. Und wie klein kam sich der Tockenburger vor, wenn er zu Stillings »Enthusiasmus für die Religion« aufblickte! Da reichte wohl nur ein Lavater heran, der andre empfindsame und fromme Freund des jungen Goethe, das andre Ideal des armen Mannes. Zaghaft gestand er seinen weltlicheren Sinn; beinah zum Freigeist hätte der ihn gemacht. Er ahnte nicht, was Stilling im Laufe seiner Lebensgeschichte noch verraten sollte, daß seine »fromme romantische Empfindung« ein Erzeugnis der Sehnsucht war und die Sehnsucht das nach Erlösung schmachtende Kind von Zweifel und Sinnlichkeit.

Der arme Mann im Tockenburg stand vor Heinrich Stilling da wie ein armer Sünder vor einem Heiligen oder auch wie ein Geißbub vor einem gebildeten Herrn, der ihm von Homer erzählte (und von Homer erzählten sie, der Doktor Heinrich Stilling wie der Legationssekretär Werther), oder gleich wie Gretchen, das arm unwissend Kind, vor ihrem Heinrich, dem Doktor Faust. Und doch, wer rückte Homers trefflichem Sauhirten näher als dieser Geißbub, der mittags so vergnüglich an seinem Duglöörle sog, und wer dem Doktor Faust als dieser arme Weber, der so treuherzig zu seinem Hörer sprach: »Also, lieber Junge, wünsch ich dir, daß du bei allen diesen Gegenständen (der Natur) nur das empfinden möchtest, was ich dabei schon empfunden habe und noch täglich empfinde: daß du mit eben dieser Wonne und Wollust den Höchstgütigen in allem findest und fühlest, wie ich ihn fand und fühlte, so nahe bei mir, rings um mich her und in mir, wie er dies mein Herz aufschloß, das er so weich und so fühlend schuf. Lieber Knabe! Beschreiben kann ich's nicht.« Gefühl ist alles, Name Schall und Rauch! Freilich ließ der arme Mann im Tockenburg dann doch eine Einschränkung folgen, die dem Bedenken Gretchens vorzubeugen und das, was man den Panentheismus des freigläubigen Faust genannt hat, in Einklang mit dem Christentum zu bringen suchte.

So ist Uli Braeker im Vergleich mit Heinrich Stilling die naivere Natur, ohne an Geistestiefe zurückzustehen. Und zugleich ist er die literarisch ursprünglichere Natur.

Welche Fülle literarischer Kenntnisse in den ersten drei Teilen von Jung-Stillings Lebensgeschichte! Neben Homer die Bibel, alte Volksbücher und Romanzen, theosophische und philosophische Schriften, Arnolds Ketzergeschichte, die asiatische Banise und ähnliche Wundergeschichten. Drei Lieblingsbücher Stillings waren Miltons »Verlorenes Paradies«, Youngs »Nachtgedanken« und Klopstocks »Messias«, Bücher der Erhabenheit, nicht eigentlich der Schönheit. In Straßburg machte ihn Goethe mit Ossian bekannt, auch mit Shakespeare, Fielding und Sterne und persönlich mit Herder. »Wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herder, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie, in Ansehung des Naturells, mehr harmonierte als mit Goethe.« Stillings größere Seelenharmonie mit Herder und später seine noch innigere mit Lavater löste jedoch keineswegs sein persönliches, geschweige sein literarisches Verhältnis zum jungen Goethe, dem Freunde Herders und Lavaters.

Wesentlich enger ist dagegen der Literaturkreis in der Lebensgeschichte Uli Braekers. Außer der Bibel und einigen mehr oder minder mystischen Erbauungsbüchern, der Lebensgeschichte Stillings, den flüchtig gestreiften »Bekenntnissen« Rousseaus und außer Lavaters Namen findet sich nur noch erwähnt, daß Uli bei seinem Lesen auch auf die Geschichte, dann auf die Philosophie und endlich gar auf die verwünschten Romane gerate sei.

Näheres und weiteres über seine literarischen Kenntnisse ergibt sich erst aus der erhalten gebliebenen Liste verliehener Bücher der Lichtensteiger moralischen Gesellschaft, der Uli Braeker angehörte. Er hat noch mancherlei Bücher daheim in seiner Hütte gehabt. Nicht nur seinen geliebten Shakespeare in der Übersetzung von Eschenburg, auch Goethes »Götz« und »Clavigo«. Ob aber zu den Romanen, die er kannte, zu den Robinsonaden und Utopien, auf die er in seiner Lebensgeschichte ärgerlich anzuspielen scheint, zu »Sophiens Reise von Memel nach Sachsen«, die er laut der Lichtensteiger Bücherliste geliehen, sich nicht auch Goethes »Werther« gesellt hat? Ob Braeker nicht hieraus für seine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebensgeschichte jenen eigentümlichen Schmelz gewann, der zum Beispiel den an sich trefflich erzählten Lebensläufen in dem deutschen Volksroman des achtzehnten Jahrhunderts, unsrer biedern »Insel Felsenburg«, noch abgeht?

Der Anklänge an »Werther« sind viele, sowohl bei Braekers Natur- wie bei seiner Menschendarstellung. Einige — namentlich bei den Naturbildern — mag der sichtlich von »Werther« beeinflußte, in dem ersten Teil seiner Lebensgeschichte vom Werther-Dichter wohl erst literaturfähig gemachte Stilling bewirkt haben. Andre — wie etwa bei dem tanzenden Annchen oder dem gelegentlichen »Rotznäschen« — könnten unmittelbar auf Goethes Jugendroman deuten. Doch zahlreich sind ja auch bei Braeker Anklänge an damals noch unbekannte Schriften des jungen Goethe, an den »Faust« vor allen.

Deshalb bleibt unsers armen Mannes Abhängigkeit von dem Werther-Dichter fraglich. Selbst wenn er ihn gekannt hat, ist die gemeinsame seelische Disposition zu berücksichtigen, daneben auch Goethes und Braekers gemeinsame literarische Quelle. Gerade hier aber offenbart sich so recht des Tockenburgers ursprüngliche Art.

Wie nahe lag bei seiner mit der des jungen Goethe wetteifernden Hingabe, bei seinem tiefinnigen Verständnis für Shakespeares Naturgefühl und besonders für seine Frauencharaktere die literarische Nachahmung! Und wie wenig kann davon die Rede sein im Vergleich wiederum mit Stilling! Des armen Mannes Annchen ist *sein* Annchen, Stillings Anna (in seinen »Jünglingsjahren«) gar nicht denkbar ohne Ophelia. Ophelia ähnlich zu werden und doch bodenständig zu bleiben, war einzig Goethes Gretchen beschieden.

Bodenständig wie sein Annchen (oder etwa auch sein Kätchen, das dem Annchen folgt wie Klärchen dem Gretchen) ist der ganze Tockenburger. Jener Aufsatz, in dem der junge Goethe das Straßburger Münster gepriesen hatte, war gemeinsam mit Aufsätzen Herders und des wackeren Westfalen Möser unter dem Titel erschienen: »Von deutscher Art und Kunst«. Von deutscher Art und Kunst in der *Schweiz* zeugt unser Tockenburger.

Ja, es ist alemannische Art und Kunst, die hier zu uns spricht. Die schlichte und doch schon in ihrem Wortschatz so reiche, die kernige, von leisen Lichtern des Humors belebte Art und Kunst, die uns immer ans Herz greift, weil sie ungebrochen aus dem Herzen strömt.

Der Geißhirt Uli Braeker hätte gewiß mit dem Geißhirten Thomas Platter in Freud und Leid zusammengehalten, wär' nur das Thomilein nicht gleich um zwei Jahrhunderte älter gewesen. Auch zu seiner (leider an die sechzig Jahre jüngeren) Landskraft, dem Uli des Jeremias Gotthelf, hätte unser Uli sich gern gesellt, wenn er nicht halt befürchtet', der Knecht und Pächter könnt' des armen Mannes und Dichterlinges überdrüssig werden. Doch Annchen würde da dem Breneli zugeblinzelt, und Breneli seinen Gestrengen gemahnt haben, wie selig sich's einst in der Winternacht beim Sternenschein gewandelt. »He nu sode«, sagt ja der Berner in allen möglichen Fällen, so auch wohl in dem nicht ganz unmöglichen, daß er dem klügeren Weibsvolke weicht. Also hätten sich am End bei den Händen gefaßt, weit über die Zeiten hinweg, der Thomas Platter, der Uli Braeker, der andre Uli, sogar der grüne Heinrich, dessen Erzeuger dem Tockenburger einen so ehrenvollen Platz in der Handbücherei seiner Dame Lucia angewiesen. Der liebe Gott unsers armen Mannes gebe nur, daß die Reihe immer länger werde, und daß die Stammesbrüder von den hohen Bergen nie verschmähen die hohe Halle der deutschen Kultur.

Aber, holla! wer lärmt denn da vor der Tür? Schlägt der Schlingel nicht gar mit der Muskete an die Pforte? Wie heißt er? Was will er?«

Da spricht der Kerl mit etwas schwerer Zunge: »Ich bin der *Laukhard*, und ich will auch in eure hohe Halle, weil ich auch ein armer Mann bin.«

»Ich glaube, er ist betrunken.«

»Kann sein,« spricht Laukhard da, »denn ich bin Pfälzer.«

»Er meint wohl, das Trinken Pfälzer Weines geb' ihm Anspruch auf deutsche Art?«

»Diem noctemque continuare potando nulli probrum, sagt Tacitus in der Germania.«

»Er ist —«

»Magister gewesen und möchte den Herren und Damen drinnen seine Geschichte erzählen.«

»Auch den Damen?«

»Wenn sie mein Glaubensbekenntnis vom lieben Frauenzimmer mit anhören wollen —«

»Wie lautet denn das?«

»Es sind, so nach meiner Meinung, eitle, eingebildete, abergläubische, neidische Dinger, die gern wollen brillieren, die — Sind sie weg?«

»Weg — und Ihr, seltsamer Kauz, tretet ein!«

Nachdem er die Muskete an das Standbild gelehnt, sich — ohne erst lange zu fragen — eine mächtig lange Pfeife angezündet, herrisch einen Pokal Liebfrauenmilch geheischt, beginnt der einstige Magister zu erzählen. Aber in einem Tone, in einem Tone! Daß des großen Dichters bei der Erzählung unsers Tockenburgers so warm, so lebendig gewordenes Standbild flugs in seine statuarische Starrheit zurückkehrt.

Hätte der Pfarrer Laukhard zu Wendelsheim in der Unterpfalz am 7. Juni 1757 seinem so-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eben geborenen Sohne das Horoskop gestellt, er würde schwerlich eine günstige Konstellation entdeckt haben. Jupiter wäre unwillig gewesen, Merkur gleichgültig, Mars und Venus zweideutig. Hätte aber der Pfarrer, um sich von dem Schrecken zu erholen, den Gang in seinen Weinkeller nicht verschmäht: er, der aufgeklärte Mann, würde vor Geistern gezittert haben. Denn um die Stunde, in der Friedrich Christian Laukhard geboren ward, jauchzte Bacchus und frohlockte Silen, und in dem Weinkeller hallte ihr Evoe.

Der Pfarrer zu Wendelsheim brütete indessen über seinen Büchern: über den herrlichen Büchern des Basilius Valentinus, Baptist Helmontius und seines noch tolleren Sohnes Mercurius, des Paracelsus, Becher und Sendivopius. Der Pfarrer zu Wendelsheim suchte nämlich jahraus, jahrein den Stein der Weisen, webte daneben unverdrossen an einem metaphysischen System, dessen Fäden ihm Christian Wolf und Baruch Spinoza reichten, und hatte wahrlich keine Zeit, weder für seinen Pfarrberuf noch für seinen Sohn.

Ein paar Stunden für die Predigt und ein paar Lehrstunden für den Sohn, nun ja. Die Sitten seiner Gemeinde wie die seines Sohnes stellte der Pfarrer dem Himmel anheim, an den er nicht glaubte. Und doch reichte tiefste Unsitte in Wendelsheim bis in das Pfarrhaus und verübte inmitten des Unrats der unter so bedenklichen Zeichen geborene Friedrich Christian seine immer ärgeren Streiche.

Nicht einmal die Mutter bekümmerte sich um den wilden Jungen. Er wuchs auf gleich dem Unkraut auf dem Felde. Eine ehrbare Liebe zu der Tochter eines Amtmanns, seinem Theresechen, konnte den Jüngling nicht mehr retten, zumal seitdem er das Studentenleben gekostet hatte. Das Studentenleben der damaligen Zeit!

Die Nachwelt kennt es aus Zacharias »Renommisten« und aus der wunderbar echten Szene in Auerbachs Keller. Gießener Erfahrungen hat hier Goethe verwertet. In Gießen aber wirkten zur Zeit des jungen Goethe zwei leichtsinnige Gesellen, beide — Theologen, der eine Professor, der andre Student. Karl Friedrich Bahrdt, der berüchtigte Aufklärer, war der Professor, der Student: Friedrich Christian Laukhard.

Laukhard hat dem ersten und zweiten Teil seiner Lebensgeschichte (1792) den Untertitel gegeben: »Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland«. Es gibt nur noch einen kulturhistorisch ähnlich bedeutsamen Beitrag, jenes fragwürdige Erzeugnis, das sich »Felix Schnabels Universitätsjahre« betitelt, 1835 zuerst erschien, und seit wenigen Jahren dank Bierbaums verständnisinniger Herausgebertätigkeit in einem Neudruck vorliegt. Der unbekannte Urheber dieses Buches könnte Laukhards Lebensgeschichte vor Augen gehabt haben, auch bei seiner moralischen Schlußpointe: »Wer Vater und Mutter nicht folgen will, der wird dem Kalbfell folgen müssen«, läßt er den Sancho Pansa wiederholen; gleichwie Laukhard das Sprichwort anführt: »Wer nicht hören will, der muß fühlen oder — wie man anderwärts sagt — dem Kalbfell folgen«.

Bevor er dem Kalbfell, d. h. der Trommel, folgen mußte, war Laukhard dem Renommistenruf gefolgt: »Burschen heraus!« In Gießen hatte er ihn vernommen, schwächer in Göttingen, stärker wieder in Halle. Jena, der Stammsitz der Renommisten, hatte es ihm besonders angetan, obgleich er hier nur besuchsweise geweilt. Auch das akademische Leben Marburgs, Heidelbergs, Würzburgs, Erlangens, Straßburgs, Leipzigs, dazu vieler Universitäten, die längst aufgehört haben, welche zu sein, war ihm nicht fremd geblieben. Er hatte das Burschenleben studiert, so gründlich, daß er es nicht mehr los wurde.

Mochten auch die Kinder in Halle auf der Straße singen: »Laukhard hin, Laukhard her, Laukhard ist kein Magister mehr!«, so blieb doch Laukhard bei der Trommel, ja, zeitlebens ein Student, »nunquam traurig, semper lustig« wie weiland der Leipziger stud. theol. Christian Reuter oder nachmals vermutlich des indifferenten Theologen Felix Schnabel literarischer Erzeuger, der nicht den Geist seiner Vorgänger besaß, immerhin genug von ihrer Laune gehabt hätte, um in das alte Studentenlied einzustimmen, das Laukhard überliefert hat:

Die Zeit macht alle Sachen stumpf,
Utendum est dum durat.
Ein dreckigt Hemd, ein Loch im Strumpf
Philosophus non curat.

Was uns Laukhard in dem zweibändigen ersten Hauptteil seiner Lebensgeschichte mit nicht zu überbietender naturalistischer Offenherzigkeit erzählt, ist freilich — um es in der ihm so vertrauten Burschensprache zu sagen — »starker Tobak«. Aber durch den Qualm hindurch schimmert manch neues Licht. Sichtlicher wird sogar, wie aus dem jungen Goethe, dem Bewunderer des Straßburger Münsters, der Lobredner der Antike werden konnte.

Wenn ein Mann wie der Magister Laukhard, der nicht nur den Dichter des »Werther« schätzte, sondern auch Lessing und Wieland, Kant und Schiller, der des »göttlichen« Herder spinozistische Gespräche über Gott seinen Zeitgenossen empfahl, wenn ein so gebildeter Mann so tief in den Sumpf geriet, daß er, um sich zu retten, mit verzweifeltem Lachen nach der Muskete griff — was war dann erst von diesem Gesindel zu erwarten, das noch Jena und die Mehrzahl der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übrigen Universitäten füllte, saufend und raufend, fluchend und zotend, lärmend und tausendfachen Unfug verübend, als ob die Universitas litterarum nur ein einziger Auerbachscher Keller sei, wenn nicht gar ein »Pfuffeller«! Hören wir außerdem von Laukhard, wie entartet der Adel war, wie liederlich oder spießbürgerlich es in den Städten herging, wie noch 1787 »dickste Finsternis« auf den Dörfern selbst um Weimar herum und bis nach Weimar hinein herrschte, so begreifen wir den tiefen Unwillen, mit dem unser größter Dichter von dieser Roheit sich abwandte und eine mildere Natur suchte; wir begreifen Goethe und danken ihm nur um so herzlicher, daß er sein noch unreifes Volk doch nicht im Stich ließ, ihm vielmehr in »Hermann und Dorothea« ein verklärtes Bild vor Augen hielt und es an der Hand seines Faust höher und höher leitete, aus Auerbachs Keller empor bis zu dem lichtumflossenen Gipfel, auf dem sich der deutsche Doktor mit der griechischen Helena vermählte.

Während wir so dem Standbild Goethes in liebevoller Ehrfurcht genaht sind, ist der Musketier ungeduldig hinausmarschiert. Doch nicht für lange. Er kehrt zurück, jetzt im bürgerlichen Kleid, labt sich an Burgunder und erzählt nunmehr den (1796 bis 1797 in drei Teilen erschienenen) zweiten Hauptteil seiner Lebensgeschichte. Wir lauschen mit wachsender Spannung, an der auch das Standbild teilzunehmen scheint. Denn Laukhard erzählt »Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzuges gegen Frankreich«.

An einem Feldzug teilnehmen als Musketier und obskurer Skribente oder als weltberühmter Dichter und Freund eines Herzogs macht allerdings einen Unterschied. Goethe wird während der unglücklichen »Kampagne in Frankreich« manches nur flüchtig, vielleicht überhaupt nicht erfahren haben, was Laukhard erlebte und mit brennenden Farben ausmalt, wie den furchtbaren Zustand des preußischen Lazarettwesens. Aber auch gemeinsame Erlebnisse spiegelten sich bei Goethe und Laukhard verschieden. Ein kleiner Zug ist dafür bezeichnend.

In der Champagne erging seitens der preußischen Heeresleitung ein eigentümlicher Befehl. Nach Goethes Bericht lautete er: die Soldaten sollten sich mit dem hier umsonst zu habenden Putzmittel, der Kreide, so viel als möglich versehen. Goethe bemerkt, daß dieser Befehl den Soldaten zu einigem Spott Gelegenheit gab: »Mitten in den furchtbarsten Kot versenkt, sollte man sich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen; wo man nach Brot seufzte, sich mit Staub zufriedenstellen.«

Der Soldat Laukhard aber erzählt: »Am allerlächerlichsten war der Parolebefehl wegen der Kreide. In Champagne gibt es ihrer viel, und nachdem man auf einem Hügel recht schöne entdeckt hatte, mußten Leute hin, sie auszugraben, und nun wurde befohlen, daß man diese Kreide unter die Soldaten verteilen sollte, mit dem Zusatz: ‚Se. Majestät der König schenke diese Kreide den Soldaten!' In Champagne war freilich der Ort, wo man Hosen und Westen mit Kreide weißen sollte! Ja, wenn der Herr Jesus da gewesen wäre und aus Kreide hätte Brot machen wollen!« So steigert der Musketier den Spott zum Hohn und vergißt dabei nicht, dem irdischen und dem himmlischen Herrn eins auszuwischen.

Trotz dieser Neigung, die charakteristischen Züge in einem satirischen Hohlspiegel aufzufangen, macht Laukhard den Eindruck eines glaubwürdigen Zeugen, selbst dort, wo seine Erzählung schier romanhaft wird: seit der Blockade von Landau.

Da erleben wir eine ganze Reihe spannender Gespräche (Laukhard beherrscht die Dialogform meisterlich): Gespräche Laukhards mit dem Prinzen Hohenlohe, dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dem Adjutanten des preußischen Kronprinzen und sogar mit dem Kronprinzen, dem späteren Friedrich Wilhelm III. Was aber begehren die hohen Herren von dem Musketier? Etwa Aufschlüsse über sein Schicksal? Nein, dazu ist jetzt keine Zeit; Landau soll eingenommen werden, und zwar mit Hilfe von — Laukhard. Er kennt den Vertreter der französischen Republik in Landau, namens Dentzel, den soll er gewinnen und so die Festung in die Hände der Belagerer spielen.

Und Laukhard läßt sich überreden. Als angeblicher Deserteur gelangt er in die Stadt. Doch seinen Zweck erreicht er nicht. Er kommt vielmehr bereits in Landau der Guillotine bedenklich nahe. Dann muß er ins Innere Frankreichs marschieren und beständig vor Entdeckung zittern.

Kein Wunder, daß er seinen Leichtsinn verwünschte, und daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als er endlich wieder auf deutschen Boden gelangte. Ungemischt indessen war seine Freude nicht beim Überschreiten der Grenze. Er verließ das Frankreich der Revolutionszeit mit dem Gefühl, hier mehr gesehen und mehr erfahren zu haben, als er je wieder sehen und erfahren könne, er möge hinkommen, wohin er wolle, und sollte er Methusalems Alter erreichen.

Laukhard täuschte sich nicht. Sein Aufenthalt in Frankreich war der Licht- und Höhepunkt seines Lebens. Klar überschaute er dazumal die Gegenwart, und selbst die Zukunft enthüllte sich ihm.

Schon in der Champagne hatten ihn seine Kameraden für einen Propheten gehalten, obgleich es nicht Laukhard, sondern Goethe gewesen war, der nach der Kanonade von Valmy verkündet hatte: »Von hier und heute geht eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.« Der heimgekehrte Laukhard aber rief unter dem Eindruck seiner Erlebnisse auf französischem Boden: »Wird einst Frankreich einen Alexander haben, so ist Deutschland seine Eroberung!«

Silen — bekundeten die Alten — sei Zecher und zugleich Weissager. In Deutschland wurde Silen bald wieder ein bloßer Satyr.

Der Satyr Laukhard nahm Dienste bei der liederlichen Armee der Emigranten und bei der lächerlichen Reichsarmee, kam zurück nach Halle, wo ihn seine Hoffnung auf den preußischen Kronprinzen jämmerlich trog, geriet elend abwärts: unter das Kreuz einer heillosen Ehe, über mancherlei spießbürgerliche Stoppeln und Steine, sogar über das Pflaster der ehrsamen Reichsstadt Nordhausen, gelangte nochmals auf eine kleine Anhöhe, von der aus er nach Frankreich blicken konnte, und endete in einem Sumpf, den wohltätiges Schweigen bedeckt.*

Damals, als Laukhard zur Muskete griff, um nicht im Sumpf des akademischen Lebens zu versinken, hatte ihm sein Vater alle Vorwürfe erspart. Geschehene Dinge — hatte er gemeint — wären einmal nicht zu ändern, und da müßte man auch nicht weiter davon reden. Ein nur halbwahrer Grundsatz! rief jedoch der Sohn im ersten Hauptteil seiner Selbstbiographie. Man müsse allerdings davon reden, wenn man Klugheitsregeln daraus für sich oder andre nehmen könne. Allein sein Vater habe so sein System gehabt; und nach demselben sei mehr das Schicksal als der Sohn selbst schuld an dessen Unfällen gewesen. Trotzdem wollte auch der Sohn von der »allwaltenden Vorsehung« nichts wissen; an eine »gewisse fatale Verkettung der Dinge« glaubte auch er. Im Hinblick auf sein Leben nicht mit Unrecht!

Laukhard war nicht der Mann, in einem Tautropfen die ganze Welt zu sehen. Er mußte mindestens ein Paßglas vor sich haben. Darum fühlte er sich auf französischem Boden so recht in seinem Element. Hier wehte der Odem der Weltgeschichte! Wendelsheim aber gehörte zur Grafschaft Grehweiler und diese einem Edlen, den Joseph II. wegen seiner Betrügereien zehn Jahre einsperren ließ.

Das Verlangen nach der großen Welt hatte den Magister auch wohl mit bestimmt, just die Muskete zu ergreifen. Sie brachte ihn ja nahe dem Helden jener Zeit. Stolz hat Laukhard bekannt, was im Mai des Jahres 1784 in ihm vorging, als er bei der Magdeburger Generalrevue den Großen König zum erstenmal sah: »Sein Anblick erschütterte mich durch und durch: ich hatte nur Auge und Sinn bloß für Ihn! Auf Ihn war ich und alles konzentriert! Viele tausend Personalitäten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Heer, eine Handlung! Es ist wahrlich etwas Göttliches, einen so großen Mann zu sehen! Der Gedanke, daß man zu Ihm mit gehöre, erhebt zum Olymp hinauf.«

Doch über dem Feldzug in Frankreich wachte nicht mehr des Großen Königs klares Auge, und bei allem begreiflichen Wohlwollen, das er Friedrichs leichtlebigem Nachfolger entgegenbrachte, konnte Laukhard den wahren Charakter des neuen Regiments in Preußen nicht verkennen. Wofür schulterte er jetzt die Muskete? Für Wöllner und sein Religionsedikt? Oder etwa für den Rheingrafen zu Grehweiler? Für die Krummstabträger am Rhein? Oder etwa gar für die schamlosen Emigranten? Zürnen und Lachen vergeht uns, wenn wir den preußischen Musketier unter den Franzosen, den ungehobelten deutschen Renommisten unter den Sansculotten sehen, von ihm aber uns sagen lassen müssen: »Ich habe an den französischen Soldaten das gefunden, was die edlen Verteidiger Griechenlands auch an sich hatten, nämlich warme Liebe zu ihrem Vaterlande, eine Liebe, die der Deutsche deswegen nicht kennt, weil er als Deutscher kein Vaterland mehr hat.« Noch nach Jahrzehnten fügte der Autor von »Felix Schnabels Universitätsjahren« dem Worte »Vaterland« die Bemerkung bei: »Wenn wir Deutsche von einem gemeinsamen Vaterland sprechen dürfen.«

Zu diesen allgemeinen Verhältnissen, die Laukhard entlasten, kamen besondere.

Ein andres zerrüttetes Genie (Grabbe) hat geklagt: »Ach, was soll aus einem Menschen

* Der sechste Band von Laukhards Selbstbiographie mit den »Begebenheiten und Erfahrungen bis gegen das Ende des Jahres 1802« zeigt bereits ein solches Sinken seines Geistes, so viel Klatsch und Tratsch, zu dem besonders die Nordhausener Philister beisteuern müssen, daß das Ausbleiben weiterer Bände kaum zu bedauern ist, wenn auch Laukhard später als Verweser eines Pfarramts im damaligen französischen Saardepartement eine wunderliche Rolle gespielt haben mag. Darüber und über Laukhards dunkles Lebensende hat Holzhausen einige Nachrichten gesammelt, die Petersen für seine Neuausgabe der Selbstbiographie verwenden durfte. Von Laukhards sonstigen Schriften haben nur »Annalen der Universität zu Schilda«, »Leben und Thaten des Rheingrafen Karl Magnus« und »Marki von Gebrian oder Ränke und Schwänke eines französischen Emigranten« noch kulturgeschichtliches Interesse. Bezeichnenderweise zog die in »Astolfo, einer Banditengeschichte« auftretende Madame Maschkupi ihrem Schöpfer ähnlichen Ärger zu wie weiland die Frau Schlampampe dem versumpften Genie Christian Reuter.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, dessen erstes Gedächtnis das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazierengeführt zu haben?« Hat aber das Schicksal den weicher gebettet, zu dessen frühestem Umgang es eine alte Säuferin bestellte, Laukhards Mamsell Tante, und einen alten Zotenreißer, den Knecht des Pfarrers zu Wendelsheim?

Als Jüngling sah dann Laukhard vor sich einen Vater, der achtbare Eigenschaften besaß, von dem sich der Sohn jedoch gestehen mußte, daß sein spinozistisches System im ärgsten Mißverhältnis stände zu seinem lutherischen Pfarramt. Auch war ja Laukhards Vater kein stiller Geist wie Spinoza. Wie oft ließ er in Gegenwart des Sohnes — des künftigen Theologen — seinem Hohn und Haß gegen die »Pfaffen« die Zügel schießen!

Nun bezog der schon von Haus aus unterhöhlte Laukhard eine Universität, deren Musensöhne seine Tante zum Erblassen und jenen Knecht zum Erröten hätten bringen können, eine Universität, deren werbende Lehrkraft sich in dem Professor Bahrdt erschöpfte, dem Theologen und »Zotologen«, dem leichtsinnigsten aller akademischen Lehrer und leichtfertigsten aller Aufklärer.

Damit war Laukhard der Weg gewiesen. Des Socianers Samuel Crellius Buch »De uno deo patre«, des englischen Freigeistes Tindal »Erweis, daß das Christentum so alt ist wie die Welt«, und die von Lessing herausgegebenen Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten wirkten auf ihn nur noch zersetzend. Insbesondere die Fragmente stießen Laukhard den Pfad hinab, der das Stiefkind des Schicksals auch schuldig werden sah.

Lessing hatte von den Fragmenten gesagt, sie seien mit der äußersten Freimütigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernst geschrieben. Der Untersucher vergesse seine Würde nie; Leichtsinn scheine nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgend (?) erlaube er sich Spöttereien und Possen. Er sei ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen.

Nachdem Laukhard die Fragmente studiert hatte, hielt er es nicht mehr der Mühe wert, die christliche Religion mit Gründen zu widerlegen; er betrachtete sie bloß noch als einen würdigen Gegenstand des Spottes. Keines eifernden Spottes, wie ihn Edelmann getrieben hatte, der wenig »gesetzte« Zeitgenosse des Reimarus. Laukhards Spott entartete zu Possen und Affenstreichen, denen sogar Voltaire nicht Geschmack abgewonnen hätte, vielleicht nicht einmal Bahrdt. Wenigstens behauptete dieser in seiner Selbstbiographie, er habe mit wahrem Mitleid und wirklichem Kummer die Eindrücke bemerkt, die die Fragmente (Bahrdt nannte sie »Lessingsche Produkte«) unter dem Haufen der freidenkenden Menschen hervorgebracht hätten. Wer möchte allerdings dem Satyr Bahrdt trauen, zumal er eben erst uns zugezischelt, welche mächtige Wirkung die zweideutige Art auf ihn ausgeübt habe, mit der Semler den Ungenannten widerlegt hatte! Semler, Bahrdt, Laukhard ...

War es die »Verkettung der Dinge« oder war es (nach Semlers und Bahrdts Redeweise) die »Vorsehung«, die drei so ungleiche Bestreiter der Orthodoxie an einen Ort zusammenführte und in Halle bewirkte, daß Laukhard dem Professor Semler, dem berühmten Begründer der modernen kritischen Theologie, freundschaftlich nahe, dem einstigen Professor, späteren Schenkwirt und allezeit berüchtigten Doktor Bahrdt feindlich entgegentrat? War es die Verkettung der Dinge, so war sie für Bahrdt fatal. War es die Vorsehung, so war sie im Hinblick auf Semler unbegreiflich. Denn schon Laukhards polemische »Beiträge und Berichtigungen zu Herrn D. Bahrdts Lebensbeschreibung« verrieten, wohin er nach wie vor gehörte. Und nun erst seine eigne Lebensbeschreibung!

Von Semlers Selbstbiographie zu der Laukhards führt ein schmaler Steg. Um so breiter ist die Brücke zwischen Bahrdts und Laukhards Lebensbeschreibung. Ja, ohne Bahrdts Selbstbiographie hätte Laukhard schwerlich die seinige geschrieben.

Darin freilich unterschied sich der Magister von dem Doktor, daß er nichts beschönigte. Bahrdt war frivol, Laukhard zynisch. Zynisch stellte er sich aller Welt zur Schau, und zynisch verbat er sich's bei seinem Vater und erst recht bei seinen Lesern, ihn von aller Schuld freizusprechen.

»Wenn ich einen Roman schreiben wollte« — meinte Laukhard —, »so könnte ich alle meine Unglücksfälle ganz kommode, wie Herr Bahrdt, den Pfaffen in die Schuhe schütten und mich schneeweiß brennen. Allein, ob mich gleich giftige orthodoxe Ochsen von Pfaffen genug gedrückt und gestoßen haben, so muß ich doch bekennen, daß die Hauptschuld meiner Unfälle auf mich kommt. Wäre ich behutsamer gewesen, und hätte ich das Weinglas weniger geliebt — alle Pfaffen würden mir nichts geschadet haben. Aber so —«

Ähnlich wie bei Rousseau gehörte bei Laukhard zum Persönlichkeitsgefühl auch das Schuldgefühl. Er, ein abgesagter Feind der einzig den Uneigennutz lehrenden »Herren Moralisten«, war selber so weit »Moralist«, daß er seine immoralische, richtiger amoralische, Lebensgeschichte ausdrücklich zur Warnung schrieb. »Fatalist« war er nur mit Einschränkung.

Sein Fatalismus — versicherte er — hebe die Freiheit nicht ganz auf und sei deshalb unschädlich. Laukhard berief sich dabei auf Friedrich den Großen und dessen »scharfsinnigen Kommentator« Schulz in Gielsdorf.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser Schulz in Gielsdorf nun war der zu seiner Zeit vielgenannte »Zopfschulz«, so benamst, weil er die bei den Pastoren bisher übliche Perücke an den Nagel hing und mit dem neumodischen Zopf die Kanzel betrat, um hier nach Semlers Erweis des großen Unterschiedes der Religion von der Theologie und nach seinem eignen »Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral von der Religion« den angeblichen Sohn Gottes als einen großen und weisen Lehrer der natürlichen Moral hinzustellen. Der Staat, das ist Gott! rief im neunzehnten Jahrhundert Lassalle. Die Moral, das ist Gott! rief im achtzehnten Jahrhundert der Regent des preußischen Staates vom Thron und der Seelenhirt zu Gielsdorf bei Berlin von der Kanzel.

Doch auch die Moral schien der aufgeklärte Gielsdorfer Prediger zu gefährden, da er in seiner, einer Anregung des aufgeklärten Königs folgenden »Sittenlehre für alle Menschen, ohne Unterschied der Religionen« sich zur Selbstliebe als dem Grundsatz der Moral und zum Materialismus sowie zum Determinismus bekannte. Er empfing für seine Sittenlehre zwar ein gnädiges Handschreiben Friedrichs, des großen Königs, aber eine ungnädige Kritik Kants, des großen Philosophen; Kant sah in dem Determinismus nur schädlichen Fatalismus.*

Der Schlag, den Kant gegen Friedrichs »scharfsinnigen Kommentator« geführt hatte, hinderte ihn nicht, im folgenden Jahre (1784) das Jahrhundert der Aufklärung das Jahrhundert Friedrichs zu nennen. Damit sprach der Philosoph den eigentlichen Aufklärern aus der Seele, ohne doch befürchten zu müssen, daß deren Gegner (soweit sie nicht rückschrittlich gesinnt waren im Vorgefühl des Wöllnerschen Religionsediktes) sich zum Widerspruch erheben würden.

Das Jahrhundert Friedrichs beherrschten nämlich zwei Richtungen. Einig waren beide in dem Bestreben, den Menschen — wie Kant sagte — »mündig« zu machen; in ihrem Begriff von der Mündigkeit schieden sich freilich die Geister. An die Spitze der einen Partei trat der große König selber, rücksichtsloser noch als sein Freund Voltaire; hinter ihm schritten — bereits in einigem Abstand — Lessing und Wieland. Die andre Partei hielt sich mehr zum König des Himmels; in Deutschland eilte hier Klopstock voran, wenn auch nicht so kühn wie in Frankreich Rousseau, der sogar dem Messias einen demokratischen Anstrich gab. Die Einseitigkeit beider Richtungen sollte aber zugunsten des gemeinsamen Zieles allmählich überwunden werden; Herder sollte den Pietismus, Kant von Grund aus den Rationalismus läutern, und der Herderfreund Goethe im Bunde mit dem Kantverehrer Schiller die Gegensätze, die einst schon Luther und Erasmus, Bernhard und Abälard, Plato und Aristoteles bewegt hatten, für die höheren deutschen Bildungsschichten versöhnen, bis auch hier die Reaktion der Romantik alle Errungenschaften von Friedrichs Jahrhundert wieder in Frage stellte.

Zum Jahrhundert Friedrichs gehörte indessen noch der Mann, der Arm in Arm mit dem Zopfschulz und wohl oder übel mit dem Doktor Bahrdt das »Muckenvolk« in die Schranken forderte. Ja, zu des Königs eigner Richtung gehörte dieser Mann, trotz seiner pöbelhaften Formen und seiner nur wenig verhüllten demokratischen Gesinnung.

Mochte auch Laukhard seiner Liebe zu Thereschen sentimentale Farbe leihen, die Farbe war doch bloß Schminke, unter der der Weiberspötter hervorgrinste. Mochte er auch wie der vom jungen Goethe verspottete Bahrdt »Werthers Leiden« ein meisterhaftes Büchlein nennen, mit Wonne malte er doch eine lächerliche Prozession zu Jerusalems Grab. Ebensowenig konnte Laukhard überzeugen als Lobredner des »göttlichen« Herder und seines Spinoza.

Er hatte ja Gelegenheit gehabt, Spinozas

* Die Freiheit nannte der Rezensent Kant (1783) eine notwendige praktische Voraussetzung. Selbst der spekulativ entschlossenste Fatalist müsse, sobald es ihm um Weisheit und Pflicht zu tun sei, so handeln, *als ob er frei wäre*. Von diesem praktischen Bedürfnis aus suchte Semler um die gleiche Zeit (Ende 1783) auch den Glauben an die göttliche Vorsehung zu retten. »Man *müsse* ihn beibehalten, *gesetzt auch, er sei Vorurteil*«, schrieb er bekümmert dem zum Musketier herabgesunkenen Magister, doch ohne auf Laukhard Eindruck zu machen. Nicht besser wäre es Kant ergangen, da er in jener Besprechung Determinismus und Fatalismus in eins setzte, während Laukhard den Determinismus von Schulz und den Fatalismus seines Vaters unterschied. Kant aber hätte — strenger als der milde Semler — Laukhards Lehre noch enger in Zusammenhang gebracht mit seinem Leben und nur bestätigt gefunden, wie notwendig es sei, die spekulative Philosophie zu überwachen und die Sittenlehre — statt als läßliche Warnungstafel — als eherne Gesetzestafel aufzurichten. Hat doch Laukhards Gießener Lehrer, Bahrdt, obwohl er noch mit Semler an die Vorsehung glaubte und nach seiner Versicherung in der »Geschichte seines Gefängnisses« den Determinismus nur theoretisch gelten lassen wollte, gleich zu Beginn seiner Lebensgeschichte ihm praktisch eine so laxe Wendung gegeben, daß diese Art von Determinismus in der Tat auf schädlichen Fatalismus hinauslief.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pantheismus in den Gesprächen mit seinem Vater kennenzulernen, aber eine entschiedene Abneigung gegen alle Metaphysik gehegt und seinem Lehrer Semler gelauscht, der dem »kalten« Spinozismus vorwarf, er könne schwache Seelen leicht zu Misanthropen machen. Später erklärte Laukhard unter dem Eindruck von Herders Gesprächen über Gott: »Es gibt wohl schwerlich eine Philosophie, viel weniger eine Religion, welche die Seele mehr aufheitern kann als der Pantheismus.« Er prophezeite: »Spinozas Lehre zeigt Realitäten für die Zukunft.« Es scheint ihm jedoch mit dieser Lehre ähnlich ergangen zu sein wie dem Preußenkönig mit der deutschen Literatur. Friedrich der Große verglich sich mit Moses, der das gelobte Land sah, aber nicht betrat. Um das gelobte Land von Spinozas Pantheismus oder vollends von Herders Panentheismus zu betreten, hätte Laukhard eine weniger kühle Seele besitzen müssen.

So wie seine Seele nun einmal beschaffen war, ergötzte sie sich an den neuen Spitzen, die sich gegen die orthodoxen Ochsen anbringen ließen, ließ sich deshalb auch den wegen Pantheisterei verbrannten Giordano Bruno nicht entgehen und stürzte sich mit wahrem Hochgenuß auf das »elende Gewäsche von positiven Strafen nach dem Tode, die gar noch ewig dauern sollen«, während doch die schönste Aussicht bestehe, daß die feine Modifikation unsrer Seele, die jetzt Denken heißt, in eine andre Form übergehen werde, daß der Tod der Anfang einer größeren Vollkommenheit, die Tür zu einem neuen Glücke sei.

Bei alledem spürte Laukhards Seele kaum einen Hauch von Gott-Natur. Unter dem Vorwand, keine Schilderungen geben zu wollen, schob der Magister die Natur in seiner Lebensgeschichte beiseite.

Auch die Kunst reizte ihn wenig, zumal die Kunst der religiösen Sehnsucht, die Gotik. — Im zweiten Bande seiner Lebensgeschichte wußte Laukhard viel von Straßburg zu erzählen: von der französischen Garnison und der deutschen Universität, von den Bürgermädchen mit ihren geflochtenen Zöpfen und von den äußerlich so sittsamen, innerlich so zotologischen Freudenmädchen im »Gelben Kreuz«. Nur das Münster fand er nicht erwähnenswert. Im vierten Bande seiner Lebensgeschichte aber eilt Laukhard gleich nach seiner Ankunft in Straßburg zu der »Kathedralkirche oder dem berühmten Münster«. Inzwischen hatten ja die Franzosen daraus den »Tempel der Vernunft« gemacht. Und die Sprache verstand der deutsche Magister. Ja, er redete sie so, daß selbst die Ohnehosen staunten ...

Als Laukhard während seines Aufenthalts in Frankreich mit den Sansculotten nach Vincennes marschierte, erzählte er seiner Kameradschaft, dort sei der Ort gewesen, wohin die alten Kaiser zu Rom die Staatsverbrecher verwiesen hätten; unter diesen sei auch Pontius Pilatus gewesen, der den Juden Jesus zum Tode verdammt hätte.

»Foutre!« fing da einer an. »Hat denn der Kaiser den Pilatus verwiesen, weil er den armen Teufel hat hinrichten lassen?«

»Freilich!« erwiderte Laukhard, ob er gleich wußte, daß Tiberius ganz andre Ursachen dazu gehabt hatte.

»Er hatte unrecht!« versetzte der Ohnehose. »Der Mosjöh Jesus hatte seine Strafe verdient; denn er hat die ganze Pfafferei gestiftet!«

»Nicht doch!« entgegnete Laukhard. »Die ist von herrschsüchtigen Bischöfen und Päpsten gestiftet. Jesus verabscheute sie, und es ist eine Lust, zu lesen, wie er die Pfaffen seiner Zeit, die Schriftgelehrten und Hohenpriester, wo er nur konnte, hernahm. Jesus, Brüder, war es, der es wagte, den Despotismus unter seiner Nation anzugreifen und ihr Freiheit und Gleichheit vorzupredigen. Ja, er war im eigentlichen Sinne euer Patriarch und der erste Sansculotte, der sein Leben zur Stürzung des damaligen Despotismus hingab, und nicht einmal so viel hatte, worauf er sein Haupt hätte legen können, viel weniger — Hosen ...«

»Allerliebst!« riefen mehrere. »Wenn das wahr ist, so muß er mit ins Pantheon! Es lebe der Sansculott Jesus! Es lebe die Republik!«

»Aber höre, Kamerad,« rief dem Deutschen ein französischer Ohnehose zu. »Nicht wahr, Pilatus ist verwiesen worden, weil er den Herrn Jesus hat kreuzigen lassen? Man muß niemand quälen, der sterben soll. Guillotinieren hätte er ihn höchstens sollen. Dann wäre es noch so halb und halb gewesen. Es lebe das Gesetz!«

Dieser Zug — bemerkte Laukhard später in seiner Lebensgeschichte — verrate immerhin die Anhänglichkeit, die diese sonst so rohen Leute doch für das Gesetz, das alle Martern und Unmenschlichkeiten an Verurteilten verbot, bei all ihrer Unwissenheit hegten. Dies ganze drastische Gespräch zeigt indessen auch den Grundzug in Laukhards eigner Seele: die Neigung von der »Religion der Vernunft« zur »Moral der Vernunft«, einer Moral überdies, welche die Vernunft mit dem »gesunden Menschenverstand« gleichsetzte und in den Dienst der Menschlichkeit die Guillotine stellte.

So gemütlich Laukhard mit den Ohnehosen umging — für den armen Mann im Tockenburg hätte er schwerlich viel übrig gehabt. Der wäre in seinen Augen wohl ein »Philister« oder »Knote« gewesen, wohl gar wie der »Frömmling« Jung-Stilling und der »teure Gottesmann« Lavater ein »Mucker«.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der arme Mann im Tockenburg hingegen würde sich der Teilnahme nicht enthalten haben bei Laukhards Erzählungen seiner Schicksale als Musketier und Kamerad der Ohnehosen. Hatte er doch selber eine Zeitlang die Muskete getragen und fast immer ein schäbig Röcklein, und die Hauptsache: war er doch nicht so sehr Pietist wie Laukhard Rationalist.

Er, der in seiner Lebensgeschichte seine Naturandacht in Einklang mit dem Christentum zu bringen suchte, der sich gelegentlich eine Anwandlung von Freigeisterei vorwarf, hat sich ebendort wegen seiner früheren muckerischen Mucken wiederholt wacker bei den Ohren genommen und so bekundet, daß sein Ziel nicht in der Richtung der »Stillen im Lande« lag. Sein Ziel deckte sich auch nicht mit dem Stillings. Dessen ganzes Leben war ja eine ununterbrochene Kette von Wundern, während der arme Mann seine einstige Rettung aus der ärgsten Not als ein bloßes »Beinahe-Wunder« betrachtete, auch kein Bedenken trug, in seiner Lebensgeschichte zu gestehen, daß in der Welt alles seinen natürlichen Lauf gehe, und daß Glück und Unglück sich immer teils nach seinem eignen Verhalten, teils nach den Zeitumständen gerichtet habe. (Wer dies »Beinahe-Wunder« bei Licht betrachtet, sieht in der Ferne schon des grünen Heinrichs »Flötenwunder« blinken!) Vollends in seinem Tagebuch, dieser köstlichen Ergänzung seiner Lebensgeschichte, ließ der arme Mann die wunderlichen Zerrformen des Pietismus weit hinter sich.*

Anfangs habe sein Tagebuch voll Schwärmereien gesteckt, sagte Uli Braeker in seiner Lebensgeschichte. Es waren Schwärmereien ähnlicher Art, wie sie gleichzeitig Lavater beging in dem ersten Teil des »geheimen Tagebuches, von einem Beobachter seiner selbst«. Der arme Mann wagte aber, seines Landsmannes Abrücken von der Schwärmerei in dem zweiten Teil jenes »geheimen Tagebuches« seinerseits noch stetig fortzusetzen, bis er gegen Ende seines eignen Tagebuches die Inspirierten hirnverrückte Tierchen nannte und hinter alle Offenbarungen ein Fragezeichen machte. Sogar sein erstaunliches Verständnis Shakespeares litt bisweilen unter seiner nicht minder erstaunlichen Abneigung gegen das freizügige Phantasieleben. Doch nur um so herzhafter bekannte er sich im Laufe seines Tagebuches zu einem Humor, der seiner kernigen und auch aller Phantastik abholden Landskraft Keller wohltun mußte. Merkwürdig dabei ist ein Zusammenstoß mit dem größten deutschen Volksdichter des siebzehnten Jahrhunderts, der selber eine humoristische Ader gehabt hatte, mit Grimmelshausen.

Im »Seltsamen Springinsfeld« tadelte der wieder auftretende Simplicius sein eignes Lachen. Als hierauf jemand einwarf: das Lachen sei doch dem Menschen angeboren und ihm nützlich; der lachende Demokrit sei uralt geworden, der weinende Heraklit früh und elend gestorben; deswegen habe Seneka gemahnt, man solle mehr dem Demokrit als dem Heraklit folgen — da antwortete Simplicius zunächst mit dem weisen Salomo: Lachen und Weinen habe seine Zeit. Gleichwohl aber — fuhr er fort — sei das Weinen dem Menschen mehr als das Lachen angeboren; der Mensch pflege zu weinen, wenn er zur Welt komme; auch habe der Herr Christus die Weinenden selig gepriesen und selbst etliche Male geweint, doch nie habe er gelacht. Simplicius schloß: »Seneka als ein Heide mag das Lachen dem Weinen wohl vorziehen; wir Christen aber haben mehr Ursach, über die Bosheit der Menschen zu weinen, als über ihre Torheit zu lachen, weil wir wissen, daß auf die Sünde der Lachenden ein ewiges Heulen und Wehklagen folgen wird.«

Der arme Mann im Tockenburg wußte nun freilich kaum etwas von Demokrit und Heraklit oder von Senekas weisem Ausspruch, der einem Voltaire, einem Wieland und noch einem Raabe zum Schibboleth diente. Das Ding indessen, um das es sich handelte, das kannte er genau, und das hielt er für wichtig genug, um wiederholt davon zu sprechen und ausdrücklich zu erklären: obwohl ihm die Mittelstraße am besten gefalle, so halte er es doch lieber mit denen, die über alles lachen, als mit denen, die über alles ächzen und schimpfen, mit John Falstaff und seiner Sippe (wie er in seinem Shakespeare-Büchlein bemerkt hat) demnach lieber als — je nun, mit den Pietisten.

Von dieser Weisheit wich er nicht, mochte auch nach einem erquickenden Gewitter eine alte Betschwester dem fröhlichen Mann mit der ewigen Verdammnis bange zu machen suchen, und mochte auch sein braves Hauskreuz dem auf seinem Krankenlager wohlgemuten Manne besorgt zurufen: »Ich sähe dich lieber weinen als lachen, es würde dir heilsamer sein.«

Nur daß des armen Mannes Weisheit stets ihre eignen Wege ging und mit ihr sein Lachen!

Hatte nicht auch Laukhard gedacht: »nunquam trauria, semper lustig?« Hatte er nicht gelacht, als ihn dieser Grundsatz bis zur Muskete geführt? Nein, das war noch nicht die rechte Weisheit, nicht das echte Lachen Uli Braekers! Der lächelte, wo Laukhard lustig lachte. Er lachte aber, wo der Magister überlegen lächelte: bei den spiegelhellen Tautröpfchen, den trillern-

* Für das Tagebuch muß ich mich mit dem Auszug begnügen, den Eduard Bülow aus der Originalhandschrift 1852 gegeben hat. Der Verlag von Meyer & Jessen in Berlin will erfreulicherweise eine Neuausgabe auch des Tagebuches nach der Originalhandschrift liefern.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Vöglein und bei den tausendfarbigen, balsambuftigen Blümlein. Hier lachte er, weil ihm halt das Herz im Leibe lachte vor lauter Wonne an der wunderschönen Welt.

In dem Meer von Wohlgerüchen wie ein Maienkäfer herumzuschweben und alle seine Nahrung darin zu finden, wünschte einst Werther, bevor der Sturm seiner Leidenschaft die Wohlgerüche wegzuwehen, den Schauplatz des unendlichen Lebens in den Abgrund des ewig offenen Grabes zu verwandeln düster drohte. Da wußte doch der arme Mann im Tockenburg seinen »schwarzen Engel« besser im Zaume zu halten!

All die Schönheiten der »heiligen Natur« waren ihm alle Morgen neu. Wie ein Bienchen tummelte er sich in seinen gesunden Tagen, allüberall wonnesamen Honig findend. Wächst nicht am wilden, einöden Ort das Frauenschühli? »Du Wunderblume« — flüsterte der arme Mann — »entzückst mich mehr als güldene Pokale.« Er ahnte nicht, daß er selber so eine Wunderblume war. »Welch harmonische Bildung! Ein Stengel hinan, ein grün länglicht Blatt ob dem andern, zu oberst senkt sich eine braunrote Krone von vier Blättern demütig herab. Mitten in dieser Krone sitzt der goldene Pokal, ein hübsch gelbes Schühlein, inwendig rot gespritzt, zwei artige Zünglein im Hals, wunderbar geformt. So einsam und niedrig hängt das Frauenschühli wunderschön da.«

Noch in seinen sterbenskranken Tagen blieb des armen Mannes Leitspruch: »Es ist immer mehr Gutes als Böses in der Welt!« Er vertraute dem Allgütigen, zu dem er still im Herzen betete, und kindlich hoffte er auf die Erfüllung seiner letzten Wünsche.

Friedrich der Große hatte gesagt, der geschwindeste Tod sei der beste. Das ließ unser armer Mann gelten; aber unter allen langsamen Todesarten dünkte ihm diese die glücklichste, daß man so nach und nach mit dem Tode bekannt werde und ohne sonderliche Schmerzen so ruhig und gelassen sein Lebensende erwarte. Auch wünschte er, dem grauen Winter, nicht dem holden Lenz vor der Nase weg abgerufen zu werden.

Ihm geschah sein Wille. Nachdem der sieche Mann die schönen Frühlings- und Sommertage des Jahres 1798 genossen hatte wie nie Lenz und Sommer in seinem ganzen Leben, fühlte er sanft den Todesengel sich nahen.

»So trauere denn, Natur! Dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende!« rief Werther einst an einem trüben Tage und prüfte die Pistole. Doch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken leuchteten ihm noch jene Sterne, die am Himmel gestanden, wenn er liebestrunken nachts von seiner Lotte geschieden, jene Deichselsterne des Wagens, die auch Kellers letzten Pfad erhellen sollten.

Nicht der Heerwagen, das »mächtig Sternbild der Germanen«, wohl aber das Siebengestirn hatte dem armen Mann im Tockenburg bei seinem Abschied von Annchen geschimmert. An dies freundliche Sternbild oder auch nur an die beiden kleinen Sterne, die er damals so nahe beisammen gesehen, als wenn sie sich küssen wollten, mag er beim Scheiden von dieser wunderschönen Welt ähnliche Worte wie Werther gerichtet haben: »Nein, ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt euch an seinem Herzen und mich.« Freilich: mich, wie ich leibte und lebte, oder doch meine Seele? »Sagt mir's, ihr Herren Weisen« — heischte schon früher der arme Mann —, »aber sagt mir keine Lügen. Sagt mir, was ihr wißt. Doch nein, sagt mir lieber nichts. Ihr wißt so viel wie ich, und ich weiß so viel als ihr. Der Allwissende weiß es, und der hat es euch nie anders als mir gesagt.«

In den Allwissenden, in den Allgütigen, in das große All fühlte der Sterbende aufrechten Hauptes seinen Geist sich verlieren — —

Dort, wo mitten im Tockenburg, am Fuß eines Berges, von dessen Spitze man eine treffliche Aussicht beinahe über das ganze Land genießt, auf einer Anhöhe ein hölzernes und ach! verschuldetes Häuschen stand, hatte ein ausgerissener Soldat des großen Königs die Geistesschlachten des nach Friedrich benannten Jahrhunderts als ein tapferer Alemanne ganz im Stillen mit seinem Hirtenstecken mitgeschlagen. Sein kindliches Gemüt hatte geahnt, daß es über den Verstand, auch über das Gefühl hinaus noch eine dritte, höhere Form gebe, einen »heiligen Geist«, aus dem erst alles erblüht: das Gefühl, der Verstand, selbst die Vernunft, die ein Rationalist wie Laukhard mit dem Verstand gleichzusetzen geneigt war. Kräftiger, inniger als der Magister mit all seinen literarischen Kenntnissen hatte der ungelehrte Weber das Wehen gespürt des neuen religiösen Geistes, der von Spinoza ausging, schon Lessing und seinen Vorläufer Edelmann berührte, Herder mächtig packte, seine reinste Form aber in einem Geist erhielt, dem es beschieden war, auch die letzten Schlacken des Pietismus abzustreifen und zugleich mit Schillers Hilfe das feinste, von Kant gemünzte Gold des Rationalismus zu ergreifen. Das Standbild dieses großen Geistes ist im Herzen der hohen Halle unsrer alten und — will's das große All — immer neuen deutschen Kultur für alle Ewigkeit aufgerichtet. Zu seinen Füßen legen beide Gesellen jetzt freudig ihre Waffen nieder,

der Geißbub den Stecken,
der Magister die Muskete.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Clemens Oskar Schanze: Weibliches Bildnis

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schloß Strippow in Pommern: Parkseite. Architekt: Rossius vom Rhyn in Berlin-Zehlendorf

Moderne Herrensitze

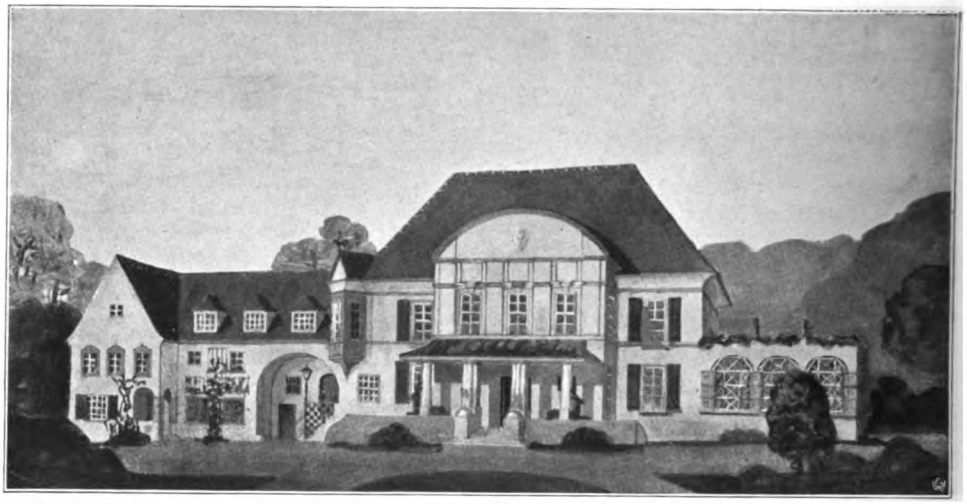
Von Felix Lorenz

Wenn der Kenner und Freund der Kulturgeschichte nur ein gutes Menschenalter rückwärts blickt, sieht er, daß die bildende Kunst damals das Aschenbrödel der Kultur war. Sie war auf dem Niveau einer leer-dekorativen akademischen Verplattung angelangt und ruhte nun auf diesem mit einer fatalen Selbstverständlichkeit aus, als ginge sie irgendeine Weiterentwicklung gar nichts mehr an. Sie überließ ohne Kampf das Feld der Technik allein. Nur in der Malerei rangen ein paar einsame Künstler wie Marées und Feuerbach und Böcklin um die Anerkennung, die ihnen erst viel später wurde; in der Plastik sah man eine blutleere Nachahmung der Antike, nachdem die edle Epoche der Schadow-Rauchschen Berliner Bildhauerschule, die mehr als zweihundert Künstler ausgebildet hatte, hinabgesunken war, und nur der frische Realismus der Reinhold Begasschen Kunst begann sich durchzusetzen.

Am ärgsten aber sah es in der Architektur aus; sie war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die verkannteste aller Künste. Als das beginnende technische Zeitalter die künstlerischen Wertmaße sinnlos annulliert hatte, vergaß man in Deutschland so ziemlich, daß die Baukunst überhaupt eine Kunst sei. Vor allem vergaß man, daß sie jemals mit der Malerei und der Plastik in einem schönen geschwisterlichen Verhältnis gestanden. So wurde unter dem Ansturm eines ihr ungnädig gesonnenen Zeitgeistes die Architektur, die am sichtbarsten zwischen Himmel und Erde vermittelnde Kunst, der in goldenen Zeiten Meister wie Michelangelo, Brunelleschi, Palladio, Erwin von Steinbach, der Erbauer des Straßburger Münsters, und Schinkel, der klassische Preuße, ihr Höchstes gegeben hatten, von einer Verwahrlosung heimgesucht, wie sie bis dahin nie gekannt worden war.

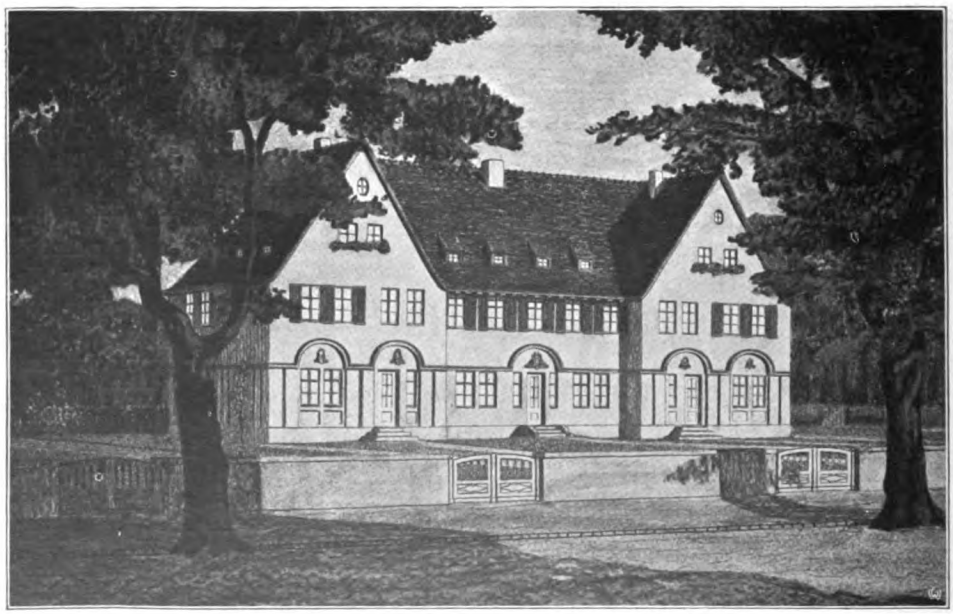
Die Epoche der Maschinen schritt dröhnend heran und zerschlug mit ihren Eisenhämmern alle Freude an der Kunst. Kein Wunder, daß der Kunstgeschmack verwilderte, denn die sozialen Kämpfe und technischen Umwälzungen, die nach den Siegesjahren von 1870/71 das ganze neugeeinte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



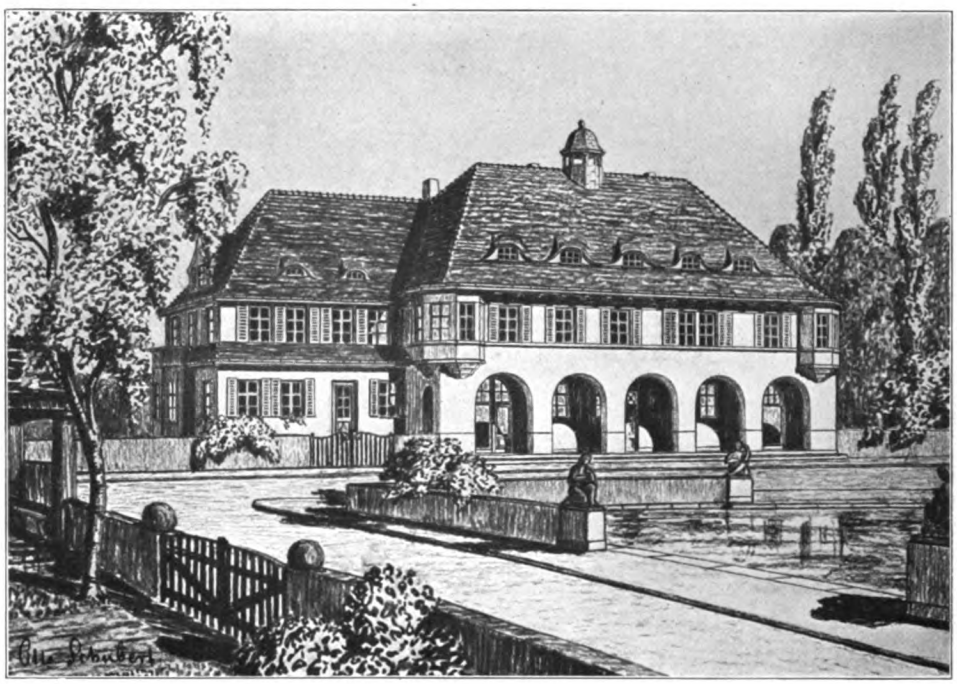
Schloß Alt-Golm — Architekt: Rossius vom Rhyn in Berlin-Zehlendorf

Reich bewegten, hatten alle Verbindungen mit einer starken Kunsttradition gelöst, auf der die Weiterentwicklung hätte aufgebaut werden können. Kunst von heute ist nie ganz ohne Zusammenhang mit der von gestern. Vor vierzig Jahren aber war dieser Zusammenhang plötzlich verloren, und da man zu keinem eignen neuen Stil gelangen konnte, griff man blindlings auf hundert vergangene Stile zurück, um sie ohne Rücksicht auf den Zweck eines Hauses oder auf die Frage der Bodenständigkeit nach Lust sich tummeln zu lassen. Der Geschmack des Maurermeisters beherrschte sozusagen alles und drückte sich vor allem in protzigen, überladenen Renaissancefassaden oder in dem berühmten kitschigen Türmchenstil — namentlich für Landhäuser verwandt — und in allerhand kunterbunten Barockmischungen aus. Mitten in die norddeutsche Großstadt wurden Häuser im maurischen oder im Tudorstil gesetzt; auch war es erstaunlich, was sich eine mißverstandene Backsteingotik in Kirchen, Postgebäuden, Krankenhäusern usw. leistete.



Entwurf eines Herrenhauses — Architekt: Dr.-Ing. Otto Schubert in Dresden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Entwurf eines Herrenhauses — Architekt: Dr.-Ing. Otto Schubert in Dresden

In diesem barbarischen Durcheinander, das oft an ein und demselben Gebäude drei oder vier verschiedene Stile zusammenflickte, gab es keinerlei Geschmacksgrenze; erlaubt war alles. Und wie im Kunstgewerbe, das zu dieser Zeit auch am ärgsten daniederlag und Ruhekissen mit Katzenkonterfeis, Bronzereiter als Aschbecher darbot, so durfte in der Architektur der plebejische Zeitgeschmack seine Triumphe feiern. In dieser so völlig kunstlosen Zeit brach als eine entsprechende Erscheinung zu der Bauwut eine ebenso wütende Neigung zum Zerstören des Alten aus, und in diesen Jahren war es, wo die beklagenswerte Verschandelung unsrer Städtebilder ihren Anfang nahm.

Herrenhaus. Architekt: Dr.-Ing. Otto Schubert in Dresden

Wieviel des Guten, Vorbildlichen wurde da verwüstet, wieviel des völlig Unzulänglichen an seine Stelle gesetzt! Bei dem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung ließ man alle Pietät von dannen schießen, und wie sich im Inneren der Städte edle bauliche Kronzeugen der Jahrhunderte vor dem Ansturm der Warenhäuser zu Boden strecken lassen mußten, wie an den Weichbildern jede städtebauliche Fürsorge fehlte und sinnlos nach allen Richtungen drauflosgebaut wurde, so zeigte sich auch bald in den dörflichen Siedlungen das gefährliche Protzentum. Kaum ein Bauer war noch mit seinem gemütlichen einstöckigen Giebelhaus zufrieden; er wollte auch ein bißchen »städt'sch« sein, und wenn er baute, so wurde es mindestens ein zweistöckiges Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schloß Altenhof bei Eckernförde. Architekt: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck

bäude im Mietkasernenstil en miniature. Und stand nun mitten in der Dorfidylle und verkündete die »Fürnehmheit« seines Besitzers.

Langer Jahre bedurfte es, um aus dieser tief eingerissenen baulichen Verwahrlosung herauszukommen. Ganz werden ihre Schäden nie wieder gutzumachen sein. Allein es ist ein Glück, daß der Umschwung zum Besseren überhaupt kam. Vor etwa zwei Jahrzehnten wuchs, durch eine in Berlin, München, Wien fast gleichzeitig einsetzende Gärung vorbereitet, mit einem neuen Kunstempfinden auch ein neues starkes Architekturgefühl empor, das aus dem Geist der Zeit geboren ward und mächtig nach Leben und Ausdruck drängte. Diese Umschwungsjahre haben den Boden der Gegenwart für die neuen baulichen Aufgaben fruchtbar gemacht; heute sind wir so weit, daß wir von

Schloß Pesekendorf in der Magdeburger Börde. Architekt: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem neuen Architekturbesitztum sprechen können, das sich über ganz Deutschland verbreitet und eine imponierende Reihe moderner Bauaufgaben gelöst hat, an deren Bewältigung — im kleinen oder im großen — früher nicht von ferne zu denken war.

Das Bedeutsame an dieser Entwicklung ist, daß sie nicht vom städtischen Wohngebäude, sondern vom Landhaus ausging. Das war aus der allgemeinen Stadtflucht erklärlich, aus dem Zug in die Vororte. In den Gärungsjahren hatten die hochbegabten »Neuformer« Olbrich, Eckmann, van de Velde den Durchschnittsgeschmack und den Schlendrian mit allerdings noch experimentellen Versuchen davongejagt; es bleibt ihr Verdienst, den großen Anstoß gegeben zu haben. Sie verlangten das individuelle Eigenhaus. In ihren Landhausentwürfen ging es dabei nicht ohne Kunststücke ab; Prätention war nicht zu verleugnen. Doch das Banausentum und der Akademismus in der Architektur hatten einen schweren Schlag erhalten. Es wurde eine Zeit des freien Baumeisters begründet, der im Wettbewerb mit andern

Speisezimmer aus Schloß Paatzig in Pommern. Architekten: Hugo und Otto Schellenberg in Berlin-Grunewald

Schloß Paatzig in Pommern. Besitzer: Rich. v. Flemming. Architekten: Hugo und Otto Schellenberg in Berlin-Grunewald

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tüchtigkeiten seine Kräfte übt, und es darf wohl gesagt werden, daß in diesen zwanzig, zweiundzwanzig Jahren auf keinem Gebiete der Kunst so schöne und eindrucksreiche Taten geschahen wie in der Architektur.

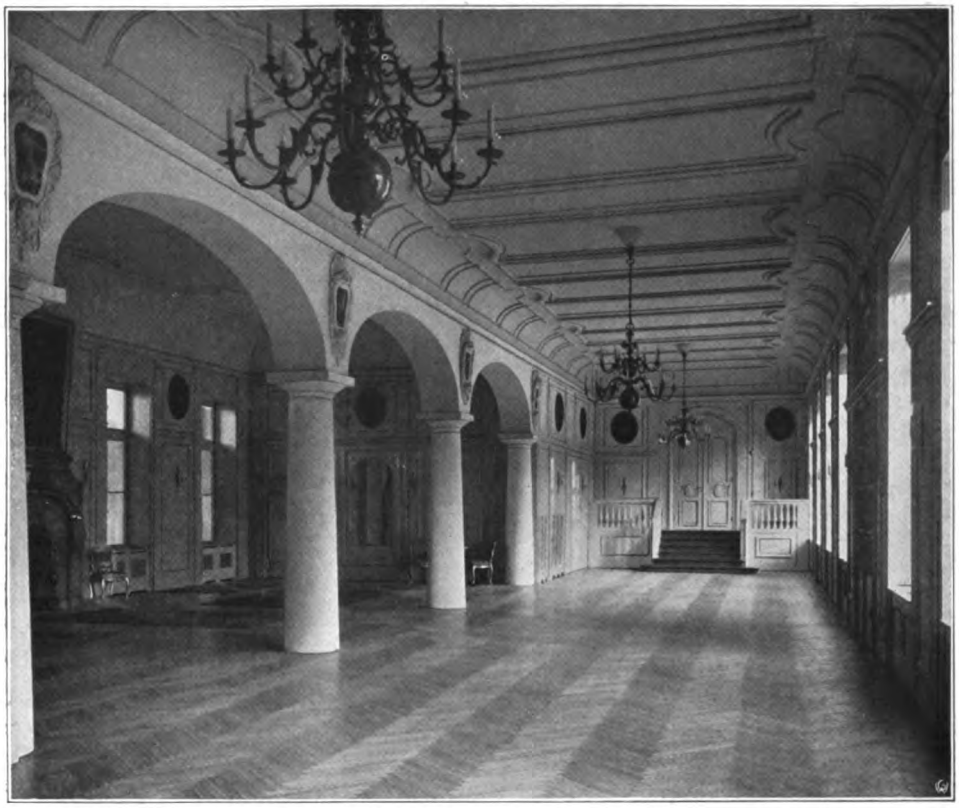
Der freie Baumeister wandte sich, wie gesagt, zunächst dem Landhaus zu, in der Erkenntnis des dringendsten Bedürfnisses und im Banne der lebendigen Vorstellung, daß ein einheitlicher, künstlerisch-persönlicher Charakter sich vorläufig nur in der engeren Begrenzung des Eigenheims schaffen lasse. Aus der Reformation des Landhausbaues erwuchs die selbstverständliche Neugestaltung der monumentaleren Aufgaben, zu denen — als nächster »gehobener« Verwandter des Landhauses — der Herrensitz gehört, erwuchs verhältnismäßig rasch auch die Modernisierung des städtischen Miethauses, der Gedanke des ziel- und zweckbewußten Städtebaues überhaupt und die zu besonders imposanter Entwicklung gelangte Architektur des »Großbaues«: des Warenhauses, der modernen Repräsentationsgebäude, der neuen Kirchen, Bahnhöfe, Fabrikhäuser und zahlloser andrer technischer Baulichkeiten, in denen wir heute schon ganz Außerordentliches zu bewundern haben.

Von den neuen Bauprinzipien, wie sie innerlich zu einer überzeugenden Einheit gebunden sind, nach außen in so mannigfaltiger Form Erscheinung werden, sollen uns hier diejenigen näher interessieren, die den modernen Herrensitz angehen. Auch in dieser Beziehung war, wie man weiß, früher so arg gesündigt worden; zumeist war es eine ganz falsch empfundene Süßholzromantik, die solch einen herrschaftlichen Landsitz mit baulichen Gräßlichkeiten vollhängte, wenn nicht die Pietät eines verständigen Besitzers für die Erhaltung des Alten sorgte oder Zufall oder Nachlässigkeit den glücklichen Retter spielte. Die Bau-Unkultur war ja so weit aufs platte Land gedrungen, daß auch die Schlösser und Herrensitze ihren Tribut zahlen mußten. Auch hier galt es also für berufene Architekten viel zu retten, viel neu zu schaffen. In den letzten Jahren sind nun Bauten dieser Art entstanden, wie sie in der Neuzeit kaum ein andres

Phot. Franz Linkhorst, Berlin-Grunewald

Schloß Modlau in Schlesien, Besitztum des Grafen von Rittberg (Erneuerungs- und Erweiterungsbau).
Architekten: Hugo und Otto Schellenberg in Berlin-Grunewald

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schloß Modlau in Schlesien: Festsaal. Architekten Hugo und Otto Schellenberg in Berlin-Grunewald

Land darzubieten hat; eine Übersicht über eine Reihe der charaktervollsten Herrensitze in den verschiedensten Gauen Deutschlands kann als dankbar und genußreich gelten, weil sich trotz der großen Artverschiedenheit überall der eine verbindende Zug reizvoll bemerkbar macht: Schönheit im Bunde mit der Zweckmäßigkeit!

Dieser Generalgrundsatz war im Landhausbau zuerst ausgesprochen worden. Das war, als nach den ersten Vorkämpfern, die vorhin genannt wurden, im Norden und im Süden sachbewußte Pfadfinder auftraten, die nicht mehr wie jene zu experimentieren brauchten, sondern nach dem gärenden Most den klaren Wein boten. Jene unvergessenen Anreger hatten das Neue allzu angestrengt mit dem Verstande gesucht, hier kamen mehr nach dem Gefühl schaffende Architekten. Im Süden wirkten Gabriel v. Seidl und Theodor Fischer, im Norden konnte Ernst Rossius vom Rhyn das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, einer der ersten gewesen zu sein, der den Landhausbau in einem neuzeitlichen Sinne auffaßte. Ich habe in meinem Buche über diesen echt deutschen Baukünstler geschildert, wie damals der Weckruf des jungen Rossius wie eine Befreiung kam. Es handelte sich nicht um ein mühselig konstruiertes Programm, sondern es war aus der gesundesten und natürlichsten Empfindung geboren. Aus Anlaß des geplanten künstlerischen Ausbaues der Kolonie Woltersdorf-Schönblick (im Gebiet der Oberspree) hatte Rossius das, was ihn künstlerisch bewegte, in einer großen Versammlung klar ausgesprochen. In Schönblick hatte man zur Verhütung von Bauungetümen, die rücksichts- und wahllos in die Gegend gesetzt werden konnten, eine ästhetische Baukontrolle eingeführt, wonach jede Bauzeichnung vor der Ausführung einem künstlerischen Beirat zur Genehmigung vorgelegt werden mußte. (Diese Institution wäre für ganz Deutschland ein großer Segen!) Hier auf so günstigem Boden entwickelte Rossius die Ideale des neuen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrenhaus Buslar in Pommern (Rittergutsbesitzer Seidler): Vorderfront. Architekt: Prof. Otto Kuhlmann in Charlottenburg

Landhausbaues: das Obenanstellen der Wohnlichkeit, der Zweckbestimmung; die Ablehnung alles unnützen Zierkrams; die Rückkehr zur Grundform des Bauernhauses und vor allem die Forderung der Bodenständigkeit, nach der sich jedes Gebäude in Stil und Anlage völlig der Landschaft und Umgebung einzufügen hätte. Diese Prinzipien, die ziemlich gleichzeitig auch von andern als die wichtigsten erkannt wurden, wurzelten und gipfelten in dem schönen Begriff »Heimatbaukunst«, und es mußte hinfort selbstverständlich sein, daß ein Schweizerhaus nicht in den Grunewald, ein schottisches Schloß nicht nach Schlesien gehörte. Der Ort hatte die Art des Baues vorwiegend mitzubestimmen. Es war ein Zurückerobern der Natur für das Heim!

Diese Grundforderungen für das Landhaus übertrugen sich — nichts war natürlicher — auf den modernen Herrensitz von selbst. Wenn dieser auch eine der Forderungen: die Rückkehr zur Grundform des Bauernhauses, nicht »mitmachen« kann, vielmehr an deren Stelle das Recht und die Pflicht zur Betonung einer gewissen Repräsentanz setzen muß, so bleiben doch Wohnlichkeit, Zweckmäßigkeit, Abweisung pomphaften Zierkrams und Bodenständigkeit auch für den Landsitz größeren Stils durchaus moderne Bauforderungen. Die neue Zeit bedingt andre Wesensarten: im Mittelalter trotzte der Herrensitz als finstere Burg ins Land, die Renaissance erfüllte seinen weiten Hallenbau mit rauschenden Farbenfesten, das Rokoko löste seine leichten Wände in zierlichen Arabesken auf — es war die Architektur des Menuettschrittes. Eine feine klassische Würde, die uns heute noch stark zu Gemüte spricht, bestimmt den vornehmen Empirebau und wirkt sich noch edler, einfacher aus in jener preußischen Klassik Schinkels, die in Berlin so bodenständig wurde, aber leider von einer bombastischen Renaissance abgelöst werden sollte. So machte der Herrensitz alle Phasen der Architekturentwicklung mit durch, auch die der stillosen, schrecklichen Zeit, aus der wir noch manche trübselige Zeugen im Norden und Süden Deutschlands herüberragen sehen. Die meisten im »Türmchenstil«!

Heute gibt es Musterbauten moderner Herrensitze genug. Gerade aus denen, die Rossius erbaute, läßt sich die Charakterverwandtschaft des heutigen Landhauses mit dem Schloßbau herausfühlen. Früher sagte der Engländer: »My house is my castle« — heute dürfen wir sagen: »My castle is

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

my house«. Das Schloß ist zum Haus geworden. ... Der Schloßherr will nicht mehr durch dunkle Ahnensäle, lange hallende Korridore, schaurige Turmgemächer und geheimnisvolle Galerien mit Modergerüchen wandeln, und die Schloßherrin hat in diesem Zeitalter der Automobile und Aroplane durchaus nicht mehr die romantische Neigung, zerbrochene Steinstufen zum Söller emporzuklimmen und mit dem Tüchlein in die Ferne zu winken — es sind ganz moderne Menschen geworden, die wie jeder minder von Geburt oder Geld beglückte — oder auch bedrückte — Erdenwaller von heute in hellen, luftigen Räumen wohnen wollen, in »individuell« ausgestatteten Wohn-, Speise- und Schlafzimmern, nach Entwürfen von Soundso, ein bürgerliches Dasein verbringen und nach Butzenscheiben, Hellebarden, Spinnrocken und den übrigen Requisiten des mittelalterlichen Schloßherrentums nicht einen Pfifferling fragen.

Bei all den Errungenschaften der Moderne, wie sie sich in das tägliche Leben umsetzen und genossen oder ertragen werden, darf der Architekt, der einen Herrensitz baut, gleichwohl nicht den Zusammenhang mit der Tradition verlieren. Er muß anknüpfen können an das, was aus guten deutschen Vergangenheiten gerettet wurde. Diese Einfühlung spürt man deutlich vor den Rossiusschen Schlössern: vor den ruhigen und gemäßigten Barocklinien des Pommernschlosses Strippow, dem Herrn von Blankenburg-Strippow gehörig, eines Baues von bodenfester pommerscher Sachlichkeit, und vor dem stattlich hingelagerten Schlosse Alt-Golm, dessen Fassade schon reicher belebt und gegliedert ist und das stolz und lustig zugleich in seine Waldecke hineingeschmiegt liegt, als warte es auf eine romantische Gesellschaft aus einem Eichendorffschen Gedicht.

Von vornehmer Ruhe erfüllt, ohne eine Spur von Eitelkeit und Auffallenwollen, stellen sich die modernen Herrenhäuser des Dresdner Architekten Otto Schubert in ihre Umgebung. Er liebt luftige Parterrehallen, anmutig gegliederte Giebel, fensterreiche Fassaden — wenn man so einen Entwurf betrachtet, ist man überzeugt, daß diese Räume überall von Luft und Sonne gesättigt sind. Nur ganz wenig Schmuckformen

Halle in Schloß Steinitz in Mähren. Besitzer Dr. Erwin v. Seidl. Architekt: Leopold Bauer in Wien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwurf für ein Herrenhaus — Architekt: Fritz August Breuhaus in Düsseldorf

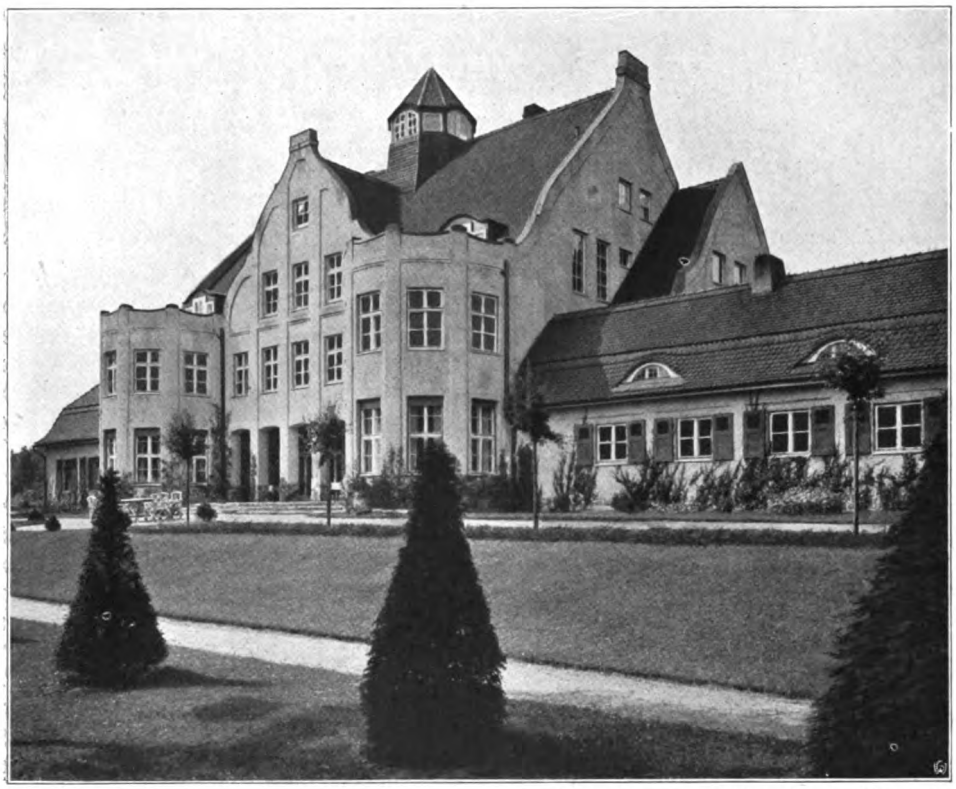
treten auf; der sächsische Baumeister weiß aber trotzdem Gemütlichkeit in die ernste Form zu bringen, Anklänge an Stiltraditionen sind so geschickt verarbeitet, daß diese Bauten sehr viel Selbständigkeit aussprechen.

Einer unsrer bekanntesten Außen- und Innen-Architekten, dem reichlich Dank gebührt für die unermüdliche Kulturarbeit, die er schon in der Popularisierung aller freien und angewandten Künste getan, der Professor Paul Schultze-Naumburg, ist ein Meister in der Kunst, die Schönheit baulicher Tradition in freien, großzügig angepackten Neuschöpfungen wieder weiterklingen oder auferstehen zu lassen. Man weiß, daß er mit Vorliebe in die heiter-klassische Welt des Empire und die Stile benachbarter Epochen des 18. und 19. Jahrhunderts zurückgreift, um ihre still-behagliche Festlichkeit zu uns reden zu lassen, und es ist gewiß nur ein Zeichen seiner Herzensneigung, daß er sich mit seinem Schaffen in das kleine Thüringer Nest Saaleck zu Füßen der Rudelsburg zurückgezogen hat, von wo aus er die schönsten Kunst-Entdeckungsreisen unternehmen kann. Die beiden Schlösser, die hier von ihm erscheinen, zeigen seine ganze Art aufs vortrefflichste; man freut sich der ruhigen Grazie dieser Baukörper, der eleganten Gliederung, der Harmonie, die jeden Einzelteil mit dem Ganzen mit feiner Magie zusammenhält. Das Schloß Altenhof, einige Kilometer von Eckernförde entfernt, hebt sein Dach aus wundervollen Buchenwäldern, die an die Eckernförder Bucht anstoßen. Es ist Majoratsgut und gehört jetzt dem Majoratsherrn Grafen Theodor von Reventlow. Hier konnte Schultze-Naumburg beweisen,

Speisezimmer. Architekt: Fritz August Breuhaus in Düsseldorf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie er im alten Geiste etwas ganz Neues zu schaffen vermag. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts stand an der Stelle des jetzigen Schlosses ein edel proportionierter Empirebau, der in einigen erhaltenen Handzeichnungen dargestellt ist. In den fünfziger Jahren wurde nun das Ganze dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend um- und ausgebaut, und zwar in angeblich gotischen Formen. Was damals unter gotisch verstanden wurde, habe ich schon am Eingang dieses



Haus Kosmack in Alt-Ruppin — Architekt: Hermann Muthesius in Nikolassee

Aufsatzes angedeutet; es genügte den Leuten, wenn sich nur die Spitzbogen wiederholten, sonst brauchte sich keine Form an die echte Gotik zu halten. So war auch Altenhof ziemlich entstellt. Die erste Gutshof-Anlage hatte mit ihren alten Riesenbäumen genau ein Rechteck gebildet, in dessen Mittelachse das Schloß gestellt war, so daß sich eine großzügige Gesamtanlage darbot. Diese schöne Symmetrie löste man nun ohne allen Grund durch störende Anbauten auf, ein Turm erschien urplötzlich, und die feinen Empiregiebel wurden durch Fialen und sinnloses Zackenwerk verdorben. Als dann der jetzige Besitzer das Schloß übernahm, sah er die Unschönheit der so jämmerlich verdorbenen Anlage völlig ein; die sehr kunstsinnige Gattin faßte daher, als die Familie wuchs, einen Neubau ins Auge, der 1906 Schultze-Naumburg übertragen wurde. Er beschloß, alle Bauten bis auf die Mauern des mittelsten Trakts abzubrechen, diese durch seitliche Anbauten, die in Pavillons endeten, zu erweitern und sie wiederum durch hufeisenförmige Seitenflügel — ebenfalls wieder in Pavillons endigend — zu vergrößern. So entstand eine neue harmonievolle Anlage. Der Mittelbau wurde vollkommen verändert, der alte Giebel abgerissen und um ein Geschoß erhöht, ein Säulenvorbau mit Rampenanlage geschaffen und auf diese Weise ein Bau zustande gebracht, der eigentlich vollständig als Neubau zu betrachten ist, wenn auch ein Kern des Alten darin erhalten wurde. Der linke Querflügelbau enthält eine Orangerie, die bei festlichen Gelegenheiten als Saal dient, wie dies oft auf Herrensitzen gebräuchlich ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Häuser Büttner und Harms in Bodenwerder an der Weser. Architekt: Hermann Muthesius in Nikolassee

Das andre Gut, Peseckendorf, liegt mitten im Dorado aller Landwirte, der berühmten Magdeburger Börde, und gehört Herrn Fritz Schaeper. Auch hier handelte es sich um einen Neubau an Stelle eines alten Herrenhauses, das aber längst seine Physiognomie verloren hatte und baufällig dahintrauerte. Um dem Ganzen Haltung zu geben, wie es sich für das Herrenhaus auf einem großen Gute geziemt, wählte der Architekt eine symmetrische Anlage mit einfachen Achsenteilungen. Die dem Hofe zugewendete Seite ist von einem Risalit, den eine Attika mit vier Bekrönungsfiguren abschließt, sehr wirksam unterbrochen, während die Mitte der Parkseite durch einen Rundbau mit Kuppel — ein kleines Meisterwerk für sich — eine Betonung von besonderem Reiz erhält. Spiel und Ernst zugleich reden aus der klingenden Form dieses Rundbaues, der einen durch die zwei Stockwerke gehenden Gartensaal einschließt. Ein rechtes buen retiro für allerhand liebliche Schwärmereien und schäferliche Verträumtheiten inmitten bukolischen Landlebens, dem der Zucker der Rübe, dieses prosaischen Gewächses, sorglose Fülle gibt ...

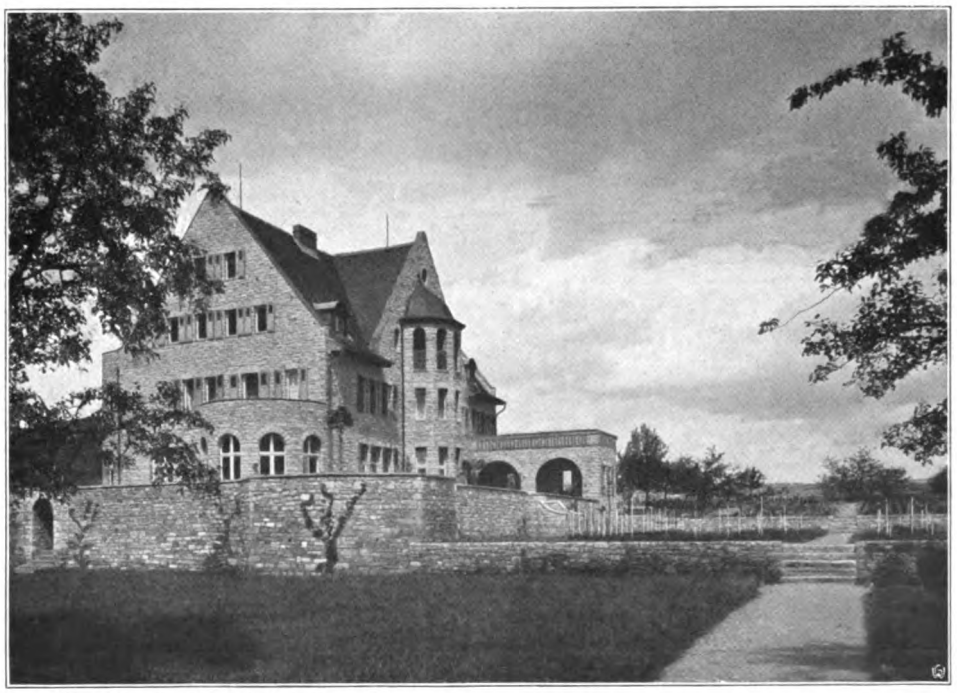
Zwei Berliner Baumeister von reifem Können sind wie berufen für »Landaufgaben«: Hugo und Otto Schellenberg. Sie haben beide in Schlesien und Pommern schon manches Schlößlein, manchen waldumwehten Herrensitz aufgebaut und den Besitzern wie den Betrachtern damit Freude gemacht. Wie jeder denkende Architekt, waren auch diese beiden sich der Schwierigkeiten beim Schloßbau wohl bewußt, denn die Lust zum Experimentieren findet hier viel mehr Spielraum als bei anderen Aufgaben; die Auftraggeber, die Bauherren, wollen so vieles besser wissen, während zu bedenken ist, daß der gegen ein Landhaus vom Durchschnittsmaß räumlich viel größere Baukörper schon durch kleine Unvorsichtigkeiten disharmonische Züge erhalten kann und die Einheit des Ganzen rasch gefährdet wird. Die Schellenbergs haben diese Gefahren immer kühn umschifft.

Da ist das Pommernschloß Paatzig, ein Edelsitz, von dunklen Wäldern umrahmt, für Herrn Richard von Flemming, einen Sprossen des burg- und schloßgesessenen alten Geschlechts derer von Flemming, erbaut. Der Organismus dieses Baues bestrickt durch seine durchgängig behauptete Klarheit. Das Ganze gibt ein fest geschlossenes Bild, selbst der kräftige Säulenvorbau ordnet sich ein. Die schöne Ruhe erklärt sich aus der Herrschaft des einfachen Giebels, der sich alles unterwirft. Kurz: das Prinzip der »beharrenden Stille« ist wirksam, das die Vornehmheit eines richtigen Herrensitzes verbürgt. Im Inneren ist mit klugen Überbrückungen von den Formen des Barocks her, die ritterliche Schloßstimmung atmen, bis zu dem Nützlichkeitsprogramm

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von heute gearbeitet worden, und die klargegliederten Räume von ausgeprägt deutschem Charakter verbinden ohne Gewalt die Jahrhunderte. Da sind die alten Behäbigkeiten von einst: im Speisesaal, im Billardzimmer, in der Bibliothek; Raum und Möbel von einer gewissen Wucht und Würde; zu ihnen aber führt ein lichtes, heiteres Treppenhaus mit geschwungener Stiege, das an kleine Fürstenschlösser des ancien régime erinnert. Und die moderne Zweckbestimmung behauptet sich daneben ohne Störung in der Diele. Was Tradition und Gegenwart hergeben können, ist hier vereinigt; und wenn Schloß Paatzig auch alle Wohnungskultur von heute besitzt: Wasser-, Licht- und Heizanlagen, so kann sich's der Gast doch auch in den Haupträumen vor großen Kaminen im Lehnstuhl bequem machen und mitten in der nüchternen neuen Zeit von den Wunderdingen der alten träumen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Herrenhaus des Grafen von Rittberg: Schloß Modlau, das unweit der alten ehrenfesten Stadt Sagan in Schlesien am Rande dunkler Forsten stattlich aufragt als einer der ältesten Herrensitze der Rübezahl-Provinz. Es ist ein deutscher Renaissancebau von guter Herkunft. Mit zwei bezwiebelten Eckrundtürmen und breitgelagertem Dachgiebel behütet er das ihn rechts flankierende kleine Amtshaus. Das alte feste Schloß, am Beginn des 16. Jahrhunderts errichtet, ward später durch Anbauten in seiner klaren Ursprungsform verstümmelt, und erst unter dem jetzigen Besitzer sollte ihm eine neue Jugend erblühen. Hugo und Otto Schellenberg nahmen eine Umgestaltung des ganzen Schlosses, namentlich der Anbauten, vor und wirkten im Geiste der alten Stilart ein neues harmonisches Ganze, das als Beispiel guter Restaurierung wohl weiterer Beachtung wert ist. Wenn man bedenkt, daß gut erhaltene Schlösser in dieser zerstörungslustigen Zeit ziemlich selten sind, begreift man, daß der Architekt, der da »umgestalten« soll, vorsichtig zu Werke gehen muß. Während man nun früher über Besitztümer wie diese grob materialistisch dachte und die Berliner Redensart von den »alten Klamotten« fast extra dafür erfunden hatte, ist heute die Anschauung, daß man die baulichen Vermächtnisse denkwürdiger Zeiten hüten und pflegen muß, auch in pietätlosere Gehirne eingedrungen. Denn es gibt kaum Zeugen, die die Vergangenheit so lebendig redend in die Gegen-



Haus Dryander in Zabitz bei Halle a. S. Architekt: Hermann Muthesius in Nikolassee

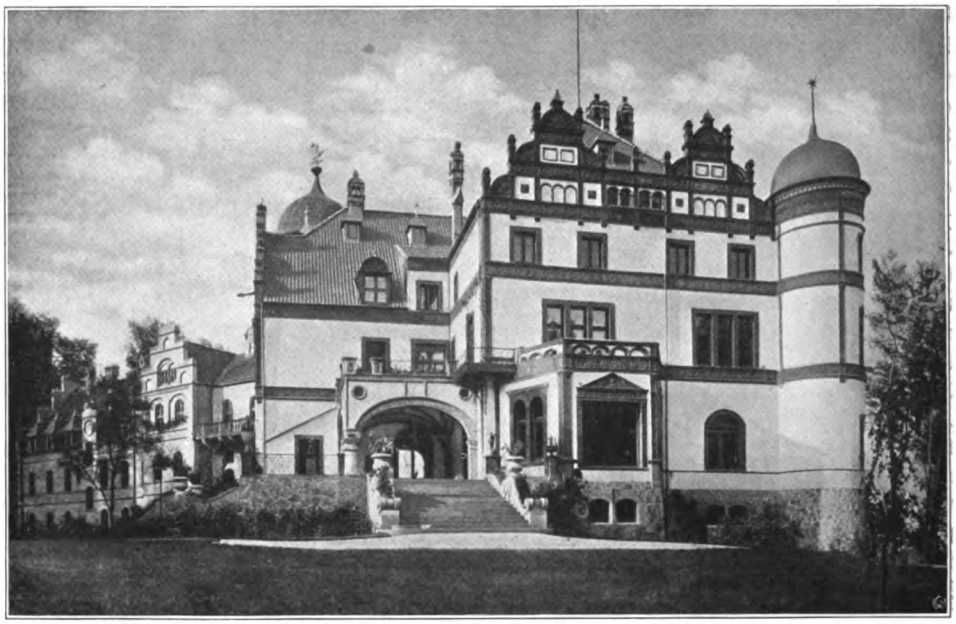
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wart hinüberretten können wie ein Repräsentationsgebäude von edler architektonischer, ja man möchte fast sagen persönlicher Würde.

Von diesem Grundsatz ließen sich auch die Baumeister leiten, die Schloß Modlau von den späteren baulichen Untaten befreiten und unter Bewahrung des ursprünglichen Charakters einen innerlich schon etwas unbequem gewordenen Herrensitz für Ritter der Vorzeit zu einem modernen Schloßbau für moderne Bewohner machten. Bei dieser nicht leichten Aufgabe war die beste Leistung die, daß die Architekten für das alte Schloß mit seinem Treppauf und Treppab, seinem alten Gewinkel von Korridoren und Turmgängen eine einheitliche Grundrißlösung gefunden haben. Betritt man durch ein herrliches altes Renaissanceportal die Vorhalle, so tun sich eine Reihe alter vornehmer Schloßräume auf mit reichem, doch nicht prunkvollem Mobiliar. Die gräflichen Privatzimmer atmen jene wohltuende Stille und Stimmung, die den großartigen englischen Herrensitzen eigentümlich ist, die aber auch in der feinen Kultur vieler deutscher Adelshäuser gedeiht. Nichts drängt sich hervor; man spürt überall den liebenswürdigen Geist der Schloßherrin. Ein großes Eßzimmer, in einem hellbraunen Eichenholzton gehalten, mit feinem grünem Damast in den Zwischenfeldern bespannt, birgt einen monumentalen Kamin aus französischem Kalkstein, aber der architektonisch interessanteste Raum des Schlosses ist der an Stelle der ehemaligen Orangerie erbaute langgestreckte Festsaal. Es ergab sich ein origineller Grundriß: dem eigentlichen Saalraum ist eine tiefe, breite Nische angegliedert, die eine behaglich-festliche Konversation ermöglicht, während die Ballfreuden der Jugend nachbarlich an ihr vorüberziehen. In diesem Saal tritt besonders die Verschmelzung des Alten mit dem Modernen hervor. Durch den Ton der Wände, ein mattglänzendes Alt-Elfenbein, wird eine geschmackvolle Gesamtwirkung erreicht, namentlich dann, wenn im Lichterglanz des Abends die farbigen Roben der Damen und die Uniformen ihre bunten Kontraste zu diesem matten Schimmer der Wände auslösen.

Schloß Basedow in Mecklenburg: Vorderansicht. Besitzer: Graf Hahn-Basedow. Architekt: Baurat Prof. Dr. Albrecht Haupt in Hannover

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Schloß Wiligrad bei Schwerin von Süden. Besitzer: Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg. Architekt: Baurat Prof. Dr. Albrecht Haupt in Hannover

Auch manches andre Schloß in Nord und Süd mußte sich diesem Verschmelzungsprozeß von ehemals und heute unterziehen. Mit Glück geschah das auch bei dem Herrenhaus Buslar in Pommern (Besitzer Rittergutsbesitzer R. Seidler), das Professor Otto Kuhlmann, der geschätzte Charlottenburger Architekt, sehr geschickt für wirtschaftliche und gesellschaftliche Zwecke um- und ausgebaut hat, wobei das Alte nach aller Möglichkeit geschont wurde. Das vermöge seines mächtigen Mittelgiebels aus einer gemütlichen Hingeducktheit kühn aufstrebende Schloß gehört zu den schönsten des an Landsitzen überreichen Pommernlandes — und zu den bodenständigsten, da es sich prachtvoll in seine Umgebung geschickt hat.

Mit einem kleinen Seitensprung nach Österreich begrüßen wir als einen der angesehensten Erbauer moderner Herrensitze den Wiener Architekten Leopold Bauer, auch einen energischen Verfechter der baulichen Eingliederung. In einem Selbstbekenntnis hat dieser feine Künstler einmal gesagt: »Die Künstler sollten stets daran denken, daß gerade auf österreichischem Boden in den verschiedensten Gattungen von Schloß- und Wohnbauten ganz unvergleichliche Meisterwerke geschaffen wurden; durch eine langjährige Tradition bis in ihre Einzelheiten praktisch und künstlerisch durchgebildet, passen sich diese Bauten unsern klimatischen Verhältnissen und Landschaften ohne Zwang an und sind daher mehr als alles andre geeignet, für die Gegenwart anregend und vorbildlich zu wirken.« Dem muß man wohl zustimmen, denn in Österreich ist lange nicht so viel verwüstet worden wie bei uns ... So ist auch Bauers Programm weiter nichts als das: »Häuser zu bauen, in denen sich Menschen wohl und zufrieden fühlen«. Es bedarf nur eines Blickes in die Halle des von ihm erbauten Schlosses Steinitz in Mähren, um die Erfüllung dieses Programms bestätigt zu finden. Das für Herrn Dr. Erwin v. Seidl erbaute Schloß liegt auf einer kleinen Anhöhe, unweit des alten historischen Schlosses Steinitz, das dem Fürsten Liechtenstein gehört.

Längst bekannt ist, daß auch im gesegneten Rheinland bedeutende Architekten sitzen, und vielerlei Gutes ward von ihnen in Deutschland verstreut. An dieser Stelle sei nur der interessanten, stets von guter Tradition belebten Schloßbauten des Düsseldorfers Fritz August Breuhaus gedacht, die stets außerordentlich lebhaften architektonischen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rhythmus haben und dazu in ihrer inneren Ausstattung die starke Begabung ihres Baumeisters für Interieurgestaltung verraten. In der Tat zeigen sich bei Breuhaus beide Seiten so gleichwertig in seinen Schöpfungen, daß es schwerhält, bei ihm dem Außen- oder dem Innen-Architekten den Vorzug zu geben. Man kann mit beiden zufrieden sein.

Einer der markantesten Landhaus-Architekten »kleineren« wie »großen« Stils, der von Anfang an mit die Führung in der vom Dogmatismus losgelösten freischaffenden Architektur übernommen hatte, soll in dieser Übersicht nicht fehlen, obgleich seine Arbeiten schon weit und breit Boden gefaßt und verdiente Schätzung gefunden haben: Hermann Muthesius. Wenig Neueres ist zur Mehrung seines Ansehens zu sagen, als daß er trotz der enormen Ausdehnung seines Schaffensgebietes, trotz der Vielfältigkeit seiner Aufgaben kaum an Frische, Erfindung, Arbeitsfreude verloren hat. Das offenbart sich auch in den hier veröffentlichten Herrensitzen, die untereinander nichts Verwandtes haben und doch ganz »Muthesius« sind. Es sind »gesteigerte« Landhäuser von starken, aus ihrem Boden entsprungenen Formen. Besonders Haus Kosmack in Alt-Ruppin, ein scharfgegliederter Bau von breitausladender Massigkeit, in den Gegensätzen von vertikalen und horizontalen Linien sehr originell und seinem Charakter nach nicht ohne einen schweren Ernst, der das Gastliche nicht recht aufkommen läßt. Der umfangreiche Landsitz ist mit Nebengebäuden, Gärten und Terrassen umgeben und blickt groß über Seeufer und Kiefernge lände. Völlig andersgeartete Landsitze sind die Häuser Büttner und Harms in Bodenwerder; die Anmut ihrer ganzen Erscheinung und die Lieblichkeit ihrer Einschmiegung in die Bergmulde folgen ganz dem Charakter des grünen Wesertals. Sie liegen unweit der uralten Stadt Hameln in landschaftlich köstlicher Gegend und krönen einen Abhang, von dem man die herrlichste Aussicht genießt. Zwei deutsch-amerikanische Familien haben sich diese komfortablen und doch gemütlichen Sommerhäuser in die Weserecke hineinsetzen lassen; bei der Anlage nahm der Baumeister naturgemäß auf die landschaftlich schöne Lage und die Aussichten ringsumher die weiteste Rücksicht. — Das Haus Dryander in Zabitz (Provinz Sachsen) erscheint dagegen wieder in einem strengeren, nordischen Charakter: hohe Ummauerungen, schwere burgartige Halbtürme und gewaltige Giebelmauern. Der Burgcharakter kommt auch in allen andern Einzelheiten wie im Gesamtbild kräftig zum Ausdruck. Es handelte sich hier darum, einen alten Gutshof durch ein modernen Anforderungen genügendes Herrenhaus zu ergänzen. Es ist in der Tat ein »Herren«-haus geworden, und in seiner Wehr- und Trutzhaftigkeit, die etwas Karolingisches hat, scheint es nicht nur »schnödem Behagen« zu dienen, sondern als eine feste Burg des Lebens gelten zu wollen, dran die Stürme zerschellen müssen.

Auch Mecklenburg ist bekanntlich ein Paradiesland der Herrensitze. Zwei der interessantesten mögen diese Rundschau beschließen: die Schlösser Basedow und Wiligrad, die Baurat Professor Dr. Albrecht Haupt in Hannover restauriert und zum Teil umgebaut hat. Das moderne Prinzip konnte hier weniger zur Geltung kommen, da im Gegenteil auf Vergangenheiten zurückgegriffen werden sollte. Basedow gehört dem Grafen Hahn-Basedow; er stammt aus einem der vornehmsten mecklenburgischen Adelsgeschlechter, in dem die Würde des Erblandmarschalls beider mecklenburgischer Großherzogtümer erblich ist. Das Schloß ist der alte Stammsitz der Familie, eine stattliche Wasserburg aus dem 15. bis 16. Jahrhundert; es wurde natürlich im 19. Jahrhundert um- und ausgebaut, d. h. verschandelt. Der jetzige Graf Friedrich Franz begann eine allgemeine Herrichtung im Charakter der ältesten Teile: in mecklenburgischer Renaissance, aber ein mächtiger Brand unterbrach die Arbeiten. Der abgebrannte Teil erhielt dann völlig neue äußere Architektur, meist im Charakter der mecklenburgischen Backstein-Renaissance; es war dem Architekten da vergönnt, die reichsten, einst dort und in Lübeck vorhandenen, doch verstümmelten alten Giebelformen neu erstehen zu lassen. Eine Krankheit des Grafen verhinderte die endgültige Fertigstellung der Umbauten, doch besteht dennoch Hoffnung für diese, wodurch der wichtigste alte Herrensitz Mecklenburgs erst den ihm zukommenden Glanz gewönne.

Angeregt durch diesen Bau hat dann der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franz Hoffmann-Fallersleben: Gartentor

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg sein Schloß Wiligrad sich von demselben Architekten erbauen lassen. Ebenfalls in mecklenburgischer Renaissance (der Name Wiligrad ist der uralte Name der ersten mecklenburgischen Fürstenburg). Der Herzog, zuerst Regent des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, dann von Braunschweig, wünschte sich im tiefen Walde, hoch über dem Schweriner See gelegen, ein vornehmes Schloß zu erbauen, in dem er rasten wollte. So entstand diese ausgedehnte Anlage: das eigentliche Wohnschloß, der schräg dazu stehende Frembenflügel, Maschinenhaus usw. Die künstlerische Behandlung des Baues — außen und innen — ließ der Herzog durchaus in jenen Formen geschehen, die die glänzende Zeit seines gleichnamigen Vorfahren, des Herzogs Johann Albrecht I., um die Mitte des 16. Jahrhunderts bezeichnen. In jenen Tagen blühte in Mecklenburg eine geradezu klassische Renaissance, deren hervorragendste Werke, die Schlösser zu Wismar, Gadebusch, Schwerin, in Deutschland einzig dastehen oder — standen. So sollte das buchen- und seeumrauschte Wiligrad in gewissem Sinne eine ideale Auferstehung des alten Johann-Albrecht-Stiles darstellen.

»Moderne« Herrensitze sind diese beiden mecklenburgischen Schlösser also gewiß nicht, sie stehen vielmehr in einem interessanten Gegensatz zu denen, die hier betrachtet wurden. Allein auch diese Art von »Moderne« hat ihre Berechtigung, sofern es sich um ein lebendiges Aufrechterhalten der an Ort und Stelle liegenden und waltenden Tradition handelt und nicht um ein blindes sklavisches Nachahmen von Stilformen, die einmal an ganz anderm Orte zu Hause waren und dann mit argen Mißverständnissen wieder »verarbeitet« wurden, wie es noch vor einem Vierteljahrhundert so vielfach geschah. Aber über diese Kunstirrungen, Kunstwirrungen sind wir gottlob in unsrer von Ideen und Werken reichbewegten Gegenwart hinaus. Auch in der Architektur ist es heute eine Lust, zu leben und — zu bauen!

Sommermorgen auf Sylt

Eine rote Riesenblume
Stieg die Sonne aus dem Meer.
Dämmer deckte noch die Lande,
Stand auf meinem stillen Strande,
Letzte Nebel um mich her.

Eine trübe Kupferscheibe
Wanderte das Licht hinan.
Heimlich ward die Flut beschienen,
Und die Gräser an den Dünen
Fingen sanft zu glühen an.

Flog der erste Strahl hernieder,
Heller ward der Wellentanz.
Und noch keine kurze Stunde,
Und die ganze Morgenrunde
Lag in Glück und Sommerglanz!

Hans Bethge

Sommerabend

Leise schwebt er daher
In dem luftigen kühlen Gewande,
Rings auf das durstende Gras
Legt er den schimmernden Tau.
Durch die Schwüle der Wälder
Zieht seine säuselnde Stimme,
Schwelgend in jubelnden Tönen
Grüßt ihn der Drossel Gesang.

Schleier zieht er empor
Aus den frisch aufatmenden Wassern,
Und in die flammende Luft
Mischt er die Schatten der Nacht,
Schwingt sich dann lächelnd empor
Auf die rosig enteilenden Wolken,
Und mit leuchtender Hand
Winkt er die Sterne herbei.

Louis Engelbrecht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dorothee Staufer

Roman von Paula Laufen

IV (Schluß)

Dorotheens Welt zeigte sich um diese Zeit widerspruchsvoller, als sie sie bisher empfunden hatte.

Ernst war zuletzt äußerlich leichten Kaufs bei dem bösen Handel weggekommen, in den er sich verstrickt hatte. Aber Dorothee mußte es empfinden, daß der Boden, auf dem sie stand, noch von den erlebten Erschütterungen zitterte.

Die Arbeit am entstehenden Frauenheim schien andauernd unter dem Zeichen der Nervosität zu stehen, der drückenden inneren Unsicherheit, die schon jene erste Sitzung unter Dorotheens Leitung ausgezeichnet hatte.

Dorothee hielt zwar unerschütterlich an ihrem Programm der Mäßigung, Gerechtigkeit und Verständigkeit fest. Aber sie rief damit bei jeder Verhandlung auf Guste Krüths schwerem Gesicht jenen bitteren Ausdruck höhnischer Kritik hervor, dem auch das beste Gewissen schwer standhält. Und es war Dorothee oft, als würde sie hier die Schlacht schlagen müssen, die Ernst hinter dem Wall seiner festgefügten, ehern verteidigten Standesbegriffe hatte abbrechen können.

Und wenn sie sich dann nach Bundesgenossen umsah, so schien es ihr, als ob selbst ihre persönlichen Freunde sie auf diesem Boden im Stiche ließen. Agnes Bonin hatte aus ihrer traurigen Geschichte keine andre Erfahrung geschöpft, als daß die Welt ebenso engherzig wie böse sei, und schrak nur vor der letzten Ausprägung dieses Gedankens zurück, daß auch Dorothee von diesen beiden Eigenschaften nicht freizusprechen sei. Und selbst die feine Colling sah sie nur mit forschenden Augen an, wenn solche Fragen auftauchten, und vermied es, ihre eigne Stellung klarzumachen. Es zeigte sich dann, daß sie alle, auch die feinen und klugen Frauen, die sich so heiß bemühen um die Gesundheit und Kraft ihrer inneren Anschauung, an der starken Spannung der Gegensätze kranken, die die Welt in diesem Punkt entzweit.

Zum mindesten schienen alle zu glauben, daß Guste Krüth irgendeine Genugtuung geboten werden müsse für das, was sie erlitten hatte. Und als es sich darum handelte, eine ärztliche Leiterin für die neue Anstalt zu finden, da vereinigten sich alle Stimmen auf diese. Und Dorothee fühlte, wie alle Blicke sie neugierig streiften, als das Resultat der Abstimmung bekanntgegeben wurde. Sie hatte dabei ein nicht ganz klares Gefühl der Niederlage und Demütigung, das dadurch nicht gemildert wurde, daß Hildegard aus der Ferne die Wahl guthieß.

Kaum war aber dies überwunden, so hob sich die schwankende Wage wieder zugunsten Dorothees. Man band wieder die freigeistige Ärztin durch Statuten und Paragraphen, so daß das neue Institut mindestens kein revolutionäres Programm zeigte.

Im Mai wurde das Heim für hilfsbedürftige Mütter feierlich eröffnet. Es prangte groß und stattlich in dem noch spärlichen jungen Garten. Aus aller Weite zog es die Blicke auf sich. Guste Krüth freute sich darüber. »Es soll sich nur aufdrängen und die Leute daran erinnern, was hier alles vor sich geht,« sagte sie mit grimmiger Überlegenheit. »Dann muß es doch einmal mit all dem Pharisäertum zu Ende gehen.«

Sie nahm die Beschränkungen leicht, die man ihr auferlegt hatte. Wo sie einmal Fuß gefaßt hatte, glaubte sie sich durchsetzen zu können.

Ihr Leben schien sich selbst zu krönen, als sie an einem hellen Maimorgen an der Schwelle des Hauses die Gäste empfing, die sich zum feierlichen Akt der Eröffnung eingefunden hatten. Die Vertreter der Regierung und der Stadt hatten sich bereitfinden lassen, zu kommen. Selbstbewußt schritt Guste Krüth ihnen voran, durch alle Räume des Hauses führte sie die hohen Gäste. Diese Mauern, diese Zimmer, Gänge und Gartenanlagen hatten sich nach ihrem Sinn gefügt. Und nun stand dies Werk vor allen da, strikt sachlich, wie nur je etwas, das aus einem organisatorischen Männersinn entstanden ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dorothee hielt sich nach Möglichkeit zurück. In einem Gefühl von Scheu und Mißtrauen hatte sie versucht, der Veranstaltung fernzubleiben. Aber da waren Abgesandte des Vereins gekommen, Fräulein Colling und die starkgeistige Reimers, und hatten sie gebeten, ein Opfer zu bringen und an der Eröffnung teilzunehmen. »Wir können Sie nicht entbehren,« hatte Fräulein Reimers gesagt, das mächtige Löwenhaupt bedenklich schüttelnd. »Sie bedeuten für uns eine Richtung, ein klares Programm, dessen Ernst und innere Folgerichtigkeit wir zu schätzen wissen. Wir wollen diese Richtung nicht entbehren bei unserm Vorgehen — wir haben das ja auch zum Ausdruck gebracht. Das dürfen Sie uns nicht vergessen. Bedenken Sie nur, daß Sie an Stelle von Wislicenus stehen — an Stelle unsrer anerkannten Führerin!«

So war Dorothee gekommen und wanderte nun mit den andern durch Operationssäle, die von Sauberkeit glänzten, durch stille, freundliche Schlafzimmer, blinkende Küchen und Badezimmer. Man betrachtete das erste Kindchen, das in der vergangenen Nacht unter Guste Krüths Assistenz zur Welt gekommen war. Eigentlich hatte es noch gar kein Recht, hier zu sein: das gab die Ärztin unbedenklich zu. Aber sie fügte mit gehobenem Selbstgefühl bei, daß die junge Mutter am Abend so erschöpft vor der Tür gestanden habe, daß man nicht habe daran denken können, sie fortzuweisen. Dann stellte sie die Krankenschwestern vor; sie entstammten einem freien weltlichen Orden und sollten erst beweisen, daß das einfache Gebot der Nächstenliebe stramme kirchliche Zucht ersetzen könne.

Guste Krüth erzählte weiter, daß bis zum Abend weitere Betten belegt sein würden. Sie zeichnete mit ein paar festen markigen Zügen allerlei Bilder starken sozialen Elends. Sie fand etwas wie eine Genugtuung darin, kräftige Farben zu gebrauchen. Man hörte ihr mit beschämter Betroffenheit zu; aber Dorothee fühlte im tiefsten Herzen ein starkes Mitleid mit der tüchtigen Frau, die ihr eignes Herzeleid unter den Kümmernissen andrer begrub. An der dunklen Umgebung allgemeinen Elends leuchtete das, was diese Frau gelitten hatte, ihr mit verstärkter Kraft entgegen.

Schließlich brachten aber die Stunden doch einen leichten Wechsel der Stimmung. Man war müde geworden, auch waren am Himmel Wolken aufgezogen. Man fing an, sich besorgt zu fragen, wie man nach Hause kommen solle.

Als Dorothee gegen Abend sich auf dem Heimweg fand, lag der golden begonnene Tag silbrig um sie, in frühsommerliche Nebelschleier gehüllt. Sie ging eine pappelbesetzte Allee entlang, die flüsternd im Winde spielte und in einer endlosen Reihe hinausführte aus der Beschränkung der Stadt in das sommerlich erblühte Land.

Müde ließ sie ihre Gedanken rasten in dem weichen Licht des Spätnachmittags. Leise erhob sich aus ihrer Seele die Sehnsucht nach dem kleinen Kind ihres Sohnes: der Anblick des neugeborenen Würmchens in der Anstalt mochte die immer schmerzende Wunde geöffnet haben.

Sie kannte Ernsts Kind. Sie besuchte es von Zeit zu Zeit in dem Säuglingsheim, wo es gut gedieh. Sicherlich befand es sich wohl in diesem seltsamen Paradies der Kleinsten. Dunkeläugig und dunkelhaarig, entwickelte es ein klares, beinahe regelmäßiges Gesichtchen, einen gesunden Appetit, ein liebenswürdiges, anmutiges Wesen.

Und doch tat sein Anblick Dorothee weh. Sie durfte, wie alle andern Besucher, es nur durch die Glaswände sehen, die nach den Korridoren zu die Mauern ersetzten. Da lag es ruhig in seinem Bettchen und fand nichts zu klagen. Trotzdem war dies kleine Vögelchen aus dem warmen Nest väterlicher und mütterlicher Liebe gefallen, in eine Welt tastender Versuche und unsicherer Geschicke. Und wenn in diesen Kinderaugen einmal der Sonnenschein liebender Empfindung aufgehen würde, wem galt er dann? Sie hatte so oft gesehen, wie die älteren Kinder die Schwester anlachten, eine Welt des Vertrauens im Gesicht. War dies Vertrauen denn gerechtfertigt bei den armen Geschöpfen, die von Hand zu Hand wanderten, aus einer Anstalt in die andre, so wie es Guste Krüth auch für die kleine Sascha plante. Mußte sie das geschehen lassen? Damit war sie wieder auf den harten steinigen Gedankenwegen, auf denen sie sich seit Monaten abmühte, und aus denen sie immer nur einen Ausweg fand, für den es diesmal zu spät war: verdoppeltes Pflichtgefühl der Eltern gegen ihre Kinder, ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dreifachte Selbstzucht auf den verschlungenen Pfaden der Liebe.

Während sie sich in diesen Gedanken wie in bitteren Schmerzen mühte, erblickte sie plötzlich und unerwartet Heinrich Staufer vor sich. Er kam ihr des Weges entgegen, etwas zusammengebückt, mechanisch ausschreitend, ohne aufzusehen. Wie sie ihn so näher kommen sah, ganz in sich versunken, fiel es ihr auf, daß er in letzter Zeit merklich gealtert sei. Dabei kam ihr wieder ins Gedächtnis, was Magda ihr kürzlich von Veränderungen in seinen Lebensgewohnheiten, von Hypochondrie, von An-sich-herumdoktern gesagt hatte. Dieser einsame Spaziergang, so weit ins Land hinaus, mochte in dieses Kapitel gequälter Seelenruhe und gestörter Nerven gehören.

Ihr etwas ermüdetes Gesicht lächelte ihm leicht entgegen, als er ihr näher kam.

Aber ihm strömte bei ihrem Anblick alles Blut zum Herzen, und er wurde sich plötzlich bewußt, daß alles, was ihn seit Jahren einengte und beschränkte, nichts war als der immer wieder verkümmerte und unterdrückte Trieb, der jetzt nur ein Ziel kannte: diese Frau hier.

Er nahm durstig den Eindruck ihres Gesichts auf, die weiche, müde Zartheit. Und gerade daß über diese vertieften Linien der Sturm der Jahre hingegangen war, erfüllte ihn mit einem fast wilden Gefühl endlich erfüllter Zusammengehörigkeit.

Er rief sie an: »Dorothee!« Und der langgewohnte Name nahm in der glühenden Offenbarung dieses Augenblicks einen fremd-vertrauten Klang an, so daß ihm war, als müsse er daran ersticken.

»Heinrich — hier draußen trifft man dich?«

»Ja,« erwiderte er verwirrt, »ich fühle mich nicht gut in letzter Zeit. Ich soll mir mehr Bewegung machen. Es scheint, ich habe da manches versäumt in früheren Jahren.«

Dorothee lächelte ihm mitleidig zu; seine Art schien ihr nervös und überlastet und tat ihr leid. »Man kann nicht alles haben,« sagte sie freundlich. »Euer Exzellenz haben die Zeit eben anders verwendet.«

»Ach!« Er zuckte die Achseln und sah wirklich aus, als ob ihm Amt und Ehren kein Ersatz seien für das, was ihm fehlte. »Ich habe doch viel versäumt.« Fast träumerisch sahen seine großen, länglichen, auffallend blauen Augen ihr ins Gesicht. »Dinge, von denen es sich fragt, ob sie sich je werden einholen lassen. Jetzt bin ich einsam — und ich werde alt.«

Und plötzlich schoß aus seinen Augen, aus dem blonden, bärtigen Jupitergesicht ein Strahl, der alle seine Wünsche verriet.

»Glaubst du, daß das noch anders werden kann?« Und nun drängte es ihn, sich leise zu offenbaren. »Es wird mir natürlich oft gesagt, ich solle heiraten. Aber das ist leichter gesagt als getan. Meine Wünsche haben sich da, ganz ohne mein Zutun, auf ein bestimmtes Ziel eingestellt. Da läßt sich nichts tun.« Es klang wieder fast traumbefangen.

Dorothee fühlte erschreckt, daß sich sein Blick dann wieder festigte, noch einmal kurz, prüfend, wägend auf ihr ruhte. Dann kam es unaufhaltsam aus dem tiefsten Inneren: »Dorothee, du mußt es doch wissen, daß du dies Ziel bist!«

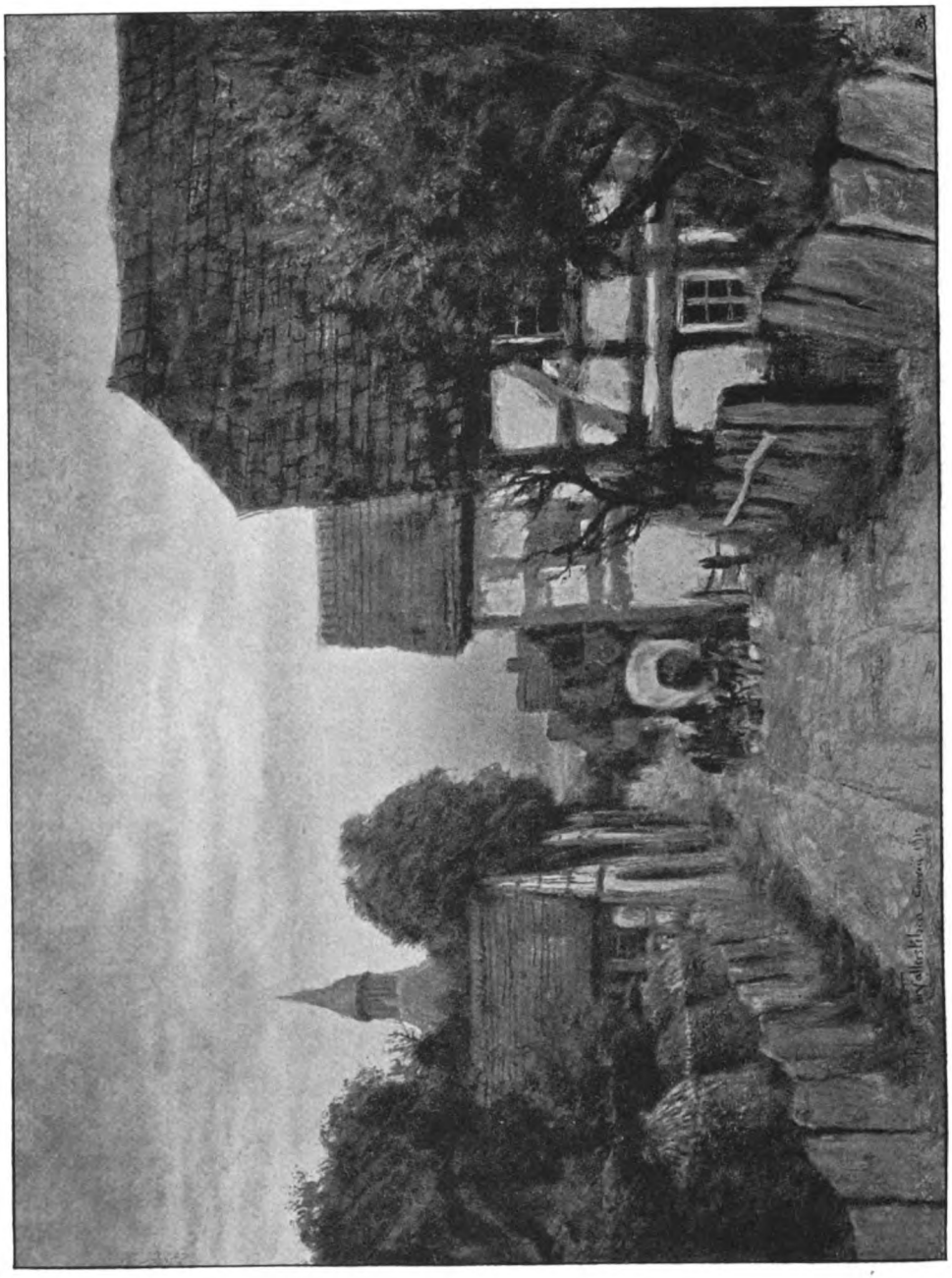
Er sah ihr so scharf in die Augen, daß ein heißes Schuldbewußtsein in ihr erwachte. Warum hatte sie das werden und wachsen lassen und untätig dabei zugesehen? Nun hatte das Gefühl die Schranken durchbrochen und stand vor ihr mit heftigen und begründeten Ansprüchen. Gedemütigt sah sie vor sich hin: »Verzeih, Heinrich, ich hätte es dazu nicht kommen lassen sollen.«

Er zog sich augenblicklich zurück. Der Schlag hatte ihn heftig getroffen. Aber seine Beamtengewohnheit, auch in exponierter Stellung Herr über sich zu bleiben, half ihm seine Haltung bewahren. »Von Verzeihung kann hier nicht die Rede sein,« sagte er steif. »Ich habe dich in Verlegenheit gebracht und uns beide in eine falsche Lage.« Er sah sie forschend an, als bestände er nun auf einer Wahrheit ohne Umschweife.

»Du bist so gut,« murmelte Dorothee. »Wir finden gewiß wieder hier heraus, zu einer Freundschaft, wie wir sie immer hätten pflegen müssen, Heinrich.«

»Freundschaft?« sagte Staufer bitter. »Verzeih, davon halte ich nicht viel. Ich habe genug Freunde. Aber was sind sie mir im Leben? Geh' ich zu ihnen, wenn es mich bedrängt mit Sorgen, Aufregungen, Schicksalsschlägen? In jeder ernsten Stunde des Lebens ist man doch allein und muß sich mit sich selbst behelfen. Dagegen gibt es nur ein Mittel, und das ist nichts für mich,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Franz Hoffmann-Fallersleben: Westfälisches Dorf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Franz Hoffmann-Fallersleben: Prozession an der Waldkapelle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

wie ich eben sehe.« Er sagte das letzte sonderbar pedantisch. »Also entschuldige!« Er lüftete den Hut in seiner korrekten, höflichen Art. Dann wandte er sich ab und ging fort mit den schnellen leichten Schritten, die man seinem schweren Körper nicht zutraute.

Dorothee kam in einer Erregung nach Hause, aus der sich allmählich ein Gefühl der Gewissensbeklemmung heraushob. Wie war es gekommen, daß das freundliche Erbe geschwisterlicher Neigung, das der Gatte ihr hinterlassen hatte, unter ihrer sorglosen Hand entartet war?

Statt ein feines Glück sorgsam zu hegen in den Schranken, die ihr Gefühl ihm zog, hatte sie eine Leidenschaft aufwachsen lassen, die jetzt Schmerz und Trennung brachte. Eine erschreckende Analogie führte von ihrem zu Ernsts Schicksal hinüber. War nicht auch ihr ein Gefühl entartet, das keimkräftig in ihrem Leben gelegen hatte, das ein schönes, fruchtbares Wachstum hätte zeitigen können, und das nun als tote Frucht vom Baume fiel?

Sie vermißte nun seinen langgewohnten Duft in ihrem verödeten Hause.

Auch Magda, die immer entgegenkommende, zeigte ihr ein kühles, abwartendes Gesicht. Unverkennbar verschloß sie eine Seele vor ihr, die ihr sonst immer weit offen gestanden hatte.

Und Ernsts kühles und herb verschlossenes Wesen, Gertruds geschrecktes Gesichtchen begegneten ihr im eignen Heim wie der Ausdruck einer trostlosen Ungebeihlichkeit, die sich über ihr ganzes Leben legte.

So empfand sie es fast nur als Kontrastwirkung gegen die eigne Unzulänglichkeit, als Hildegard Wislicenus von ihrer langen Erholungsreise zurückkehrte und einem Vereinsabend in altgewohnter Frische beiwohnte.

Sie saß dann noch einen Nachmittag Dorothee gegenüber an dem gewohnten Erkerplatz, wo Dorotheens Lehnstuhl und Büchertisch standen und wo durchs offene Fenster die sommerlichen Lüfte über blühende Parkwiesen her eindrangen. Eine kräftige Farbe lag ihr auf den Wangen, die nach Luft und Sonne aussah, und aus ihren Augen sprach das alte blühende Leben. Sie sprach wenig von ihrer Gesundheit, als beschäftige sie dieses Kapitel kaum, mehr von der seelischen Erfrischung, die ihr diese lange Urlaubszeit gebracht hatte. »Ich habe es mir gefallen lassen, mit ausgespannten Flügeln eine Zeitlang zwischen Himmel und Erde hin und her zu fliegen und die Gesellschaft von allerlei auserlesenen Geistern zu suchen, die diese himmlische Bewegung auch mehr geliebt haben als das Pflügen und Säen auf der steinigen Erde. Aber jetzt fühle ich's: es muß wieder mit all dem ein Ende haben, sonst verweichliche ich. Du mußt mir viel erzählen, Dorothee. Ich habe mir das Frauenheim heute früh angesehen und bin sehr glücklich darüber. So ein großes Haus aus Stein ist doch ein ganz andrer Markstein als Bücher und Broschüren und Redeschlachten und legt ganz anders Zeugnis ab von unsrer Arbeit.«

Dorothee sah sie mit matten Augen an. »Ich weiß nicht, ob ich dich gut vertreten habe. Zwar, ich habe mich von unsern Grundsätzen nicht abdrängen lassen. Aber ich muß es bezweifeln, ob es mir gelungen ist, starke Stimmung dafür zu machen. Du weißt ja wohl meine besonderen Schwierigkeiten mit Guste Krüth. Ich habe dir davon nicht geschrieben, aber du wirst ja wohl davon gehört haben.«

Hildegard nickte. »Ja, einiges. Aber, bitte, erzähle mir noch einmal.«

Dorothee zögerte. Es kam ihr schwer an, von Ernsts bitterer Geschichte zu sprechen. Aber dann tat sie es doch, redlich bemüht, die Verbindungsfäden zwischen seiner und ihrer Geschichte aufzuzeigen und im Licht solch kühler Betrachtung die schmerzliche Leidenschaftlichkeit ihrer Erinnerung zu überwinden.

Es gelang ihr erträglich im Angesicht von Hildegards ruhiger, kritischer Aufmerksamkeit, die keinen Augenblick die Übersicht über das Ganze zu verlieren schien.

Dann kam, charakteristisch für die Leiterin so vieler Debatten, ein zusammenfassendes Urteil. »Wir haben dir dafür dankbar zu sein, daß du unsrer Sache die Mäßigkeit bewahrt hast, die wir nicht vermissen lassen dürfen. So traurig es auch sein mag: im Punkt der Geschlechtsmoral sind wir nun einmal in ein elendes Pariagefühl hineingedrängt worden, das uns reizbar und verwundbar macht und auch wohl einmal unser Urteil trübt.«

Sie sah Dorothee nachdenklich an. »Du hast bittere Erfahrungen dabei gemacht und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hast sie noch nicht ganz überwunden. Aber ich bitte dich, laß dich dadurch nicht irre an unsrer Sache machen. Für nächsten Winter staut sich die Arbeit — du weißt ja, daß der große Frauenkongreß hier bei uns stattfinden soll. Da brauchen wir alle Kräfte, müssen alle zusammenhalten, aus allen Lagern und Richtungen, Dorothee. Und gerade deine Art, die der fortschrittlichen Frau, die doch mit allen Wurzeln am angestammten Boden haftet, die man nicht als eine Ausnahme, sondern so recht als Vertreterin einer Klasse von mütterlichen Frauen ansehen muß, dich können wir nicht entbehren unter uns Einspännern allen, die es sich immer wieder gefallen lassen müssen, als abnorme Typen zu gelten.«

Sie stand auf, reichte Dorothee die Hand und sagte mit einem zarten, beinahe schüchternen Lächeln: »Sei treu, Hagen, sei treu!«

Trotzdem brach über Dorothee um diese Zeit eine Periode gestörten inneren Gleichgewichts herein, die fast an die erste Zeit nach Staufers Tod gemahnte.

Sie schlief abends meist schwer erschöpft ein. Aber bald nach Mitternacht war sie wieder wach, ein Spielball drängender und quälender Gedanken, über die sie die Herrschaft vollkommen verloren zu haben schien, so daß es fast war, als sei sie ein Tummelplatz fremder dämonischer Gewalten, wenn sie so dalag, von jäh aufschießenden, schreckhaften Gedanken wie von Raketenfeuer umschwirrt.

Sie fand zuletzt nur ein Mittel, sich solcher Feinde zu erwehren. Sie stand auf, machte Licht und setzte sich in ihrem Schreibzimmer an eine mühsame, gedankenkonzentrierende Arbeit, die die Phantasie ausschaltete und strengste Logik erforderte.

Ihr Leben erweiterte sich auf diese Art in einer unerwarteten Richtung. Sie befreundete sich mit jenen frühen Morgenstunden in ihrem grauen, kühlen Gewand und ihrer tiefen Stille, aus der die Gedanken geläutert heraustraten, tiefer und feierlicher als am hellen Tage.

So saß sie an einem frühen Junitag, als es eben draußen anfing zu dämmern. Sie hatte eine Arbeit voll von statistischen Zahlen vor sich, die einer Enquete über die Lebenshaltung der Fabrikarbeiterinnen zugrunde lag.

Sie legte die Feder weg und blickte zum Himmel auf, zu dem zarten und traurigen Grau, das dem Tag vorangeht. Das Fenster stand offen und schickte eine kühle und kräftigende Luft herein und eine geruhsame Stille, und Dorothee fühlte, wie Ruhe, Kühle und Klarheit sie dem Tumult nervöser Spannungen entrissen, mit dem sie sich auch heute an die Arbeit gemacht hatte.

Sie drehte das Licht ab und legte sich zum Fenster hinaus. Dabei fühlte sie: es war jetzt Zeit, sich wieder schlafen zu legen. Müde und beruhigt sah sie der Droschke zu, die langsam die Straße heraufkuhr.

Doch überraschte es sie, daß sie vor dem Hause hielt. Erschreckt sah sie die wohlbekannte Gestalt der Polizeiassistentin ihr entsteigen und einer andern Frauengestalt heraushelfen. War dies nasse Bündel schmutziger Kleider nicht Agnes Bonin? Leise und zaghaft kam der Ton der Hausglocke herauf; es klang, als fürchte man die Schlafenden zu stören, und klopfe nur um die Hilfe der Wachenden an.

Dorothee eilte die Treppe hinab. Am ersten Treppenabsatz sah sie die Malerin sitzen, das Gesicht in den Händen vergraben. Die Polizeiassistentin nahm Dorothee beiseite: »Selbstmordversuch!« sagte sie, auf die nassen Kleider deutend. »Unten am Fluß.« Dorothee nickte; die Situation erklärte sich genügend. Agnes Bonin machte den Eindruck eines jener vom Sturm abgerissenen Herbstblätter, die, eine Zeitlang vom Winde über die Erde hingefegt, zuletzt ihr Ende in der starken Kraft des Wassers finden, das sie unaufhaltsam mit sich fortträgt.

Der tatkräftigen Beamtin schien der Moment zu neuem Eingreifen gekommen. »Wollen Sie mir nicht Ihren Schlüssel geben?« sagte sie etwas nüchtern zu dem gebrochenen Wesen. »Hier können Sie nicht bleiben.«

Dorothee suchte ihn vorsichtig in der Tasche der Verunglückten und empfand, daß diese es willig geschehen ließ. Dann öffnete sie die Tür zum Atelier und drehte dort das Licht auf, denn in diesem Nordraum lagen noch tiefe Schatten. Da schrie Agnes auf: »Ich kann das Licht nicht vertragen, warum läßt man mir das Dunkel nicht?«

Doch ließ sie sich entkleiden, reinigen und zu Bett bringen. Aber als Dorothee schließlich mit ihr allein war — es war einstweilen längst strahlender Tag geworden —, drängte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich ihr in trostloser Helligkeit die Frage auf, was nun werden solle.

Ein frauenhaftes Gefühl trieb sie endlich an, hier wieder einmal jene Ordnung und Sauberkeit zu schaffen, auf die Agnes früher selbst so eifrig gehalten hatte. Sie ordnete erst die Kleidungsstücke, die wirr umhergestreut lagen. Dann ging sie zu dem verstaubten Schreibtisch. Ein zusammengewickeltes Päckchen Papiere fiel ihr dort in die Hand. Sie las die Aufschrift: »An den, der dies Zimmer nach meinem Tode zuerst betritt«. — »Darf ich das ansehen?« fragte sie Agnes.

Es enthielt nichts als ein dünnes Päckchen Rechnungen. Trostlos sprach die Hilflosigkeit der einsamen Frau daraus, deren Arbeitskraft auf dem Markt nicht einmal das Aquivalent solcher bescheidenen Forderungen ist. Vom Bette her klang Agnes' hohle Stimme: »Ich weiß nicht, wie ich sie bezahlen soll, und gepfändet will ich nicht werden.«

Da klopfte es. Doktor Colling trat ein und brachte ihre weiche, verständige Güte wie ein greifbares Gut in das öde Zimmer. Sie vergewisserte sich erst über Agnes' körperlichen Zustand und beruhigte Dorothee: voraussichtlich würde die ganze Erregung ohne Folgen vorübergehen. Dann erschien eine von ihr herbeigerufene Pflegerin, und Fräulein Colling und Dorothee gingen in die Stauffersche Wohnung, wo diese der jungen Ärztin die vorgefundenen Papiere zeigte.

Nachdenklich überblickten sie die kleinen Posten. »Man sieht, welchen Grund wir Frauen haben, zusammenzuhalten, wenn schon das« — die Ärztin legte ihre schöne ringlose Hand auf die wenigen Blätter — »eine von uns aus der Bahn schleudern kann!«

»Das bißchen Geld wird leicht zu beschaffen sein,« sagte Dorothee, »doch fragt sich's nur, wie wir Agnes Bonin dann weiterhelfen, daß sie dem Leben den allernötigsten Sonnenschein abgewinnt.«

Doktor Colling sah sie zustimmend an. »Wir müssen Schulter an Schulter stemmen, daß sie nicht wieder eine Lücke findet, um ins Leere hinabzugleiten. Die Polizeiassistentin hat mich hergeschickt. Ich wußte auch Sie hier. Später kommt Fräulein Reimers, und so eine um die andre. Wir werden mit vereinten Kräften Agnes ein Stück weiterschleppen müssen; dann wird schon wieder eine Woge kommen, die sie mitnimmt.«

Ihre klugen Augen sahen in die Ferne mit dem sicheren und geschärften Ausdruck, den nur die haben, die gewohnt sind, die Wege des Lebens zu überblicken.

So hob denn eine kräftige Welle des Gemeinsinns das gestrandete Mädchen empor und trug sie wieder hinaus ins Leben. Agnes Bonin kam anfangs nicht recht zu sich und rieb sich die Augen, die sie zu schließen vermeint hatte, und die nun mehr als je von dem angreifenden Schauspiel des Lebens aufnehmen mußten.

Mit sorgsamen Frauenhänden pflegte Dorothee die schwache Flamme des Lebens, die hier ängstlich knisterte, und maß der müden Streiterin tropfenweise die unentbehrlichen Lebensgüter zu: Vertrauen zu sich und Vertrauen zu den andern.

Ihre eigne Kraft stieg verjüngt aus diesem Kampf empor. Langsam kehrte ihr die ruhige Lebenssicherheit zurück, die die gesunden Funktionen auch des Körpers gewährleistet. Ihr Schlaf wurde wieder regelmäßig, wenn auch noch etwas kurz und leise.

In dieser Verfassung traf sie die Nachricht, daß Großmutter Ritter von einem Schlaganfall betroffen worden war.

Sie reiste augenblicklich ab. An dem Bangen und Erzittern, das sie während der Fahrt empfand, ermaß sie doch noch einmal, wie sehr die innere Widerstandskraft ihr in letzter Zeit geschwunden war. Es war so weit mit ihr gekommen, daß sie, so sehr sie auch alle Gefühle kindlicher Pietät zu Hilfe rief, den Anblick der in Leiden Sterbenden fürchtete.

Ängstlich stand sie vor der wohlbekannten Tür. Aber mit dem ersten Schritt in das Krankenzimmer fiel ihr Schrecken von ihr ab. Es wurde ein Eindruck von einer seltsamen, heilenden Kraft daraus.

Die Fenster standen weit offen, die Frühlingsluft strömte ein als ein unwiderstehlicher Strom, der die kräftigen Düfte der Pflanzenwelt mit sich trug, die feierliche Stille des ländlichen Abendfriedens. Die Gestalt der alten Frau, die hochgestützt in den Kissen lag, fügte sich auf unerwartete Weise dem Eindruck ein. Zwar war das feine alte Gesicht lebhaft gerötet, und die Lippen bewegten sich unbewußt und leise.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Allein die Erinnerungen kamen in einer reinen Gestalt, erschreckten die Kranke nicht durch phantastische Verzerrungen, verrieten noch einmal die Kraft dieser reinen Seele, das Leben dem Herzen verschönert wiederzugeben. Dorothee verstand ganz deutlich, wie die alte Frau einmal sagte: »Glaubst du, daß das Kleid deiner Frau gefallen wird, Albert?« Und nach einer Weile befriedigt: »Ich glaube schon.«

Tag um Tag hielt dieser Zustand an ohne sichtbare Veränderung. Aber Dorothee empfand keine Unruhe dabei. Traumumfangen stand sie unter dem Bann dieser langen, in fernen Zeiten verankerten Lebenslinie, die noch einmal, bevor sie für immer im Dunkel verschwand, in ihrer ganzen Ausdehnung an hundert nahen und fernen Punkten erglühte, leise aufflammte.

Dann kam das Ende: das Versiegen der letzten Lebensfunktionen, ein letzter Kampf, in dem der Schmerz des Körpers noch einmal ums Bewußtsein zu ringen schien. Dann das Stillestehen.

Tief erschüttert ging Dorothee aus dem Totenzimmer hinaus in den Glanz des Junitages, der von derselben wundervollen, wahrhaften Unschuld der Natur war, wie es das Sterben drinnen gewesen war.

Die Sonne warf ihr helles Licht auf den Garten in seiner anspruchslosen frühsommerlichen Lieblichkeit und auf die fern leuchtenden Berge, auf denen noch Winterschnee lag. Ein flimmerndes Blau hüllte die frohe Frühlingswelt ein, Vögel riefen aus den schöngegliederten, zartbelaubten Bäumen. Und aus diesem Zusammenklang unschuldiger Weisen glaubte Dorothee ein mystisches Lied zu hören, die heilige Weisheit vom Tode.

Dorothee schenkte sich selbst noch ruhige einsame Tage nach dem Tode der alten Frau. Sie schritt die stillen Zimmer ab, in denen jetzt nur noch Erinnerungen lebten. Um so mächtiger, in kräftigen Formen, in sattem Glanz erschienen sie ihr. Aus den gehalten schönen Räumen sprach ein besonderer Geist, aus dem auch sie geboren war. Über Generationen hinweg machte er jetzt sein Anrecht auf sie geltend. Zwingend übermannte sie das Bewußtsein, daß sie von allen Orten der Welt nur hier Wurzeln gefaßt hatte. Heimatgefühl gab es für sie nur hier.

Trotzdem schien es möglich, daß sie sich würde loslösen müssen von dem geliebten Boden. Zwar ging der schöne Besitz in ihre Hände über, doch wußte sie nicht, ob sie ihn würde halten können. Als ständiger Aufenthalt war das Haus kaum mit ihrem eignen Leben, sicher nicht mit den Bedürfnissen der Kinder in Einklang zu bringen, als Luxusbesitz aber war es zu kostbar. Vielleicht würde sie alles, was hier lebendig gewesen war, in ihrer Person hinaustragen müssen in die Welt des ewigen Wechsels.

Aber einstweilen verschob sie die Entscheidung noch. Während der kurzen freien Sommerzeit wollte sie hier noch Herrin bleiben, die Kinder sollten einige Ferienwochen hier verbringen.

Und da sie sich noch nicht entschließen konnte, der tiefen Ruhe zu entsagen, begab sie sich an die Arbeit, den Nachlaß der alten Dame zu ordnen und das Haus für eine Erholungszeit instand zu setzen.

Sie war eines Vormittags mit der Aufgabe beschäftigt, als sie einen Wagen vorfahren hörte, der vor dem Hause hielt. Gertrud winkte ihr daraus zu und holte dann etwas aus dem verdeckten Inneren des Wagens.

Sie hielt der Mutter das Bündel hin, während sie die Treppe hinauf ihr entgegenkam. »Es ist die kleine Sascha.« Ihre Augen waren ernst und wunderschön und kein Zweifel darin. »Es hat Scharlachfälle im Säuglingsheim gegeben, Ernst hat es mir gestern gesagt. Da haben wir es nicht ausgehalten, wir beide. Früh hat Ernst das Kind geholt, und ich bin dann gleich hier heraus damit gefahren. Ich habe nicht telegraphiert: mündlich läßt sich das alles viel besser sagen. Nicht wahr, Mama, wir haben's dir recht gemacht?«

Kindlich eindringlich sah sie die Mutter an, einen reizenden Ernst in dem jungen Gesicht. Das Mädchen sah aus, als habe sie eine göttliche Botschaft zu überbringen, wie sie im kühlen, beschatteten Vorraum des Hauses stand, das Kind im Arm. Der unirdische Friede gewisser alter Verkündigungsbilder lag über ihr.

Man installierte die kleine Sascha, fand Bettchen, Wännchen und alles, was ein Kind gebraucht, in dem alten Hause, in dem Generationen aufgewachsen und vergangen waren. Zum Schluß nahm auch das kleine Mädchen zufrieden und genügsam die ungewohnte Nahrung und schlief ein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann senkte sich ein wundervoller Abendfriede auf den Frühsommertag herab, und Dorothee saß mit Gertrud in der linden Nachtluft, während das Kind drinnen schlief.

Jetzt ließ sich Dorothee erzählen.

»Ernst ist gestern abend zu mir gekommen,« sagte Gertrud, und ihre Augen leuchteten durch die Dunkelheit, und ihre Stimme klang schüchtern und belegt. »Mir ist gleich angst geworden — man hat immer Angst um ihn. Aber ich habe mich nicht zu fragen getraut. Da hat er sich hingesetzt und mich eine Zeitlang angeschaut, und dann hat er gesagt, daß im Säuglingsheim der Scharlach ausgebrochen ist. Er könne das Kind nicht dort lassen, und er würde es holen, wenn ich es nehmen wollte. Er hat es mir noch am Abend gebracht. Er war ganz aufgeregt. Man hat es ihm nicht geben wollen — er sagt, das wäre auch ganz in der Ordnung, denn eigentlich hätte er kein Recht darauf. Aber er hat sich's nicht gefallen lassen — er behauptet, die Schwestern hätten schließlich Angst vor ihm bekommen. Wir haben noch die halbe Nacht im Bürgerlichen Gesetzbuch studiert und schließlich gefunden, daß Ernst die Kleine ehelich erklären lassen kann. Dann hat er das Verfügungsrecht über das Kind. Deswegen war ich auch heute früh bei Frau Krüth.«

»Du, Gertrud?« sagte Dorothee und lächelte weich über das ganze Gesicht. »Hast du dir denn das getraut?«

Auch Gertrud lächelte etwas selbstbewußt. »Eher noch als Ernst, Mutter. Er war sehr froh, daß ich ihm das angeboten habe; ich glaube wirklich, Mama, die fürchtet er.«

»War sie denn sehr schlimm?« fragte Dorothee.

»Es geht. Freundlich war sie nicht, aber sehr bestimmt. Ich habe sie gleich verstanden. Und eigentlich hat sie ja nichts andres gewollt als Ernst. Das Kind gehört ihm oder mir, hat sie gesagt. Von einem halben Zustand wolle sie nichts wissen. Ich habe ihr dann noch ein bißchen imponiert mit meinen juristischen Kenntnissen; sie waren ja noch sehr frisch von der letzten Nacht her. Ich wäre ja informiert wie ein Vormundschaftsrichter, hat sie gesagt. Wenn Ernst das Kind anerkennen wolle, so dürfe sie nicht dagegen sein. Sie hat auch gesagt, daß sie dich kennt, und daß sie nicht glaubt um das Kind besorgt sein zu müssen. Und zuletzt habe ich sie gefragt, ob wir wirklich ihre Einwilligung haben, wenn das Kind bei uns bleibt. Da ist sie fast freundlich geworden und hat gesagt, daß wir die wahrscheinlich gar nicht brauchen, wenn Ernst seine Ansprüche geltend machen will. Zuletzt wurde sie ganz nett, Mama, und hat mir noch Grüße an dich aufgetragen. Ernst ist mir schon auf dem Weg entgegengekommen, und dann habe ich nur schnell meine paar Sachen gepackt und bin hierhergefahren. Ernst läßt dich grüßen. Du sollst ihm verzeihen, wenn er dir eine solche Last aufbürdet.« Tränen stiegen ihr in die Augen. »Er tut mir so schrecklich leid. Aber, nicht wahr, Mama, wir tun die Kleine nicht weg — in ein Landerziehungsheim?«

Dorothee hatte Gertrud erzählen lassen. Jetzt sagte sie langsam — schnell konnte sie nicht sprechen bei ihrer tiefen Bewegung —: »Nein, nein, Kind. Wir wollen sie schon behalten. Den Sommer über bleiben wir zusammen hier, und dann sehen wir weiter. Ob Ernst wohl auch noch kommt, so daß wir alle hier beisammen sind, so wie es sein soll, Gertrud?«

Gertrud schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Mama. Er wird sich langsam daran gewöhnen müssen, daß das Kind bei uns ist. Und man muß ihn auch in Ruhe lassen.«

Sie sah die Mutter ernsthaft an, voll von der kindlichen Weisheit, die ihr so plötzlich vom Himmel gefallen war wie ein Pfingsten ihres Mädchenherzens. Aber es war kein Zweifel, daß sie recht hatte.

Stürmische Ströme mütterlicher Seligkeit zogen durch Dorotheens Herz, als die Sommertage sich nun hinspannen, beherrscht von der Sorge um das Kleine, dem das köstliche Gut der angestammten Liebe wiedergegeben war. Gesund und kräftig erhob sich das junge Leben neben ihr und befruchtete ihre eignen Tage, die sie in letzter Zeit so trüb und zwecklos angesehen hatte.

Nur eins blieb noch zu wünschen, daß auch Ernst das natürliche Verhältnis zu dem kleinen Kinde finden möchte, das ihr und Gertrud so selbstverständlich war, seit Sascha ihr Haus teilte. Dorothee wartete, ob er nicht kommen würde, glaubte ihn schon eines Tags zu erkennen, als eine schlanke männliche Gestalt des Wegs heraufkam, der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Hause führte. Aber er war es nicht: es war Graf Kentzen.

Dorothee wunderte sich über die Entdeckung, die sie bei seinem Anblick machte: daß sie vor ihm erschrak.

Eben noch hatte sie der schöne Sommertag freundlich angestrahlt. Das Kind schlief neben ihr im Korb, Gertrud war im Haus mit allerlei fürsorglichen Mutterpflichten beschäftigt, bei denen sie sang, so daß ihr heller, zarter Mädchensopran bis ins Freie drang. Es war ein Gefühl ungeteilter Befriedigung gewesen, das Dorothee durchdrungen hatte.

Nun war plötzlich etwas wie ein Schatten darübergefallen. Bemerkte Kentzen, daß er nicht ganz willkommen war? Er lächelte ein eigentümlich schüchternes Lächeln. »Ich sehe, Sie wundern sich, daß ich hier bin. Aber ich hoffe, Sie verstehen mich, wenn ich sage, daß mich mein Gewissen hertreibt. Sonst bringen Sie mich wirklich in Verlegenheit.«

Er sah mit unsicherem Blick nach dem Kinderkorb, fand dann, daß es doch nicht angehe, von dem zu reden, das hier verhüllt schlummerte, und fragte endlich mit kräftigem Entschluß, summarisch alle Schwierigkeiten des Augenblickes unter eine Rubrik bringend: »Haben Sie etwas gegen mich auf dem Herzen?«

Dorothee sah ihn nachdenklich an. Sie konnte nicht verhindern, daß ihr Blick prüfend, kritisch, beinahe abweisend wurde.

»Sie beschämen mich immer,« begann er und beschwor durch seine eignen Worte eine Erinnerung herauf, die er peinlich empfand: die Erinnerung an jenen Zusammenstoß mit Ernst in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft. Er war deshalb nur um so aufrichtiger, als er fortfuhr: »Ich bin aber gerade deswegen hier, weil ich es unbeschreiblich bitter finde, Ihnen gegenüber ein Schuldbewußtsein zu haben.

Dorothee schüttelte den Kopf. »Lassen Sie das doch! Es steht doch selbstverständlich jeder für sich ein. Sie scheinen zu glauben, daß ich Sie für Ernsts Fehler verantwortlich mache — nicht? Wenn Sie das zu mir führt — das hätte Sie nicht zu bemühen brauchen.« Sie sah ihm frei ins Gesicht, und es tat ihr nicht leid, daß sie ihre Worte selbst etwas hart fand. Kentzen blickte schweigend vor sich nieder mit feinem, zartem Ausdruck.

»Sie erhalten sich über der Situation,« sagte er, »wo andre hineinversinken, in Zweifel, Angst, innere Unruhe. Das ist groß und beneidenswert, aber doch vielleicht etwas frostig.«

Dorothee errötete plötzlich und heftig und wurde um vieles liebenswürdiger, als sie antwortete: »Ich verteidige mich gegen das Leben, so gut ich kann. Ganz leicht ist's nicht immer.«

Sie beugte sich über den Wiegenkorb: »Gott sei Dank, hier ist jetzt alles im reinen,« sagte sie. »Die Kinder haben das gemacht, Gertrud und Ernst, nach eignem Urteil, aber ganz in meinem Sinne.«

Kentzen blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin, mit der Spitze seines Stockes in den Boden zeichnend. Dann sagte er plötzlich, frei aufsehend: »Sie haben recht, Sie bilden zusammen eine Art von mystischer Dreieinigkeit, und man möchte oft vergessen, wer von Ihnen gerade vor einem steht. Sie wirken deshalb auch mit dreifacher Gewalt. Es ist beinahe ein Mysterium.« Er lächelte, das eigentümlich bewegte Lächeln, zu dem sich so viele Regungen seiner feinen und lebensvollen Seele verdichteten, schwieg dann wieder und sah den Weg hinauf, der zum Haus führte, zwischen duftenden Blumenrabatten, aus denen die Sonne alle Möglichkeiten von Farbe und Geruch herausholte, hinein in den tiefen Schatten, den das Haus warf. »Hier kommt Fräulein Gertrud,« sagte er.

Er sprang auf, in unverkennbarer Bewegung, ging ihr entgegen, beugte sich tief über ihre Hand. »Darf ich Sie die heilige Gertrud nennen?« fragte er, »weil Sie die Menschen von ihrer Schuld erlösen?« Er sprach so leise, daß man nicht wußte, ob er nur von ihr gehört werden wollte, oder auch von Dorothee.

Gertrud sah ihn mit dem ihr eignen schüchternen Ernst an. Dann glänzte sie auf mit dem Leuchten eines Edelsteins, auf den das Licht fällt. Es war ein fast feierlicher Augenblick und wie das kurze Vorspiel zu einem schönen sehnsüchtigen Lied.

Es ergriff, es erschreckte, es berückte Dorothee. Wie sie die beiden jungen Leute vor sich sah, in dem wortlosen Geständnis ihrer unverhüllten Empfindung, empfand sie bescheiden, daß sich hier ein Schicksal entwickle, dessen Vollendung sie in Leid oder Freude mittragen würde.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie suchte es deshalb nicht zu verhindern, daß Kentzen im nächsten Dorf Quartier nahm, und daß er sich dort niederließ in der altmodischen, bäuerlichen Gemütlichkeit eines ländlichen Gasthofs, dessen biedermeierischen Anstrich er reizend zu finden vorgab. Vormittags erschien er nie im Stauferschen Hause. Aber gegen Abend war er immer da und brachte eine Fülle wechselnder Gedanken und Gefühle mit.

»Wissen Sie, daß ich mich hier endlich wiederfinde?« sagte er eines Abends zu Dorothee, während ein Gespräch noch in ihm nachklang, das er eben mit Gertrud gehabt hatte, und von dem sie abgerufen worden war. Er hatte ihr den Weg entlang nachgesehen, wie leicht, von unbewußter Mädchenanmut ihr Schritt war, und dabei eine enge Verwandtschaft zwischen ihrem inneren und äußeren Wesen zu finden geglaubt, der hübschen, müheloſen Leichtigkeit, mit der sie auch den Spuren der Gedanken folgte.

Dorothee sah ihn prüfend an. Auch jetzt noch sah er wie ein Träumer aus, sogar die Wirrnis des Traumlandes glaubte Dorothee in seinen hübschen aufgelösten Zügen zu finden, in dem weichen Blick, der sich im Abendgold des Himmels verlor. »Das freut mich,« sagte sie energisch. »Aus den Träumen sollten Sie sich endlich herausfinden, es ist Zeit dazu.«

Er setzte sich entschlossen im Korbstuhl auf, in dem er eben halb geruht hatte. »Ich weiß das selbst,« sagte er, »und es wird auch klar in mir. Ich erkenne endlich die Wünsche, die Hoffnungen werden sollen, während alles andre versinkt.«

Ja, in der heutigen Umgebung erschien es ihm, als ob das adlige Mädchenköpfchen, das ihm noch mitunter das Herz bedrängte, sich zu solcher Betrachtung eigne. Er sah es greifbar vor sich, auf dem lichtgelben Grund des Abendhimmels.

Er stellte es innerlich neben Gertruds Gesicht und fand mit Genugtuung, daß Gertruds Augen lebendiger, geistreicher waren, die Linien ihres Gesichts größer und ausdrucksvoller. Die andre war wirklich nur noch Traum, in all ihrer lichtblonden Weichheit, in ihrer etwas unirdischen Grazie, im Glanz ihrer Zugehörigkeit zu einem regierenden Fürstenhaus. Es kam ihm wie ein Märchen vor, daß er, aller Etikette zum Trotz, es erst vor ein paar Wochen gewagt hatte, alles, was er besaß, Besitz, Namen, Persönlichkeit vor dieses Prinzeßchen hinzubreiten, das all die Herrlichkeit mit nachdenklichem Blick gemustert hatte. Er sah sie noch vor sich in dem schönen Spiegelsaal ihres elterlichen Schlosses, wie sie ihn zögernd und erschreckt angesehen hatte, wie ein Kind, das man in eine fremde Umgebung führt, und wie sie stumm auf seine werbenden Worte gehört hatte.

Aber am nächsten Tage hatte man ihn kühl durch einen dritten bedeuten lassen, daß es sich für sie nicht lohne, diese Schätze aufzuheben.

Mit dieser frischen Wunde im Herzen und in der Eitelkeit hatte er gehört, wie die kleine Gertrud die Lösung eines verfahrenen Lebensschicksals auf sich genommen hatte.

Und nun sagte er in bescheidener Selbsterkenntnis zu Dorothee: »Man spricht so viel von der Männerwelt unsrer Tage, und daß wir es sind, die alles machen. Wir haben auch unsre Arbeiten und unsre Leistungen. Aber seinen Idealen leben, wie Sie das hier tun in meiner Gegenwart, das können nur Frauen.«

Dorothee schüttelte den Kopf, lachte, um ihn von seinen enthusiastischen Anwandlungen abzubringen. Aber er ließ sich nicht aufhalten.

»Wissen Sie, daß wir hier wie auf einer Insel der Seligen sind?« fragte er. »Selbst Sünde und Schuld verwandeln sich hier in Liebe. Glauben Sie nicht, daß das einen Menschen, der in einer schalen Welt leben muß, glücklich machen kann?«

Er sah sie schüchtern an, eine liebenswürdige Scheu vor seiner eignen Begeisterung verratend.

Da kam Gertrud wieder vom Haus her, wo sie eben ihren Pflegling zur Nachtruhe gebracht hatte. Sie ging etwas langsamer als sonst, ein wenig müde und beschwert von den ungewohnten Pflichten. Doch lächelte sie weich wie junge Mütter lächeln, in Gedanken noch bei dem Kinderfrieden, den sie eben beobachtet hatte.

»Sie ist eingeschlafen,« sagte sie zu Dorothee.

Es war jene Tagesstunde, wo aller Sonnenglanz verschwunden ist, wo aber die Farben noch einmal seltsam kalt und lebhaft aufleuchten, bevor sie in Nacht untertauchen. Auch Gertruds Gesicht, ihre Hände leuchte-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten aus dem schwarzen Kleid heraus, ihre großen graugrünen Augen wirkten farbig in dem blassen Bild. Sie waren voll von einem unergründlichen Ausdruck. Sie setzte sich, streckte die schlanken Glieder. »Man sollte immer so leben,« sagte sie und atmete tief auf.

Kentzen studierte sie gespannt. »Ich habe das eben auch gesagt.«

Gertrud wandte sich ihm zu: »Und Sie tun's doch nicht — so leicht Sie es auch haben könnten auf allen Ihren Gütern und Schlössern. Es hat mich schon oft gewundert, daß Sie so wenig dort sind und immer in der Stadt, wo Sie« — sie errötete leicht — »doch eigentlich nicht so nötig sind. Wer verwaltet Ihnen denn all Ihren Besitz? Ich kann mir nichts Schöneres denken als so ein Gutsleben.«

Kentzen blickte ihr lebhaft ins Gesicht. »Sie mögen recht haben, aber einstweilen muß ich mich noch auf Leute verlassen, die es dort besser verstehen als ich. Doch freut es mich, daß Sie über mich nachgedacht haben. Sie finden also, daß ich als Krautjunker enden soll?«

Gertrud errötete: »Ich habe da wohl nichts zu finden. Sie würden doch tun, was Sie wollen.«

Kentzen hatte eine rasche instinktive Bewegung nach ihr hin. »Sie scheinen sich zu unterschätzen; vielleicht ist es Ihre Aufgabe, den Menschen zu zeigen, was ihr Glück und ihre Pflicht ist.«

Leuchtend ging ihm ein neues Lebensbild durch die Seele: Projekte und Pläne eines großartigen Landlebens. Ahnte Gertrud, daß er sie diesen Gedanken beigesellte, daß er in diesem Augenblick mit tiefem Wohlgefühl empfand, als seien die Würfel über sein Schicksal gefallen?

Sie hielt die Augen geschlossen, sie wurde nicht rot, eher blaß. Das Gefühl von fast zärtlicher Rührung, das er schon bei ihrer ersten Begegnung gehabt hatte, flammte jetzt hoch auf in seiner Brust. Aber doch hielt ihn noch etwas ab, an das zu rühren, was er hier zu erkennen glaubte.

Er wurde wortkarg, verabschiedete sich bald. Langsam ging er heim über die duftenden, warmen Wiesen und Felder. Stundenlang wanderte er umher, zuletzt bergan, bis die Sterne über seinem Haupt ihm näher gekommen schienen und ein Strahlengefunkel über ihn herabwarfen, daß er sich in Licht und Klarheit aufgelöst glaubte, emporgehoben zu einer höheren Menschheit, die den Sternen näher ist.

Früh am nächsten Morgen war die ganze Situation verändert. Ein Telegramm rief ihn ab zu einem Onkel, dem ältesten Bruder seines Vaters, der plötzlich schwer erkrankt war. Er fand Zeit, vor der Abreise noch einmal zu Dorothee zu gehen, die Einsamkeit des alten Herrn zu schildern und die ganze Verwirrung, die mit einem Todesfall in dem uralten, reichen und vornehmen Geschlecht verbunden war, dessen einzigen Erben ein etwas dunkler Lebensweg in der Fremde festhielt. Kentzen war sehr erregt. Zuletzt fragte er mit belegter Stimme: »Kann ich Fräulein Gertrud noch sehen? Ich möchte ihr Adieu sagen; es kann sein, daß ich wochenlang nicht abkomme.«

Etwas befangen ging Dorothee ins Haus, um die Tochter zu holen. Aber Kentzen begnügte sich damit, ihr die ganze Angelegenheit kurz zu erklären und sie dann eindringlich zu versichern, daß er bald wiederzukommen und dann hier alles beim alten zu finden hoffe.

Dann ging er fort, den blumenbestandenen Weg entlang, der zum Tor führte. Dorothee ging mit Gertrud tiefer in den Garten hinein; sie wollte nicht, daß es den Anschein habe, als ob das Mädchen ihm nachblicke.

Als er abgereist war, wurde das Leben wieder still und einfach. Dorothee fand es jetzt an der Zeit, in die Stadt zurückzukehren, wo ihr plötzlicher Aufbruch manche Angelegenheit unerledigt gelassen hatte.

Ernst holte sie am Bahnhof ab. Sie erkannte im ersten Augenblick seltsam leuchtende Augen an ihm, in denen seine unterdrückte Jugend wieder lebendig geworden schien. Er dankte ihr beschämt und fast schüchtern für ihre Hilfe. Dann führte er sie in sein Zimmer und rückte ihr den Lehnstuhl zurecht. Einen Augenblick saß er unschlüssig vor ihr, den schmalen Kopf, auf dem sich die Haare schon zu lichten begannen, etwas gesenkt. Dann sah er auf, eine kindliche Bitte in den braunen Augen: »Ich habe dir etwas zu sagen, Mama. Würdest du einverstanden sein, wenn ich fortginge von hier, weit weg und für lange?«

»Ernst, wohin denn, jetzt?«

»Es ist uns mitgeteilt worden, daß man ein paar junge Offiziere braucht, nach Süd-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

westafrika, Mama. Ich möchte gehen — in vier Wochen wäre ich fort von hier.« Es klang wie ein Schrei nach Erlösung.

Dorothee saß wort- und hilflos wie unter einem Schlag da. Sie hatte sich etwas zusammengebückt, mit den Händen die Armlehnen des Stuhls ergriffen.

Da trat Ernst zu ihr, faßte ihr die Hände: »Mutter, ich kann nicht hierbleiben.«

Dorothee sah ihn mit weit offenen Augen an. »Du wirst gehen müssen, was ich auch sage,« sagte sie nach einer Pause mit einer Stimme, die kalt klang, weil sie die glühend aufsteigende Erregung zu bezwingen suchte.

Etwas ungeschickt suchte Ernst sich der Mutter zu nähern. Er begann von dem Tatsächlichen zu sprechen, das sich ihm aufdrängte: über Bedingungen des Eintritts in die Schutztruppe, über Lebensverhältnisse in den Kolonien und über das Dringendste und Nächstliegende, die Equipierung für den Kolonialdienst. Und schließlich kam noch etwas andres aus ihm heraus, ein Stück des sonst eifersüchtig gehüteten inneren Lebens: es war Raum in dem fremden Lande, die Möglichkeit, etwas zu leisten, unermüdlich anzupacken, dem jungfräulichen Boden Spuren seiner jungen männlichen Kraft aufzudrücken, seiner werdenden Reife, was hier in der Seele so beengt lebte, im freien Raum unerforschter Lande Gestalt gewinnen zu sehen.

Aber auch heute verschwieg er etwas. Dorothee glaubte zu empfinden, daß er vor dem eignen Kinde floh; daß er dem kleinen Geschöpf gegenüber eine quälende Scham bewahrte. Vielleicht hoffte er aus der Ferne des Raumes und später einmal der Zeit mit wiedergewonnener Seelenruhe auf die kleine Tochter blicken zu können.

Die letzten Wochen seines Aufenthalts in der Heimat gingen hin, beschwert und beschwingt zugleich, wie es kritischen Zeiten eigen zu sein pflegt. Dorothee beobachtete mit geschärftem Auge die eigentümliche, fest umrissene Gegenständlichkeit seines Denkens und Fühlens. Alle Fäden, die ihn an die Heimat banden, wickelte er ab, und während er praktische und umfassende Vorbereitungen traf für seine Zukunft, verabschiedete er sich von Freunden, Vorgesetzten, Kameraden.

So stand er, um Abschied zu nehmen, an einem strahlend hellen Sommertag in Tante Magdas großem Wohnzimmer. Während er sich ein letztes Mal darin umsah, kam ihm plötzlich wie eine Vision die Erinnerung an Sascha, wie er sie hier zuerst gesehen hatte, in dem wunderlichen Künstlerkleidchen aus dunkel-fliederfarbener Seide, das ihn damals angezogen und abgestoßen zugleich hatte. Die hohe Woge zermalmender Gefühle, die bei der Erinnerung sich plötzlich in ihm erhob, wies er hart von sich. Unwillkürlich griff er nach dem Säbel, den er umgeschnallt trug, wie nach einem Symbol männlicher Kraft. Er fühlte, wie er sich wieder beruhigte, und war stolz darauf. Er erwartete die Tante, von der er sich vieler verwirrender Worte versah, mit einem Gefühl herausfordernden Mutes. Er brauchte diese bürgerliche Welt nicht zu scheuen, was sie auch über ihn und sein Tun denken mochte.

An Magdas Stelle kam Erna herein. Sie wirkte wie ein starker und gesunder Kontrast gegen das, was ihn eben angefallen hatte, in ihrer kräftigen, schlanken Größe, in ihrer klaren Blondheit, in der etwas nüchternen Eleganz ihrer Kleidung. Sie reichte ihm die kühle, große und feste Hand. »Ich bin allein zu Hause — ich bin nicht ausgegangen, weil ich bestimmt erwartet habe, daß du noch kommst.«

Sie sah ihn mit hellen Augen an, deren Blick der Sport geklärt und geschärft hatte. »Ich wünsche dir alles denkbare Gute.« Die Worte kamen klar und direkt, fast wie ein Befehl.

Ernst verbeugte sich, beinahe etwas ironisch. »Ich will mich bemühen, deinem Wunsche nachzukommen.«

Über Ernas kluges, charaktervolles Gesicht flog etwas wie die Spur eines Errötens. »Ich freue mich, daß du hinausgehst. Du hast ein Leben vor dir, um das man dich beneiden möchte,« sagte sie in ihrer diktatorischen Jungen-Damenweise.

»Ein anständiges Leben oder einen anständigen Tod,« sagte Ernst. »Du magst recht haben, mich darum zu beneiden. Ich bin zufrieden damit.«

»Tod ist Unsinn,« sagte Erna heftig. »Du bist für's Leben da! Du mußt dich für andre erhalten. Es gibt Ansprüche an dich.« Sie hielt ihm eine schwesterliche Hand hin, um ihrer starken Bewegung einen möglichen Ausdruck zu geben. »Dein Kind wird dich brauchen« — sie wurde dunkelrot —, »und andre brauchen dich auch. Nicht aufzählen,«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagte sie, als Ernst Miene machte, seine Unentbehrlichkeit für die Welt zur Diskussion zu stellen. »Wir warten hier auf dich; du sollst ein großer Herr werden und darfst uns nicht enttäuschen.

Sie hatte anfangs sehr energisch gesprochen, so daß Ernst fast ein Lächeln angewandelt hatte. Zuletzt aber wurde ihr Blick weich und löste sich von ihm. Da wurde auch Ernst bewegt. Die süße Kraft der Mädchenblicke, die schon einmal in seinem Leben wie ein Wunder aufgegangen war, löste ihm die Seele, so daß er der drängenden Kraft in sich kaum mehr Herr werden konnte.

Er war froh, daß Tante Magda eben hereinkam. Sie sah ihn mit einem ihrer zwar kurzsichtigen, aber durchdringenden Blicke an, und dann brach es unaufhaltsam aus ihr hervor: kluge Beobachtung, warmes und doch kritisches Gefühl, aus tausend Quellen gespeist, lang beherrscht und zurückgehalten. Nun floß es über ihn hin, verriet ihm, was man über ihn dachte: in Liebe, Teilnahme, Mißbilligung, Sorge. Es war ein Duschbad unerwarteter Kritik, und Ernst sah sich plötzlich wie außerhalb seines Ich, so, wie ihn andre sahen.

Mittags aber, im Kreise der Kameraden, die ihn verabschiedeten, trat ihm ein ähnliches in andrer Gestalt entgegen. Man feierte ihn begeistert. Die wenigen, die ihn verstanden hatten, schienen plötzlich das Übergewicht gewonnen zu haben über die vielen, denen er fremd geblieben war, die aber bereit waren, seine überlegene Art anzuerkennen, nun sie nicht mehr beständig auf ihrer Alltäglichkeit drücken würde.

Abends fuhr er noch mit der Mutter zum Landhaus am See.

Gertrud kam ihm mit seinem Kind entgegen. Sie trug es mit ruhig-zärtlichem Ausdruck. Die Sommersonne stand noch hoch über dem Bilde, klar und heiter. Gertrud hielt ihm die Kleine hin, und Ernst nahm das Würmchen etwas verlegen in die Arme. Er gab es bald wieder her. Er sah sehr unglücklich aus. »Ihr tut so viel für mich, und ich muß alles schuldig bleiben.«

Dorothee schüttelte den Kopf. »Schuldig, Ernst? Zwischen uns wird nicht abgerechnet.«

Er blieb dann mit der Mutter allein, während Gertrud das Baby zu Bett brachte.

Sie hatten sich nicht mehr viel zu sagen; es schien alles ohne Worte zwischen ihnen abgemacht.

»Ich möchte noch ein paar Bücher mitnehmen,« sagte Ernst. »Solche, an denen man auf die Dauer hat. Die kleine Goetheausgabe vom Urgroßvater — darf ich?«

Sie gingen zusammen ins Zimmer und suchten die kleinen hübschen Bände mit dem leichten Gewicht, der sympathischen Schrift, dem wohlerhaltenen Papier. Dorothee schlug den »Westöstlichen Diwan« auf; sie blätterte ein wenig darin herum, bis sie fand, was sie suchte:

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib am stillen Orte,
Wo du einmal Platz genommen.
Schaue dann umher nach Weisen
Und nach Mächt'gen, die befehlen;
Jene werden unterweisen,
Diese Tat und Kräfte stählen.
Wenn du nützlich und gelassen
So dem Staate treu geblieben,
Wisse, niemand wird dich hassen,
Und dich werden viele lieben.
Und der Fürst erkennt die Treue,
Sie erhält die Tat lebendig.
Dann bewährt sich auch das Neue
Nächst dem Alten erst beständig.

»Was liest du, Mutter?« fragte Ernst.

»Etwas für dich,« sagte sie, lächelte und errötete. »Meinst du nicht? Das paßt für dich, und man sollte es als Motto über dein Leben setzen.«

Er las langsam, so daß er den Gedanken verfolgen konnte, daß das, was er hier las, ungefähr dasselbe sein mochte, was Erna gemeint hatte: daß man von ihm den Anschluß an die gebietenden Kräfte der Nation erwarte. »Vielleicht,« sagte er, »ich möchte wohl — es wäre gut.«

Leise leuchtete in seinen stillen Augen die wiedergewonnene Hoffnungsfreudigkeit auf. Und über lange Jahre der Trennung blieb ihm das Bild der Mutter so am lebendigsten, wie sie in diesem Augenblick vor ihm stand: leise lächelnd, voll zurückhaltender Güte, den Weg zwischen ihnen klärend, mit vorsichtigen Worten, die seine verwundbaren Stellen schonten.

Sie behielt diese Zurückhaltung und diese Selbstbeherrschung auch bei, als er am nächsten Morgen Abschied nahm. Er war ihr unsäglich dankbar dafür; es wäre ihm unerträglich gewesen, jetzt weich zu sein.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dorothee versuchte im Laufe des kommenden Tages sich auf das veränderte Leben einzustellen, das um eine seiner bestimmenden Gestalten ärmer geworden war. Sie ging still durch Haus und Garten, mit Gertrud manchen reizenden Waldweg, in den die Sommersonne kaum Einlaß fand. Das Mädchen blickte ihr aufmerksam, als suche sie ihre eigne Richtung daher zu nehmen, in das ernste, weiche Gesicht, auf die ruhigkräftigen Bewegungen, in denen sich die stetige Energie einer inneren Arbeit verriet.

Langsam wandelte Dorothee das Gefühl, das Ernst seit Monaten in den Vordergrund des Denkens und Sorgens gestellt hatte.

Gertrud war hier und das kleine Kind. Dazu das köstliche Gefühl der Einigkeit, das alle Fernen durchdrang.

Sie aß mit Gertrud vor dem Hause zu Nacht, und als es ganz dunkel geworden war, so daß die beiden Frauen nur noch die Umrisse ihrer Gestalten erkennen konnten, sagte Gertrud plötzlich: »Graf Kentzen hat mir geschrieben.«

Dorothee horchte auf: es klang nicht wie der mädchenhafte Jubel eines glücklichen Herzens, als Gertrud fortfuhr: »Hast du gehört, was er alles erlebt hat? Es ist nicht nur der alte Herr tot, sondern auch sein einziger Sohn — weit draußen in einer chinesischen Hafenstadt in einer häßlichen Geschichte ums Leben gekommen. Es scheint fast, daß der alte Graf aus Schrecken oder Kummer gestorben ist. Graf Kentzen hat seinem Briefe einen kurzen Zeitungsbericht beigelegt. Und mir schreibt er das: bitte, lies, Mama.«

Sie stand auf und wandte sich in den Garten. Die dunkle Gestalt verlor sich bald auf den kaum erkennbar schimmernden Wegen.

Dorothee trat in das erleuchtete Haus. Dort entfaltete sie das vornehme mattblaue Papier, dessen Kentzen sich jahraus, jahrein bediente.

»Liebe Gertrud!

Lassen Sie mich diese Anrede vorausschicken, denn ich weiß, daß ich mein Leben lang diese Worte im Herzen tragen werde wie einen süßen und köstlichen Klang, der mir einen Schatz von unermeßlichem Wert bezeichnet. Ich komme heute zu Ihnen, unsicher und unklar aus tiefstem Herzen, und lege mein Geschick in Ihre Hände. Sie sind so reizend, diese Hände, und auch gütig und klug.«

Hastig und beunruhigt überflog Dorothee die Zeilen, gestört durch irgend etwas in ihrem Ton. Sie faßte einzelne Worte aus den vielen Seiten auf, die beschrieben waren, es entstand ein gedrängtes Bild: hatte er um zwei Mädchen zugleich geworben, um ihr Kind und um diese Prinzessin Margarete, deren Namen sie wieder und wieder fand? Sie zwang sich zur Geduld und las langsam, Seite um Seite. Der Eindruck bestätigte und klärte sich: Gertrud war ihm Balsam auf frische Wunden gewesen. Die Prinzessin — Dorothee kannte das hübsche und anmutige Wesen vom Sehen — mochte dem hübschen Grafen in ihrer Mädchenart zugetan gewesen sein, so sehr, daß ihre Umgebung sich veranlaßt gefühlt haben mochte, die beiden zu trennen. Da hatte er bei Gertrud Trost gesucht und gefunden.

»Als ich Sie vor einigen Wochen verließ, ging ich mit dem Wunsche von Ihnen, bald wiederkommen zu dürfen und alles, was ich bin und habe, in Ihre Hände zu legen.«

Und nun eine neue Melodie: die schreckliche Katastrophe im fürstlichen Hause seines Onkels, die großen Veränderungen in seinem Leben und seiner Stellung durch die Erbschaft, die auf ihn überging, Glückwünsche vom Vater der kleinen Prinzessin und dann eine diskrete persönliche Mitteilung durch einen hohen Hofbeamten: die Prinzessin hatte an ihm festgehalten, wie nur irgendein gutes kleines Mädchen an seiner ersten Liebe festhalten kann. Sie hatte ihm bitter nachgetrauert, nachdem man sie getrennt hatte, so sehr, daß man ernstlich um sie besorgt gewesen war. Nun schien es den Ihrigen wie eine göttliche Fügung, daß die äußeren Hindernisse gefallen waren, die einer Ehe im Wege standen.

»Und nun entscheiden Sie, Gertrud. Ich lege das letzte Wort in Ihre Hände. Ihr Urteil wird Sie nicht betrügen, und ich komme mit tausend Freuden, wenn es mich an Ihre Seite ruft. Ich weiß, daß mich dort ein volles Menschentum erwartet, und ich habe das schätzen gelernt — am meisten in den jüngsten, ewig unvergeßlichen Tagen bei Ihrer Mutter. Aber wenn Sie mir sagen, daß ich andre Pflichten habe, Pflichten gegen mein Geschlecht und gegen die Allgemeinheit, so schenke ich Ihnen wiederum Glau-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ben. Aus meiner Verwirrung rette ich mich zu Ihnen, weil ich weiß, daß Ihr Urteil klar und lauter ist wie die Sonne.

Helfen Sie Ihrem aus tiefster Seele ergebenen Kentzen.«

Dorothee legte das Blatt vor sich hin, in den Lichtkreis der Lampe. Es war nicht übermäßig zerlesen, und auch Tränenspuren fanden sich nicht darauf. Wenn Tränen gefallen waren, so nicht auf dieses Dokument einer begehrlichen Seele und eines schwankenden Willens.

Gertrud trat durch die offene Gartentür wieder ein. Sie hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, in einer etwas befangenen Bewegung, und aus dem mattfarbigen Gesicht von jugendlich durchsichtiger Helle brannten die Augen voll Kraft und Farbe.

»Was hast du geantwortet?« fragte Dorothee.

»Natürlich, was er hören wollte. Wenn er zu mir hätte halten wollen, so hätte er nicht mich um Rat gefragt.«

Dorothee sah das Mädchen überrascht an. Sicherlich hatte Gertrud die Situation richtig empfunden. Daß sie sie auch klar auszudrücken verstand, war Dorothee unerwartet.

»Ich habe ihm auch ganz kurz gesagt,« erklärte Gertrud weiter, »er habe im Grunde ja schon entschieden, und ich wünsche ihm alles Gute zu seiner glänzenden Zukunft. Er solle sich auch keine Gedanken machen, ich sei nicht vom Stamm der Asra.«

Zweifelnd sah Dorothee das Mädchen an. So waren denn die romantischen Tage vorbei, wo der erste Liebestraum unerschöpfliche Schauer von Hingabe und aufopferungsfreudiger Zärtlichkeit in dem Mädchenherzen entflammt hatte. »Deine Antwort wird ihn gekränkt haben.«

»Schadet das?« fragte Gertrud.

»Ich glaube nicht,« sagte Dorothee nachdenklich. Ihr schmerzte das Herz, so gelassen sich Gertrud auch gab. Beide Kinder hatten sich nur Dornen geholt im Rosengarten der Liebe. Würden sie nie etwas wissen von seinem Glanz und seinem Sonnenschein?

Süßeste Früchte aus diesem Garten sah sie reifen, als in dem Landhaus, in dem das Leben in diesen heißen Hochsommertagen schon leise herbstliche Färbung zeigte, Matthias und Annemarie auftauchten, auf der Heimfahrt nach ihrer umgebauten und erweiterten Villa.

Gänzlich unerwartet standen sie eines Morgens vor Dorothee, als diese im Garten die Blumenrabatten abschritt, die eben in der schweren Pracht herbstlicher Blumenfülle zu leuchten begannen. Matthias hatte seinen Arm in den seiner jungen Frau gelegt und bot so, mit dem seligen Ausdruck im Gesicht, ein fast herausforderndes Bild voller menschlicher Befriedigung.

Dorothee tat das warme Gefühl wohl, mit dem der Anblick der jungen Eheleute ihr das bedrückte Herz erleichterte.

Sie ließen sich gern bestimmen, ein paar Tage zu bleiben, Tage, während deren über Matthias keine Wolke lag. Aus den Erzählungen der beiden erhellte bald, daß der junge Ehemann die Feuerprobe einer halbjährigen Reise im Umkreis des Mittelmeeres, angesichts der größten Erinnerungen der Menschheit, mit Ehren bestanden hatte. Die junge, fast noch im Keimen befindliche Neigung hatte sich an der Größe dieser Welt, am Glanz dieser Erinnerungen etwas von dem bezwingenden Zauber geholt, der ihr bisher noch gefehlt hatte. Dorothee fühlte, wie bei beiden Persönliches und Überpersönliches zusammenfloß zu einem Märchenland starker Anschauung, wenn sie von den Pyramiden, vom Heiligen Grab oder dem Glanz Griechenlands sprachen. Sie waren in der historischen Umgebung nicht zu plattem Philistertum zusammengeschrumpft; Annemariens Augen hingen mit einem reizenden Ausdruck an ihrem Gatten, wenn er mit dem bescheiden-ehrlichen Ernst, der ihm stand, von seinen Eindrücken erzählte, und seine wunderbare Empfänglichkeit für alles Erlesene der Erde dabei schüchtern offenbar wurde. Daß er sie selbst zu diesem Erlesenen zählte, war wie eine Offenbarung über Annemarie gekommen und hob sie in eine schönere Welt. Sie entfaltete sich wie eine Blume inmitten der reichen Umgebung, in die er sie gestellt hatte. Sie war schöner geworden, ihr mädchenhaft bescheidener Geschmack hatte sich rasch entwickelt, so daß sie das Bild der vornehmen Frau war, von jener unanfechtbaren und selbstverständlichen Vornehmheit, die den Reichtum als natürliche, weiter nicht beachtete Voraus-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzung hat. Auch innerlich schien sie gereift. Wer das häßliche Wort Verkauf auf ihre Ehe anwendete, hatte keinen Blick für das zarte Gefühl von frauenhafter Güte, dankbarer Hingabe und freundlichem Verzicht, mit dem sie die innig gebotene Liebe ihres Mannes entgegennahm. Es war eine seltsame Erfahrung, gerade in diesen beiden Menschen die Erfüllung alles dessen zu erleben, was Dorotheens Kindern, den begabten, gesunden, seelisch und körperlich makellosen, verwehrt blieb. Die Natur selbst schien dieser Ehe gewogen. Matthias teilte Dorothee stotternd und stolz mit, daß das Cuppersche Geschlecht Anwartschaft auf Zukunft habe.

Er gab sich ganz rückhaltlos, wie Menschen sich zu geben pflegen da, wo sie wissen, daß sie fraglos hingenommen werden.

So warf er eines Morgens einen Brief, den er eben geöffnet hatte, heftig auf den Tisch. Man sah ihn erstaunt an, aber er äußerte sich zunächst nicht. Erst nach einer Weile, während deren er immer wieder mit der ihm eignen, etwas ungeschickten Diskretion Dorothee von der Seite betrachtet hatte, erklärte er sich: »Gwendoline hat Thaining jetzt doch glücklich sitzen lassen.« Er hob den ominösen Brief auf, der die lakonische Mitteilung von der Verheiratung der Marchesa Gallieni mit dem Sprößling einer bekannten amerikanischen Milliardärsfamilie enthielt. Matthias war in seinen moralischen Empfindungen zunächst stark verletzt und packte im ersten Sturm der Entrüstung ziemlich unverhohlen aus, was er gegen die Schwester auf dem Herzen habe: wie sie Thaining ein ganzes Jahr lang hingehalten hatte, um ihn schließlich doch noch zu enttäuschen. Aber bis Mittag hatte er sich beruhigt, und ihm blieb nur ein allerdings zäh festgehaltener Ärger: daß er Gwendolinens Schulden doch noch einmal gezahlt hatte.

Aber zum Schluß kam noch eine andre Sorge aus ihm heraus. Er nahm Dorothee eines Morgens vertraulich unter den Arm und führte sie in den Garten hinaus.

»Ich muß dir noch etwas sagen,« brachte er mit bewölktem Gesicht heraus. »Mama macht mir Sorgen.« Er erzählte, daß Frau van Cuyper seit einiger Zeit kränkle, und daß das um so schlimmer sei, als dadurch alle ihre Dispositionen gestört seien. Sie habe den Sommer noch auf Reisen verbringen wollen, den Spätherbst im Süden, wahrscheinlich in Algier, und erst mit dem neuen Jahr würde das neue Haus sie aufnehmen können. Daran sei jetzt nicht zu denken, sie habe eine tödliche Abneigung vor jedem Hotelleben. Und schließlich kam seine Bitte, allerdings schonend vorgebracht: Frau van Cuyper habe im Augenblick wirklich kein Dach über dem Kopf. »Kannst du sie aufnehmen? Nur bis Annemarie und ich in Ordnung sind?«

Dorothee war starr. War Kindespflicht je unvermuteter vom Himmel gefallen? »Hier?« sagte sie und deutete auf ihr bescheidenes kleines Haus. »Kann sie denn hier zufrieden sein? Und wird sie in diesem Hause sein wollen? Denk doch daran — sie ist schon früher hier gewesen.«

Aber Matthias schüttelte den Kopf zu ihren Bedenken. »Ach nein, Dorothee,« sagte er, »daraus macht sich doch Mama nichts, so ist sie doch nicht. Das weißt du ja auch, Dorothee. Und Fräulein Schmidt kann noch alles für sie richten; wenn du nur zwei übrige Zimmer hast. Das andre soll dir keine Mühe machen — und keine Kosten.« Er stolperte über das Wort, über den Begriff.

Doch bewährte er auch diesmal seinen zähen Willen. Es zeigte sich, daß seine Erfolge in dieser Richtung meist darauf beruhten, daß er eine merkwürdige Intuition für das Durchführbare und Entsprechende hatte, selbst wenn es weit vom Weg abzuliegen schien. Dorothee mußte selbst zur Überzeugung kommen, daß Matthias' Plan von allen Projekten in diesem schwierigen Augenblick der beste sei.

Mit Beginn des Septembers holte sie Frau van Cuyper heim. Sie fand sie im selben Hotelzimmer wie damals im Juni. Aber diesmal erhob sie sich nicht aus schönen und kostbaren Dingen. Dorothee studierte sie betroffen und eindringlich. Sie suchte zu definieren, was mit dem schönen Gesicht vorgegangen war, das im Rahmen der unverändert prächtigen Kleidung, hinter der schützenden Hülle einer weisesten Schönheitspflege seine klare Linienführung verloren hatte. Das Kolorit war gesunken, von seiner klaren und belebten Weiße auf eine stumpfe, kalkige Tönung gesunken, und die Augen, deren Reiz in dem durchaus befriedigten, durchaus diesseitigen Blick beruht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte, schienen sich dem vertrauten Anblick der Dinge zu entziehen, um sich in das Nichts einer von fern aufziehenden Auflösung zu verlieren.

Sie nahm Dorotheens Anerbieten mit überraschender Selbstverständlichkeit auf: Matthias hatte recht; sie fand durchaus nichts Unnatürliches daran, Dorotheens Gast in dem alten Landhaus am See zu sein, und Erinnerungen schienen sie dort nicht mehr anzufallen als an irgendeinem andern Ort der Welt. Sie war durchaus keine unbequeme Kranke und bewährte noch einmal, zum letztenmal, die wunderbare Kraft ihrer Natur, den Umständen abzugewinnen, was sie herzugeben vermochten. Trotz dem Ausdruck tiefer, fast tragischer Erschöpfung auf ihrem schönen Gesicht hielt sie ihre alten Liebhabereien aufrecht, freute sich an Gertruds Erscheinung, hüllte sie in gewähltesten Putz wie bei ihrem ersten Zusammensein. Und auch für Ernsts Kind verschrieb sie Spitzen und Bänder und feinste Leinenwaren.

Und über solchen Beschäftigungen schlief sie eines Abends ein, wie ein Kind über seinen Spielen. Fräulein Schmidt bemerkte erst am Morgen, daß sie hinübergegangen war.

Es war um den Ausgang des Sommers, als die Blumenpracht im Garten auf ihrer Höhe stand. Dorothee überschüttete die Tote mit jenen kühlen, zarten, schwachduftenden weißen Rosen, die eine eigentümliche Verwandtschaft mit deren Wesen zu haben schienen. Sie gab diese Liebesgaben mit einer unerwarteten Wärme, mit einem starken Gefühl für die Eigenart eines Wesens, das in sich so geschlossen, so sicher war, daß es unmöglich schien, mit ihm zu rechten. Genug, wenn die natürlichen Zusammenhänge des Lebens gewahrt geblieben waren, aller Schwierigkeiten unerachtet, in frommer Hingabe an die halb enthüllten, halb verschleierten Geheimnisse des Blutes.

Dann kamen Matthias und Annemarie, um den Leichnam heimzuholen. Matthias zeigte sich sehr erschüttert bei dem Anblick der Toten, und zum erstenmal in ihrer Ehe erwuchs Annemarie die Pflicht, die Unzulänglichkeit seines Wesens, die sich hier in einer beinahe kindlichen Fassungslosigkeit äußerte, auszugleichen und an der eignen inneren Kraft aufzurichten. Sie tat das mit einer gütigen Anmut, deren Eindruck Dorothee fürs Leben unvergeßlich blieb.

Dann fuhren sie alle zusammen in die Heimat der Toten, nach dem prächtigen Besitz, wo sie ihr Leben verbracht hatte.

Aber nachdem Frau van Cupper in der Familengruft ruhte und das Leben in seine alten Ordnungen und Gewohnheiten einrückte, erwachte in Matthias der vom Vater ererbte Geschäftssinn, seine gewissenhafte und aufmerksame Pünktlichkeit in Geldangelegenheiten.

Er führte Dorothee etwas feierlich in sein großes Arbeitszimmer in der umgebauten und erweiterten Villa, in deren weitem Park Frau van Cupper jetzt ruhte. Dort begann er, anfangs etwas unsicher, die geschäftlichen Folgen des Todesfalles auseinanderzusetzen.

»Mama hat kein Testament hinterlassen, wie ich das ja vorausgesehen habe,« begann er leicht stotternd, wie immer in Momenten der Verlegenheit. »Es liegt ja auch nichts weiter dran — denn die Sachen liegen sehr einfach.«

Er sammelte sich einen Augenblick vor der Aufgabe, sie zu erklären. »Mama war nicht reich; den größeren Teil ihres Einkommens hat sie aus meinem Besitz als Rente bezogen. Immerhin beträgt ihr Privatvermögen, das außerhalb unsrer Betriebe angelegt ist, fast zwei Millionen Mark. Das fällt selbstverständlich an ihre drei Kinder, an Gwendoline, dich und mich.«

Dorothee fuhr — äußerst temperamentvoll — in die Höhe. »Was denkst du denn, Matthias, was soll ich mit dem Geld deines Vaters!«

Matthias wurde rot. Aber er beherrschte sich, brachte hastig hervor: »Du darfst uns das nicht abschlagen. Wir können doch unmöglich einstecken, was vor Gott und der Welt dein Eigentum ist.«

»Dann schenk's jemand anderm,« sagte Dorothee eigensinnig. »Du wirst schon jemand finden.« Fast feindselig sah sie auf den Bruder, dem plötzlich ihre Rechte so sehr am Herzen lagen. Sie konnte sich des Augenblicks erinnern, wo sie ihm wenig gegolten hatten, wo er ihr die beginnende Zuneigung eines klugen und tüchtigen Mannes mit kräftigem Eifer entwunden hatte, um ihn seinen Zwecken dienstbar zu machen. Nun dämmerte es ihr auf, mit allerlei wunderlichen Nebengefühlen, daß sie hier einer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonderen Spielart des kaufmännischen Geistes begegnete, einer scheinbar freigebigen, offenen Hand in kleineren Dingen, skrupelloser und unerbittlicher Selbstsucht im großen.

Aber sie mußte doch anerkennen, daß sie dem schwächlichen Jungen, der hier mit liebenswürdigem Eifer vor ihr saß, nicht gram sein konnte. Sie hatte sich bisher in sein Wesen gefügt — mußte sie noch einen Schritt weiter tun?

Und nun mischte sich Annemarie ins Gespräch, mit ihrem liebenswürdigen Wesen, das so viel Unwiderstehliches in seiner zarten Anmut barg.

Sie sah mit ihren hübschen Schneewittchenaugen zum Fenster hinaus, auf den Platz, wo Frau van Cupper so oft ihre behaglichen Vormittagsstunden mit Frau von Stangen verbracht hatte. Die Tote schien vor aller Augen aufzuerstehen, als Annemarie weich sagte: »Es kommt mir wie eine Pflicht der Pietät gegen die Mutter vor, daß das, was von ihr stammt, in liebevolle Hände kommt. Und da du im Leben versöhnlich warst, wird es dich doch nicht später reuen.«

Mit ängstlichem Blick sahen die jungen Eheleute auf Dorothee, die verstimmt ihnen gegenübersaß. Sie fühlte, wie ihr eigner Wille ihr entschwand, wie er hier einging in einen weiteren Willen der Gewohnheit, der Allgemeinheit, tausend feiner Verbindungen, die zwischen den Menschen hin und her laufen, und denen sie sich ergeben hatte dadurch, daß sie den Verkehr mit der Mutter wieder aufgenommen hatte.

Und schon fielen ihr die beiden Geschwister um den Hals. »Ich hab' doch gewußt, daß du uns nicht aller Welt gegenüber blamierst,« sagte Matthias, vollkommen befriedigt, die Frage erledigt zu sehen und das Peinliche, das ihr anhaftete, auf andre Schultern zu wälzen.

Auch Dorothee trug noch unbehaglich daran, als sie wenige Tage später mit Gertrud nach Hause fuhr. Was sollte sie mit der großen Summe, die, so unbedeutend sie sich auch im Cupperschen Gesamtbesitz ausnahm, für sie doch Reichtum bedeutete!

Sie sah in das spätsommerliche, abgeerntete Land hinaus, das ihr den Eindruck von festen Formen, den sie im vorigen Jahre nach Hause gebracht hatte, wieder lebendig machte. In ihrem Leben würde sich auch nicht mehr viel ändern. Es war nun nicht mehr Zeit für sie, eins jener kostbaren Luxuswesen zu werden gleich der, von der der Reichtum stammte. Gerade in diesem letzten Jahre, unter den arbeitenden, strebsamen Frauen, die darum kämpften, jeder Lohnarbeit eine veredelte Form, dem Arbeitsleben die veredelte Linie zu geben, die ihm noch so oft fehlte, war ihr die Richtung auf rein äußerlichen Schmuck vollkommen verlorengegangen. Einst hatte sie wohl auch in ihr gelegen — sie fühlte noch mitunter ihre Regungen —, aber sie konnte nicht wünschen, daß es anders mit ihr geworden wäre.

Sie überlegte, was man in den Kreisen ihrer Mitarbeiterinnen mit größeren Summen machte. Und da wurde es ihr klar, daß die Arbeit, die dort betrieben wurde, noch wenig befruchtet war von der Zauberkraft unsrer Zeit: vom Kapital. Das Frauenheim war eigentlich das einzige größere Wertobjekt, das sich in diesen Händen befand. Und der Impuls in Dorothee zu einem ähnlichen Unternehmen war augenblicklich schwach genug. Es kam ihr kaum mehr denkbar vor, das stille, ernsthaft nachdenkliche, nur von Ideen beherrschte Leben ihrer letzten Jahre nun noch in ein solches geräuschvoller praktischer Tätigkeit zu verwandeln.

Aber Ernst konnte Geld brauchen. Es klang wie ein Sehnsuchtsschrei, wenn er davon schrieb, wie notwendig das jungfräulich spröde Land, seine neue Heimat, des seltsamen Prinz-Erlösers unsrer Zeit, des Kapitals, bedurfte, um aus dem Dornröschenschlaf langer Jahrtausende zu erwachen und die verschütteten Schätze seines Klimas und Bodens zum Segen übervölkerter Länder freizumachen. In dieser stolzen Arbeit konnte sie ihn jetzt unterstützen.

Nachdenklich sah sie dann Gertrud an.

Das Mädchen saß am Fenster und studierte die Gegend aufmerksam, klug, aber nicht gespannt oder angestrengt. Der Ausdruck war besonders günstig für das kleine Gesicht mit den festgefaßten Linien, die nirgend eine Unsicherheit oder Weitschweifigkeit zeigten.

Trotzdem mußte Dorothee sich eingestehen, daß der erste Schmetterlingsreiz der Jugend in Farbe und Form von diesem Mädchen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesicht abzufallen begann. Die Entdeckung tat weh: auch Dorothee hatte diese erste Frische geliebt, fast wie aus der Seele ihrer Mutter heraus, deren letztes Glück sie gewesen war.

Im selben Augenblick wandte sich Gertrud nach Dorothee um. Ein Lächeln flog ihr über das Gesicht, ihre großen graugrünen Augen waren warm von Leben. »Hast du auch darüber nachgedacht, was wir mit unserm vielen Gelde tun sollen?«

Dorothee nickte ihr überrascht zu; es war in letzter Zeit mehrmals vorgekommen, daß Gertruds Gedanken den ihrigen auf verdeckten Wegen begegnet waren, als folgten sie unbewußt verwandten Gesetzen, und Dorothee hatte dabei stets etwas wie eine seelische Erschütterung empfunden.

»Was meinst du, Kind, hast du etwas damit vor?« fragte sie fast so gespannt, als ob eine geheimnisvolle Botschaft an sie gelangen sollte aus fernen, unergründlichen Weiten.

Gertrud wurde rot. »Pläne, Mama, die hätte ich schon. Ich möchte viele kleine Kinder sammeln, solche, die niemand haben, der für sie sorgt.« Das Reden ging ihr schwer; man sah es ihren tiefen, schwermütigen Augen an, daß sie ihre Gedanken ungern freigab. »Aber vorher möchte ich studieren — Psychologie. Glaubst du, daß ich das kann?«

»Es ist ein weiter und mühevoller Weg,« sagte Dorothee.

»Unsre kleine Sascha hat mich darauf gebracht,« sagte Gertrud. »Es ist so interessant, wie solch ein Geschöpfchen zu sich kommt, und kommt einem fast vor wie ein Wunder. Und doch bilde ich mir ein, daß ein System dabei sein muß, das möchte ich studieren — an kleinen Kindern, die wir erziehen. Es muß so viele Möglichkeiten hier geben.« Ihre Augen füllten sich mit Träumen, Hoffnungen, Gedanken. »Darf ich's versuchen, Mama?«

»Ich denke schon — wie willst du's machen?«

Gertrud schwieg und sah Dorothee lang und zweifelnd an. Dann wagte sie ihre letzte Bitte: »Mama, ich möchte nächsten Winter fort. Laß mich auswärts studieren, daß alles einmal neu und fremd um mich ist. Wie Ernst es gemacht hat. Du hast es ihm auch erlaubt.« Eine brennende Röte überzog ihr Gesicht, und die Stimme erstickte ihr fast.

Dorothee nahm ihre Hand. »Das heißt, daß du mich auch einmal für eine Zeit los sein willst.« Sie scherzte leise, um die Spannung der Gefühle, die höher und höher stieg, sorgsam zu entlasten.

Gertrud fiel ihr in die Arme. »Nicht wahr, Mama, du behältst die Kleine. Und ich fange ganz von vorn an. Und später, wenn die richtige Arbeit kommt, dann arbeiten wir zusammen. Allein ist es zu viel für mich.«

»Das könnte sein,« sagte Dorothee. »Du hast ja ganz großartige Pläne, vor denen man sich in acht nehmen muß. Sonst wächst uns die Geschichte über den Kopf.«

»Findest du's Unsinn?« fragte Gertrud mit kindlicher Schüchternheit.

»O nein, das will ich nicht sagen. Das ganze Land ist ja jetzt voll von solchen Plänen. Fürsorgearbeit — es gibt da schon Erfahrung, auf die man sich stützen kann. Und vielleicht wirklich ein großes Arbeitsfeld für uns beide.«

Gertrud schwieg; sie nahm nur die Hand ihrer Mutter und küßte sie warm und dankbar. Dorothee stieg heiß und stark eine Erinnerung auf, die alte Erinnerung an ihren letzten Spaziergang mit Staufer, aus dem das Gefühl innerer Einheit zuletzt wie Opferrauch emporgestiegen war. Heute fand sie es wieder.

In Hildegard Wislicenus' Nähe erhielt dann Gertruds noch etwas formloses Projekt bald greifbare Gestalt. Hildegard sah nachdenklich in das feine Mädchengesicht, das klug, bescheiden und ernsthaft aussah bei der schüchternen Auseinandersetzung seiner Pläne.

»Wissen Sie, daß ich überrascht und benommen bin von Ihrem Projekt? Eine Erziehungsanstalt, in der auch die Lehrenden noch Schüler sind, und auf einem Gebiet, das man eben erst anfängt zu bebauen. Wissenschaftliche, nicht nur empirische Pädagogik: es hat mir immer so wunderbar suggestiv geklungen, wie eine Fahrt über unburchforschte Meere. Ich habe ja von jeher diese Leidenschaft für die altbestellten Arbeitsgebiete der Frau, wo es heute gilt, moderne Methoden anzuwenden. Sollten Sie einmal meinen alten Traum erfüllen — vom Heiligtum, das die jungfräuliche Frau verwaltet —, und sollte das die Welt des verlassenen Kindes sein?«

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gertrud wurde rot. »Ich will ganz bescheiden anfangen. Und dann wird sich schon zeigen, was ich leisten kann.«

Hildegard sah sie herzlich an. »Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe. Im öffentlichen Leben nimmt man die Gewohnheit an, alles, was einem vorkommt, unter irgendeinen Nenner zu bringen — um die Übersicht zu erleichtern. Aber wir wissen sehr gut, was es um die Arbeit ist, die von innen herauswächst, aus der freien Kraft und dem inneren Bedürfnis der Seele. Sie ist mir immer die liebste gewesen, und Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich gerade die ein Heiligtum nenne.«

»Mama wird mir helfen,« sagte Gertrud, als müsse sie sich Mut zusprechen zu einem Unternehmen, das in diesem Licht ihr fast zu groß erschien.

Dorothee lächelte. »Wir haben eine ganze Menge überflüssiges Geld jetzt,« sagte sie. »Ernst soll seinen Teil davon bekommen, vielleicht wird er drüben in großartig ergiebiger Männerart damit schalten. Aber wir können einmal auch außer Arbeitskräften und Ideen, an denen das Angebot ja ganz reichlich ist, greifbares Geld und Gut brauchen. Damit machen dann wir, was wir für wünschenswert halten. Aber nun hilf uns, die praktischen Wege zu unserm Ziel zu finden, Hildegard — dafür bist du da.«

Arm in Arm gingen Mutter und Tochter später heim, in den sinkenden Abend hinein, dessen kühle, klare Lichtverhältnisse es Hildegard gestatteten, die eigentümliche Verwandtschaft in Linie und Bewegung zu studieren, wie die beiden so die Straßen hinuntergingen, scharf umrissen von dem stillen Abendlicht.

Dann überblickte die kluge Kennerin des Lebens noch einmal alle die Ratschläge, die sie gegeben hatte. Weit ausgespannt lag das feine und vielmaschige Netz zusammenhängender Frauenbestrebungen vor ihr, das sich anschickt, die kräftige Struktur der Männerarbeit mit den zarten Verzweigungen eines sensitiven Nervensystems zu durchziehen.

Und Dorothee hatte ein überraschendes Gefühl von Geführt- und Geborgensein, als sie Gertrud in einer fremden Stadt unter fremden Menschen unterbrachte, die ihr doch alle vertraut waren durch die Gemeinsamkeit eines einheitlichen Strebens. Eine feine und vornehme Menschenrasse schien hier zu entstehen aus dem Zusammenschluß dieser Kräfte, die nicht Glück und Leben, nicht Reichtum, Ehre und Ansehen vor allem verlangten, sondern nur Arbeitsgebiete und Spielraum für ihre Wirksamkeit und ihre Fähigkeiten. Und hier begann Gertrud ihre Studien, den Kampf um das sichere Wissen von Erscheinungen, die scheinbar regellos aus der Fülle der Seele auftauchen, und deren Gestalt und Proportionen zu bestimmen unsre Zeit unerschrocken unternimmt.

Dorothee war auch viel auf Reisen während dieses Winters. Sie sah sich in der Heimat und im Ausland alle die Anstalten an, in denen elternlose Kinder Aufnahme finden, und studierte ihre praktischen und moralischen Voraussetzungen. Langsam gestaltete sich aus solchen Erfahrungen das eigne Ideal.

An langen Winterabenden erwog sie dann die Pläne, die ein junger Architekt entwarf nach den Angaben, die sie ihm machte. Ganz klar wurde ihr allmählich, was sie erstrebte, und ihre letzte Reise ins Ausland, die sie zu Beginn des neuen Jahres machte, gab ihren schon fast feststehenden Vorstellungen nur die letzte Bestätigung.

Wenn dann Berichte von Gertrud und ihren Studien kamen, so beobachtete sie aufmerksam die kleine Sascha, die der Vollendung ihres ersten Lebensjahres entgegenging. Sie entwuchs allmählich dem Arm der Wärterin, begann auf eignen zierlichen Beinchen die erste Selbständigkeit zu entwickeln. Sie war ein eigenartiges Kind, dem das reiche dunkle Haar tief in die Stirn fiel, und dem die großen schwarzen Augen feierlich leuchteten. Noch lag es wie ein Schleier undurchdringlicher Träume über ihr, so daß man sich wohl fragen konnte, was dem Köpfchen seinen klugen und ahnungsvollen Ausdruck gab. Aber der Haushalt der kleinen Seele hatte doch schon begonnen, mit Bewußtsein betrieben zu werden; es war ein eigentümlicher Eindruck, zu beobachten, wie sie in plötzlicher Eingebung verwandte Begriffe verknüpfte, Gedanken und Gefühle aneinanderschloß und fröhlich drauflos wirtschaftete mit ihren spärlichen Begriffen. Als mit Vollendung ihres ersten Lebensjahres der Winter schloß, wurde es Dorothee schwer, sich von dem kleinen herzigen Geschöpf zu trennen, das außer Hun-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ger und Liebe schon eine Menge Begriffe bemeistert hatte.

Dorothee kehrte erst gegen Ende April nach Deutschland zurück. Die kleine Sascha babbelte ihr zum Empfang unzusammenhängende Dinge vor, von Tante Madda und Guddi-Guddi, knixte und rief »Diener«, und Dorothee erfuhr, welch treuer Hausgeist Magda während ihrer Abwesenheit gewesen war, der nicht nur die Gesundheit, sondern auch die höhere Bildung der kleinen Nichte, Artigkeit und gute Sitte, sorgfältig gepflegt hatte.

Dorothee ging schon am ersten Tag, ihr für ihre Sorgfalt zu danken. Etwas bang wartete sie im Beckerschen Wohnzimmer auf das Kommen der Schwägerin: sie hatte das Gefühl der Beschämung noch nicht ganz überwunden, mit dem sie sich hatte eingestehen müssen, daß sie aus diesen Händen immer mehr empfangen hatte, als sie wieder hineinzulegen fähig gewesen war. Besonders hatte sie zu fühlen geglaubt, daß ihr Staufers unglückliche Werbung hier nie verziehen worden war.

Aber als sie mit einer etwas scheuen Wärme in die hübschen, dunklen, samtigen Augen blickte, empfand sie, daß hier etwas wieder wach geworden war, das schon fast am Erlöschen geschienen hatte. Diese Augen spannen wieder Sonnenfäden herzlichen Entgegenkommens zu Dorothee hinüber. Und es lag etwas wie ein Eingehen auf Dorotheens eigne Art in ihrer zart und zurückhaltend vorgebrachten Frage: »Findest du es nicht sehr schwer, so allein zu sein?«

»Ich weiß es noch nicht,« sagte Dorothee aufrichtig. »Ich glaube nicht, daß ich die Einsamkeit fürchte, und das Vermissen müssen wir schließlich alle lernen.«

»Ja,« sagte Magda weich, »es wird auch mir nicht erspart werden. Weißt du denn, mit was für Plänen uns Erna zusetzt? Sie steht in Korrespondenz mit Ernst — in recht ernsthafter, wie es scheint. Und seit er über den Frauenmangel da drüben geschrieben hat, hat sie sich in den Kopf gesetzt, eine gründliche Ausbildung für die Arbeit in den Kolonien durchzumachen und dann hinüberzugehen, um zu sehen, was sich machen läßt. Ich glaube auch, daß sie sich bei ihrem Vater durchsetzen wird. Denn meinem Mann imponiert es, daß sie so großzügige Pläne im Kopfe hat, und er behauptet, daß sie echt Beckerschen Unternehmergeist habe. Und mich — mich hat sie schon mehr als halb gewonnen.«

Sie sah Dorothee mit einem plötzlichen, ungemein liebenswürdigen Impuls in die Augen, mit einem Geständnis vieler unaussprechlicher Dinge — von oft enttäuschtem, niemals verlorenem Vertrauen, das nun endlich seinen vollen Lohn erwarten durfte.

Dorothee gab ihn ihr mit einem unverfälschten Ausdruck unerwarteten Glücks. »Magda,« sagte sie, »das freut mich; ich kann nicht sagen, wie mich das freut. Die Jungen sollen nicht einsam sein — und Ernst ist es so lange gewesen. Und er hat so schwer daran getragen. Wenn das jetzt vorüber sein sollte — für immer vorüber —, wie würde mich das freuen, Magda!« Eine Träne der warmen Erregung stieg ihr in die Augen. Magda ließ ihr Zeit, sich langsam aufzusaugen. Und trotz aller Zurückhaltung lag ein Schimmer von Wärme auf dieser Begegnung, wie in den vergangenen Jahren ihn kein guter Wille hatte reifen lassen.

So zahlte Ernst hier heim, was Dorothee schuldig geblieben war. Und das kümmerliche Stückchen Einzelexistenz, das jedem von uns zugebilligt ist, verlängerte sich hier in die Zukunft hinein mit einer feinsten Kette von Wechselwirkungen. Jedes Glied daran war ein Wunder seelischer Einflüsse, enger Verzahnungen von Gefühlen, Erlebnissen, Erfahrungen. Und das Ganze das wundervolle Geschmeide, das das Schicksal um die Persönlichkeit legt.

Dorothee hatte noch eine aufzusuchen: Hildegard. Ihr ganzes Herz zog sie zu ihr.

Aber sie fand sie nicht mehr in dem hübschen Haus am Park, wo der Blick auf Wiesen, Baumgruppen, Wasserläufe, Vogelflug Hildegard das Herz so oft entlastet hatte von der dichtgedrängten Enge kümmerlicher Schicksale, wo die göttliche Weite der Natur, Sonnenglanz und Sternenschimmer mit ihren fernen Botschaften sie fähig gemacht hatten, die Nähe des Todes zu ertragen, der jahraus jahrein Tor an Tor mit ihr gewohnt hatte, der in manchen langen schmerzlichen Nächten neben ihr gestanden hatte wie eine von den unbegreiflich tröstenden Kräften von da draußen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie war ihm endlich gefolgt, auch in den letzten Leidenstagen voll unerwarteter Plötzlichkeit sicher in sich selbst, von keinem kläglichen Schrecken der Kreatur angefallen.

Dorothee, die ihr Sterben nicht hatte miterleben dürfen, suchte sie jetzt auch nicht da, wo man die Menschen hinträgt, damit ihre Leiber ungestört zerfallen können.

Sie suchte sie da auf, wo man ihre Stimme noch hörte, und wo es Augenblicke gab, wo man sie fast zu sehen vermeinte.

In dem großen, ernsthaft feierlichen Rathaussaal, den die Bürgerschaft für Veranstaltungen von allgemeinem Interesse offenhielt, ging in diesen Tagen der große Frauenkongreß vonstatten, dem Hildegard ihre letzten Kräfte gegeben hatte.

Es war noch früh am Morgen, eine halbe Stunde vor dem Beginn der ersten Zusammenkunft, als Dorothee ihn betrat. Und doch war der Andrang schon heftig, der Saal halb gefüllt. Mühsam mußte sie sich schon ihren Weg zum Vorstandstisch bahnen. Dort saß sie dann der Menge gegenüber auf leicht erhöhtem Sitz, mit vollem Blick auf die Zuhörer, über die das Licht aus den hohen gotischen Fenstern strömte. Es war ein Platz, der sie in eine gewisse innere Bewegung brachte: sie verdankte diese Überschau über die Menge, aus der sicheren Höhe festgefügter Anschauungen heraus der Freundin, der Führerin, die vollendet hatte.

Diese Menge war vielgestaltig: es schien keine Frauenart darin zu fehlen, von der einfachen Arbeiterin, die ohne Hut, in der Schürze dasaß, durch alle Schattierungen der arbeitenden Frauen hindurch tief hinein in die Reihen der Genießenden, die zum Bewußtsein kamen, daß solche Massenbewegungen zu studieren nicht weniger anregend sei als ein Konzert, eine Kunstausstellung.

Die Schnur der Vorträge führte dann durch alle diese Lebensgebiete hindurch, auf einem Hintergrund unwandelbarer sittlicher Begriffe von Tätigkeit und Selbstverantwortung. Das Bild Hildegards, so wie es Fräulein Doktor Colling schilderte aus der Erfahrung einer Lebensfreundschaft heraus, stand am Beginn aller Erörterungen, ein vollendetes Vorbild. Seltsam kontrastierte die Erinnerung ihrer tätigen Teilnahme — sie hatte noch die Reihe der Vorträge, die Personen der Redenden bestimmt — mit dem Verstummen der gewohnten Stimme. Müde und zufrieden ging man nach drei arbeitsreichen Tagen auseinander. Als die Damen des Vorstandes sich noch einmal die Hand gaben in dem großen, schon abendlich düsteren Saal, aus dem das Geschwirr der Stimmen geschwunden war, sagte Fräulein Reimers zu Dorothee: »Sie kommen doch noch morgen zur Vorstandssitzung? Wir müssen möglichst vollständig sein; es wird sehr wichtig werden.«

Man stand etwas nervös beisammen am nächsten Abend, bis Fräulein Reimers die Sitzung eröffnete, die über die inneren Verhältnisse und die Führerschaft des Vereins bestimmen sollte. Manche behaupteten laut und heftig — Agnes Bonin war unter diesen —, daß Hildegard Wislicenus für alle Zeiten unersetzlich sein würde. Doktor Krüth sah sie spöttisch und kühl an: »Ich kann's nicht leiden, wenn man solche Aufstellungen macht. Kein Mensch ist unersetzlich, das dürften Sie wohl endlich wissen, Bonin.« Sie hatte ihre rauheste Stimme dabei und ihr herbstes Gesicht.

»Wenn man von Liebe nichts weiß, mag wohl alles ersetzlich sein,« sagte die Bonin erregt.

Guste Krüth lächelte höhnisch.

Fräulein Reimers klingelte in diesem Augenblick alle an ihre Plätze, sah aus ihren scharfen Augen über alle die gespannten Gesichter — es sah fast aus, als prüfe sie noch einmal Gesinnung und Urteil ihrer Mitarbeiterinnen, war aber im Grunde nur ein letztes Zusammenfassen der eignen Kraft und Meinung — und begann ihre Rede mit dankbarem, fast etwas gerührtem Gedenken der Toten, was ihrem kräftigen Alt eine Beimischung von unerwarteter weiblicher Anmut gab, ging dann auf die Erfordernisse des Tages über und schloß, indem ihr Blick wieder, diesmal aber nur in flüchtigem, ziellosem Schauen über den Tisch lief: »Ich denke, wir legen das verwaiste Amt am liebsten in die Hände, die es schon einmal treu und klug« — sie sagte das nachdrücklich — »verwaltet haben. Ich schlage Frau Staufer zur ersten Vorsitzenden vor.«

Da flogen alle Blicke auf, die bisher geruht hatten, und sie flogen alle zu Doktor Guste Krüth hinüber, die breitspurig, in sich beruhend auf ihrem Rohrsessel saß, dessen schmalen Sitz und leichte Lehne sie fast zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ergiebig ausfüllte. »Frau Staufer, warum nicht?« sagte sie, fast unwillkürlich zur Äußerung gedrängt angesichts der vielen fragenden Blicke. »Ich finde den Vorschlag ganz gut; im Augenblick wüßte ich selbst nichts Besseres.«

Und nun kam eine ganz spontane, eigentümliche Huldigung für Dorothee. Alle Gesichter leuchteten auf, nicht so sehr in festgefaßter Überzeugung als in einem warmen Gefühl der Sympathie, der persönlichen Zuneigung.

Aber Dorothee lehnte sich vor, in der anmutigen Damenweise, die sie doch immer von ihren tüchtigen Kolleginnen unterschied, und sagte mit ihrer ruhigen, gepflegt klingenden Stimme: »Sie sind sehr gut gegen mich, und Sie ehren mich; ich glaube, ich bin noch nie so geehrt worden.« Sie bekam leuchtende Augen, leichtgerötete Wangen. Und das Bedürfnis, wahr und warm zu reden zu denen, die ihr so freundlich entgegenkamen, füllte ihr die Seele mit Sonnenschein und Klarheit.

»Ich habe mein Leben nie sehr zielbewußt betrieben, sondern habe es sich aus seinen Wurzeln entwickeln lassen, wie es mir schien, daß es gesund und natürlich wachsen solle. Und da sind in allerletzter Zeit Dinge ans Licht getreten, an die ich ein gutes Teil meiner Lebenskraft zu setzen versprochen habe. Manche von Ihnen wissen ja, welche Unternehmung ich mit meiner Tochter zusammen ins Leben rufen will. Sie schließt sich an das an, was ich mein Leben lang betrieben habe: ein Haus zu bestellen und Kinder zu erziehen. Und wenn mir noch freie Zeit und freie Kraft bleiben, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich gestehe, daß ich die für mich brauche. Ich habe immer ein gut Teil Leben mir selbst gelebt, meiner äußeren und inneren Anschauung.« Sie sah sich nachdenklich im Kreise um, ob sie noch in Fühlung sei mit ihren Zuhörerinnen. Dann sagte sie mit etwas schüchternem, etwas resigniertem Ausdruck: »Ich bin immer mehr Klosterseele als Weltmensch gewesen. Daran läßt sich nun nichts mehr ändern.«

Sie empfand, daß alle Augen sie nachdenklich ansahen, als empfände man das Bedürfnis, nachzufühlen, was sie sagte. Dann sprach Doktor Adelheid Colling, ein wenig bewegt von der zarten Sicherheit der Persönlichkeit, die sich ihr gezeigt hatte, ein wenig bedauernd, daß der Verein noch immer verwaist stehen solle, und doch schon halb gewonnen für Dorotheens Auffassung. Und die weiche, lichte Stimmung verbreitete sich durch alle Herzen. Es war seltsam, zu sehen, wie alle bedauerten, daß Dorothee recht habe, und wie es alle doch nachdenklich zugaben. Allgemein wurde die Überzeugung, daß es zum harten Lebenskampf arbeitender Frauen eines reifigeren Geschlechts bedurfte als der gemäßigten Dorothee. Aber doch empfand man die Fühlung mit der nachdenklichen, gewissenhaften Frauenart, die in der Stille unsrer Häuser zur Erweiterung des Blickes und zur Festigung der sittlichen Gesinnung heranwächst, als einen Gewinn. Und alle empfanden diese Sitzung, die ihnen zwar die fehlende Führerin nicht gab, als eine eigentümliche persönliche Bereicherung.

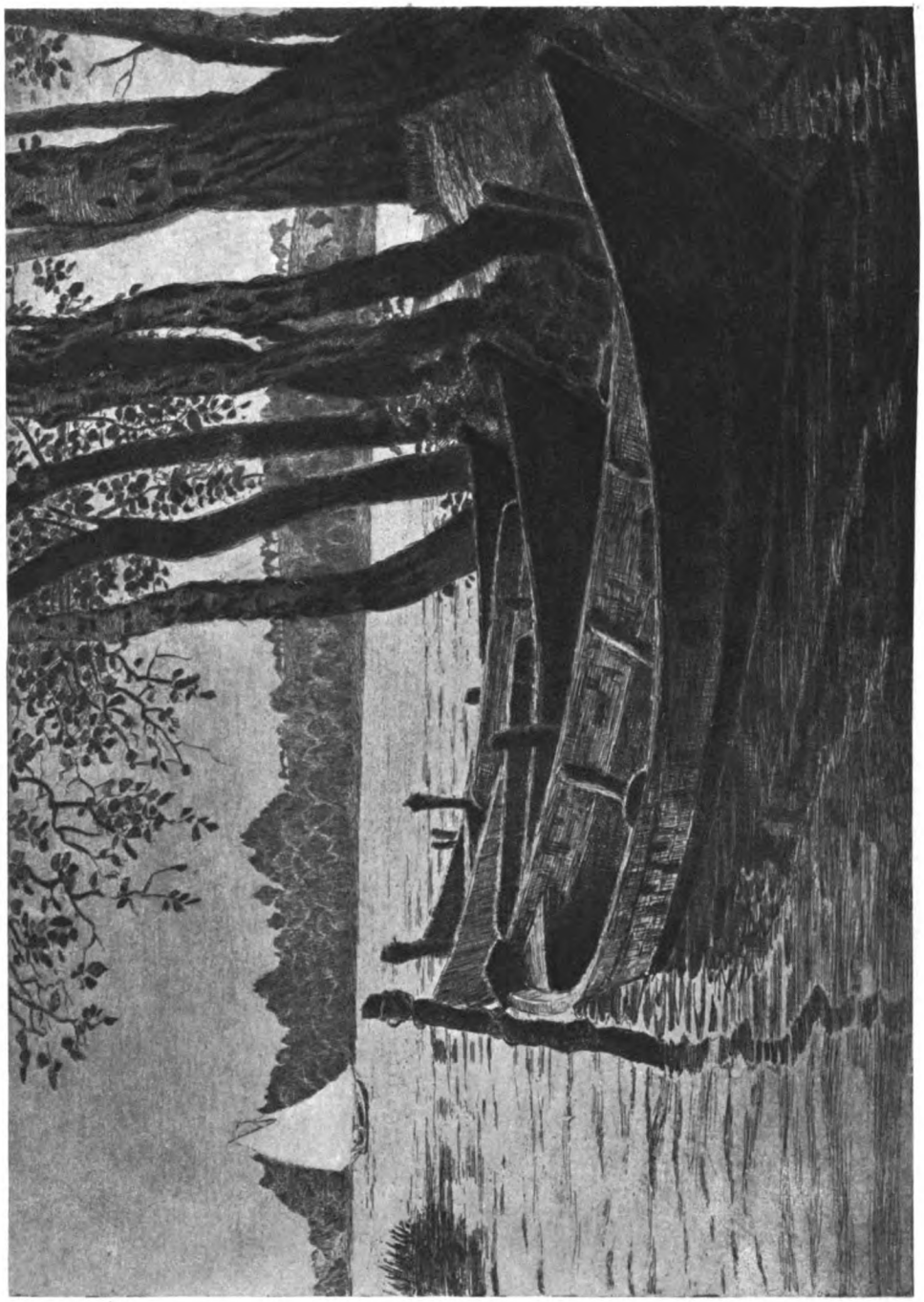
Äußerlich richtete man sich schließlich ganz praktisch ein: zwar eine gottbegnadete Führerin gewann die Bewegung in der nächsten Zeit nicht, aber das Zusammenarbeiten so vieler gutgeschulter Kräfte brachte den Beweis, daß die unscheinbar tätigen Kräfte, die aus tausend bescheidenen Seelen emporwachsen, so unwiderstehliche Faktoren des historischen Lebens sind wie die Werke von Göttern und Helden.

Dorothee war es vergönnt, eine Frage zu lösen, die dem Verein ununterbrochene Sorge bedeutet hatte. Sie betraf Agnes Bonin.

Es hatte sich bis zum heutigen Tag unmöglich erwiesen, dem erstorbenen Tätigkeitstrieb, den erfrorenen Fähigkeiten der Gestrandeten ein neues Arbeitsgebiet zu eröffnen, nachdem ihr bei der Liquidierung ihrer Lebensverhältnisse klar geworden war, daß auch ihre Liebe zur Kunst eine unglückliche Neigung gewesen war. Dorothee stellte sie nun vor die bescheidenere Aufgabe, die unter dem Begriff »der Kunst im Leben des Kindes« geht, und versprach ihr in der neuen Anstalt den Unterricht in all den Handfertigkeiten, die Hand und Auge der Kleinen zum Sehen und Bilden fähig machen sollen. Und damit wurde Agnes allmählich zufrieden und begann in der ihr eignen sentimentalen Weise sich neue Blüten auf ihrem Lebensweg zu versprechen.

Dann siedelte Dorothee in das alte Haus am See über. Die kleine Stadtwohnung, die ihr lange Jahre das Surrogat einer Heimat gewesen war, verließ sie für immer.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



CARL KRAFFT: BOOTE AM HAVELUFER (RADIERUNG)

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das großmütterliche Haus sollte ihr Schwerpunkt für alle Zukunft bleiben.

Sie brachte sorgfältig erwogene Pläne mit und sah nun in Gedanken, während sie ihr Grundstück aufmerksam überblickte, die behaglichen, vielfältigen Baulichkeiten schon vor sich stehen. Es würde alles umfänglicher und weitläufiger werden, als sie anfangs gedacht hatte. Es war ihr ergiebige und unerwartete Hilfe zugeflossen aus den weiten Kreisen, in denen verwandte Gedanken heimisch waren.

Das alte Haus mit dem Garten würde unverändert ihr, Gertruds und Saschas Heim bleiben. Aber auf dem benachbarten Grundstück würden überall kleine Häuschen stehen, mit bescheidenen Gärtchen, und in jedem würde eine Frau schalten und walten und ein paar Kinder betreuen, in den kleinen häuslichen Betrieben, die sich immer als die rationellsten vom erzieherischen und vom wirtschaftlichen Standpunkt aus zeigen. Im Mittelpunkt des Ganzen würde dann Gertruds Schule stehen, eine Stätte der Arbeit und der Forschung.

Ihrer Zukunftspläne froh wandelte Dorothee durch den Garten, zu einer Nachmittagsstunde, in der die Sonne noch kräftig schien. Aus dem Bereich der taufeuchten Erde und der flüchtigen Lüfte holte sie kräftig alles Aroma der Jahreszeit. Es gab das einen köstlichen Eindruck von Frische und von Gedeihen. Während Dorothee sich ihm überließ, hörte sie plötzlich die Gartentür gehen. Eine stattliche männliche Gestalt bemühte sich an ihrer eingerosteten Widerspenstigkeit. Erstaunt erkannte sie Thaining.

Aber fast mehr noch überraschte sie die warme Freude, die ihr bei seinem Anblick durchs Herz flutete. Breit und voll lag die Nachmittagssonne auf seiner kräftigen und reifen Gestalt.

Er grüßte von weitem und hatte es eilig, sich zu erklären. »Ich komme eben von Hamburg, eigentlich direkt aus Südafrika, war gestern bei Ihrem Bruder und heute —«

»Heute sind Sie schon bei mir,« sagte Dorothee etwas abwartend.

»Und Sie fragen sich, was ich hier zu suchen habe,« sagte er. »Machen Sie es mir jetzt nicht zu schwer, Frau Dorothee. Ich habe das bestimmte Gefühl, daß ich bei Ihnen irgend etwas verfahren habe, was ich fürs Leben gern wieder in Ordnung brächte.«

»Ach was!« warf Dorothee ganz leise ein. Das zirpende Wort klang fast wie ein Vogellaut.

Aber Thaining fuhr fort: »Vor fast zwei Jahren ist mir einmal so etwas wie ein Parisurteil in die Hand gelegt worden. Sie wissen, daß ich damals eine Dummheit gemacht habe — haben es damals wahrscheinlich schon gewußt. Und ich — ich weiß es heute.«

»Oh!« sagte Dorothee sehr erstaunt und sah ihn mit weit geöffneten Augen an, in denen die Angst vor unerwarteten Erörterungen kinderehrlich auftauchte.

Thaining sah etwas gereizt aus: »Sie antworten nur mit Ah! und Oh! Nimmt Ihnen meine Frage die Sprache?«

»Welche Frage denn?« fragte Dorothee.

»Sie haben mich doch verstanden. Die Frage, ob ich meinen damaligen Fehler wieder gutmachen kann. Ich bin ehereif, Frau Dorothee, etwas spät, aber so gründlich, wie ich nie erwartet hätte, es zu werden. Weit gründlicher als damals, als ich den falschen Schritt tat. Ich sehne mich nach einem Heim: bald dreißig Mannesjahre bin ich nur so auf zufällig herumtreibenden Planken herumgeschifft. Eine Heimat ist aber nur, wo eine Frau ist.«

Dorothee fühlte, wie sich alles in ihr bewegte. Sie warf einen kurzen, scheuen, sehr weichen Blick auf ihn. Halb vergessene Gefühle regten sich in ihr, ein Widerstreit des inneren Wesens, in dem sie sich nicht zurechtfand. »Ich habe wirklich nicht mehr ans Heiraten gedacht,« war alles, was sie ziemlich nüchtern und ratlos hervorbrachte.

Thaining lächelte ihr beinahe mitleidig zu. »Es wäre noch Zeit,« sagte er aufmunternd. »Besinnen Sie sich!«

Dorothee setzte sich auf die Bank, an der sie im langsamen Gehen vorüberschritten. Thaining blieb erwartungsvoll vor ihr stehen.

Da sah sie zu ihm auf, während über ihren Augen ein Schleier lag, auf ihren Wangen ein Anflug von Röte, der eine zärtlich-heiße Regung in ihm erweckte, deren er sich freute wie eines unerwarteten späten Glücks. Denn er fühlte es: auch sie erschauerte leise, Empfindungen, denen sie

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lange nicht nachgehangen hatte, strichen über sie hin wie über eine Leier, und sie horchte den ungewohnten süßen Tönen.

Aber dann kam ein vollerer, stärkerer Klang, der ihr weit vertrauter war, die Frage des Gewissens: Was hast du noch zu geben?

Sie suchte nach Worten, nach Klarheit, nach Form für das Weiche, in dem sie sich aufzulösen drohte. »Wenn ich es mir recht überlege,« sagte sie, indem sie sich langsam zu ihrer normalen Selbstbeherrschung zurückfand, »so ist es mein Prinzip, Liebesgaben« — sie stolperte über das Wort, fand sich aber schnell wieder zurecht — »nur in klassischer Form als Freundschaft, Mutterliebe, Nächstenliebe zu geben. Die erste und die letzte gebe ich Ihnen gern, selbstverständlich — so viel Sie davon nur wollen.«

Aber Thaining schüttelte den Kopf. »Ich will etwas andres als das, was Sie mir da anbieten, und was Sie für Ihre verwahrlosten Kinder auch übrig haben. Mit der Gesellschaft sollen Sie mich nicht in einen Topf werfen. Ich will das andre, das man nur einmal geben kann.«

Sie hob die Augen zu ihm empor, die schön wurden durch die Fülle des Ausdrucks darin. »Wenn nun aber die Zeit dafür vorüber wäre?«

Thaining sah sie forschend an, immer heißer durchdrungen von dem Gefühl, daß sie noch einen Schatz ungehobener Kraft in sich trug, den er auf dem Grunde dieser Augen schimmern zu sehen glaubte. »Das glaube ich nicht,« sagte er fast bescheiden. »Sie sind schöner, als Sie jemals waren — und ich bin Ihnen verfallen, hoffnungslos verfallen, möchte ich sagen.« Er nahm jetzt ihre Hände und küßte die Fingerspitzen, einen leisen, weichen Laut von sich gebend, der etwas rührend Hilfloses hatte.

Sie zog sie vorsichtig und ängstlich zurück. »Tun Sie das nicht, es macht mich irr,« sagte sie. »Und jetzt muß ich klar sein. Über mein ganzes Leben hinwegsehen — über Vergangenheit und Zukunft.«

»Lassen Sie die Vergangenheit,« sagte Thaining, »was geht sie mich an!«

Dorothee schüttelte den Kopf. »Es liegt etwas darin, daß auch Ihnen nicht gleichgültig sein kann. Ich bin einmal die junge Frau eines sehr geliebten Mannes gewesen« — ein zarter Schein verbreitete sich bei dem Geständnis über ihr Gesicht —, »und wenn ich vor mir selbst bestehen will, so muß ich wissen, ob das, was ich jetzt noch zu geben habe, neben dem — alten Glück bestehen könnte.«

Thaining sah sie finster an; es schien fast, als wolle sie ihm entgleiten. »Haben Sie damals bei Ihrer Mutter auch so gedacht?«

Dorothee errötete. »Ich bin mir darüber nie ganz klar gewesen. Vergessen Sie nicht — Sie haben es selbst so gewollt. Und seitdem ist es eine ganz andre Zeit geworden, und ich bin ein langes Stück Lebensstrom hinabgeschwommen. Es ist nicht immer ganz sanft gegangen — und ich habe mich auf manches besinnen müssen.«

»Ja,« sagte Thaining, »auf so ein klassisches Ideal zum Beispiel, das Sie zwingt, mir weh zu tun und unbarmherziger zu sein, als Sie es damals gewesen wären.«

Dorothee antwortete nicht gleich. Sie fühlte noch einmal ihr Schicksal in der Wage schwanken, wie in goldenen Schalen, die sich leise schaukeln.

Sollte sie dem unerklärlichen Drang nachgeben, der ihr diesen Mann fast vom ersten Augenblick an lieb gemacht hatte, mit seinem breiten Lebensgefühl, seiner eingeborenen Freude an kräftigen Männerzielen, an Arbeit und Forschung, die ihm eine so starke klare Linie gab?

Die Sonne war tiefer gesunken, stand glühend rot am Himmel, verbreitete ein eigentümlich schweres und erregendes Licht, weckte alle Sehnsucht und Unruhe des Herzens.

Sie sah noch einmal auf Thaining. Sie fühlte deutlich, wie wert er ihr war. Und doch löste sich etwas in ihr los, von dem sie deutlich fühlte, daß es sie war, ihr innerstes letztes Heiligtum des Gewissens. Der rechte Sinn, der tiefste Ernst würde dieser Ehe fehlen. Eine glühende Scham befiel sie — das gesunde, starke, geschlechtserhaltende Gefühl der Frau, daß es in diesem Punkt alles oder nichts sein müsse. »Es muß doch nein sein,« sagte sie und blickte Thaining mutig und entschlossen ins Gesicht. Sie hatte ihre natürliche Farbe, ihren natürlichen Ausdruck, ihre natürliche Haltung wiedergewonnen. »Wie soll ich es Ihnen sagen? Sie meinen, Sie wären jetzt ehereif. Verstehen Sie mich, wenn ich Ihnen erwidere — ich bin es vor mehr als fünf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

undzwanzig Jahren gewesen. Mit dem ganzen tödlichen, heiligen Ernst und der unbeschränkten Wahrhaftigkeit der Jugend.«

Thainings Gesicht war dunkel geworden wie eine Gewitterwolke. »So lassen Sie mich jetzt an der Tür stehen wie einen Bettler.«

»Sie wollen doch in solcher Sache kein Almosen nehmen?« sagte Dorothee. »Sie haben gewiß noch Anrecht auf einen vollen Tisch. Wenn Ihnen nun einmal ein ganzes Gefühl in den Schoß fiele, ein junges Leben, das Ihnen seine ganze volle Blüte gibt? Die habe ich doch nicht mehr und speise schon längst meine Existenz aus andern Quellen.«

»O ja, mit Philanthropie und anderm Teufelszeug, wie Sie es jetzt vorhaben, statt noch einmal aus voller Seele glücklich zu sein. Wissen Sie denn, was Sie alles in sich erdrosseln und ersticken? Da lassen Sie mich doch urteilen. Ich habe doch auch Augen im Kopf und Empfindungen in der Seele. Und ich weiß, daß Sie noch einmal blühen könnten wie ein Orangenbaum, der Blüte und Frucht zugleich trägt. Und wenn wir schließlich keine Kinder mehr hätten — verzeihen Sie, wenn ich die Sache beim Namen nenne —, es gibt junge Brut genug. Ich will ja Sie, nur Sie. Ein Musterexemplar der Frauengattung, jemand, der mit mir lachen und weinen, fühlen und denken kann. Wie schön müßten Sie da sein — wie lieb und gut!«

Dorothee lachte errötend. »Das habe ich verpaßt — darauf könnte ich mich nicht mehr einstellen. Ich werde immer eine ernsthafte, vom Leben etwas mitgenommene, an die Einsamkeit gewöhnte Witwe sein« — das Lachen war ihr vergangen —, »die für sich selbst keine allzu starken Wünsche mehr hegt und ganz gern und ohne besonderen Widerstand, mit der Zeit vielleicht sogar sehr gern — und mit Sehnsucht — da hinuntergeht —« Sie deutete leicht die ferne Linie des nördlichen Horizonts an, wo sich das abendliche Leuchten in ein unendlich feines unirdisches Grau verlor. »Das ist mir natürlich so — und vom Natürlichen kann ich nicht abgehen.«

Er sah sie nachdenklich an, und allmählich schien es ihm aufzudämmern, was sie meinte. Das Herbe in seinem Gesicht verlor sich. Mit einer freundlichen Ironie sagte er: »Das Natürliche — muß ich — als Arzt — das von Frauen lernen?«

Wieder gab es eine Pause. Er sah ihr forschend in das Gesicht, als suche er dort nach einem Gradmesser für die Unwiderruflichkeit ihres Entschlusses.

Dann sagte er leise und gütig, ergeben in ihre Haltung: »Das Natürliche, das Sie so schätzen, das wäre jetzt wohl, daß ich mich empfehle — mitsamt meinem Korb.«

Dorothee lächelte. »Wie Sie das meinen. Ich finde das so eilig nicht. Es täte mir leid, wenn Sie das nicht nehmen wollten, was ich Ihnen so gern geben möchte. Freundschaft ist doch auch etwas.«

»Sollen wir es damit versuchen?« fragte Thaining. »Ich habe mich bisher noch niemals auf Frauenfreundschaften eingelassen.«

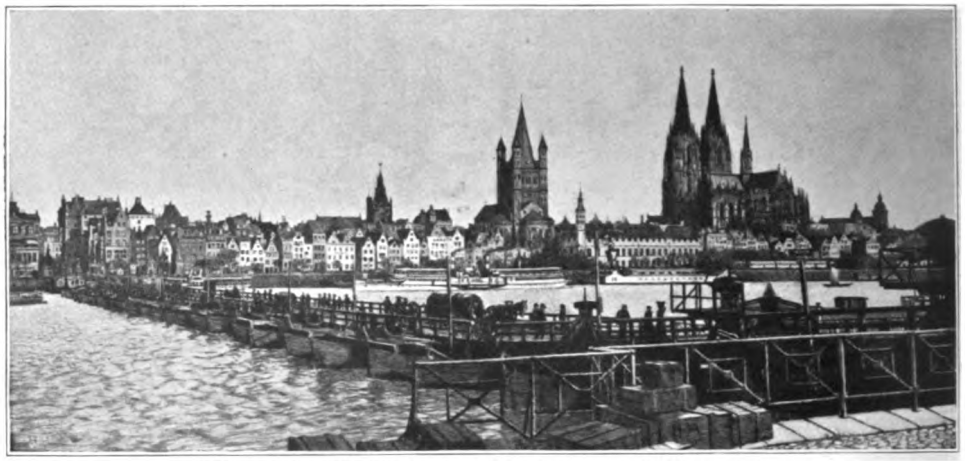
Aber er blieb, und sie verbrachten miteinander einen Abend, der auf dem Untergrund dieses entscheidenden Gesprächs in leichte Erregung eingebettet lag, und der doch hinüberführen mochte in eine ruhige Zukunft.

Und als Thaining abends zur Ruhe ging, im selben Quartier, wo einst Kentzen gewohnt hatte, überlegte er sich, wie außerordentlich klar, ruhig, übersichtlich und beinahe sternenhell Dorotheens Leben vor ihm lag. Es war nichts Auffallendes darin, nicht die wilden Kurven jäher und plötzlicher Entschlüsse, die ihm die schöne Gwendoline interessant gemacht hatten. Es hatte eine ruhige und stetige Linie. Aber wenn man diese so aus der Ferne betrachtete, lag doch eine vornehme Natürlichkeit und stolze Selbstsicherheit darin, die geradeswegs zu ihrem letzten Entschlusse führte. Und nun war ihm, als wolle er in dem ganzen Bild auch diesen nicht missen.

Er blickte nachdenklich zum Nachthimmel empor. Aber als er fühlte, daß das Sternengefunkel da draußen ihn wieder zu beunruhigen begann, schloß er die Fenster seines Schlafzimmers und gab sich dem Erfordernis des Augenblicks hin, einer tiefen, langen Ruhe.

Und am nächsten Morgen wachte er in einer kühlen Klarheit auf. Sollte er sich selbst nicht so sicher in Händen halten, wie es die einst verschmähte Frau da drüben tat?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Köln von der Rheinseite aus. Radierung von Wildermann
Mit Genehmigung der Kunsthandlung von Elsner & Spieckermann in Köln

Der deutsche Niederrhein

Von Heinrich Willemsen

Der deutsche Niederrhein — wer kannte ihn vor fünfzig, ja noch vor zwanzig Jahren, und wie wenige kennen ihn heute, ahnen seine verschwiegenen Reize und wissen von den köstlichen Schätzen, die fast vergessene Städtchen bergen! Stets ist er neben seinem lauteren Bruder Oberrhein unbeachtet geblieben, und alle schwärmerische Bewunderung eines internationalen Reisepublikums hat dem romantischen Mittellauf zwischen Bingen und Bonn gehört, dem engen, bergverschränkten Durchbruchtal mit seinen wechselnden Bildern, den schroffen Felshängen, den verfallenen Rittersitzen auf schier unersteiglichen Höhen und nicht zuletzt den guten Weinen und frohen Abenden im Kreise sangeslustiger Menschen. So haben es ja auch die Dichter unzählige Male im Liede gepriesen, die Maler im Bilde festzuhalten gewußt und Rheinsehnsucht und Weinseligkeit weit über das deutsche Land hinaus verbreitet. Allmählich ist ja diese Pseudoromantik arg in Mißkredit geraten, und lange Zeit hat die Kunst dieses einst so einträgliche Gebiet wie eine peinliche Bekanntschaft aus unreifen Tagen gemieden, um erst neuerdings auf dem Umwege über Impressionismus, Dachau und Worpswede für das mit Recht verachtete Rheingenre die Rheinlandschaft sich zu erobern.*

* Das hat Robert Schwerdtfeger hier im Novemberheft 1910 anschaulich dargelegt.

Der Zustrom der Reisenden ist darum nicht schwächer geworden, vielmehr mit dem zunehmenden Wohlstande stetig gewachsen, wenn auch in seiner Zusammensetzung langsam verändert; immer noch ist der Oberrhein für Unzählige das Ziel der Sehnsucht und steigt die Fröhlichkeit auf den Dampfern und den Terrassen der Hotels höher als irgendwo sonst. Sobald aber auf der Fahrt stromabwärts das zierliche Siebengebirge gegrüßt und der Alte Zoll von Bonn erreicht ist, hat sich für die meisten gleichsam der Vorhang gesenkt, und das Lustspiel ist zu Ende: sie verlassen in Bonn Schiff und Strom. Die bleiben, folgen mehr der Bequemlichkeit als innerem Drange und wollen ihre Seligkeit und ihre Bowle bis auf den Grund genießen. Beide reichen gerade bis Köln, wo die stolzen Dampfer ihre Endstation haben und jeder froh ist, noch im letzten Augenblick der drohenden Langenweile entronnen zu sein. Und wirklich ist da ein Ende und Abschluß; zugefallen ist das Tor einer Märchenwelt, die voll bunter Mannigfaltigkeit und trotz allem Wechsel von vollkommener Einheitlichkeit ist.

Köln, das vieltürmige, mit seiner eindrucksvollen Rheinfront, die »billige« Stadt des ewigen Doms und all der vielleicht noch wunderbareren romanischen Kirchen, Köln gibt zu der frohen Fahrt einen vollen Ausklang. Zwar sind Berge und Burgen verschwunden und die Ufer flach geworden, aber in kurzer Entfernung zieht sich, noch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz oberrheinisch anmutend, das lustig belaubte obstreiche Vorgebirge in gleicher Richtung mit dem Flusse hin, und der Kölner ist noch so laut und lärmend, als wäre von den vielen Rheinfahrten eine unerschöpfliche Fröhlichkeit in ihm aufgespeichert, die am lautesten hervorbricht, wenn er in seiner vollgepfropften Kneipe zum herben Weißbier seine witzigen »Krätzcher« erzählt oder seine ausgelassene Fastnacht feiert. Aber dasselbe Köln ist das Tor zum Niederrhein, zu dem es nach Lage, Handels- und Kulturbeziehungen gehört. Und wer unter der lärmenden Oberfläche das drängende, nie rastende Leben erkennt, draußen in den Vororten, wo wuchtige Maschinen in großen Fabriken unablässig ihre Arbeit verrichten, wie in der Altstadt, wo gerade in den letzten Jahren schwierige städtebauliche Aufgaben in mustergültiger Weise gelöst, wo durch alte Quartiere moderne Straßenzüge gebrochen werden, die sich in den Charakter der Altstadt harmonisch einfügen, der erkennt den Geist der Arbeitsfreudigkeit und das Kraftgefühl, das vor allem am industriellen Niederrhein zu Hause ist.

Und nun zu Schiff stromabwärts! Weil die Reisenden sich bisher zurückgehalten, gibt es nicht viel Gelegenheit, zu fahren. Abgesehen von Sonderfahrten, die neuerdings in den großen Herbstferien stattfinden, gehen täglich nur zwei auch für Personenbeförderung eingerichtete Frachtdampfer zu Tal.* Wer sich ihnen anvertraut, wird nicht nur an den Bergen von Kisten und Tonnen ein lehrreiches Kapitel des Welthandels praktisch studieren können, sondern zugleich eine neue Welt entdecken, eine Welt, nicht laut und aufdringlich, wie der so säuberlich für die Reisenden eingerichtete Oberrhein; nein, zurückhaltend, herb und keusch, verlangt dieses Land willige und innige Hingabe, stilles Sichversenken in seine wechselnden Stimmungen. Ein Bild gewaltiger Kraft, ergeht sich der Strom breit und gemächlich in Ufern, die er im Laufe der Jahrtausende oft gewechselt, die aber jetzt der Mensch durch mühevolle Damm- und Kribbenbauten festgelegt hat; stets ist seine Straße belebt von langen Schleppzügen, und weithin ziehen die schwarzen Rauchfahnen über flache Ufer, die bald in dem saftigen Grün der Wiesen prangen, bald reiche Feldfrucht tragen und von Weiden und windzerfetzten deutschen Pappeln umsäumt sind. Auf dem rechten Ufer begleiten den Strom von Köln bis Duis-

* Erst jetzt, im Herbst 1914, soll eine ständige Dampferverbindung zwischen Düsseldorf und den Nordseebädern eingerichtet werden.

Helmuth Liesegang: Niederrheinisches Altwasser

Mit Genehmigung der Photogr. Union in München

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jons Phot. Otto Scharf, Krefeld

burg die Höhen des Bergischen Landes, weitab vom Rhein und oft verdeckt, auch wo sie offen hervortreten, schon in dem Duft der Ferne aufgelöst, so daß sie nie den Blick begrenzen. Über all das ist ein unabsehbarer Himmel wie ein Riesendach aus-

Max Clarenbach: Neuß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gespannt. Und wie nun Sonne und Wasser und Wind ihr wechselvolles Spiel in diesem Hause treiben und die Landschaft stets von neuem bilden und umbilden, so daß kein Tag dem andern gleicht! Welcher Zauber, wenn die Sonnenstrahlen durch zartes, silbriges Gewölk brechen — wie ein Schmuckstück aus feinstem Filigran erscheint es dann — oder wenn bei klarem Himmel der leuchtende Glanz über die bewegten Wellen tanzt, daß das Wasser bis in seine Tiefen nur Licht ist und das Auge vor dem Geflimmer

Phot. Joseph Henne, Düsseldorf

Düsseldorf vom Zeppelinluftschiff »Schwaben« aus gesehen

sich schließen muß, wenn Pappeln und Weiden weißlich schimmern, die niedrigen Dächer der breiten Gehöfte in der heißen Luft zittern und die Fernen in bläulichem Grau verschwimmen. Oder der Sturmtag: ungehemmt tobt sich der Wind in der Ebene aus, wälzt schwere Wolkenberge vom Meer heran, rührt das Wasser des Stromes auf und zerrt und rüttelt an den Pappeln, daß sie ächzen und stöhnen und ihre zerzausten dürftigen Kronen wie riesige Kehrbesen schwingen. Die geheimnisvolle tiefe Stille der Nacht, die in ihren funkelnden Perlenmantel die weite Erde hüllt; verschlafene Lichter liegen auf dem träumerisch ziehenden Wasser; hier und da tauchen aus dem Dunkel schwarze Gestalten hervor. Die dem Niederrhein eigentümlichste Stimmung aber gibt der trübe Tag, wenn der Himmel mit schwerem Grau auf der Erde lastet, wenn schon das jenseitige Ufer dem Auge unsicher wird und die graue Flut des Stromes sich in graue Ferne wälzt, um irgendwo von ihr verschlungen zu werden. Das ist die Melancholie des Niederrheins, auf dem Flusse von eigner Schönheit, auf dem Lande von stillem Ernst, der dem Menschen die Außenwelt entrückt und ihn zu schweigsamem Sinnen führt und seinem Wesen einen Zug von überlegter Langsamkeit in Reden und Handeln gibt, der nur selten von leidenschaftlicher Aufwallung und nur an den hohen Tagen der Kirmes oder des Schützenfestes von ausgelassener Freude durchbrochen wird. So sind Land und Leute eins.

Schon bald hinter Köln und dem nun mit ihm verschmolzenen fabrikreichen Mülheim nimmt uns dieses eigenartige Land auf. Dörfchen, deren weißgetünchte kleine Häuser sich gern um eine Kirche mit gedrungenem, dickem Turm ducken, wie unter die Flügel der Henne die Küchlein, sind bald auf leich-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ter Erhebung hart an den Fluß gesetzt, bald durch einen alten Rheinarm und fette Wiesen von ihm ferngehalten und durch einen Schleier hoher Baumkronen dem Blick geheimnisvoll entzogen, keins vielleicht malerischer als das eine Stunde unterhalb Mülheim gelegene Monheim. Bald nach diesem taucht da zur Linken aus tiefer Einsamkeit ein kleines Wunder auf, ein vollendetes Stück Mittelalter: Zons. Ein stolzes, in Trümmer zerfallenes Schloß, zusammen mit der Stadt von einer Mauer umschlungen, durch Wall und Graben geschützt; das trizierhause aller ererbte stilvolle Hausrat entfernt und durch kümmerlichste Fabrikware ersetzt wäre, und die Fremdenindustrie, die das Nest als »das rheinische Rothenburg« ausschreit, stimmt ärgerlich. —

Weiter abwärts geht die Fahrt, und schon winkt übers Land die reizvolle, ein wenig bizarre Silhouette des Quirinusmünsters von Neuß. Breit und massig erhebt es sich aus dem Stadtbilde, die kühnste Äußerung jenes malerischen Geistes, der die späte Romantik in den Rheinlanden durchdrang, und ein glänzendes Zeugnis dafür, daß Neuß

Phot. Dr. Erwin Quedenfeldt, Düsseldorf

Marktplatz in Düsseldorf

Ganze, nicht dreihundert Meter im Geviert, wie ein Riesenspielzeug in die mit Weiden bestandene Niederung gesetzt, dräuend mit dem festen Torturm, der eine Mauerecke überragenden schweren Windmühle und ins Land hinausgrüßend mit der feingeschwungenen Schieferkappe des Judenturms. Einer der Kölner Erzbischöfe des 14. Jahrhunderts, Friedrich von Saarwerden, hat Schloß und Mauern errichtet und hier einen Rheinzoll erhoben, als der Fluß noch nicht, wie heute, von dem Städtchen abgerückt war. So poesievoll dieses von außen erscheint, so langweilig und nüchtern ist es in seinem Inneren, wie wenn aus einem alten Pa-

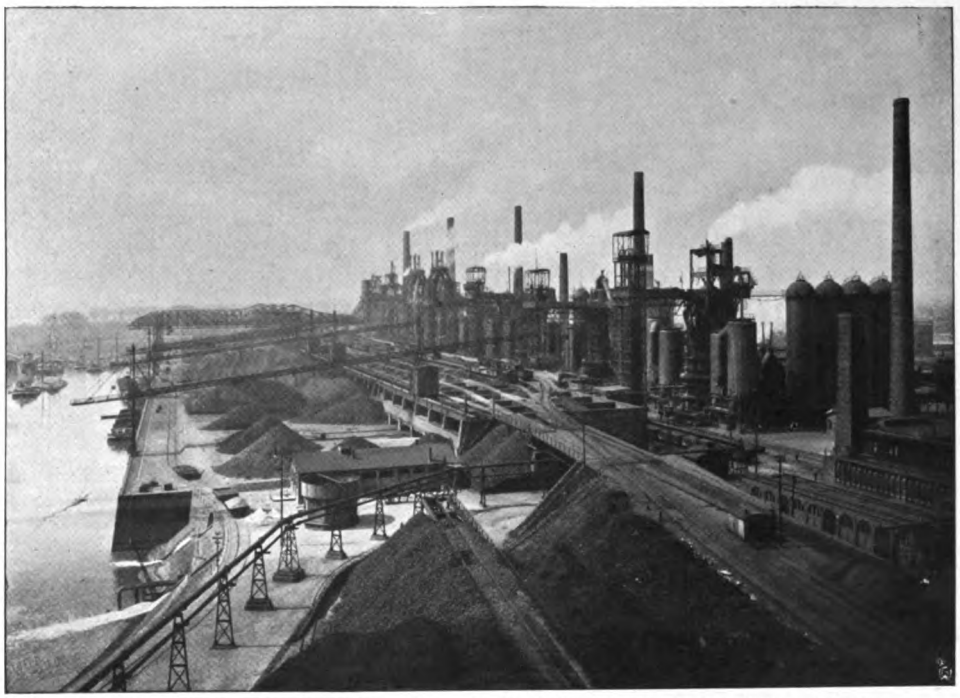
einst die mächtigste Stadt des Niederrheins nach Köln war, die selbst Karl den Kühnen von Burgund siegreich bestand, wovon das trotzige Obertor noch zu erzählen weiß. Aber Neuß lebt nicht in seiner Vergangenheit; es ist eine moderne Fabrikstadt geworden und hat mustergültige Hafenanlagen geschaffen, die durch den Erftkanal mit dem Rhein verbunden und der Schauplatz eines lebhaft aufblühenden Wirtschaftslebens sind, denen freilich die Poesie des Hafenbildes Meister Clarenbachs fehlt.

Der wirtschaftliche Erfolg wiegt um so schwerer, als Neuß unmittelbar mit dem mächtigen Düsseldorf zusammenstößt,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaiserswerth a. Rhein — Phot. Dr. Erwin Quedenfeldt, Düsseldorf

einem Konkurrenten von fast unersättlichem Erweiterungsdrang. Erst nachdem kurz vor der Stadt eine scharfe Biegung des Ufers umfahren ist, tritt die Rheinansicht hervor. Sie ist nicht reizvoll und einheitlich wie die von Köln, wie Düsseldorf überhaupt, mit der



Friedrich-Alfred-Hütte der Firma Krupp in Rheinhausen: Hochofenanlage mit Hafen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Adolf Hallensleben, Duisburg-Ruhrort 1913

Rheinbrücke zwischen Duisburg-Ruhrort und Homberg

rheinischen Metropole verglichen, an Sehenswertem arm ist. Kein Wunder; denn Köln ist in zweitausendjähriger Geschichte herangewachsen, ist die wirtschaftliche, kirchliche und kulturelle Hauptstadt des Niederrheins gewesen. Düsseldorf dagegen hat eine ereignisarme Geschichte und lange ohne Bedeutung dahingelebt; es ist eine junge Großstadt, stark und vielseitig im Wollen, glücklich im Erfolge; in nicht sechzig Jahren sind aus fünfundvierzigtausend fast vierhunderttausend Einwohner geworden. Ein so übermäßiges Wachstum muß teuer bezahlt werden, Altes und Neues ringen erbittert miteinander, suchen Vernichtung oder Ausgleich. Das Alte heißt hier: Kunst und Gartenbau, das Neue: Industrie; jenes mehr ein Gemütswert, der hohe, zeitweilig verblaßte Ruhm der Stadt, dieses die Quelle ihres schnellen Aufstiegs und darum ihren Finanzgewaltigen lieber. Aber wie am Rhein Hofgarten und Kunstakademie einerseits, das von Peter Behrens errichtete Mannesmannhaus und die Häfen anderseits friedliche Nachbarn sind, so werden auch die scheinbar so gegensätzlichen Mächte ihren Ausgleich finden und nebeneinander sich entfalten können, ohne daß die Kunst im Fabrikrauch verkümmert und erstickt. Wer das Innere Düsseldorfs mit seinen alten Gartenanlagen durchwandert, die mit Recht sein Stolz sind, wird der Industrie nicht begegnen, höchstens Radtkes Meisterbau des Stahlhofs, in dem der Stahlwerkverband seinen Sitz hat, bewundern. Ja, der Marktplatz mit dem alten Rathaus und dem stolzen Johann Wilhelm zu Pferde ist noch ein rechtes Idyll. Draußen aber an den Grenzen der Stadt, links- wie rechtsrheinisch umdrängen sie die Werke der Schwerindustrie mit zahllosen, stets qualmenden Schloten, glühenden Essen und schwer schütternden Hämmern.

Denn Düsseldorf ist einer der Mittelpunkte der rheinischen Industrie. Wie still und idyllisch war noch vor hundert Jahren das ganze niederrheinische Land! Geruhsam ging das Leben dahin; Ackerbau, Handwerk und Handel brachten Wohlstand, um den man sich nicht abzuhetzen brauchte. Wohl gab es schon Industrie: in Krefeld und den Dörfern ringsum klapperte der Webstuhl, an den Flüßchen des Bergischen Landes klopften, im grünen Buschwerk versteckt, die kleinen Stahlhämmer, anderswo entstanden Leinen, Tuch und Zigarren, wurde gesponnen, gefärbt, gemahlen und gebraut. Aber diese Industrien waren dem Lande angepaßt, veränderten seinen Charakter nicht, gehörten zu ihm, wie die Menschen, die Nester, der Strom. Mit der Maschine kam die Wandlung; um das reiche Kohlenlager des Ruhr-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beckens entstanden Fabriken über Fabriken, und aus der großen Zahl wuchsen etliche zu wirklichen Staaten heran. Mit der Ruhe war und ist es vorbei; unermüdlich ertönt das Fauchen und Brausen, Schlagen und Stampfen, Rattern und Ziſchen; Schienenstränge laufen unentwirrbar nach allen Seiten hin; Wälder von Schornsteinen ragen in die Luft und machen mit ihren ſchwarzen Rauchwolken den hellſten Sonnentag trübe. Auf den Straßen miſchen ſich Völkertypen und Sprachen. Der Kampf um den Mammon iſt da ſchärfer entbrannt als irgendwo, und immer weiter dehnt ſich das Schlachtfeld aus: vom rechten Ufer greifen die eiſernen Krallen hinüber aufs linke und ſchlagen in die einſt ſo ſtille, fette Grafſchaft Mörs ein; wo Fabriken noch fehlen, werden ſchon Werfte und Häfen gebaut für künftige. Mit ſtiller Trauer ſieht der Naturfreund die Wälder gerodet, die Baumgruppen, des Landes freundlichen Schmuck, fallen, die fiſchreichen »Kuhlen« korrigiert oder trockengelegt, die lange Reihe der Sanddünen angefreſſen, Einſamkeit und Schweigen vor ſchnell bevölkerten nackten Arbeiterhäuſern weichen.

Und doch, dieſe Induſtriewelt ſteckt voll erhabener Schönheit. Der gewaltige, trotz allen Opfern ununterbrochene Kampf des Menſchen mit den Naturmächten, die leichtem Fingerdruck gehorchenden Ungetüme von Stahlhämmern, die ſchwere Eiſenblöcke wie Wachs zuſammenpreſſen, die komplizierten Maſchinen, die mit zahlloſen Armen, Zangen, Saugern und Fäuſten in einem Nu aus flüſſigem Glas die Flaſche herſtellen, die Bäche von flüſſigem Eiſen, die weißglühenden Schienen, der blendende Funkenregen bei der Stahlbereitung, die weit in die Nacht lodernden Feuer der Hochöfen, alles das hat ſeine Größe und ſeine Schönheit. Ja, und hat nicht die Induſtrie die Landſchaft durch ihre Wunderwerke bereichert und ſich dabei dem Charakter des Landes oft feinſinnig angepaßt, wie es die neuen Rheinbrücken beweiſen oder die kühne Kaiſer-Wilhelm-Brücke, die bei Müngſten das Wuppertal in ſchwindelnder Höhe überſpannt?

Von Düſſeldorf aus iſt das Induſtriegebiet am leichteſten zu durchqueren. An den Südoſten der Stadt ſchließt es ſich an

Phot. Dr. Erwin Quedenfeldt, Düſſeldorf

Hof des Kreuzgangs in Xanten

Phot. Dr. Erwin Quedenfeldt, Düſſeldorf

Weſel: Rheinſtraße und Blick auf die Willibrordikirche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und geht zu den hochgelegenen Städten des Bergischen Landes, nach Solingen, Remscheid, dann das Wuppertal entlang zu der Riesenstadt Elberfeld-Barmen, nordwärts nach Essen und von da die Ruhr abwärts über Werden, Mülheim nach Duisburg-Ruhrort an den Rhein zurück; zahlreiche Ausläufer zweigen sich nach allen Richtungen ab, wie ja auch im Osten eine Grenze gegen die westfälische Industrie fehlt. Wer nun glauben sollte, überall in häßliche und abschreckende Städte einzutreten, wird angenehm enttäuscht sein. Zwar die Orte, die über Nacht allein durch die Industrie aus Dörfern zu Großstädten wurden, wie das mit beispielloser Schnelligkeit herangewachsene Hamborn, sind in ihrer Unfertigkeit unerfreulich; aber weitaus die meisten, schon früh in der Geschichte genannt, haben genug Altes und manchen poetischen Winkel bewahrt, und das bergische Haus mit seinen weißgetünchten Wänden, dem schwarzgestrichenen Fachwerk und der schiefergedeckten Wetterseite hat sich, wie überall auf dem Lande, sogar an mancher städtischen Hauptstraße gehalten. Die Landschaft selbst ist voll Anmut, der Wechsel von Berg und Tal verleiht den Stadtbildern nicht geringen Reiz. Remscheid, Elberfeld, Barmen, Essen und die Städte im lieblichen Ruhrtal, Werden, Mülheim, Duisburg, sind trotz ihrer Industrie beliebte Ausflugsorte.

Aber das Leben in diesen Städten ist voll Unrast. Das stößt und drängt sich, hastet und lärmt vom frühen Morgen bis in den Abend hinein; hochtrabend sind die Aufschriften der Läden, aufdringlich ihre Reklame; denn hier gilt es, auf dem Posten zu sein, um möglichst viel von dem rollenden Gold zu erraffen. Hier, vor allem im Bergischen, wachsen auch die Menschen auf, die Klarheit und Festigkeit des Wollens, Schärfe des Blicks und, wo es das Geschäft gilt, rücksichtslose Härte besitzen, geborene Herrennaturen. Dem eigentlichen Niederrheinischen sagt diese wilde Jagd weniger zu, und kommt man zu den Städten des linken Ufers, nach M.-Gladbach, Rheydt, Krefeld, so findet man das Tempo langsamer, man atmet auf und fühlt sich der niederrheinischen Natur näher, die diese im Flachland gelegenen Orte umfängt und fast mit der stillen Poesie ihrer weiten Bruchlandschaften berührt. Das sind Urstromtäler der Eiszeit, älter als der Rhein, die nach Nordwest ins Gebiet von Niers und Maas führen; sumpfiges Buschland, nur hier und da urbar gemacht, ohne Menschenwohnungen, von unberührter Einsamkeit, voll Schönheit vor

Altar der sieben Schmerzen Mariä in der Nikolaikirche in Calcar

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allem im Frühling, wenn die Büsche in lichtem Grün stehen und die Nachtigall ihr süßes Lied schluchzt.

Der Rhein selbst wird von der Industrie nur auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke berührt. Gleich hinter Düsseldorf entfaltet das niederrheinische Land wieder all seinen Zauber. Von Köln an kommt dem Strome weder rechts noch links die Bahn nahe, und überall herrscht tiefer Friede. Friede auch in dem Städtchen, das bald rechts mit der doppeltürmigen Suitbertskirche hinter der hohen Baumreihe auftaucht. Kaiserswerth, einst eine Insel, jetzt längst verlandet, wie so viele an diesem Strom. Am oberen Ende liegen die Ruinen einer Kaiserpfalz, und uns fällt ein, daß von hier der junge Heinrich IV. von dem Kölner Erzbischof Anno entführt wurde; doch ist es nicht mehr dasselbe Haus; Friedrich Barbarossa erbaute das neue, von dem jetzt nur noch ein Teil der Mauern steht. Drinnen im Städtchen haben die Diakonissen ihr Mutterhaus, dessen Gebäulichkeiten ständig wachsen; sie passen vortrefflich in die Stille und die peinliche niederrheinische Sauberkeit.

Jan Joest: Auferweckung des Lazarus
Im Hintergrunde das Rathaus von Calcar

Erst eine halbe Stunde später hebt die Woge der Industrie an; sie beginnt an dem aufstrebenden, schön angelegten Krefelder Hafen, mit dem die Stadt der Seide ihre Arme nach dem Rhein und nach weniger luxuriösen Erwerbsmöglichkeiten ausstreckt, setzt sich dann in dem kleinen, gewerbfleißigen Ürdingen fort, dessen Rheinfront von bedeutenden Fabriken besetzt ist, und erreicht einen Höhepunkt in den mit eignem Hafen ausgerüsteten Kruppschen Hochofenanlagen von Rheinhausen. Hier muß man zur Nachtzeit vorüberfahren: tausend Bogenlampen erleuchten den weiten Platz, plötzlich schlägt die Flamme hoch aus dem Ofen, schießt wie eine glühende Schlange über die Wellen auf das Schiff los und ist in demselben Augenblick wieder vom Dunkel verschlungen: eine Feerie aus Tausendundeiner Nacht. Während links das Idyll wieder beginnt, hat sich rechts das Sausen und Brausen der Fabriken zu einem gewaltigen Akkord der Arbeit zusammengeballt. Anlage reiht sich an Anlage, Walz- und Stahlwerke, Gießhütten, Werke für Brücken- und Schiffbau, alles drängt sich hier zusammen. Weißlich schimmernder Dampf, schwarze Rauchwolken und orangefarbene Metalldämpfe wirbeln durcheinander; die Ufermauern spielen in allen Farbtönen zwischen Gelb und Rotbraun; kühne Eisenbauten, die wie ein Gewirr dünner Fäden aussehen, steigen an allen Ecken und Enden empor. Man liest wieder Krupp, dann Harkort, Vulkan und andre bekannte Namen.

Ein erster Hafenarm schiebt sich in Hochfeld in den Strom, ganz von Fabriken besetzt; dann kommt das Gebiet des Duisburg-Ruhrorter Hafens, des größten Binnenhafens Europas. Hier, wo Ruhr und Emscher in den Strom münden, ist der Mittelpunkt der gesamten Rheinschiffahrt:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Dr. Erwin Quedenfeldt, Düsseldorf

Rees: Rheinfront

denn hier wird die Ruhrkohle verladen. Immer neue Becken zweigen sich im Landinneren ab, vorbei an Speichern, Schuppen und Lagerhäusern, mit Fahrzeugen aller Größen gefüllt. Eisenbahnwagen an Eisenbahnwagen rollt heran und gibt seinen Inhalt durch Kipper und Kranen an die unheimlichen Bäuche der Lastschiffe ab, bis diese bis an den Laufsteg im Wasser liegen und durch winzige Dampfer abgeschleppt werden. Zu vier, fünf oder gar sechs sammeln sich die langen Kähne hinter einem schwarzen Ungeheuer, das mit starken Rädern die Wogen schaufelt und trotzig seine Last stromauf und stromab zieht. Nicht weniger als drei Eisenbrücken verbinden hier die beiden Rheinufer miteinander, davon die mittlere die Straßenbrücke zwischen Ruhrort und Homberg, die interessanteste aller Rheinbrücken, ganz flach gehalten, ohne täuschende Bogenreihen, die nichts tragen, ehrlich den Linien des Drucks folgend. Überwältigend ist der Anblick von flußabwärts her, wenn das Auge dem dünnen Gitterwerk folgt und unten auf dem Strom die Schleppzüge sich immerfort überholen und begegnen.

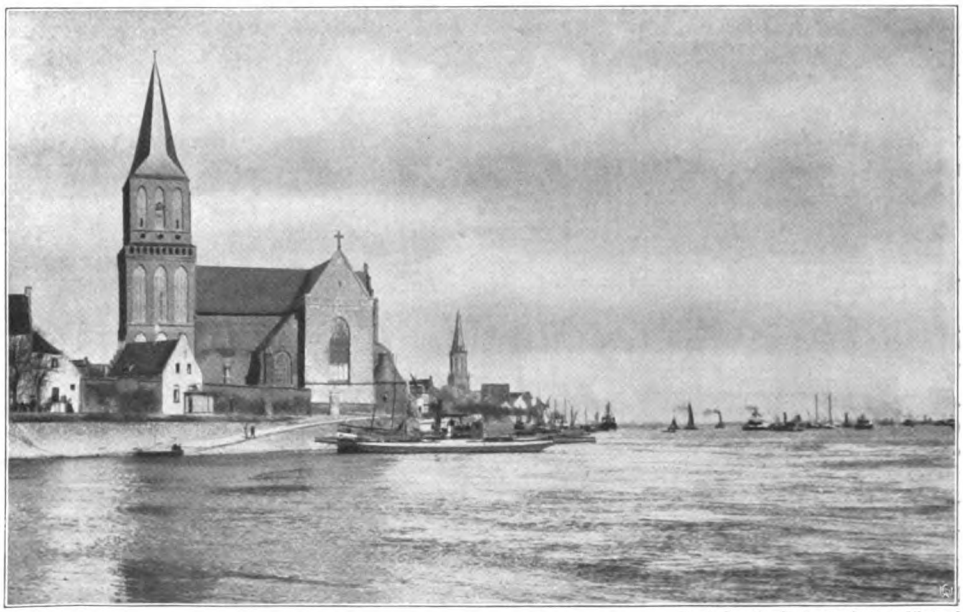
Jenseit von Ruhrort geht die Welt der Industrie langsam zu Ende; noch kommen Berge von Erz und Gestein, Walzwerke und Hütten mit gefeierten Namen, das Fabrikreich von Hamborn. Aber dann hat das Land — wer freilich weiß, auf wie lange Zeit? — Ruhe; behaglich dehnt es sich aus im Schmucke seiner Baumgruppen, grünen Weiden und Kuhherden, seiner Gehöfte und Wasserburgen, und mittendurch zieht der Strom, der des Landes Seele ist. Wohl haben die Städte auch hier noch Fabriken; aber nur vereinzelt, bestimmen diese den Charakter der Landschaft in keiner Weise. Alle Orte sind stille Nester inmitten weiter grüner Wiesen, nicht weitläufig und aufgelöst, nein, straff zusammengehalten, wie es einst die Mauern geboten und des Stromes noch ungebändigte Kraft, der im wilden Frühjahr die Niederungen als sein Reich betrachtete. Da hält Wesel die Wacht an der Lippemündung, ein Stück Preußen an den Niederrhein versetzt: ehemalige Festung, viel Militär, Berliner Tor. So harmonisch dieses abgewogen ist, das Schönste steckt im Alten, wo sich aus engen Gassen das prächtige Rathaus, die alte Mathena- und die schmucke Willibrordikirche um so stolzer erheben, Zeugen der einstigen Hansaherrlichkeit Wesels. Bald darauf baut sich zur linken Seite, ein wenig erhöht, eine große doppeltürmige Kirche auf, weithin das Land beherrschend, der Viktordom des am einsamen belaubten Fürstenberg gelegenen Xanten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welche Fülle geschichtlicher Erscheinungen wird bei diesem Namen lebendig: römische Feldherren und christliche Märtyrer, fränkische Krieger und Könige, an ihrer Spitze Siegfrieds Lichtgestalt, der »ze Santen« regierte! Wer sollte heute in der stillen Landstadt eine so lange und reiche Vergangenheit ahnen, stände da nicht das stolze Klever Tor und der unbeschreiblich schöne Dom. Von der Romantik bis zur Spätgotik haben alle Zeiten an ihm gebaut und geändert und sich nicht genugtun können darin, ihn immer reizvoller zu machen. Überwältigend groß und licht ist das fünfschiffige Innere mit seinen feinen Schnitzaltären. Und dann ein poesievoller Winkel: der Kreuzgang, in dessen Abgeschiedenheit kein Laut des Alltags dringt, der mit seinen vielen Grabsteinen an die Vergänglichkeit unsers Lebens erinnert.

Der Eindruck von Xanten wiederholt und steigert sich in dem nur mit der Bahn zu erreichenden Calcar; auch hier birgt die Gegenwart das köstliche Erbe einer reichen und kunstfreudigen Vergangenheit. An dem von hellen Giebelhäusern umsäumten Marktplatz steht ein eindrucksvolles, zinnengeschmücktes Rathaus, nahebei die Nikolaikirche, ein Backsteinbau von unübertrefflich großer Wirkung des Innenraumes. Aber wie verblaßt alles andre vor den Schätzen der Holzschnitzkunst, die die Kirche besitzt, den Statuen, dem Chorgestühl, dem Marienleuchter, den Altären! Da das Wunderwerk Meister Loedewichs, der Hochaltar, der Christi Leiden in wohlverbundenen Einzelbildern darstellt und aus zweihundertacht Figuren sich zusammensetzt. Welcher Liebreiz dann in dem feinsten der Altäre, dem Altar der sieben Schmerzen Mariä, den Heinrich Douvermann, der bedeutendste Calcarer Schnitzer, geschaffen hat! Welcher Reichtum der Erfindung, welche Schärfe der Charakteristik und Innigkeit des Empfindens, welche unbegrenzte technische Fertigkeit! Eine Fülle edelster Werke ist im 16. Jahrhundert von Calcar ausgegangen und schmückt die Altäre von Kleve, Hanselaer, Xanten, Rheinberg oder ist in Sammlungen und Museen gelandet. Ebenso berühmt aber wie die Schnitzereien sind die Bildwerke des Hochaltars, Gemälde Jan Joests, Jan van Calcar genannt, der sie 1505—08 schuf, ein Meister, der maßvollen Naturalismus in der Charakterisierung der Personen mit feinem Farbenempfinden und inniger Liebe zum Landschaftlichen verband. So wird einem die Calcarer Nikolaikirche zum ergreifenden Erlebnis.

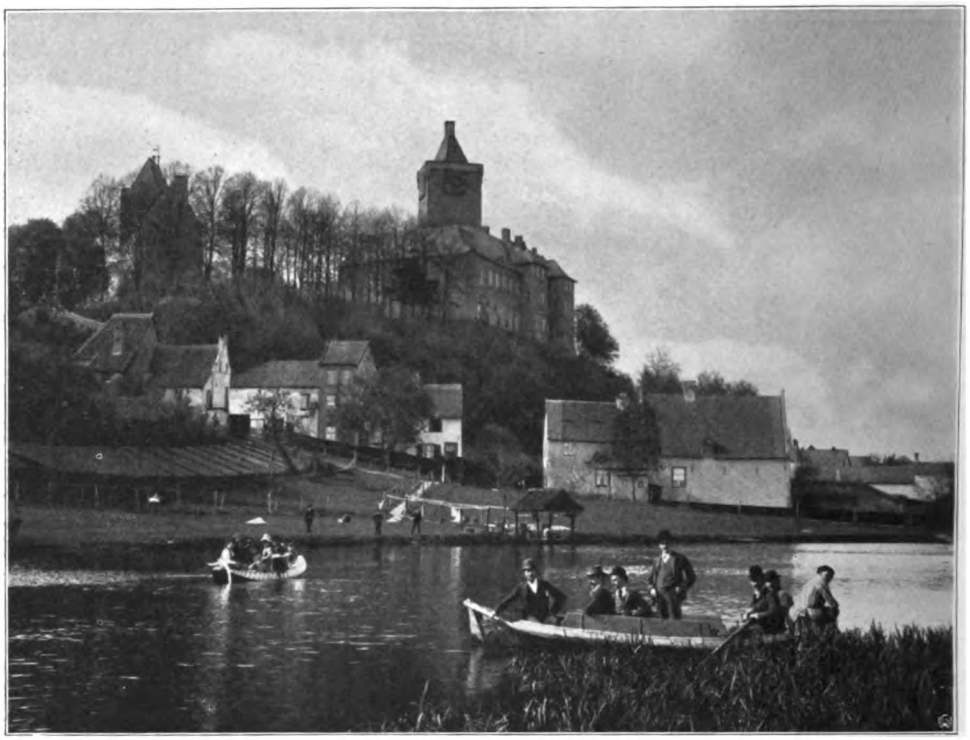
Und nun wieder an den Rhein, nach Rees, das auf dem rechten Ufer etwas erhöht hart am Flusse liegt. Die Südseite droht mit einer starken Bastion, auf der alte



Phot. Dr. Erwin Quedenfeldt, Düsseldorf

Emmerich: Rheinfront

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. Otto Scharf, Krefeld

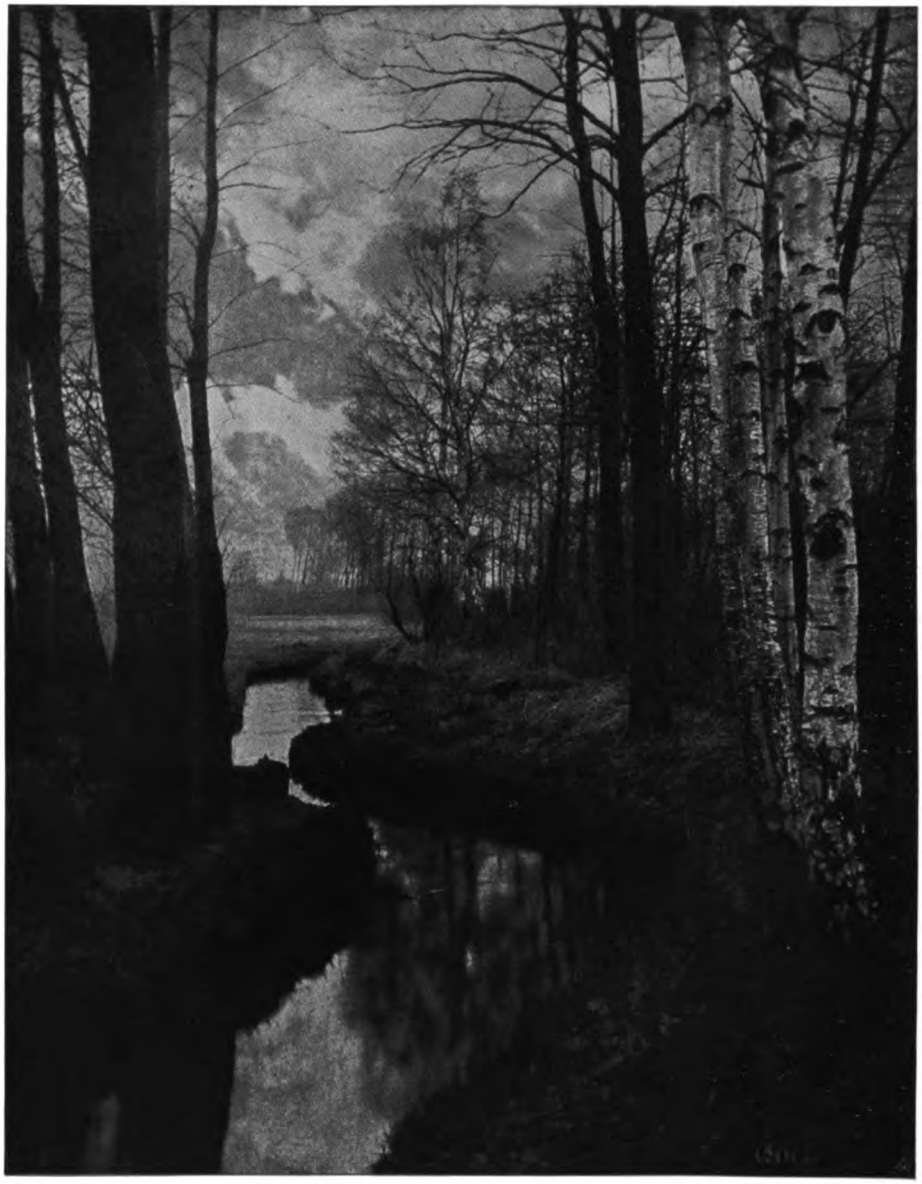
Die Schwanenburg in Kleve

Bäume friedlich ihre Wipfel wiegen; an der Rheinseite zieht sich die Stadtmauer hin, und nur an einer Stelle haben einige Häuschen sich keck vor sie gepreßt, verbergen sich aber im Sommer ganz hinter Blumen und bringen in die trotzige Abgeschlossenheit einen Zug von Lieblichkeit. Tritt man durch eins der schmalen Tore ein, so tut sich eine Märchenwelt auf: poetische Durchblicke durch enge Gassen, stille, blumenüberhäufte Winkel, ein Marktplatz mit Giebelhäusern, dickbauchiger, gemütlicher Pumpe und zinnengekröntem Rathaus; es ist die Stadt der Maler. Wenn dann zu Schiff die Fahrt weiter abwärts geht, so ist der Rückblick auf das Nest von immer neuem Reiz: die spitzen Giebel schauen gerade über die Mauer, das Rathaus mit dem schlanken spätgotischen Turm und die dahinterliegende doppeltürmige Kirche überschneiden sich in fortgesetzt wechselnden Bildern, und immer mehr rückt die Kirche in den beherrschenden Mittelpunkt, so daß die Silhouette des Nestes etwas überaus Kühnes erhält.

Marienleuchter aus Calcar

Der deutsche Niederrhein erreicht nunmehr sein Ende, Hollands Nähe wird immer fühlbarer. Die weißen Häuschen sind verschwunden, die Fenster breiter geworden; neben dem schwarzweißen Vieh erscheint rotweißes und behauptet schließlich die Wiesen allein. Emmerich, die Stadt der Zollbeamten, wo der Strom stets von Schiffszügen belebt ist, die auf ihre Zollabfertigung warten, Emmerich mit der mächtigen Münsterkirche mutet schon ganz holländisch an. Vater Okeanos ist nicht mehr fern ...

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Bruchlandſchaft bei Krefeld

Nach einer Aufnahme von Otto Scharf in Krefeld

Zu dem Aufſatz »Der deutſche Niederrhein« von H. Willemſen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Adoption

Novelle von Alfred Manns

Eigentlich war das heutige große Fest beim Earl of Eagleton ein Affront für die exklusive Gesellschaft Kalkuttas; kein andrer hätte es wagen dürfen, aus einer solchen Veranlassung einzuladen, ohne eine ebenso allgemeine als glatte Absage zu erhalten. Indessen die paar Tropfen normannischen Königsbluts in den Adern des Earls hatten schließlich doch schwerer gewogen als die starken Bedenken altenglischer Prüderie.

Im Palmenhaus stand Lord Rosse, der junge Diplomat, neben Oberst Hastings. »Weiß der Himmel, Kolonel, was in unsern Freund gefahren ist! Früher in Standessachen die Unnahbarkeit selbst, macht er jetzt solche Verrücktheiten. Man kompromittiert unleugbar den eignen guten Geschmack, indem man hier erschienen ist, doch wird man sich heute mit der Neugier entschuldigen können, zu sehen, ob der Earl die, selbstverständlich höchst temporäre, Idealmaske einigermaßen trägt.«

»Well,« meinte der Oberst, »ich begreife auch nicht, wie Eagleton auf diese absurde Idee kam.«

In diesem Augenblick trat der Hausherr hinter einer Phönixgruppe hervor. »Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren, daß ich nicht umhinkonnte, Ihre letzten Worte zu hören,« sagte er lächelnd.

Der Soldat war ehrlich bestürzt: »Verzeihen Sie mir, Eagleton, es war unritterlich von mir, mich bei Ihnen und während Ihrer Abwesenheit in dieser Weise über Sie zu äußern. Doch Sie dürfen mir glauben, ich hätte mich auch nicht gefürchtet, Ihnen meine Ansicht ganz offen zu sagen; ich glaube jedoch nicht, daß Ihnen viel daran liegt.«

»Sie irren, Kolonel,« antwortete Eagleton freundlich. »Sie wissen recht gut, ich schätze Sie aufrichtig. In diesem besonderen Falle allerdings muß ich gestehen, daß meine Überzeugung, richtig gehandelt zu haben, auch durch Sie nicht erschüttert werden könnte. Übrigens, Sie werden mich gleich besser oder doch wenigstens etwas besser verstehen. Wollen Sie mir in das Empfangszimmer folgen? Ich habe bereits die andern Herrschaften dorthin bitten lassen.«

Hastings und Rosse nickten lebhaft.

Als sämtliche Gäste sich in dem mit echt indischer Pracht ausgestatteten Raume zwanglos gruppiert hatten, begann der Earl:

»Meine verehrten Gäste! Ich danke Ihnen für Ihr Erscheinen, das ich als eine mir persönlich erwiesene ganz besondere Liebenswürdigkeit auffasse, und die ich um so mehr schätze, als ich Ihnen ganz offen gestehe, daß ich einer ähnlichen Einladung noch vor einem Jahre unter keinen Umständen gefolgt wäre. Vielleicht sind Sie der Ansicht, daß man mit der ersten Dummheit des korrekten Eagleton Nachsicht üben müsse, eine Nachsicht, die auch Seine Hoheit der Vizekönig mir angedeihen läßt, wie Ihnen vielleicht bekannt ist.« Den letzten Satz sprach der Earl mit leichter Ironie.

»Ich habe bislang den Standpunkt vertreten, daß man der Gesellschaft, in der man sich bewegt, eine gewisse Rechenschaft über seine äußeren Handlungen schuldig ist, und daß die ungeschriebenen Gesetze der Konvention gewissermaßen den Rahmen bilden zu den guten Sitten bewährter Tradition im engeren Sinne. Diesen Konsequenzen will ich mich auch heute nicht ohne weiteres entziehen, obwohl ich Ihnen gestehen muß, daß ich meine Überzeugung inzwischen um einiges revidiert habe.

Ihnen allen, die Sie hier sind, bin ich jedenfalls als Mann von sehr abgeklärten Lebensanschauungen bekannt. Ich war nicht immer so. Bis zum Tode meiner Frau pflegte ich auf unserm Schlosse Harolds-Hall in Cornwallis manchmal recht ausgelassen zu sein — meine Bauern wissen davon zu erzählen. Als Lucy starb, wurde ich korrekt.«

Eine kurze Weile schwieg Eagleton und sah zu Boden.

»Ich bin seitdem ein Mann von standesgemäß normalen Ansichten gewesen, und die strikte Beachtung der Regeln aristokratischer Konvenienz übernahm automatisch die Funktionen von Herz und ethischer Logik, zu der ich keine Kraft mehr empfand.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Umwandlung hat sich mechanisch vollzogen, und ohne mein Wissen ward ich der Eagleton, den Sie, wie ich glaube, nicht ungern unter sich sahen.«

Abermals zuckte es ironisch um den scharfgeschnittenen Mund des Earls.

»Und nun genug der Vorrede. Ich feiere heute ein Fest, verehrte Freunde! Ich, denn es kam mir tatsächlich nicht in den Sinn, bei Ihnen irgendwelches Verständnis oder gar Sympathie für das Objekt meiner Feier vorauszusetzen; so unnormal bin ich auch jetzt noch nicht. Ich habe Sie vielmehr hierher gebeten, um Sie zu ersuchen, mir Ihr Ohr zu leihen für die Vorgeschichte zu dem heutigen, für mich so frohen Tage.

Vor sieben Monaten war es mir nach langen Bemühungen gelungen, einen Erlaubnisschein der Regierung von Kathmandu für einen Jagdausflug in das nepalesische Himalajagebirge zu erhalten.

Die Erlaubnis galt nur für meine Person.

Der Reisepaß enthielt den Befehl an die Dorfältesten, mir in jeder Weise dienlich zu sein, jedoch wurde mir in einem besonderen Schreiben mitgeteilt, daß man sich meine Sicherheit zwar angelegen sein lassen wolle, eine Verantwortung aber keinesfalls übernehme.

Nun wußte ich von vornherein, daß eine Jagd in Nepal nichts mit einem fox-hunting in Altengland gemein hat; aber welche Schwierigkeiten die unberührten Urwälder dieses wilden Berglandes mit seinen trotzigen Bewohnern bieten, das ahnte ich doch nicht.

Die Hofjagden des Königs, an denen ich, wie viele unter Ihnen, mehrere Male teilgenommen hatte, und bei denen Ankunft, Jagd sowie Rückschub über die Grenze mit außerordentlicher Programmäßigkeit verläuft, lassen nicht im entferntesten einen Schluß auf die wirklichen Verhältnisse im Lande zu.

Ich hatte die Reise von Darjiling aus angetreten und ließ meine Ausrüstung von eignen Leuten bis zur Grenze schaffen.

Die Regierung von Nepal hatte mir auf Vermittlung unsers Residenten einen zuverlässigen, Englisch sprechenden Führer gestellt, der mich hier mit den nötigen Trägern erwartete. Samstha war, wie alle Ghurkas, ein finsterer, verschlossener Mann. Aus seinen kleinen scharfen Augen sprach durchaus kein Wohlwollen, aber auch keine ausdrückliche Feindschaft. Ich war zufrieden, denn ich hatte genügend vom Charakter des nepalesischen Soldatenvolkes gehört und wußte genau, daß dieser Mann den ihm sicherlich höchst unwillkommenen Auftrag seines Fürsten unter völliger Hintansetzung, ja wenn es nötig war Aufopferung, seiner Persönlichkeit ausführen würde.

Mich ergriff indessen ein eigenartig beklemmendes Gefühl, als ich auf meinem Bergpony hinter dem Zuge der schweigsamen Träger herritt und, mich umwendend, an einer Biegung die Schar meiner Abschied winkenden Dienerschaft aus den Augen verlor.

Gleich am ersten Tage hielt ich es für klug, meinen photographischen Apparat zu verlieren, den ich in aller Harmlosigkeit mitgenommen hatte. Als ich nämlich einen romantischen Bergpfad mit einigem alten Gemäuer photographierte, fing ich einen lauernden Blick Samsthas auf, der mich recht nachdenklich machte. Ich war überzeugt, daß mein Führer mit dem gleichen Eifer, der ihn alle meine Wünsche auszuführen drängte, bereit sein würde, mir sein Messer ins Herz zu stoßen, falls die Regierung ihm zu verstehen gab, daß meine Sicherheit keineswegs garantiert und auch für die Interessen des Staates nicht unbedingt erforderlich sei.

Ich bin nicht feige, aber sehr behaglich war mir bei diesen Betrachtungen nicht zumute. Selbstverständlich dachte ich nicht daran, umzukehren, und so beschloß ich, alles zu vermeiden, was nur irgendwie Argwohn erregen konnte.

Näherten wir uns einem Dorfe, so ging mein Führer voraus, und wenn ich einzog, empfing man mich überall, wenn auch mit wenig Wärme, so doch mit großer Dienstwilligkeit, und das war ja schließlich die Hauptsache, wie ich mir sagte. Es kränkte indessen meinen Stolz ungemein, daß ich in einem nominell unter englischem Einfluß stehenden Reiche so recht ersichtlich doch nur als der vom Fürsten Geduldete betrachtet wurde. Man hat sich eben gewöhnt, in dem kriechend untertänigen Bengalen den Typus des Indiers zu erblicken.

Ich litt unter diesem verdeckt, aber doch unzweideutig erkennbaren Unabhängigkeitsbewußtsein der Eingeborenen, das ich als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hohn auf mich, als den Repräsentanten unsers ruhmreichen Vaterlandes, betrachtete.

Sie wollen bedenken, verehrte Freunde, ich befand mich nicht in einem Neuland, viele, viele Meilen weit von den letzten Ausläufern der Kultur, in das ich als kühner Forscher mit todesmutigem Schritt vorwärtsdrang, jeder Schritt ein Sieg, sondern ich war nur wenige Tagereisen von unsrer blühenden Hauptstadt entfernt, mit dem Bewußtsein: hier in dem kleinen Lande, in dem du gezwungen bist, auf die nationale Empfindlichkeit der halbwilden Dorfbewohner sorgfältigst zu achten, hier bricht sich die Macht des gewaltigen Britenreiches.

Ich schildere Ihnen meine Gedanken so genau, um Ihnen zu beweisen, daß meine Gesinnung durchaus ‚tüchtig' war; auch liegt mir daran, Ihnen verständlich zu machen, wie die Summe dieser Eindrücke mein Gemüt notwendig belasten mußte.

Sie wissen, ich bin ohnehin ein eifriger Jäger; aber mit einer derartigen Leidenschaft habe ich noch nie gejagt. Es drängte mich krampfhaft dazu, die unheilschwangere Gewitterschwüle, mit der die Luft dieses finsteren Landes geladen zu sein schien, durch Aufregungen zu übertäuben, die ihre Ursachen im Konkreten hatten.

Ich gebe Ihnen die Versicherung, es ist eine total andre Sache, einem men-eater an der Wasserstelle aufzulauern, als ein durch viele Verfolger ängstlich gemachtes Tier von dem sicheren Rücken eines Elefanten durch eine Kugel gewissermaßen zu schlachten; ein Sport, bei dem die Sicherheit des Lebens sogar für einen Thronfolger ausreichend gewährleistet erscheint.

Eines Tags schoß ich einen Tiger, der in kurzer Zeit sechs Dorfbewohner gefressen hatte. Als das Tier angebracht wurde, bemerkte ich in allen Mienen Genugtuung, aber selbst jetzt traf mich kein freundlicher Blick. Die Freude über den Tod des Dschungelkönigs war entschieden weniger groß als das Gefühl des Widerwillens, mir etwas zu danken zu haben.

Ich, der Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, lechzte förmlich danach, daß wenigstens einer dieser schmierigen Kerle mir in warmer Herzlichkeit seine Hand bieten sollte; dieser eine kam nicht.

In jenem Augenblick drängte sich mir zuerst die Frage auf, ob unser exklusives Standesbewußtsein nicht vielleicht ausschließlich Selbstverherrlichung und Anmaßung ist, ob diese ‚Vornehmtheit' nicht am Ende zwanglos mit einem übermäßig aufgeputzten Kleidungsstück verglichen werden kann, das nur als Einlaßkarte für die Gesellschaft ähnlich Uniformierter dient, und unter dem ein Mensch von ganz beliebigen Qualifikationen stecken kann.

Hier im nepalesischen Urwalde kam mir absolut nicht der Gedanke, daß ich ein nach irgendwelcher Richtung hin höher stehendes Wesen sei als diese finsteren Bergbewohner, die in mir nur einen Menschen sahen, dem man aus unbegreiflicher Gnade weiterzuleben gestattet.

Diese ständige, mir aufgezwungene Isoliertheit, verbunden mit der Sorge, nichts zu tun, das Argwohn erregen konnte, vermochte ich indessen nicht länger zu ertragen, zumal ich bei der vorhin erwähnten Gelegenheit unzweideutig erkannt hatte, wie groß der Haß jener Leute gegen mich war.

Ich faßte also den Beschluß, umzukehren, und machte mich alsbald auf den Heimweg.

Eine Tagereise hatten wir zurückgelegt, da bemerkte ich, wie meine sonst so schweigsamen Träger untereinander Zeichen austauschten und vielfach kurze Sätze in ihrer Sprache wechselten. Am Abend dieses Tages, ich kam gerade von einem kurzen Streifzuge in das Lager zurück, fand ich die Träger um Samstha versammelt. Als dieser mich sah, kam er auf mich zu und erkundigte sich nach meinen Wünschen.

‚Was habt ihr miteinander verhandelt, Samstha?' fragte ich. Ich wußte genau, ich würde nichts zu meiner Verteidigung tun können, falls die Leute etwas Böses gegen mich im Schilde führten, doch glaubte ich mit dem Wesen meines Führers genau genug vertraut zu sein, um aus der Art seiner Antwort schließen zu können, ob in dem ungewohnten Verhalten der Träger irgendeine Spitze gegen mich enthalten war.

Samstha besann sich eine kurze Weile, zeigte dann nach Süden, wohin unser Weg führte, und antwortete: ‚Dort ist die Pest, Sahib.'

Der Ton, mit dem er das sagte, ließ die Worte unbedingt glaubhaft erscheinen.

Nun hatte ich nie besondere Furcht vor dieser Geißel Asiens gehabt, denn ich hatte mir das neue Pestserum infizieren lassen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war seither auf Reisen ungefährdet vielfach durch verseuchte Provinzen gekommen.

Zweifellos hätte ich unter normalen Umständen einen weiten Bogen um die von Samstha bezeichnete Gegend gemacht, doch ich fühlte mich im höchsten Maße unbehaglich in diesem Lande und sehnte mich fort, zu Menschen, bei denen ein freundliches Wort Widerhall fand.

‚Ich möchte trotzdem den Weg fortsetzen,' sagte ich zu meinem Führer.

Der schüttelte den Kopf. ‚Ich soll dich sicher über die Grenze bringen, lautet mein Befehl, Sahib.'

Ich nickte, zum Zeichen, daß ich mich fügte, denn ich wollte nicht die Verantwortung für das Leben von zwanzig Menschen übernehmen. Trotz dem Ernst der Situation mußte ich doch unwillkürlich ein wenig lächeln: dem Nepalesen war an meinem Leben sicherlich nicht mehr gelegen, als an dem einer Schmeißfliege, der Befehl aber verlieh ihm die Sorglichkeit einer Mutter.

In der Nacht schlief ich schlecht. Durch meine Träume ging die Erzählung von jenem König, der, während draußen im Lande der schwarze Tod wütet, auf seiner wohlverwahrten Burg ein üppiges Fest feiert. Beim zwölften Glockenschlage öffnet sich die Tür, und herein, mit fahlem Leichenantlitz und leeren Augenhöhlen, tritt das Gespenst der Pest. Mit seinen Knochenfingern berührt es jeden einzelnen der vor Entsetzen wahnsinnigen Gäste, und nach wenigen Stunden sind König, Königin, Günstling, Hofdame und jedes lebende Wesen in der Burg tot. Was noch gestern glühenden Sinnes genußselig Lebenswonne schlürfte, ist jetzt weiter nichts wie ein Haufen geschwollener Leichen.

Frühmorgens erhob ich mich und kräftigte meine Nerven durch ein Bad im nahen Bergbache.

Als ich ins Lager zurückkehrte, kam mir Samstha entgegen. ‚Sahib, ich habe eben die Nachricht erhalten, daß die ganze Gegend um uns verseucht ist, es ist jetzt einerlei, wo wir ziehen, und wir können auch den kürzesten Weg nehmen.'

Ein Gefühl der Kälte lief mir bei diesen Worten den Rücken hinunter, das in vollem Gegensatz stand zu der Ruhe, mit der ich die gestrige Nachricht aufgenommen hatte.

Der Nepalese sah es, und er verzog, kaum merklich, die Mundwinkel. Er war fatalistisch, persönlich fürchtete er nichts, wie mir schien, und für mich hatte er getan, was in seiner Macht stand. Wenn es aber der Wille des Schicksals war, mich zu verderben, sollte es ihm recht sein; so gingen seine Gedanken.

Ich nahm mich gewaltsam zusammen: ‚Ich habe dir gestern meinen Wunsch mitgeteilt,' sagte ich, ‚ich fügte mich deiner Führerschaft und tue es auch heute.' Dann wandte ich mich von ihm ab.

Wir brachen also nach Süden auf und kamen zuerst durch unbewohntes Gebiet. Unterwegs — ich ritt noch immer mein treues Pony — glaubte ich zu bemerken, daß die Träger Samsthas Gleichmut nicht teilten.

Den Tag über ereignete sich nichts Bemerkenswertes, doch als wir abends am Ausgang einer Schlucht lagerten, war die Unruhe der Träger nicht mehr zu verkennen; häufig hörte ich Samstha in erregtem und drohendem Ton auf sie einsprechen.

Ich war zu abgespannt und aus mir unerklärlichen Gründen in einer selten niedergedrückten Stimmung; nur das eine Bedürfnis fühlte ich: Ruhe.

Etwa drei, vier Stunden mochte ich in traumlosem Schlafe gelegen haben, da wurde ich plötzlich durch einen furchtbaren Schrei geweckt. Sofort sprang ich auf, und im fahlen Schein des Mondlichtes sah ich Samstha, wie er sein Gewehr von der Schulter riß und nach Norden zu mehrere Schüsse abgab, denen abermals Schreie folgten. Zu den Füßen des Führers aber lag der leblose Körper eines Mannes und daneben ein schweres nepalesisches Messer, das jene eigentümlich winklige Form hat.

‚Was gibt's?' schrie ich entsetzt.

Samstha zuckte verächtlich die Achseln: ‚Die Feiglinge fürchten sich vor der Pest, sie glauben sich im Norden sicherer und sind davongelaufen.' Mit einer Handbewegung deutete er auf die blutüberströmte Gestalt am Boden und fuhr dann in gleichgültigem Tone fort: ‚Du siehst, Sahib, ich tat, was ich konnte, um sie zu halten, und wenn es möglich ist, schaffe ich dir morgen neue Träger.'

Ich beugte mich zu dem Erschlagenen nieder; da gab es keine Rettung mehr, der Mann war tot, mitten ins Herz getroffen.

Schaudernd richtete ich mich wieder auf, und rein mechanisch lenkte ich meine Schritte zu dem Pony. Das Tier war mir außer-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ordentlich zugetan, und ich hatte eine unbewußte, lange nicht mehr gekannte Sehnsucht nach etwas Liebe; die suchte ich jetzt bei dem Tier.

Ich liebkoste das freudig wiehernde Pferd, streckte mich neben ihm auf den Boden und erwartete wachend die ersten Strahlen der Sonne.

Mich drängte es mit aller Macht fort aus diesem unheimlichen Lande: wie ein Alp lag es mir auf Brust und Hirn. Selbst die Trophäen der vielen gefahrvollen Jagdzüge galten mir nichts im Vergleich zu dem Verlangen nach einem fühlenden Menschen, und wäre es selbst der verkommenste Landstreicher.

Endlich war es hell genug, und wir konnten die Reise fortsetzen.

Scheu blickte ich mich um, doch von der Leiche war nichts mehr zu sehen.

Wie selbstverständlich hatte sich der sonst so stolze Samstha mit einem großen Ballen Konserven beladen, und er schüttelte den Kopf, als ich ihm sagte, das Pony solle die Last tragen, ich könne zu Fuß gehen.

‚Nicht, solange Samstha da ist und der Sahib sich in Nepal befindet,' meinte er, ‚die andern Ballen erhält der Sahib nach Kalkutta sicher zugestellt.'

Ich fügte mich schweigend; die eiserne Konsequenz, mit der dieser Mann den verhaßten Auftrag ausführte, nötigte mir wohl Achtung ab, aber keine Sympathie.

Wir zogen jetzt auf steilem Pfade in einem weitgestreckten Tal dahin. Rechts und links ragten ungangbare Felsen bis in die Wolken, unter uns rauschte ein Bach, und weiter vorn senkte sich der Pfad in eine Mulde, wo die Hütten eines Dorfes sichtbar wurden.

Jetzt ward mir alles klar: in dem Dorf, das seiner Lage nach nicht zu umgehen war, herrschte die Pest!

Mir kam indessen keine Anwandlung von Furcht. Alles in mir schrie: Weiter, hinaus aus diesem Lande! Die Grenze konnte nach meiner Berechnung höchstens noch drei Tagereisen entfernt sein.

An einer Biegung des Weges scheute auf einmal mein Pony, und zu Boden sehend, bemerkte ich den entstellten Leichnam eines an der Pest verstorbenen Eingeborenen. Unwillkürlich fiel mein Blick auf Samstha, der mit fest aufeinandergepreßten Lippen und totenbleichem Gesicht vorüberschritt. Obwohl mir ebenfalls recht beklommen zumute war, teils aus natürlichem Grauen, teils aus Erbarmen, hatte ich doch ein gewisses Gefühl der Erleichterung: dieser steinerne Samstha hatte wirklich menschliche Schwächen.

Immer mehr näherten wir uns dem Orte, und immer häufiger wiederholte sich dasselbe grauenvolle Schauspiel. So kamen wir an eine Stelle, wo der Weg abermals einen Knick machte. Eben wollte ich um die Ecke biegen, als das Tier vor einer quer über dem Wege liegenden Leiche abermals scheute, sich im Schreck hoch aufbäumte und mit einem Satz hinuntersprang — in den Abgrund.

Wie lange ich besinnungslos gelegen habe, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich beim Erwachen wieder auf dem Bergpfade lag und in die forschend auf mich gerichteten Augen meines Führers blickte.

‚Was ist? Wo ist das Pferd?'

‚Sahib hatte zu seinem Glück die Füße nicht im Steigbügel, er blieb auf der Plattform dort liegen. Das Pferd liegt zerschmettert unten.'

Mir schwindelte wieder, ich schloß die Augen für einen Augenblick, dann blickte ich hinunter: ‚Wie, von dort hast du mich heraufgeschleppt?' Bei dem Gedanken an so viel Aufopferung wurde mir warm; ich vergaß völlig, wo ich mich befand und wen ich vor mir hatte; ich streckte dem Nepalesen beide Hände entgegen: ‚Ich danke dir, Freund!'

Samstha tat nicht, als ob er die Hände bemerkte, seine Antwort bestand nur in dem einen Wort: ‚Befehl!'

Jedes Gefühl von Dankbarkeit und Wärme erlosch bei mir in diesem Augenblick. Ich glaube, ich hätte den Mann morden können.

‚Weiter!' rief ich und sprang hoch, doch mit einem leisen Schrei sank ich halb sinnlos vor Schmerz wieder um, der Fuß mußte gebrochen sein.

Ohne ein Wort zu verlieren, barg Samstha den Ballen Konserven hinter einem am Pfade wachsenden Strauch und machte sich dann daran, mich auf die Schultern zu laden. Ich protestierte nicht, denn ich betrachtete jetzt den Führer wie einen aufgezogenen Mechanismus.«

Eagleton machte eine kleine Pause und fuhr dann fort:

»Meine verehrten Gäste, ich habe später noch oft an diesen Mann und sein tragisches

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ende denken müssen. Er war kein guter Mensch in unserm Sinne, aber er hatte eine Kraft der Aufopferung und der Entsagung in sich, die ihm so leicht keiner von uns Zivilisierten nachtut. Es ist mir jetzt auch verständlich, weshalb sich unsre Regierung nicht so recht an dieses kleine Land herangetraut.

Keuchend unter meiner Last strebte der Nepalese der ersten, etwa eine Meile entfernten Hütte zu, die wir nach einer halben Stunde erreichten.

Die Hütte war leer, entweder waren die Bewohner tot oder geflohen.

Mit von der Anstrengung verzerrtem Gesicht ließ mich Samstha in einer Ecke nieder. ‚Es wächst hier nirgend ein Baum, in dessen Schatten ich dich bringen könnte, Sahib. In der Sonne stürbest du sicher; vielleicht verschont dich die Pest. Hier neben dem Hause fließt ein Bach. Mit dieser Stange und jenem Topf kannst du dir selbst Wasser schöpfen, ich gehe jetzt deine Nahrungsmittel holen und will sehen, ob ich im Dorfe noch Träger für dich und deine Sachen auftreiben kann.'

Als er fort war, kam über mich ein Gefühl, wie ich es in frühester Jugend schon einmal hatte. Ich war damals vielleicht acht Jahre alt. Die Eltern hatten Besuch von schottischen Verwandten, die sie am Tage nach deren Ankunft in die Gruft unsrer gemeinsamen Ahnen führten. Ich war mitgelaufen, und ob nun irgend etwas im äußersten Winkel meine Aufmerksamkeit fesselte, kurz, ich merkte es nicht, wie die Erwachsenen den Raum verließen. Als ich aufblickte, sah ich mich allein mit den Toten. Spärliches Tageslicht fiel durch die wenigen mattbeglasten Lichtöffnungen und legte sich wie ein gespenstischer Schleier über den Grausandstein und den Marmor der Sarkophage. Totenstille herrschte hier unten, nur unterbrochen durch das Wühlen der Ratten und durch das monotone Rieseln und den Tropfenfall des Grundwassers von den Wänden.

Ich war ein mutiger kleiner Kerl, aber hier faßte mich das Grauen! Ich fühlte, wie sich mir die Haare sträubten; ich hatte das Bedürfnis zu schreien, und ich konnte es nicht. Unsagbar lange blieb ich so stehen, bis man meine Abwesenheit bemerkte und mich erlöste, es mögen wohl fünf Minuten gewesen sein.

Ganz ähnlich wie damals empfand ich jetzt, auch hier hatte ich das Gefühl, in einem Grabe zu liegen, das Rieseln des Wassers hier wie dort, und in jener Ecke zwei Ratten, Pestratten.

Drei Stunden blieb ich allein, da erschien Samstha wieder in der Öffnung der Hütte. In beiden Händen hielt er den Ballen mit Konserven, den er mir mit einem kräftigen Schwung vor die Füße schleuderte, so daß der Inhalt um mich rollte.

Erstaunt blickte ich auf den Führer, der noch immer im Eingang stand, und nun bemerkte ich sein furchtbar verändertes Aussehen.

‚Samstha!' schrie ich.

Der nickte nur. ‚Mein Amt ist aus, Sahib, ich kann dir nicht weiter dienen. Im Dorfe gibt es nur Leichen, und ich habe die Pest.'

Wieder wollte ich hoch, doch ich sank zurück. Samstha aber, der sich abgewandt hatte, drehte sich in diesem Augenblick einmal um sich selbst, griff mit den Händen in die Luft und stürzte dann wie ein gefällter Baum lautlos zu Boden.

Während dort die gesunden Lebenssäfte jenes kraftvollen Menschen den letzten aussichtslosen Kampf gegen die zersetzenden Gifte der Seuche ausfochten, legte sich das Entsetzen wie mit Geierkrallen um mein Gehirn.

Die Ratten in der Ecke nagten unbekümmert weiter, und der Bach draußen sang die Melodie des Wahnsinns.

Ich fühlte, wie meine Denkkraft mich verließ und wie meine Phantasie uferlos wurde. Rote und stählerne Punkte tanzten vor meinen Augen und hüpften über den zuckenden Körper Samsthas. Zur Tür herein wälzten sich flüchtige Nebel, die sich zu allerhand Gestalten verdichteten: Vögel mit Menschenköpfen, wandelnde Schädel mit glotzenden Augen, Tiere mit grauenhaften, unglaublich verzerrten Leibern machten dem Sterbenden eine höhnische Verbeugung und zogen dann an mir vorbei, allen voran das Gespenst der Pest, wie ich es vor zwei Tagen im Traum gesehen hatte.

In einem klaren Augenblick ergriff ich ein Fläschchen, das eine Mischung von Brom, Chinin und verdünntem Äther enthielt. Hieraus trank ich einen Schluck, worauf die Gestalten verschwanden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch gewonnen hatte ich hierdurch nichts, denn nun überkam mich mit voller Wucht die fürchterliche Trostlosigkeit meiner Lage.

Ich war mir klar darüber, daß ich diese Hütte nicht lebend verlassen würde, denn ich war viel zu schwach, konnte nicht gehen und glaubte auch nicht an das Wunder, daß die Pest mich verschonen würde.

Viel ärmer als der allerelendeste Bettler im Spital lag ich hier, völlig hilflos, und wartete auf das sichere Ende. Und nun wuchs das brennende, quälende Verlangen nach einem Menschen, das mich durch die letzten Tage beherrscht hatte, ins Ungemessene. Nicht auf meine Rettung zielten meine Wünsche mehr, nur nach dem freundlichen Blick eines Menschen.

In diesen schrecklichen Stunden fiel die Maske der Konvention ab, und es war mir mit elementarer Gewißheit klar, daß es keine natürliche Schranke zwischen Mensch und Mensch gibt, sondern nur eine künstlich konstruierte; wie hätte es mir sonst so völlig gleichgültig sein können, welcher Nation, welchen Standes oder Berufs dieser Mensch sein mußte, den ich mir wünschte.

Es kam jetzt eine dumpfe Resignation über mich, und ich sah apathisch zu, wie mein Führer sich in den letzten Zuckungen aufbäumte und dann tot, erlöst zurückfiel.

Eine solche, ich möchte sagen wahnsinnige Gleichgültigkeit nahm von mir Besitz, daß ich, halb unbewußt, von den umherliegenden Konservendosen eine solche mit Pfirsichen ergriff, die ich öffnete. Eben wollte ich mich daran machen, von dem Inhalt zu genießen, da, meine Herrschaften, geschah das größte und wunderbarste Ereignis meines Lebens.«

Wieder schwieg der Earl.

»Durch ein Geräusch im Eingang wurde ich aufmerksam. Dort stand, fast ganz nackt, ein unglaublich magerer nepalesischer Knabe von etwa zehn Jahren, er hatte einen Zeigefinger im Munde und sah mit seinen großen schwarzen Augen über die Leiche Samsthas hinweg in heißem Begehren auf meine Pfirsiche.

Ein Mensch, dies ist ein Mensch! schrie es jauchzend in mir auf, und ich glaube, mir sind vor überströmender Freude die Tränen gekommen. Vorüber war alle Stumpfheit, vergessen Grauen und Todesnot, die Brücken zur lebendigen Welt waren neu errichtet.

Lebhaft winkte ich dem Kinde, das ohne Scheu bei dem längstgewohnten Anblick der Pestleiche über diese hinwegkletterte.

Wenige Augenblicke später saß der Kleine an meiner Seite und verzehrte mit unbeschreiblichem Heißhunger die saftigen Früchte; dabei sah er zu mir auf mit einem Blick, in dem nichts von hündischer Dankbarkeit lag. Der Ausdruck besagt in Worten ausgedrückt etwa folgendes: Hunger tut weh. Du hast mich vom Hungertode gerettet. Nun sind wir Kameraden, du und ich.

Als die Pfirsichdose leer war, öffnete ich eine Büchse Fleischkonserven, über die sich der Knabe mit gleichem Appetit hermachte. Doch versäumte er es nicht, mir das Gefäß ab und zu herzureichen, und wahrhaftig, ich aß.

Schließlich war das Kind satt; noch einmal blickte es mich an und legte dann, wie selbstverständlich, seinen Kopf an meine Brust. Da vermochte ich nicht mehr an mich zu halten, ich riß den Kleinen in meine Arme und überhäufte ihn in überquellender Zärtlichkeit mit meinen Liebkosungen, die er sich willig gefallen ließ.

Ich weiß nicht, meine verehrten Gäste, Sie mögen es vielleicht lächerlich finden, aber seit dem Tode meiner Frau hat mir nie ein menschliches Wesen näher gestanden als dieser halbverhungerte nepalesische Junge, den, wie ich bald erfuhr, die Pest als einzigen Menschen im Dorfe verschont hatte; vielleicht aus bizarrer Laune, vielleicht um ein Schicksalsgesetz zu erfüllen, wer weiß!

Brust an Brust schlummerten wir ein. Ich mußte lange geschlafen haben, denn als ich durch Schmerzen an meinem Fuß erwachte, war es Nacht.

Nur langsam kam mir die Erinnerung wieder, oder war das alles Traum? Denn bei dem Schein des Mondes sah ich weder die Leiche Samsthas noch den Knaben.

Was war das für ein Geräusch? Klang das nicht wie das Arbeiten einer Schaufel? Nun verstummte es, und in der Öffnung der Hütte erschien mein Kleiner, in der einen Hand einen Spaten, in der andern einen Topf frischen Wassers.

Auf meinen fragenden Blick deutete er erst nach der Stelle hin, wo die Leiche gelegen hatte, und dann machte er die Bewegung des Grabens.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mich durchlief ein wohliger Schauer der Geborgenheit, jetzt zuerst wieder seit jenen furchtbaren Stunden kam mir der Gedanke an Rettung.

Der Fuß schmerzte grimmig, ich beugte mich vor, um ihn zu untersuchen, doch schon sprang der Kleine hinzu, trennte mit einem scharfen Messer den Stiefel ab, zog den Strumpf herunter, und dann betrachteten und betasteten wir beide das übermäßig geschwollene Glied. Zu meiner Freude bemerkte ich bald, daß nichts gebrochen oder gerissen war, und schon feuchtete der Knabe einen Lappen an, den er mir als kühlenden Umschlag auf das brennende Gelenk legte.

Ich hatte mich anfangs gewundert, warum das Kind diesen schrecklichen Ort nicht längst verlassen hatte, doch ich fand bald die Erklärung, die sich nach seinen späteren Äußerungen als richtig erwies: er hatte den Versuch gemacht, war aber von den Bewohnern der nicht verseuchten Orte mit der Waffe in der Hand zurückgejagt worden.

Wie sollten wir fortkommen? war nun mein nächster Gedanke; denn gehen würde ich noch so bald nicht können. Da erinnerte ich mich des Königlichen Freipasses. So gut es ging, machte ich dem Knaben klar, worum es sich handelte, und veranlaßte ihn, sich mit dem Briefe, an dem das Königliche Siegel weithin sichtbar war, noch einmal nach dem nächsten pestfreien Orte zu wagen; und sofort machte er sich auf den Weg.

Zufrieden blieb ich zurück; an Stelle meiner vor kurzem noch so düsteren Stimmung war ein freundlicher Optimismus getreten. Ich glaubte fest an ein glückliches Ende dieser Expedition. Es war mir ganz selbstverständlich, daß ich mich nie wieder von meinem Kameraden, meinem kleinen Lebensretter trennen würde, und ich gelobte mir, dem Kinde ein Vater im vollen, unbegrenzten Sinne des Wortes zu sein und seine deutlich erkennbaren hochwertigen moralischen und intellektuellen Eigenschaften nach Kräften auszubauen. Ich war mir selbst in dem Augenblick keineswegs darüber im unklaren, welchen Sturm dieser mein Entschluß in der guten Gesellschaft hervorrufen würde, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, wenn ich trotzdem lächelte.

Ich habe nun nichts mehr hinzuzufügen, denn das Gelingen der Mission ergibt sich aus der Tatsache meiner Gegenwart. Daß ich meinen Entschluß heute zur Tat werden ließ, wissen Sie. Donatus, wie ich den Knaben nannte, hat mit königlicher Genehmigung heute auch den Namen Eagleton erhalten — seien Sie unbesorgt, den Earl-Titel erbt er nicht; ich hielt es — Sie müssen abermals verzeihen — nicht für wichtig genug, den aussichtslosen Versuch zu machen, ihm auch den zu verschaffen.«

Als der Earl schwieg, erhob sich ein Gemurmel unter den Gästen. »Gott, wie romantisch!« meinte Lady Hollowhead zur alten Herzogin Nottingham.

»Sentimental, meine Liebe, sentimental!« erwiderte die.

Lord Rosse, der junge Diplomat, wollte eben eine Rede beginnen, doch Eagleton fiel ihm ins Wort: »Bitte, meine Herrschaften, äußern Sie sich jetzt nicht. Ich beziehe morgen meine Villa in Darjiling, wo sich auch mein Adoptivsohn befindet. Heute, wie gesagt, feiere ich das Fest für mich allein, doch wenn meine verehrten Gäste mich in Darjiling zwanglos besuchen wollen, so würden sie auch Donatus kennen lernen, und ich würde mir erlauben, aus diesem Besuche zu schließen, daß Sie gewillt sind, dem Kleinen dieselben Freundlichkeiten zu erweisen, mit denen Sie mich bisher auszeichneten. Denn, meine Herrschaften, wenn es mir mein Stolz nicht gebietet, habe ich keineswegs die Absicht, mich mit einer Phrase von der Gesellschaft zurückzuziehen.«

»Spleen,« flüsterte Lord Rosse dem Obersten Hastings zu, »ich werde mich hüten, dem Wilden meine Aufwartung zu machen.«

Doch der Oberst wandte dem Diplomaten kurz den Rücken, ging auf Eagleton zu und reichte ihm die Hand. »In dem Jungen steckt Soldatenblut, Eagleton, lassen Sie ihn Offizier werden, und rechnen Sie auf mich.«

Der Earl dankte lächelnd.

Einen Monat später hatten sämtliche Gäste dem kleinen Donat die Hand geschüttelt, nur Rosse noch nicht. »Hm, die anglo-indische Gesellschaft hat einen starken Hang zum Exzentrischen,« meinte er zu sich selbst, dann machte er sich ebenfalls auf den Weg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die freideutsche Jugendbewegung und ihre Psychologie

Von Dr. W. Warstat in Altona-Ottensen

Zum 11. und 12. Oktober 1913 wurde von einer Anzahl von Verbänden der »Freideutsche Jugendtag« nach dem Hanstein und dem Hohen Meißner bei Kassel zusammenberufen. Unter den einberufenden Verbänden befanden sich u. a. die verschiedenen Gruppen des Wandervogels, ferner Schülerorganisationen wie der Bund abstinenter Schüler »Germania«, das Landschulheim am Solling, die freie Schulgemeinde Wickersdorf, ferner Studentenverbände wie der »Deutsche Bund abstinenter Studenten«, die »Akademische Vereinigung«, die »Deutsche akademische Freischar«, der »Serakreis«, die Burschenschaft »Vandalia«, endlich Verbände von Erwachsenen, nämlich der Bund für freie Schulgemeinden, der Dürerbund, der Vortruppbund und der »Volkserzieher« und seine Gemeinde.

Die Aufzählung dieser Verbände gibt sofort ein Bild von den Trägern der »Freideutschen Jugendbewegung«, die seit jener Tagung auf dem Hohen Meißner immer stärker das Interesse der Öffentlichkeit in Anspruch nimmt. Diese Träger der Bewegung sind in erster Reihe Jugendliche, nämlich Schüler und Studenten; dann aber stehen auch Erwachsene der Bewegung nahe. Ebenso gibt uns aber diese Aufzählung auch ein Bild von der sachlichen Vielgestaltigkeit der Ziele in der freideutschen Jugendbewegung: das Wandern, Reform der Erziehung und der Schule, hygienische und Rassenkultur, Reform des gesellschaftlichen Lebens, Reform der Kleidung usw.; das alles sind Gebiete, auf denen die Tätigkeit der freideutschen Verbände liegt. Der Zweck des Freideutschen Jugendtages sollte nur der sein, das Gemeinsame in allen diesen Bestrebungen, soweit sie von der Jugend ausgehen, festzustellen, zu betonen und als Programm der Freideutschen Jugendbewegung festzulegen. In einem gesunden Gefühl für das Richtige hat dabei die Jugend es abgelehnt, sich auf ein inhaltlich und einseitig bestimmtes Programm kultureller oder gar politischer Art festzulegen. An Versuchen, die Jugendbewegung für ein solches Programm einzufangen, haben es die Erwachsenen nicht fehlen lassen. Die Jugend wählte sich vielmehr einen durchaus formalen Wahlspruch, ein formales Ideal. Sie sprach als das, was allen Jugendverbänden gemeinsam sei, aus, daß die Jugend sich selber ernst nehmen und auch ernst genommen werden wolle, daß sie *das Leben der Jugend nicht mehr durch die Erwachsenen allein gestalten lassen wolle*, sondern »die Vermittlung der von den Älteren erworbenen und überlieferten Werte ergänzen durch eine Entwicklung der eignen Kräfte unter eigner Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit«. Für dieses Ziel hat Dr. Gustav Wyneken, der sich als einer der lebhaftesten Freunde und Vorkämpfer der Jugendbewegung unter den Erwachsenen gibt, das Schlagwort »*Jugendkultur*« geprägt. Diese »Jugendkultur« ist also durchaus formaler Art, sie ist eigentlich nichts andres als der *Kulturwille der Jugend*, der Wille und das Streben der Jugend nach Kultur. Ob für diesen Kulturwillen der Name »Jugendkultur« glücklich gewählt ist, das ist sehr zu bezweifeln; denn Kultur ist etwas Abgeschlossenes und inhaltlich Bestimmtes, nicht das Streben nach einem solchen Abgeschlossenen und Bestimmten allein. Aber das Schlagwort von der »Jugendkultur« ist durchgedrungen, namentlich in manchen Gruppen der Jugend selber.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei dem Mangel an inhaltlicher Bestimmtheit in der Jugendkultur sich zunächst die negative Seite dieses Programms am stärksten äußern und ans Tageslicht treten mußte. Die Jugend will »ihr Leben nicht mehr durch die Erwachsenen gestalten lassen«. Sie will sich von den Erwachsenen und ihrer Autorität, mag sie sich nun in Familie, Schule, Kirche oder Staat äußern, emanzipieren. Das heißt nun allerdings letzten Grundes durchaus nicht, sie wolle diese Autorität gänzlich beseitigen, sondern es heißt nur, man wolle sich selbst mit dieser Autorität auseinandersetzen und sie sich so schließlich auf Grund eigner geistiger Arbeit neu erkämpfen. Man will nur die Autorität der Erwachsenen in Familie, Schule, Kirche und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staat nicht unbesehen, auf Grund eines Machtgebotes hinnehmen, die Jugend will sich »ihr Leben selbst gestalten«, d. h. auch ihr Verhältnis zu jener Autorität selbst gestalten und selbst erkämpfen.

Leider ist nun aber die negative Seite in der Kritik der anerkannten Autorität von Familie, Schule, Kirche, Staat am meisten in die Öffentlichkeit getreten, weil sich ihrer eine besonders radikale Gruppe in der freideutschen Jugendbewegung bemächtigt hat, die unter Führung von Dr. Gustav Wyneken stehende Gruppe des »Anfang«.

Der »Anfang« ist die »Zeitschrift der Jugend«, die seit Mai 1913 erscheint und eine »Tribüne der Jugend« bilden will. Sie will »für die Emanzipation der Jugend Sturm laufen«, aber auch »ein friedliches Dokument von dem unersetzlichen Eigenwert und der Schönheit der Jugend werden«. Als verantwortlicher Herausgeber zeichnet Dr. Gustav Wyneken, der Begründer der Freien Schulgemeinde Wickersdorf in Thüringen. Auf ihm ruht daher die Verantwortung dafür, daß durch die radikale und zum Teil gehässige Kritik, die im »Anfang« an der Familie und namentlich an der Schule geübt worden ist, die gesamte freideutsche Jugendbewegung geschädigt und in Mißkredit gebracht worden ist. Es kann nach meiner Ansicht überhaupt zu nichts Gutem führen, wenn jene Auseinandersetzung mit der Autorität, die in dieser oder jener Art keinem Menschen je erspart geblieben ist oder je erspart bleiben wird, wenn dieser innere und höchst persönliche Kampf in die Öffentlichkeit getragen wird, wenn er zum Gegenstand öffentlicher Erörterung gemacht wird. Daß dieser Kampf dann oft maßlose Formen annehmen muß, das wird niemand wundernehmen, der die Psychologie des Jugendlichen im Entwicklungsalter mit ihrer inneren Unausgeglichenheit, mit ihrem Hang zum Äußersten kennt. Man lese im »Anfang« (Heft 9, S. 274) das Sonett »Vaterhaus« von Ernst Angel (Wien):

»Wie gern läßt Haß sich mit Respekt maskieren!
Der Sitte Mantel deckt Verwirrung schonend —
Und ihr — in tausend Tränen — drinnen wohnend
Mit euren Vätern, geldgeborenen Tieren.

Die peitschen euch, gewandt auf allen vieren,
Durch Marterschule und durch Weltenbangen:
Zu Huren flüchtet euer Glückverlangen,
Indes die Schwestern schon in Ehen frieren.

Hat keiner, also grauenvoll verkettet,
Sich kraftgespannt und lebend losgerungen,
Hat keiner sich den blanken Schild gerettet,

Den Tatenschild. Sterbt ihr so schnell, ihr Jungen?
Hat jener erste Vater schlecht gewettet,
Als er die Welt dem Chaos abgezwungen?«

Proben für die Kritik an der Schule anzuführen, würde hier zu weit führen. Jedes Heft des »Anfangs« gibt eine Fülle von Beispielen. Der Grundgedanke dieser Kritik ist der, daß unsre Schule jede Daseinsberechtigung im 20. Jahrhundert verloren habe, daß die »Jugend sich die Schule erobern müsse«, daß sie selber die Schulreform in die Hand nehmen müsse. Im übrigen enthält jedes Heft des »Anfangs« den »Klassenspiegel«, in welchem Entgleisungen der Lehrer im Simplizissimusstil, d. h. mit gehässiger Witzigkeit oder bloß mit Haß und Verachtung erzählt werden. —

Es ist kein Wunder, daß gegenüber einer solchen radikalen und — unvorsichtigen Kritik in dieser Gruppe der »Freideutschen Jugendbewegung« alsbald die Autorität, die man in dieser maßlosen Weise kritisierte, mit einem Gegendruck antwortete. Leider richtet sich nun aber dieser Gegendruck nicht gegen jene radikale Gruppe allein, sondern gegen die gesamte Bewegung.*

Am 27. Januar 1914 wurde der »Anfang« an den bayrischen höheren Schulen verboten, am 28. Januar auch der »Zupfgeigenhansl«, das Liederbuch des »Wandervogels«, und man ging an vielen Orten so weit, die Beteiligung am »Wandervogel« selbst den Schülern zu verbieten. Es erscheint am 29. Januar in München die anonyme Broschüre »Jugendkultur. Dokumente zur Beurteilung der ‚modernsten' Form ‚freier' Jugenderziehung«, und im bayrischen Landtag findet eine Debatte über die freideutsche Jugendbewegung und ihre Ziele statt. Bei dieser Debatte wird die freideutsche Jugendbewegung von der Seite des Zentrums sehr scharf angegriffen und sogar von den Liberalen als nicht auf dem Boden des Liberalismus entstanden abgelehnt. Es setzt eine sehr ausgiebige Erörterung der ganzen Frage in der Öffentlichkeit ein, bis am 9. Februar von der freideutschen Jugend

* Vgl. »Anfang« Heft 11, S. 328 ff., »Der Kampf in Bayern«. Dieser Bericht ist hier als Quelle benutzt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in München eine Protestversammlung abgehalten wird.

Nachdem Professor Alfred Weber (Heidelberg) in dieser Versammlung den positiven Sinn der freideutschen Bewegung und der »Jugendkultur« dargestellt hatte, erklärten der Hauptausschuß der »Freideutschen Jugend«, ferner die akademischen »Freischaren« Münchens, der »Jungwandervogel«, der »Vortrupp« und der »Bund deutscher Wanderer«, daß die Tendenzen zum Kampf gegen Schule, Elternhaus usw., die den »Anfang« belebten, ihnen selbst fremd wären. Hier wurde also ausdrücklich eine Linie gezogen zwischen dem »Anfang« und Dr. Wyneken einerseits und der Gesamtheit der »Freideutschen Bewegung« anderseits. Es ist also auf dieser Versammlung eindeutig festgestellt worden, daß die Gruppe Wynekens und des »Anfangs« nur eine Richtung, und zwar eine stark radikale Richtung der Jugendbewegung darstellt, nach der man nie und nimmer die gesamte Bewegung be- und verurteilen darf. Man muß vielmehr immer den positiven Wert der ganzen Bewegung im Auge behalten, man muß die inneren Triebkräfte zu erkennen suchen, die in dieser Bewegung wirken, um zu einem zutreffenden Urteil über sie zu gelangen.

Wenn wir die Entstehung der neuen Jugendbewegung mit raschem Blick überschauen, so erhalten wir damit auch zugleich einen tiefen Einblick in ihre Psychologie. Es zeigt sich, daß die freideutsche Jugendbewegung eigentlich nichts weiter ist als die Widerspiegelung einer allgemein geistigen Wandlung, die sich augenblicklich in unserm Leben, in unsrer Kultur vollzieht, in der Seele der Jugendlichen, in der Seele der Jugend.

Unsre Weltanschauung war in der Kulturperiode, die wir uns eben zu verlassen anschicken, von zwei geistigen Strömungen hauptsächlich beherrscht, von denen die eine theoretischer, die andre praktischer Natur war. Die eine ging darauf aus, rein auf Grund naturwissenschaftlicher Methode, naturwissenschaftlichen Denkens uns ein neues Weltbild, eine neue Weltanschauung zu schaffen, die andre Strömung ist die soziale und versucht, das Leben praktisch möglichst so zu gestalten, wie es einem gemeinschaftlichen Interesse einzelner wirtschaftlicher Gruppen oder einer wirtschaftlichen Gesamtheit entspricht. Die naturwissenschaftliche Methode und die naturwissenschaftliche Denkweise hat in den letzten Jahrzehnten unsre gesamte Wissenschaft, ja unser gesamtes Denken beherrscht, der soziale Gedanke hat in dieser oder jener Modifikation unser wirtschaftliches Leben beherrscht.

Beide Strömungen ruhen nun aber durchaus auf intellektuellen, rein verstandesgemäßen Grundlagen. Für Gefühlswerte ist in ihnen wenig oder gar kein Raum, die Gefühlsseite des menschlichen Erlebens, das »romantische Bedürfnis« des Menschen findet in der Weltanschauung, in welcher sich jene naturwissenschaftlich-theoretische und diese praktisch-soziale Gedankenrichtung die Hand reichen, nämlich im Monismus, so gut wie gar keine Nahrung. Dem Gebiete, auf welchem sich das Gefühlsbedürfnis des Menschen sein eigenstes Reich geschaffen hat, wo es sich an der Hand fester Symbole auslebt und ständig neu belebt, nämlich dem Gebiete der Religion, stehen beide Gedankenrichtungen völlig fremd gegenüber: die naturwissenschaftliche Weltanschauung richtet sich feindlich gegen Religion und Kirche, der Sozialismus steht der Religion gleichgültig gegenüber und befehdet die Kirche als Stütze des Staates, den er bekämpft.

Unter dem Einfluß dieser beiden Gedankenrichtungen ist unsre Kultur eine durchaus intellektuelle geworden, die Gefühlswerte oder Ideale, namentlich die Gefühlswerte der Religion sind ihr immer mehr verlorengegangen. Unter dieser Intellektualisierung unsrer Kultur hat aber niemand mehr zu leiden gehabt als die Jugend, und die Jugend hat darunter wieder nirgendwo mehr zu leiden gehabt als in der Schule.

Denn auch die Schule hat den intellektuellen Charakter unsrer Kultur getreulich widergespiegelt, und das war ihre Aufgabe und ihr gutes Recht. Jede Zeit schafft sich die Schule, die sie braucht, und jede Zeit hat daher die Schule, die sie verdient. Auch in unsrer Schule sind die Gefühlswerte und Ideale, die den Mittelpunkt der historisch-klassischen Bildung unsrer Gymnasien bildeten, allmählich zurück- und beiseitegedrängt worden durch die vorschreitende naturwissenschaftliche Bildung, auf welche unsre Realanstalten eingestellt sind. Die ethischen Fächer, namentlich die Religion, haben gerade in der Schule einen außerordentlich schweren Kampf auszufechten gegen die stark aggressive em-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pirisch-naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der realen Fächer. So wird aus der Religion immer mehr eine bloße kirchliche Glaubenslehre, oder für den Schüler bildet sich ein klaffender Spalt zwischen der intuitiven, an das unmittelbare Gefühl appellierenden Methode der Religion einerseits und der nur auf Erfahrung und Denken fußenden Methode der Naturwissenschaften anderseits, die keine »Geheimnisse«, d. h. nur gefühlsmäßig, intuitiv erfaßbare Tatsachen gelten lassen will. Der Jugendliche ist aber nur zu sehr geneigt, sich auf die Seite des Faßbaren, des Beweisbaren zu stellen.

Die Intellektualisierung der Schule hat also auch eine Intellektualisierung des jugendlichen Geisteslebens zur Folge. Nun steht aber die Jugend unsrer höheren Schulen gerade zu einer Zeit unter dem Einfluß der Schule, in dem das Gefühlsbedürfnis, das romantische Bedürfnis in ihr mit großer Gewalt erwacht und nach Betätigung schreit. Es ist die Zeit der Pubertät, das Entwicklungsalter. Mit der Pubertät setzt die romantische Epoche jugendlichen Geisteslebens mit besonderer Kraft ein. Die intellektualisierte Schule konnte aber der Jugend eine Befriedigung ihres romantischen Bedürfnisses nicht bieten. Daher hat die Jugend außerhalb der Schule und neben der Schule Befriedigung dafür gesucht.

Aus dem romantischen Bedürfnis der Jugend, aus ihrem Bedürfnis nach Gefühlswerten entstand der »Wandervogel«. Der »Wandervogel« in seiner ursprünglichsten Form ist eine Flucht aus der intellektuellen Atmosphäre der Schule in die Romantik, und diese Romantik ist noch heute die Grundlage des Wandervogelideals, ist noch heute die werbende Kraft, die der Wanderbewegung auch außerhalb des Wandervogels immer neue Anhänger wirbt. Im Urwandervogel, der sich um den »Oberbacchanten« Carl Fischer in Steglitz sammelte, schuf sich die Jugend zunächst in bewußter Abkehr von den Formen der Gesellschaft in Familie und Schule eine Romantik des Unkultivierten. Man versuchte die Bacchantenromantik, die Romantik der fahrenden Schüler und Handwerksburschen, der Kunden und Landstreicher wieder zu beleben und neu zu gestalten. Ihre Lieder suchte man auf und sang sie, ihre Sprache verwandte man im Umgang miteinander, ihnen glich man sich auch im äußeren Aufzug möglichst an. Die äußeren Formen dieser Romantik waren ungeschliffen und rüde.

Aber gegen die Kunden- und Verbrecherromantik machte sich bald eine Reaktion geltend, die namentlich in der Provinz Boden faßte. In Neugründungen, dem »Wandervogel E. V.« und dem »Wandervogel. Deutscher Bund für Jugendwandern«, schlägt man formal und inhaltlich neue Pfade ein. Man verwirft die rüden Formen des Urwandervogels und ersetzt sie durch gesittetere Formen. Es bildet sich allmählich die Form des Wanderns heraus, die heute für weite Kreise vorbildlich geworden ist und den Wanderer zu Bedürfnislosigkeit, Selbständigkeit und praktischem Sinn erziehen will. Inhaltlich setzt man an die Stelle der Kunden- und Verbrecherromantik die »Naturmenschen-Romantik«. Inniges Zusammenleben mit der Natur, fern von der Verbildung der Großstadtkultur, das ist der romantische Reiz, der die Jugend lockt, und Lebensgestaltung den Gesetzen der Natur gemäß, natürliche Lebensgestaltung, das ist die nächste Folgerung, die man bald aus jener romantischen Voraussetzung zog. So gründet sich der Wandervogel Land- und Waldheime, wo die Jugend wenigstens tagelang ein möglichst natürliches Leben zu führen sucht, so stellt man für dieses Leben gewisse hygienische Forderungen auf, verwirft den Alkohol- und Nikotin-, teilweise sogar den Fleischgenuß, stellt rassenhygienische Forderungen auf, bemüht sich um eine naturgemäße Kleidung und, seit der Beteiligung der Mädchen am Wandervogel, auch um eine Reform der Geselligkeit. Man pflegt die Volkskunst, das Volkslied und das volkstümliche Kunstgewerbe.

So gruppiert sich um den Wandervogel und um die Romantik des Wanderns überhaupt eine ganze Reihe von kulturreformerischen Ideen, die zum Teil über den Wandervogel hinausweisen und ihn als Mitkämpfer und Geistesverwandten neben gewisse Kulturvereinigungen Erwachsener stellen. Seine Abstinenz- und rassenhygienischen Ideen schaffen Beziehungen zum »Vortrupp«, seine Bemühungen um naturechte Ausdruckskultur zum »Dürerbund« und zum »Volkserzieher«. Und seine Wander- und Kulturromantik bringt über den eigentlichen »Wandervogel« hinaus. Es bilden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich Vereine abstinenter Schüler (vgl. die »Germania«), es bilden sich die »Bibelkreise« an den Schulen, die neben dem Wandern die religiösen Werte pflegen, und es bilden sich alle die andern Jugendwandervereine, von denen der »Bund deutscher Wanderer« der wichtigste ist.

So entspringt aus dem »Wandervogel«, seinem Geiste und seinem Ideenkreise das, was man heute die »Freideutsche Jugendbewegung« nennt, eine Bewegung, deren Grundzug ein romantischer ist, deren Romantik aber sich ganz allmählich aus einer bloßen Gefühls- und Naturschwärmerei zu einer Kulturromantik, zu einer Romantik der Tat gewandelt hat.

Ihre volle Kraft erhält diese Bewegung aber erst dann, wenn die Jugend, die im »Wandervogel« und den ihm verwandten Bünden herangewachsen ist, die Schule verläßt und ins Leben hinaustritt, namentlich wenn sie die Universität bezieht. Die Wandervögel, die gleich ins praktische Leben treten, führen jenen schon erwähnten Kulturbünden, dem »Vortrupp« usw. neues, frisches Blut zu. Die »Wandervögel«, die Studenten werden, wirken als ein neuer Sauerteig im akademischen Leben. Sie betätigen sich zuerst im Rahmen der »Freien Studentenschaft«, finden aber auf die Dauer bei ihr und an ihren aufs rein Studentische gerichteten Zielen kein Genügen. Es zieht sie zu allgemeiner Kulturarbeit, sie suchen sich allgemein kulturelle Probleme, wie die Reform des geselligen Lebens, ausgehend von der Reform der studentischen Geselligkeit. Dies ist das Programm der Burschenschaft »Vandalia« (Jena) und des »Serakreises«. Der »Deutsche Bund abstinenter Studenten« wird gegründet, die »Akademischen Freischaren« und die »Akademische Vereinigung« bieten Raum zu allgemeiner Bildungsarbeit. Diese akademische Jugend beginnt sich auch zuerst mit pädagogischen Fragen, vor allem mit der Schulreform zu beschäftigen, mit der Frage nach dem Verhältnis zwischen Jugend und Schule und dann zwischen Jugend und Familie.

Damit sind wir an dem Punkte angelangt, wo die Kluft zwischen der neue Wege suchenden Jugend und der Schule und Familie offenbar werden mußte. Denn eine solche Kluft hatte, wenn auch verborgen, tatsächlich immer bestanden.

Die gesamte Entwicklung des »Wandervogels« hatte sich neben der Schule und Familie, zum Teil sogar im versteckten Gegensatz zu Schule und Familie, vollzogen. Nach dem, was wir von dem romantischen Bedürfnis der Jugend und von dem Intellektualismus unsrer Kultur gesagt haben, wird das verständlich erscheinen. Nachdem es nun der Jugend im »Wandervogel« abseits von der Kultur der Erwachsenen tatsächlich gelungen war, eigne Werte zu schaffen, hatte sie das Glücksgefühl selbständigen Schaffens und den Stolz auf eigne Kraft kennengelernt. Als sich dann der Ideenkreis der Jugend erweiterte, als man allgemein kulturellen Zielen zuzustreben begann, da kam man von selbst zu dem Wunsche, den Kulturformen der Erwachsenen gegenüber, der Schule, der Familie, dem Staat, der Kirche gegenüber eine eigne Stellung einzunehmen, diese Formen nicht unbesehens auf Grund eines Autoritätsverhältnisses von den Erwachsenen zu übernehmen, sondern sich sein Verhältnis zu diesen Autoritäten und damit sie selbst neu zu schaffen und womöglich besser zu schaffen als bisher. Wir dürfen nicht vergessen, daß vielerlei an unserm kulturellen Leben wirklich reformbedürftig ist. Unsre Schule krankt mit unsrer gesamten Kultur an einem übermäßigen Intellektualismus, der dem jugendlichen Geiste viel von seiner Bewegungsfreiheit nimmt; unsre Familie krankt unter der übermäßigen Inanspruchnahme der Eltern durch den wirtschaftlichen Kampf oder unter der Entartung unsers gesellschaftlichen Lebens; in unserm staatlichen Leben wird allzu oft der politisch-vaterländische Gesichtspunkt vernachlässigt zugunsten partei- und wirtschaftspolitischer Gesichtspunkte, und unser religiöses Leben leidet unter vielfach allzu starr festgehaltenen und betonten kirchlichen Formen.

Die Jugend fühlt diese Mangelhaftigkeit stärker als der Erwachsene; daher sträubt sie sich, wo man ihr diese Kulturformen, diese Autoritäten als etwas Fertiges und unbedingt Anzuerkennendes aufdrängen will. Sie behält sich vielmehr vor, selbst an diesen Kulturformen mitzuarbeiten, sie und ihre Autorität neu zu erarbeiten. Das ist der Kulturwille der Jugend, die »Jugendkultur«.

Wenn nun bei Beginn dieser Arbeit ein gewisser Radikalismus wenigstens an einzelnen Stellen in der freideutschen Jugend

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziehen wir unsre Vernunft zu Rate, so erkennen wir leicht, daß ein solches Beginnen wohl keinen besonderen Nutzen hat, aber doch auch nichts Törichtes oder gar Wahnsinniges in sich birgt. Unternimmt denn der Mensch nicht mancherlei, dessen Nutzen gering oder gar nichtig ist, ja unternimmt der Mensch nicht selbst mancherlei, was ihm zum Schaden ausschlägt, ohne daß er deswegen von Wohldenkenden gleich für absinnig gehalten werden müßte? Sagt doch selbst, geschieht es etwa nicht oft genug, daß einer, der von Natur aus nüchtern ist, einmal mehr Wein trinkt, als er vertragen kann, ohne daß er einen besonderen Grund hierfür anzugeben wüßte? Er tut es, weil ihn sein Herz dazu treibt. Täte er Tag für Tag das gleiche, so würden wir ihn mit Recht einen Säufer schelten und gering achten. Tut er es aber nur einmal oder zweimal in seinem Leben, so dünkt uns nicht, daß wir ihn einen Narren heißen müßten. So weiß auch ich, die Wahrheit zu gestehen, wie jener Trinker, nicht genau den Beweggrund anzugeben, der mich schon seit vielen Jahren auf diesen öden Berg lockt, welcher noch dazu in wenig einladender Weise der Berg der Stürme genannt wird. Wohl steht das Beispiel des großen Königs vor meinem Auge und die Hoffnung, einen weiten freien Blick tun zu können, vielleicht bis nach Marsiglia oder ans Meer. Ja, der Gedanke, ich könnte von jenem Gipfel aus, der doch weit vom Meer entfernt ist, ein Schiff erspähen, das mit geschwellten Segeln zur Heimat zieht, treibt mich in ganz besonderem Maße an.«

Solche und ähnliche Gespräche hatte Francesco öfter mit dem greisen Stefano Colonna, der ihm wohl gewogen war, und auch mit andern Freunden geführt; am gestrigen Tag war er endlich aufgebrochen, um diesen Plan ins Werk zu setzen. Er hatte von der friedlichen, felsenumschlossenen Vaucluse Abschied genommen, sein Diener Antonio hatte ihm Mundvorrat für ein paar Tage in den Ranzen gepackt, und so schritt er jetzt hocherhobenen Hauptes dem Berg entgegen, der von Stunde zu Stunde schöner und reiner im Vormittagslichte stand. Der Wanderer hatte lange erwogen, ob er diesen Weg allein machen, oder ob er vielleicht einen Freund mit sich nehmen sollte; aber keiner sagte ihm ganz zu: der eine war zu träge und zu wenig ausdauernd, der andre wieder zu leichtherzig und unvorsichtig. An einem mißfiel ihm die Schweigsamkeit, die ihn stundenlang ganz in sich verharren ließ, ohne des Gefährten zu denken; am andern die Schwatzsucht, die den Freund hindert, einen Gedanken zu fassen. Piero dei Palmieri, den er vielleicht am meisten liebte, sah nichts von der Welt, die um ihn her war, so daß er wohl kaum geneigt gewesen wäre, solche Mühsal auf sich zu nehmen; und gegen Jacopo da Montesecco, dem alle Gaben des Leibes und des Geistes zu eigen waren, die für solch ein Unternehmen nötig sind, fühlte Francesco ein gewisses Mißtrauen; denn im Grunde seines Herzens gönnte er keinem andern die Tat als sich selber. Wohl führe ich gern kluge und vertrauliche Gespräche mit Freunden, dachte er im Weiterwandern. Sagt doch schon Cicero, daß es nichts Süßeres gibt als dies; wenn aber die Gespräche nicht von der Art sind, daß sie das Herz erfreuen, so ist es besser, sich ihrer zu enthalten.

Unter solchen Gedanken trat Petrarca in das Dorf Malaucena ein, das knapp am Fuß des geliebten Berges gelegen war. Er setzte sich in die Schenke, und als der Wirt zu ihm trat und nach seinen Absichten in Malaucena fragte, da erzählte Francesco ohne alles Verhehlen, was ihn von seiner Vaucluse hierhergetrieben hatte. Der Wirt war erstaunt und meinte endlich, dies sei ein seltsamer Einfall, und man glaube allgemein, daß der Mont Ventoux ganz unzugänglich und sein Gipfel keinem menschlichen Fuß erreichbar wäre. Vor nicht allzulange seien auch ein paar Ziegen in seinen Felsen verunglückt. Francesco aber ließ sich nicht einschüchtern, trank seinen Wein und schritt guten Muts aus dem Dorf. Er hatte keine Vorstellung, wieviel Zeit zur Besteigung nötig sein werde, und mußte auch damit rechnen, daß er sich vielleicht verirren könnte. Es wäre wohl klüger gewesen, erst am nächsten Morgen aufzubrechen, aber die Ungeduld ließ ihn nicht länger ruhen. Wenn ihn die Nacht überfiel, so wollte er sich unter einen Felsen legen und bis zum Sonnenaufgang schlafen. Müdigkeit kannte er nicht, war er doch oft viele Tage gegangen, wenn kein Gefährt zur Stelle gewesen war.

Vor den entzückten Augen des Jünglings stand jetzt ganz nahe der Berg, den er so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viele Jahre nur aus der Ferne, von der Burg in Avignon und von den heimatlichen Hügeln aus gesehen hatte; das Herz wurde ihm weit und groß. Ihm war, als müßte sich sein Schicksal für alle Zeit mit diesem starken Sohn der Erde verbinden, der da stand, fremd und abweisend, und der nicht einmal wußte, daß es da unten Menschen gab. Francesco umfing in Zärtlichkeit die breite Pyramide und ihren Gipfel. Der verwegenste Traum des Herzens war ihm schon gewährt worden: in Rom, über den ewigen Trümmern des Kapitols, hatte er den Dichterlorbeer empfangen; und nun sollte auch dies Andre, Geheimnisvollere, das nicht von Menschen abhing, sondern allein von der eignen Kraft, seine Erfüllung finden.

Francesco schritt aus und kam in Schluchten und auf steile Pfade, die nicht für Menschen bestimmt waren. Mehr als einmal blieb ihm der Mantel hängen und wurde von Dornen zerrissen. Auf seinen Stab gestützt, klomm er rüstig höher und sah, wie Malaucena tief unten lag. Der Berg selbst war seinen Augen entschwunden, nur noch Felsblöcke lagen umher, aber ihm war, als könnte er den geraden Weg nicht verfehlen. Ziegen flohen meckernd, und Francesco kam einem alten Hirten nahe, der im Grase lag und auf den Fremden stierte.

»Was suchst du hier?« rief er mit rauhen Tönen, die dem verwöhnten Ohr Francescos wenig lieblich klangen.

»Ich will den Berg besteigen,« gab der zur Antwort und wischte sich die Stirn.

»Den Mont Ventoux?« Der Alte setzte sich auf und verzog sein Gesicht zu einem stumpfen Grinsen. »Das ist unmöglich! Den hat noch kein Mensch erstiegen! Eher fährst du zum Mond! Böse Geister hausen dort oben und brechen dir den Hals!«

Francesco lächelte; er gedachte wieder König Philipps, aber er verschwieg seinen Gedanken und meinte nur: »Warum sollte es nicht möglich sein?«

»Vor vielen Jahren bin ich einmal einer Geiß nachgegangen, die sich verirrt hatte. Und im Eifer achtete ich nicht der Wege und kam so hoch, daß ich die Rhone sehen konnte, aber nur wie einen dünnen Zwirnsfaden, und eine Stadt lag in der Ferne, die ich nicht kannte. Da warf ein Teufel die Geiß vom Felsen herab, gerade vor meine Füße, und lachte dazu. Hätte ich nicht sogleich das Zeichen des Kreuzes gemacht und zur Jungfrau um Rettung gebetet, so wäre mir der Kopf umgedreht worden. Ich sage dir, daß dort oben ein ganzes Nest von Teufeln ist!«

Doch Francesco fühlte, wie er durch diese Warnungen noch eifriger in seinem Begehren wurde, und sagte kühn: »Ich will es trotzdem versuchen!«

Da riet ihm der Hirt, sich immer nach der rechten Hand zu halten, und ging selbst ein Stück vor ihm her. »Wenn du nicht zurückkommst,« sagte er beim Abschied, »so will ich ein Gebet für dich sprechen!«

Francesco aber dachte: Wie unwissend ist doch das Volk! Hat es wohl jemals von der Weisheit des Plato oder des Aristoteles vernommen, der Römer wie Cicero, Varro und Seneca ganz zu schweigen? So lebt es dahin, abergläubisch und den Kopf voller Wahngebilde, nicht viel anders als das Vieh, und muß für immer unbekannt bleiben mit der Weisheit der Denker und der edlen Sprache der Rhetoren!

Von solchen Gedanken begleitet, stieg er höher und erwog im Gehen: Ist denn aber das unwissende Volk nicht noch immer besser daran als diejenigen, welchen alle Wissenschaft nur ein schimmernder Mantel ihrer Torheit ist, die stolz tun und sich aufblähen und von mancherlei Weisheit fabeln, die sie doch nicht besitzen? Oft sind ihre Kenntnisse verworren und zusammenhanglos und, wie Cicero einmal sagt, von so arger Seichtheit und Nichtigkeit, daß es besser wäre, sie wüßten gar nichts! Oh, wer doch die ganze Weisheit eines Plato hätte! Und ein andres Mal sagt Cicero von ebensolchen, sie gebärdeten sich, als wären sie gerade vom Olymp gekommen und hätten mit im Rate der Götter gesessen.

Der Weg war lang und beschwerlich; aber immer mehr wuchs, von edlen Gedanken gespornt, die Lust des Bergsteigers, und immer erhabener schien ihm sein Unternehmen. Je höher er kam, desto leichter und freier war die Luft, was doch ohne Zweifel eine Täuschung sein mußte; kühlend sauste ihm der Wind um Stirn und Wangen.

Schon senkte sich die Sonne zu den leuchtenden Nebeln, die fern draußen über der weiten grünen Ebene standen, und noch immer sah der Kletterer Felsen über sich, die er manchmal nur mit der größten Mühe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewältigen konnte. Er war seit dem Morgen unterwegs und empfand immer schmerzhafter die Müdigkeit, die sich auch durch Ausruhen und einen Imbiß nicht bannen lassen wollte. Er verlor manche Viertelstunde mit falschen Wegen und mußte einigemal wieder auf seinen Schritten niedersteigen, um eine gangbarere Stelle zu finden. Auf den Felsen standen Blumen, die Francesco niemals gesehen hatte, sie leuchteten stärker und dufteten süßer als alle Blumen, die er kannte. Und mehrmals erschloß sich ein so weiter Blick ins Tal, daß er seine ganze Kraft einsetzte, um den Gipfel zu erklimmen. Er bedachte, daß die Natur ihr Gesetz nicht verändert, daß keinerlei körperliche Substanz die Höhe erreichen kann ohne Arbeit.

Vielleicht wäre Francesco umgekehrt, um wenigstens bei Nacht unter einem Dache zu liegen; aber noch stärker als die Sehnsucht nach dem Gipfel war die Furcht, verspottet und als ein schwärmender Geist belächelt zu werden.

Ist dieser mühevolle Aufstieg nicht ein Gleichnis des Lebens? dachte er bei sich. Wie ich hier Schritt vor Schritt setzen muß, um weiterzukommen und endlich die Seligkeit des Gipfels zu genießen, so ist es auch im Leben des Menschen: hier sichtbar und fühlbar in den Bewegungen meines Leibes, dort aber unsichtbar und doch nicht weniger mächtig, ja mächtiger im Aufstieg der Seele. Hofft denn nicht auch die Seele, endlich zur Glückseligkeit zu gelangen, einen Gipfel erklimmend freilich, der höher und leuchtender ist als der, den ich jetzt vor mir habe? Und dem Bergsteiger war, als hätte heut sein Leben einen Ausdruck für immer empfangen, mit dieser Mühsal, die zum Gipfel führt. »Möge ich doch so gänzlich den Lebensweg vollenden,« rief er laut aus, »wie ich bald diesen irdischen Gipfel zu erreichen hoffe!«

Die Sonne war versunken, und Francesco mußte im Schatten der Felsen weitersteigen — konnten diese Schatten nicht Schatten des Todes sein? ...

Unter ihm waren Wolken zusammengeballt worden, eine seltsame Aufregung bemächtigte sich seiner. Wäre ihm nicht zur rechten Zeit eingefallen, daß auch der Gipfel des Olymps nicht selten über Gewölk steht und den Augen der Sterblichen entzogen ist, so daß man von oben schauend die Wolken zweifellos unter sich sehen muß — dieser neue, unbekannte Schauder hätte ihn gelähmt.

Er sah auf: nichts mehr hemmte — der Gipfel war erklommen! Aber in seinem Herzen geschah eine seltsame Wandlung: hatte er geglaubt, nun einen freien Blick in die Ferne tun zu können, so faßte ihn jähe Angst; er sank nieder, und einen Augenblick lang glaubte er einzuschlafen. Als er wieder die Augen auftat, war alles anders geworden: der Sturm pfiff so schrecklich ums Gestein, als wollte er die Pyramide des Gipfels abreißen und zur Tiefe schleudern, die Nacht schien hereingebrochen zu sein, nahe über ihm hing eine dicke schwarze Wolkenmasse.

Er hatte etwas Entsetzliches, Frevelhaftes begangen, das nun bestraft werden sollte! Sein ganzes Tun, ja sein ganzes Leben, das so sehr auf eitle Wissenschaft und heidnische Philosophie bedacht gewesen war, trat grell, wie etwas Verfehltes, Sündhaftes, vor ihn. Was war er? Ein Wurm des Tales, der sich vermessen hatte! ...

Francesco zog die Bekenntnisse des Augustinus, die er über alles liebte, aus der Tasche und schlug auf mit dem Gefühl, daß hier Trost zu finden sein müsse. Seine Augen trafen diese Worte: »Da gehen die Menschen hin, um die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluten des Meeres und die breiten Betten der Ströme und den Umkreis des Ozeans und die Bahnen der Gestirne zu bewundern, während sie ihre eigne Seele nicht der Betrachtung werthalten.«

Francesco las nicht weiter; seine Haut bedeckte sich mit kaltem Schweiß, und im ersten Blitz, der krachend über die Welt sprang, glaubte er alle Schrecken der Apokalypse lebendig werden zu sehen. Betäubt fiel er auf den Rücken ...

Er fand seine Sinne wieder und lag regungslos da, den Tod erwartend und das Jüngste Gericht. War Philipp von Mazedonien nicht ein Heide gewesen — und er hatte es gewagt, ihm nachzutun! Wie glühende Schwerter fuhren Blitze durch die schwarze Luft und spalteten krachend den Fels; das Getöse der abrollenden Trümmer wurde vom Donner verschlungen. Riesige Vögel schossen lautlos umher und streiften das Gesicht des Liegenden. Eine Schlange huschte ihm übers Knie.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Francesco wagte nicht, die Augen aufzuschlagen; denn feurige Gespenster flogen brüllend um den Berg, und einmal berührten sie ihn — die ersten Schläge der Hölle zuckten durch seinen Körper. Der Sturm oder große wilde Vögel griffen nach seinem Mantel und rissen ihn fort — mit ihm die Schrift des Aristoteles. Unter wildem Lachen stürzten sich die Dämonen über das heidnische Buch und trugen es zur Hölle.

Die Wolke über ihm barst — Hagel und Regen brachen nieder und machten seine Glieder starr.

Auf einmal wurde es ruhig. Nichts mehr war zu vernehmen als das Rieseln der Bäche übers Gestein und ein leises fernes Donnern. —

Francesco lag noch eine Weile, ohne sich zu regen. Dann setzte er sich auf, sank aber sogleich ins Knie und betete um Gnade für Hochmut und Vermessenheit. Und er schlug die Bibel auf, die — wunderbar! — nicht vom Regen benetzt worden war, und las den fünfundzwanzigsten Psalm: »Nach dir, o Herr, verlangt mich! Mein Gott, ich hoffe auf dich! Laß mich nicht zuschanden werden, daß sich meine Feinde nicht freuen über mich! Denn keiner wird zuschanden, der deiner harrt! Aber zuschanden müssen sie werden, die losen Verächter! Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steigel Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich, denn du bist der Gott, der mir hilft, täglich harre ich deiner! Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend! Sondern gedenke meiner nach deiner Barmherzigkeit, um deiner Güte willen! Um deines Namens willen, Herr, sei gnädig meiner Missetat, die da groß ist!« —

Francesco war ruhiger geworden; er erkannte, daß er auf falschen Wegen gewandelt war und daß ihm der Herr eine Warnung hatte zuteil werden lassen, ihn aber verschont hatte in seiner großen Barmherzigkeit. Eitles Wissen hat mich gehalten, und meiner eignen Seele bin ich fremd geblieben! Mancherlei Dinge habe ich gewußt von Tieren, Vögeln und Fischen! Wieviel Haare der Löwe im Scheitel trägt und wieviel Federn der Falke im Schwanz, und mit wieviel Windungen die Meerschlange die Schiffbrüchigen umschlingt. Ich habe mich gesorgt, daß der Phönix in Aloefeuer verbrannt wird und sich nach wenig Stunden wieder aus seiner Asche erhebt; daß der Greif von dem einäugigen Skythen mit dem Messer angegriffen wird und daß der Haifisch den Seemann auf dem Rücken erwartet und belauert. Doch was hilft es, über die Natur der Tiere, Vögel, Fische und Schlangen Bescheid zu wissen und die Natur des Menschen, seinen Zweck und sein Ziel nicht zu kennen oder gar zu mißachten?

Ist der alte Hirt, der mich vor den Dämonen des Berges gewarnt hat, nicht weiser in all seiner Einfalt als die Philosophen? Wie sollte man denn nicht mit Abscheu an jene Schrift denken, die Cicero über die Natur der Götter verfaßt hat, und worin er von den himmlischen Dingen in scherzhaften Worten spricht. So beweist er ja deutlich, daß ihm das Licht ferngeblieben ist, und manchmal habe ich still geseufzt — genau erinnere ich mich dessen! —, daß dieser große Mann den wahren Gott nicht gekannt hat. Ist er doch wenige Jahre vor der Geburt Christi gestorben, und der Tod hat ihm die Augen geschlossen, ehe sie erblicken konnten das Ende des Irrtums und den Anfang der Wahrheit, die Morgenröte des wahren Lichtes und die Sonne der Gerechtigkeit. Und auch ich bin oft genug, wenn auch nicht immer, verblendet gewesen, von der Wissenschaft befangen, und habe nichts Verächtlicheres gekannt als Frömmigkeit.

Unter solchen Gedanken war das Herz des Einsamen zur Ruhe gekommen. Er legte sich fröstelnd unter einen Felsen und schlief in Erschöpfung ein, nicht ohne vorher noch jenes allerverblendetsten unter den Philosophen, des Pythagoras, gedacht zu haben, der den Wahn hegte, schon früher einmal auf der Welt gewesen zu sein, und überhaupt meinte, daß die Seele von einem Leib in einen andern übergehe, ja selbst vom Menschen in manche Tiere.

Noch im Einschlafen zogen vor seinem Geiste Bilder hin und her: er sah den römischen Tempel in Nimes, und es schien ihm, als sei es das Haus des Pythagoras, das nach seinem Tode in einen Tempel umgewandelt worden war, während er selbst göttliche Ehren bei den Metapontiern genoß.

Francesco schlief bis an den Morgen.

Kurz vor Sonnenaufgang erschien ihm dieser Traum: Decke nach Decke wurde auf sein Lager geworfen, aber ihm wollte nicht wärmer werden, und alle Decken schienen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur graue wesenlose Schleier zu sein. Er lag frierend in seinem Bettchen neben der Mutter und fürchtete sich. Er winselte, zuerst leise und dann immer stärker, und flehte die Mutter an, sie möge das hölzerne Fenster öffnen, damit ein wenig Licht ins Zimmer käme. Aber schwer lasteten jetzt die grauen Decken auf ihm, und kein Laut drang bis zur Mutter, deren Atemzüge er doch deutlich vernahm. Er wand sich voll Angst, ihm war, als müßte er ersticken in Finsternis und Beklemmung.

Da tat er einen Ruck — die Decken fielen herab und versanken in die Erde. Das Kind tastete sich die Wand entlang, es stieß das Fenster auf — überhell brach das Licht des Morgens ins Zimmer. Und das Kind jubelte und öffnete seine Arme der Sonne...

Francesco stand auf den Füßen — um ihn war Licht und heller Himmel. Und er schaute in ein ungeheures, blendend erhelltes Land: über weiß vereisten Bergen stand die Sonne in der Glorie ihres Morgenlichts — die Alpen waren es, die da unerwartet ragten, hoch und von der neugeborenen Sonne überglüht. Niemals noch hatte sie ein Mensch in der Morgenluft der Höhe erschaut. Und Francesco hob beide Arme — ein lauter jubelnder Schrei brach aus seiner Brust, ein Morgengruß für Sonne und erschlossene Ferne. Und dieser Schrei machte seine Seele rein von allem nächtigen Spuk. So nah schienen die Eisberge, daß er hätte über alle Täler hinüberspringen mögen, an ihre Brust. Die höchsten Zacken leuchteten wie Edelsteine um den Hals der Königin Sonne. Berauscht hafteten seine Augen am Firn, dessen Nähe er nicht geahnt hatte und der ihm nun Befreier ward...

Er wandte sich der Heimat zu, und er glaubte sie zu sehen, der er so lange fern gewesen war; er sah die Kinderstube in Arezzo, und das halb Vergessene trat mit einem Male nahe. Riß nicht ein Bübchen das Holzfenster auf, um die Sonne zu schauen? Er umfaßte die Weiten und nahm sie an sein Herz, Eis und Land und Meer. Die Rhone war, wie ein Gürtel aus Silber geschmiedet, über das Gewand der allerschönsten Frau, der leuchtenden Provence, gelegt, goldig flackerten ins Blau die Türme von Avignon, und die blinkenden Spangen der kleinen Flüsse hielten den Gürtel und schmiegten sich an ihr grünes Gewand. Francesco sah die helle Sorgue, die aus den Tiefen seiner Vaucluse quoll: Malaucena kauerte tief unten wie das Nest einer Bachstelze. Fern aber war das endlose Licht des Meeres, behütet von dunklen Delphinen — Inseln, die vor Marsiglia ruhten.

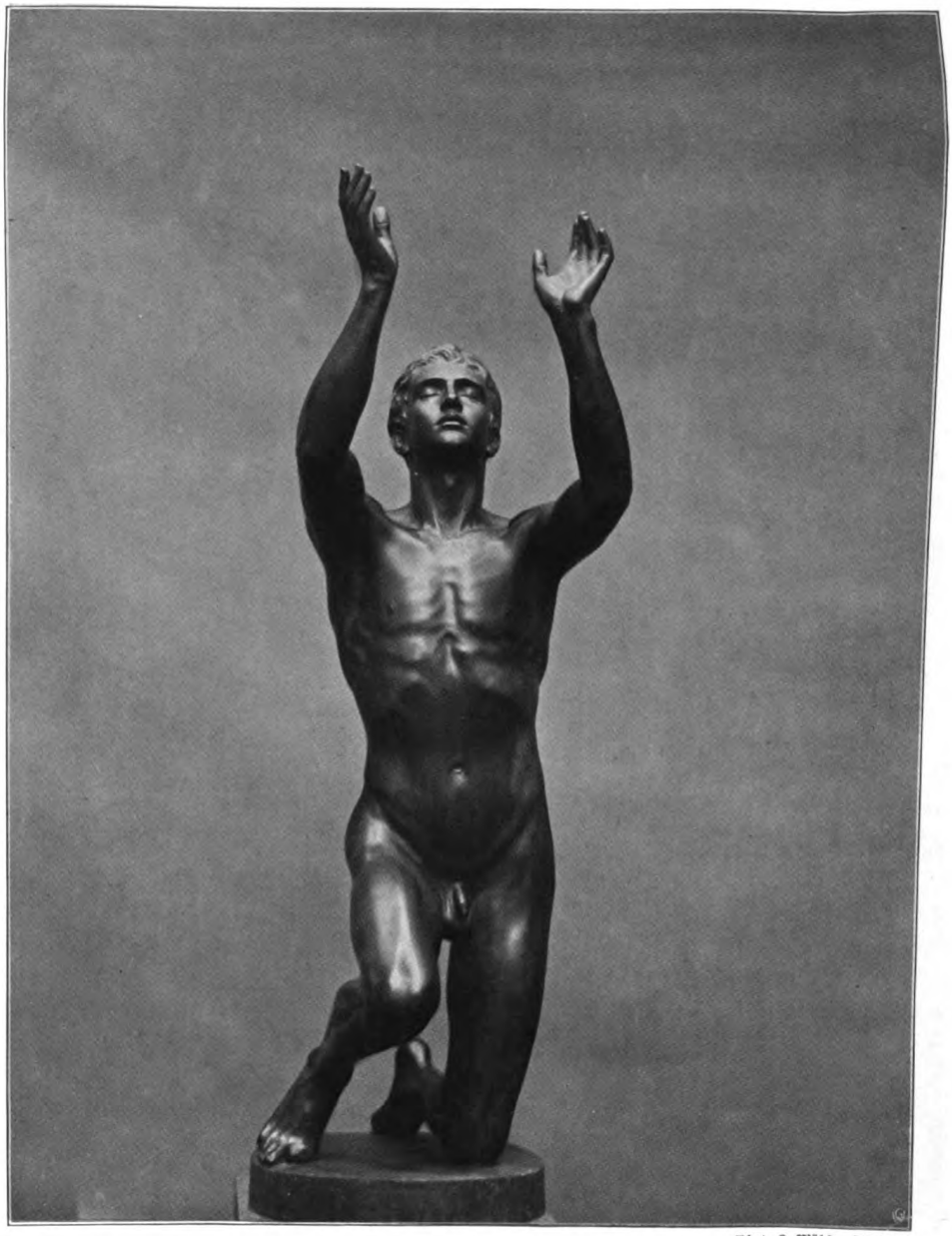
Francesco senkte sein Auge zu dem Gipfel, auf dem er stand — der Berg der Stürme. Der hatte gestern seinen wildesten Sturm über ihn hingesandt, und ein schwererer, schrecklicherer Sturm hatte sein Herz erschüttert und umgewühlt. Nun aber war alles Grauen einer langen Nacht abgetan und an die sonnige Weite dahingegeben für alle Zeit. Francesco ließ auf den Steinen, was er mit sich heraufgetragen und was ihm der Sturm nicht genommen hatte, Bibel und Augustinus, und warf seinen Wanderstab in die Tiefe. Von Sonne durchflossen, stieg er hinab, einem starken Leben zu.

Abendglocke

Wie aus dem Jenseits heraus
In den welkenden Tag
Lockt dein Mund,
Von Frieden geschwellt,
Von Erbarmung wund ...
Keine Stille der Welt
Gleicht deiner, wenn du dein Amen gefällt
Mit verwehendem Schlag
Ob unserm nachtbangen Haus.

Wilhelm Schussen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Phot. L. Möhle, Stuttgart

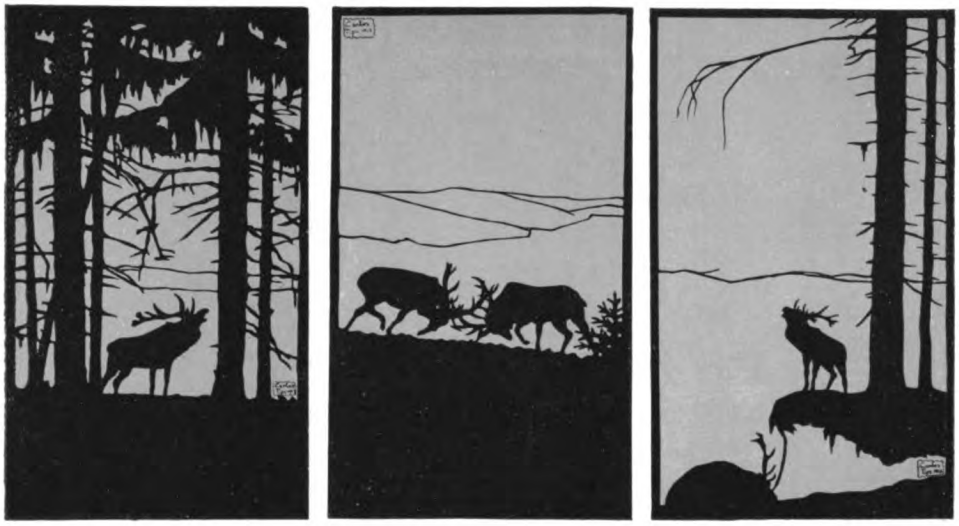
Ludwig Habich: Betender Knabe

Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Herbst (Triptychon: »Die Herausforderung« — »Der Kampf« — »Der Sieger«)

Ein Meister der modernen Silhouette

Von Johannes Schattingen

Mit sechs ein- und sechs mehrfarbigen Silhouetten von Carlos Tips

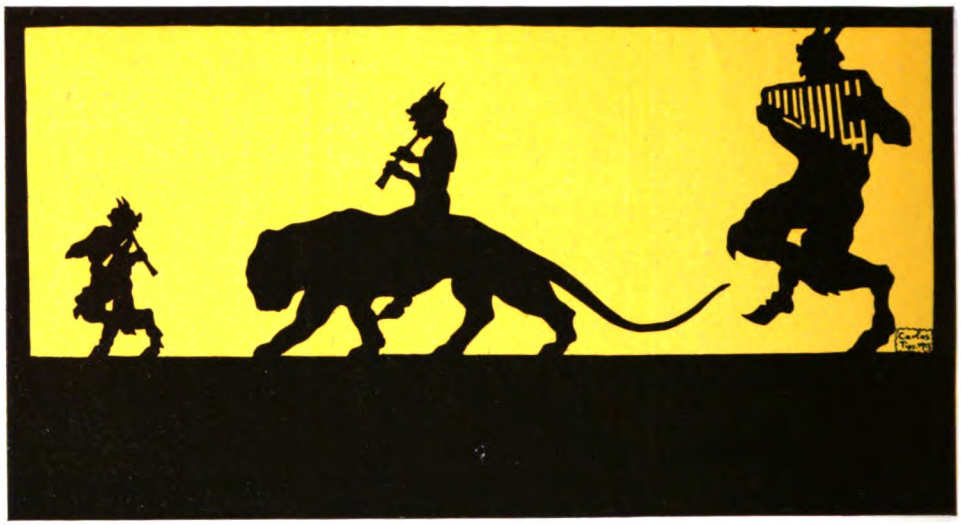
Die Silhouette oder, wie man damals lieber sagte, der Schattenriß war einst nahe daran, mit allen Ehren in den Tempel der hohen Wissenschaft einzuziehen. Das war damals, als der junge Goethe mit Lavater spekulative Gedanken über die silhouettierten Köpfe berühmter Zeitgenossen austauschte und der immer feurige, immer enthusiastische Schweizer sich nur ungern zügeln ließ, als der Dichter des Werther und des Götz ihn vor übereilten und zu weit gehenden Schlüssen für seine physiognomischen Studien warnte. Was Göttin Minerva verschmähte, das gewann alsbald in desto reicherem Maße die Gunst der bescheideneren Penaten. Es kam eine Zeit, wo sich trotz Goethes Warnung vor Überschätzung dieser »traurigen halben Wirklichkeitserscheinungen« die farbig getünchten oder tapezierten Wände der bürgerlichen Wohnung mit Schattenrissen bedeckten und die Albumblätter an Stelle der früher beliebten Blumenstücke und Schäferszenen Genresilhouetten bald feineren, bald gröberen Schnittes aufwiesen. Der Vater oder auch Erfinder der Silhouette, der wegen seiner übergroßen Sparsamkeit mehr berüchtigte als berühmte französische Finanzminister Etienne de Silhouette (1709 bis 1767), war längst vergessen, als die von ihm zuerst konsequent gepflegte und begönnerte Kunst des Schattenrisses in den Freundschaftskonventikeln des scheidenden 18. Jahrhunderts ihre Blütezeit feierte.

Phot. Fritz Valloth, Mainz

Carlos Tips

Die gegenwärtige Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung zeigt uns an ein paar markanten Beispielen, die hauptsächlich dem Kreise Goethes entnommen sind, welche Bedeutung die Silhouette für die Dichter der Zeit, für die Frankfurter Genies, die Philanthropisten, den Göttinger Hainbund, den Gleimschen Zirkel und

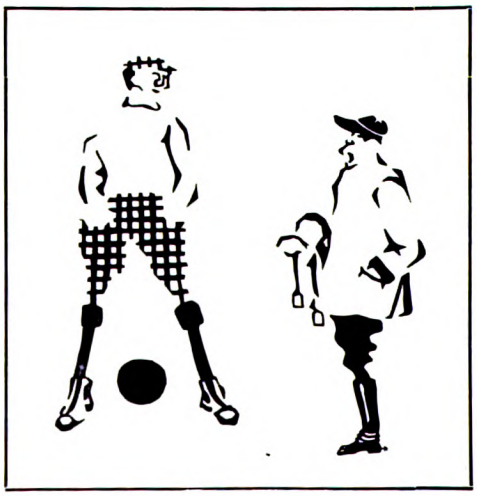
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Ein Tag aus dem Leben eines Pan (Pan-Triptychon: »Am Morgen«)

andre Vereinigungen gewonnen hatte. Sie läßt uns noch einmal mit gerührter Wehmut nachempfinden, wie leidenschaftlich doch einst Goethe die Schattenrisse geliebt, wie er sie zu Boten seiner zärtlichsten und wärmsten Gefühle gemacht, wie er sie und ihre Kunst, namentlich an den Schnitten der Adele Schopenhauer, den »zarten Schattengebilden«, gefördert hat, wo er nur konnte, auch als er schon mancherlei Kritik gegen diese einseitige Bescheidenheitskunst nicht unterdrücken konnte, und wie ihm die Silhouette gleichsam dafür dankte, indem sie keines andern Profil, Figur und Geste so mannigfach und liebevoll über Jahrzehnte hin festhielt wie die seinen.

Eine hübsche Weile behauptete sich die Silhouette in der Gunst ihrer Liebhaber — bis Daguerre mit seiner Erfindung, der Vorläuferin der modernen Photographie, kam, und jene Schwarzweißkunst, in der sich so hübsch anspruchslos dilettieren ließ, mit einem Schlage entthronte. Wenigstens als Bildniskunst; denn in genrehaften Szenen oder Illustrationsdingen erlebte die Silhouette auch nach den klassischen Arbeiten des Hamburgers Philipp Otto Runge unter Karl Fröhlich und Paul Konewka, denen sich die Schwäbin Christiane Luise Duttenhofer ebenbürtig zur Seite stellte, eine überraschende Blüte. Nicht von ungefähr wurde die Silhouette in ihrer stillen, anmutigen Bescheidenheit ein Liebling der Biedermeierzeit: zu den zart geblümten Stoffen und Tapeten, zu den sanft spiegelnden Birken- und Kirschbaummöbeln stand ihr kräftiges Schwarz vorzüglich. Daß diese Kunst einst an die griechische Vasenmalerei, an die Wanddekorationen Pompejis, des aus dem Staube der Jahrtausende wiederauferstehenden, hervorgegangen war, kümmerte die Leute wenig. Ästhetische Feinschmecker, die solche Zusammenhänge und Kontraste zu genießen wußten, delektierten sich nun erst recht an diesem launischen Beieinander.



Sporttypen

Den Niedergang der Silhouette freilich konnten auch solche Erwägungen nicht aufhalten. Langsam, aber unaufhaltsam

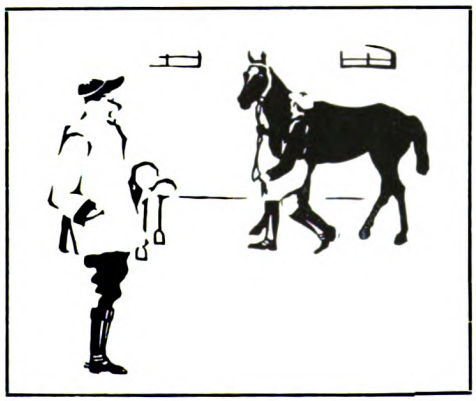
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Tag aus dem Leben eines Pan (Pan-Triptychon: »Am Mittag«)

glitt sie auch von dieser ihrer zweiten Höhe wieder herab; nur mühselig fristete die einst so streng und geschmackvoll geübte Kunst ihr mittlerweile durch allerlei farbige und plastische Zutaten entartetes Dasein auf Jahrmärkten und in Nachtlokalen, wo der Scherenkünstler, fast zum Bettler geworden, sich für wenige Pfennige seine Kundschaft suchte. Wohin waren doch die Zeiten geschwunden, da Goethe dem achtzehn Jahre lang (1783 bis 1800) als Silhouetteur durch Europa wandernden Gothaer Theologen Johann Friedrich von Anthing die Verse ins Stammbuch geschrieben hatte:

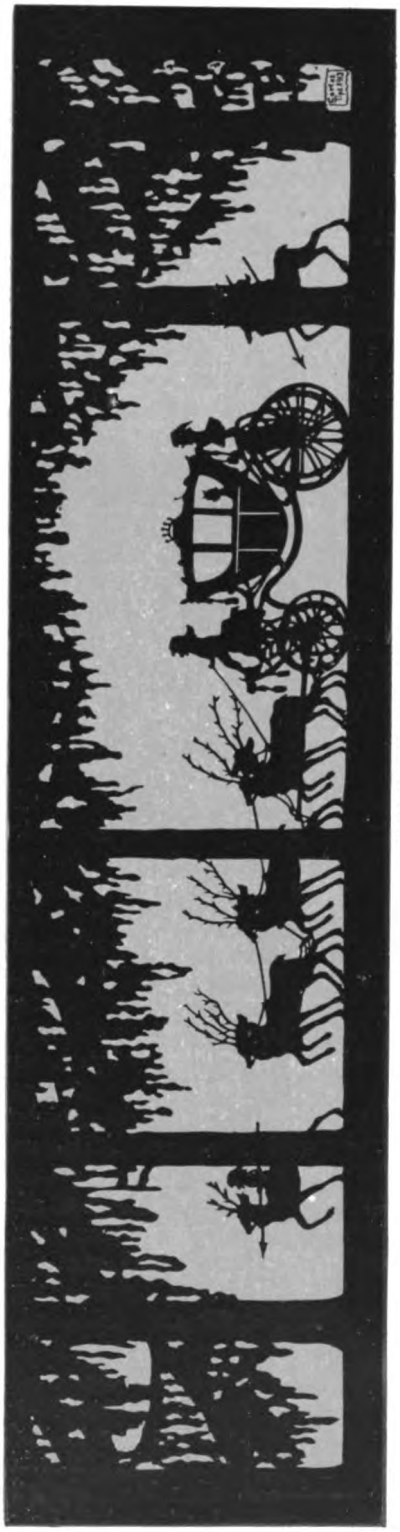
Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazierengehn,
Doch besser scheint es mir, im Schattenreiche
Herrn Anthings sich hier oben wiedersehn ...

Die Silhouette war so tief wie nur denkbar herabgekommen, als zu Ende des 19. Jahrhunderts die Bewegung des modernen Kunstgewerbes einsetzte. Und wie alle gesunden Bewegungen erinnerte sich auch diese alsbald, daß sie nicht bloß Pflichten gegen das neue gegenwärtige Zeitgefühl zu erfüllen, sondern auch eine Schuld zu tilgen hatte, die eine undankbare, allzu vergeßliche Zeit gegen die Vergangenheit auf sich geladen. Als gelte es, ihren Eifer gleich gründlich zu beweisen, begnügte sie sich nicht mit der Wiederaufnahme alter Übung und Überlieferung — nein, Schulen bildeten sich und verschiedene »Richtungen« kamen auf, die sich wohl gar heftig untereinander befehdeten, in der Meinung, jede einzelne von ihnen hätte den allein echten Ring geerbt. Schon im 18. Jahrhundert waren, wie uns die jüngsten Ausstellungen in Darmstadt und Leipzig gelehrt haben, die Verwendungs- und Dekorationsarten der Silhouette von erstaunlicher Mannigfaltigkeit: nicht nur auf Glas und Porzellan, auch auf Metall, Stein, Holz und Emaille findet man die Schattenrisse angebracht, und was an Verzierungen durch farbige Hintergründe, Blatt- und Rankenwerk, bunte Umrahmungen, allegorische Ornamente und ähnliches geleistet wird, stellt der zierlichen Erfindungsgabe der Zeit ein äußerst schmeichelhaftes Zeugnis aus. Gegen die zügellose Vielseitigkeit aber, die über die Silhouette des 19. und 20. Jahr-



Vor dem Rennen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Märchen (1913)

hunderts kommt, ist das alles nur Kinderspiel. Denn nun sehen wir in Silhouettenmanier auch Bücherzeichen, Lampenschirme, Fenstervorhänge, ja ganze Kaffeehausfriese entstehen, die noch dazu, um die Wirkung ins Theatralische zu steigern, von rückwärts durchleuchtet werden.

Es konnte und durfte nicht ausbleiben, daß sich gegen diese aller Zügel spottende Stillosigkeit wiederum eine Reaktion der Einfachheit und äußersten Sparsamkeit der Mittel erhob, die die Silhouette rein auf den bloßen Umriß zurückführen und ihr jegliche Abschweifung ins Malerische verwehren wollte. Aber es war auch gut, daß ein in der Silhouettenkunst so unanfechtbar dastehender Meister wie der Königsberger Graphiker Heinrich Wolff diesem übertriebenen Puritanismus entgegentrat und ein herzhaft offenes Wort voll schönen Freimuts über all die blassen Theorien sprach, die sich in doktrinären Erörterungen darüber nicht genugtun konnten, »was die Silhouette eigentlich solle und müsse, und wo die Kunst der wahren, der reinen Silhouette liege«. Euren Eifer und eure Strenge in Ehren, so ungefähr ließ sich Wolff vernehmen, nur wüßte ich wirklich nicht, zu welchen Stilgesetzen ein Name verpflichten könnte, der seine Existenz nur französischer Spottlust verdankt. Doch kann man natürlich, fuhr er fort, gut deutsch von Schattenbildkunst reden und alles verdammen, was nicht völlig auf reine Darstellung von Schattenbildern sich beschränkt. Was aber solcher Reinigung alles zum Opfer fallen würde, ist den Fanatikern wohl selten klar. Von den griechischen Vasenbildern bis zu den Silhouetten der Goethezeit, bis zu Fröhlich und Böhler finden die Sünden gegen die Reinheit des Schattenbildes kein Ende. Und wie bald müßte alle Landschaftsdarstellung an der Forderung des absoluten Schattenbildes scheitern!

So liberal Wolff nun aber auch gegenüber gewissen Stilerweiterungen verfuhr, die ursprüngliche, gut handwerkliche Technik der Schere wollte er um keinen Preis geopfert sehen. Er war stolz darauf, daß alles, was in dieser Art aus seiner Werkstatt kam, Scherenschnitt war, und es freute ihn ungemein, daß er auch anderswo die gute alte Technik wieder zu Ehren kommen sah, daß der Reiz des Schneidens wieder so lebhaft erkannt wurde. Wieweit die Farbe im Hintergrund oder im Schnitt selbst herbeigezogen wurde, erschien seiner ganz und gar nicht selbstsüchtigen Weitherzigkeit als eine Frage von untergeordneter Bedeutung.

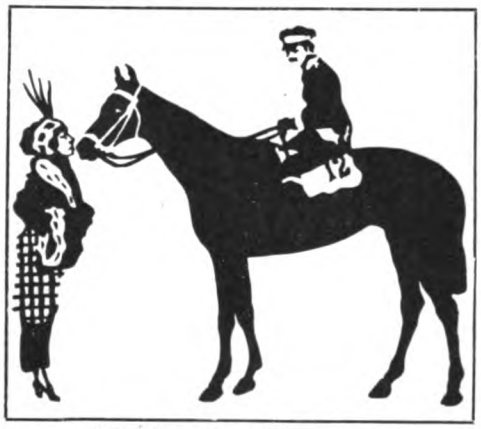
Die verschiedenen Sonderausstellungen der Silhouette, die wir in den letzten Jahren sahen, haben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn auch, von Ausschweifungen in die Klebe-, Tusch- und Prägemanier abgesehen, Wolffs freiheitliches Programm nur bestätigt, und insbesondere die Schnitte des jungen Carlos Tips, von denen wir hier mannigfache Proben zeigen, holen sich ihre eignen und selbständigen Wirkungen aus der Vereinigung von technischer Strenge und freier künstlerischer Phantasie, wie Wolff sie proklamiert hat.

Elch (1913)

Tips fiel zuerst in der großen Silhouettenausstellung auf, die das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus von Friedmann & Weber 1912 in Berlin veranstaltete und die sich einer so förderlichen Gunst auch der höchsten Gesellschaftskreise erfreute. Es waren gewiß weitaus glänzendere und bestechendere Kunstwerke in den wohl zwanzig Kabinetten und Kojen, die da mit raffiniertem Geschmack hergerichtet waren, aber kein andrer neben ihm wußte so resolut, so frisch und unmittelbar, mit so sparsamen Mitteln und doch so verblüffender Anschaulichkeit Augenblicksszenen aus dem modernen Sport- und Gesellschaftsleben festzuhalten. Da waren Rennbilder, Turf- und Barszenen, Augenblicksbildchen aus dem Zuschauerraum und der Garderobe unsrer Theater, die von Leben und Bewegung nur so sprühten. Wie einfach bis zur Dürftigkeit sind die Ausdrucksmittel, mit denen die tanzende Spanierin auf dem Schnitt (S. 918) gegeben ist! Wieviel muß da allein lediglich der weiße Papiergrund leisten! Hat dieser Silhouettist mit schwarzem Papier doch nur den Hut, ein Paar Taillenkonturen, den Volant des Kleides und die Schuhe daraufgesetzt.



Küsse, die »Ihn« nicht erreichten

Auch Raumwirkungen weiß Tips mit so sparsamen Mitteln zu erzielen, und fast unerreicht steht er da in der wuchtigen Einfachheit der zweckbewußt verteilten Massen wie der ausdrucksvollen Linien. Manchmal geht sein Wagemut in der Kunst des Auslassens bis an die äußerste Grenze des Möglichen und Erlaubten. Aber gerade auf diesem Wege kommt er zu einer Monumentalität, die andern, feiner und diffiziler arbeitenden Künstlern immer versagt bleiben muß. So darf er hoffen, über seine mannigfaltigen Entwürfe für Buchschmuck, Plakate, Stickereien, Webereien und Holzschnitte zu großräumigen, aber auch großwirkenden Wandgemälden vorzudringen, immer unterstützt und getragen von seiner lebendigen Freude an der Linie. Eng mit diesem Zuge zum Markanten und Wesentlichen hängt seine ausgesprochene Begabung für die Karikatur zusammen, die jedoch nie den Zusammenhang mit der Natur und die Neigung zum Menschlich-Liebenswürdigen verleugnet.

Ein Wort besonderer Anerkennung ver-

Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In der Bar

dienen die perspektivischen Wirkungen, die Carlos Tips in Landschaftsschnitten erzielt, ohne seinem Grundsatz äußerster Sparsamkeit und Strenge der Mittel untreu zu werden. Wir zeigen zwei solcher Proben: das Triptychon »Herbst« auf S. 913 und den Elch, eine neuere Arbeit aus dem Jahre 1913 (S. 917). Was Raumwirkung ist und wie sie erreicht wird, lernt hier der Laie aus zwei lehrreichen praktischen Beispielen. Tips ist ein scheinbar völlig naiv schaffender Künstler, Professor Wolffs Schattenbilder versichert er gar nicht zu kennen, jedenfalls hat er sie nie studiert und noch weniger irgendwo mit Bewußtheit nachgeahmt. Aber die Technik beider ist eng verwandt: hier wie dort im Vordergrunde, schwer und wuchtig selbst auf zarteren Darstellungen, gewöhnlich ohne helle Hilfslinien, als Repoussoir eine tiefschwarze Fläche oder Gestalt: der Waldboden oder das Tier selbst, dahinter, in gestuften Abständen und verhältnismäßig verkleinert, doch immer noch durchaus körperlich wirkend, Ebenen, Höhenzüge, Baum- und Pflanzengruppen, Horizontlinien — alles Dinge, die das Auge des Betrachters, zumal des geduldigeren, geradezu zwingen, an die Raumtiefe zu glauben. Auch optische Mittel, wie ein scharf in den Vordergrund gerückter schwerdunkler Baum, durch den die Leuchtkraft des Himmels betont und verstärkt wird, helfen zur Erzielung solcher künstlerischer Täuschungen mit. Überall glauben wir körperhaftes Leben zu fühlen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn der Hintergrund einheitlich zart getönt ist, ähnlich etwa einer Mattscheibe; so bindet und hält er das Ganze weit besser, als wenn es reines Weiß wäre, wovon sich die Gestalten abheben.

Dieser selbe Künstler, dessen Silhouetten so kühn ins Großräumig-Dekorative aufstreben und dem manch leidenschaftlich düsteres Naturbild von erschütternder Wucht gelungen ist — wir denken da namentlich an sein Golgatha —, hat doch auch Phantasie und anmutig spielerische Beweglichkeit genug, um sich in die Idylle ferner mythologischer Zeiten zurückzuversetzen, wo Pan dem Tanze zierlicher Nymphen und Najaden zuschaut oder, selber auf der Syrinx blasend, tolpatschig plump hinter dem Tiger einhertrottet. Auch die Welt des deutschen Märchens ist ihm nicht verschlossen: verzaubert fährt die Prinzessin im kronengeschmückten

In der Garderobe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Galawagen, von sechs zierlich geweihten Hirschen gezogen, durch den deutschen Wald, und unter dem Mistelzweig neigt sich der bezopfte Galan zum Kuß auf die kokett gespitzten Lippen der Rokokodame — ganz Kompliment und Korrektheit auch noch im zärtlichen Liebesduett. Aber aus dieser allzu gezirkelten Welt führt den Künstler seine Naturliebe dann wieder hinaus ins freie Hochgebirge, wo die Föhrenstämme weiße Bergzüge umrahmen, in winterliche, weißbeschneite Gefilde, wo der Elch seine einsamen Pfade geht oder brunftende Hirsche den Liebeskampf ausfechten.

Aus galanter Zeit: »Unter dem Mistelzweig« (1913)

Eine Zwischenbemerkung im Vorübergehen: warum gerade Hirsche die ausgesprochenen Lieblinge der Silhouettenschneider sind, liegt wohl auf der Hand. Es ist das Geweih, das die Fertigkeit ihres künstlerischen Instruments reizt. Welche bald zarteren, bald kräftigeren Wirkungen lassen sich damit aber auch erzielen! Vom kaum angedeuteten Rosenstock bis zur breit ausladenden Schaufel, vom Schmalspießer bis zum Hundertender — was kümmert es die freie Kunst, daß die Jagdgeschichte bisher als stärkstes Geweih nur einen Sechsundsechzigender kennt, den König Friedrich I. von Preußen erbeutet hat und der im Jagdschloß zu Moritzburg aufbewahrt wird! — bietet sich der Schere da eine unbegrenzte Mannigfaltigkeit launisch verzweigter Linien und Flächen. Sogar das Gefege, der weiche, haarige Bast, mit dem das junge, neugewachsene Geweih überzogen ist, und die Perlen, die winzigen Erhöhungen, die das schon einmal gefegte Geweih bedecken, haben besonders kunstreiche Silhouettisten wiederzugeben gewußt.

Doch noch ein Schlußwort über Carlos Tips!

Es gibt unter unsern zahlreichen Silhouettenkünstlern und -künstlerinnen mehr als eine Persönlichkeit, die kunstreicher und phantasievoller mit der Schere umzugehen weiß als der auch in Radierung und Holzschnitt geübte Carlos Tips, aber schwerlich einen zweiten, der dem Problem, der Silhouette auch die Wandfläche zu erobern, so nahe gekommen ist wie er. Wie seine Entwicklung sein wird, hängt von den praktischen Aufgaben ab, die ihm gestellt werden; wenn nicht ihm selber und seiner strebsamen Jugend zuliebe, so möchte man doch schon der Sache wegen wünschen, daß es ihm eines Tags vergönnt sein möge, sich an solchen dekorativ-monumentalen Aufgaben zu versuchen.

Kiek-in-die-Welt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Totenmahl

Novelle von El-Correï

Die alte Silvia hatte gebeichtet, hatte die Absolution erhalten und die letzte Wegzehrung empfangen. Und nun stand der Geistliche, ein schmales dürftiges Männchen in schäbiger Sottana, geneigten Hauptes, die Hände gefaltet, ganz still am Lager und schaute teilnahmsvoll geduldigen Blicks in das faltige, wachsbleiche Antlitz der Scheidenden.

Er wollte bis zu ihrem letzten Atemzuge hier stehenbleiben. Lange würde es ja nicht währen. Er dachte dabei an nichts. Gottergeben schwieg seine Seele.

Die Alte schnappte ein bißchen nach Luft, aber der Curato richtete sie nicht auf. Er wartete auf den letzten der schwachen Atemzüge. Über dem armen, aber reinlichen Bett hingen an der getünchten Wand viele Heiligenbilder, geweihte Kerzen und die Photographien der Kinder und Enkel der Alten. Viele Kinder und daher auch viele Enkel. Alle waren sie drüben in Amerika. Sie hatten der Alten nicht viel gedacht in den letzten Jahren. Einer der Söhne verließ sich auf den andern, eine der Töchter auf die andre; und so schickte niemand etwas, und die Mutter vegetierte gar kärglich. Sie konnte nicht schreiben, sonst hätte sie sich wohl einmal beklagt, auch hoffte sie, daß ihr der hl. Antonius Hilfe schicken werde. Bis zu ihrem siebzigsten Jahre wusch und flickte sie für die Leute, dann wollte der alte Rücken, wollten die steifen Finger nicht mehr, und sie war auf Almosen angewiesen. Ein etwas stumpfsinniges, älteres Mädchen wohnte bei ihr und gab ihr auch etwas von ihrem Verdienst ab. Dafür sollte sie die Hinterlassenschaft der Alten erben. Auch der Curato erbte für seinen letzten Zuspruch einen Messingleuchter und eine baumwollene rote Bettdecke.

Noch ganz klaren Sinnes hatte die Alte ihre letzten Verfügungen getroffen, als sie den Verfall ihrer Kräfte wahrnahm und ihr nahes Ende nunmehr erwartete. Und auf ihrem eingefallenen Greisenantlitz, dessen fahle Stirn von dem weißen krausen Scheitelhaar noch voll umrahmt wurde, lag auch jetzt eine solche sanfte Ruhe, als sei die dem Jenseits zuwandelnde Seele begleitet von Genugtuung und Zufriedenheit.

Es wurde bereits Tag. Die Nacht war hinter die Berge gesunken. Durch die kleinen, zum Teil mit Papier verklebten Fenster kam's hell.

Babettina, das stumpfsinnige Mädchen, saß nebenan in der Küche auf dem Kaminrande und schlief. Klopfte jemand leise ans Fenster, um zu fragen, ob's mit Hilfe der Madonna »vorüber« sei, so schüttelte Babettina nur schwer den Kopf und seufzte.

Pantoffeln klapperten über's Pflaster — das Alltagsleben des weltfernen Dörfchens begann. Babettina erhob sich stöhnend und schürte das Kaminfeuer, um Kaffee für den Curaten zu machen.

Da tat die alte Silvia plötzlich ihre Äuglein auf. Sie sah den Geistlichen an ihrem Bett und lächelte ihm vertraulich zu. »Hab' ich jetzt alles?« fragte sie dann. »Kann ich den Weg zum Herrn antreten, Maestro?«

»Ja!« nickte er und richtete den Blick himmelwärts. »Ihr braucht euch nur der Gnade des Herrn anzuempfehlen.«

»Dann ist's gut!« Sie lächelte freundlich. »Aber derweil könnt Ihr doch schlafengehen, Maestro! Ihr habt die ganze Nacht bei mir gewacht. Ich habe nun alles und finde mich allein weiter.« Sie schloß die Äuglein. Ihr eingefallener Mund zuckte. Dann blieben die Züge wieder eine Weile starr.

Babettina erschien in der Tür, vierschrötig; das schwarze Haar hing lose ins braune Gesicht. Sie machte dem Geistlichen ein Zeichen und wies auf den Kamin, wo in der heißen Asche das kupferne Kaffeekännchen brodelte.

Der Curato aber schüttelte leise den Kopf und bewegte betend die Lippen. Jetzt erlischt sie! dachte er und war's zufrieden.

Aber die Alte öffnete zum zweitenmal die Lider und begann zu flüstern. Da neigte sich der Geistliche nieder. Die Alte sagte: »Einen Wunsch habe ich noch! Was ich mir mein Lebtag gewünscht habe... Ich möchte Paparelle essen, von zwei Eiern! Ich habe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer nur ein Ei genommen — für zehn Esser oft — auf jeden kam da ein Zehntel Ei... Laßt mir Paparelle machen, Maestro — von zwei Eiern! Die möchte ich noch essen, wenn's keine Sünde ist! ... Das habe ich mir mein Lebtag gewünscht!« Und lächelnd schloß sie wieder die Augen.

Babettina hatte von der Tür aus beobachtet, daß die Alte mit dem Geistlichen sprach. Bestimmte sie anders über ihre Hinterlassenschaft? Fast konnte es Babettina nicht erwarten, bis der Curato sich aufrichtete und dann langsam zu ihr trat. »Was will sie noch? Was hat sie gesagt?« überhastete sie ihre Fragen.

Der Curato lächelte wehleidig. »Die poveretta! Sie will noch Paparelle essen — Paparelle von zwei Eiern! Povera vecchia!« Er seufzte und ergriff das für ihn bereitstehende Kaffeeschälchen, um langsam und schmerzlich bewegt den heißen Trank zu schlürfen.

Babettina aber war bereits an den Mehlkasten gestoben. Aufgeregt flüsterte sie: »Mehl habe ich, Maestro, aber kein Ei! Und es sollen gar zwei sein? Madre benedetta, wer gibt mir zwei Eier?... Bleibt inzwischen hier, Maestro, ich laufe schnell und bringe gleich die Eier! Und wenn sie, die Silvia, fragt, so sagt ihr, ich machte die Paparelle — ich — die Babettina — und auch von zwei Eiern! ... Madre benedetta, schenke mir schnell zwei Eier, ich bitte dich!«

Sie lief auf die Gasse. Weinend wehrte sie die Fragenden von sich und stieß schluchzend hervor, die alte Silvia wolle noch Paparelle essen — Paparelle von zwei Eiern, und sie — Babettina — habe doch kein einziges Ei in der Küche! Die stille Annetta, die Witwe, gab schnell ein Ei durchs Fenster heraus. Auch die dicke Ernesta brachte eins, und der Bäcker warf gar zwei Stück in Babettinas Schürze. So kehrte sie mit vier Eiern heim und machte sich nun daran, den Nudelteig zu mengen und zu kneten. Der Curato sah ihr dabei zu, wenn er nicht lautlos am Bett der Alten stand und deren friedlich lächelndes Greisinnenantlitz betrachtete.

Ab und an guckte jemand durchs Küchenfenster. Eine alte Bettlerin trat auch in die Tür und sagte: »Na, die schönen Nudeln eßt wohl Ihr andern? Die arme Silvia, poveretta, ißt die nicht mehr, die kriegt bald goldenes Brot im Paradiese! ... Ich komme nachher wieder! Laß mir auch was übrig, putella!«

Schön gelb wurde der Teig von den zwei Eiern. Gelb und zart. Auch der Curato bemerkte es. Und gleichzeitig verspürte er starken Hunger. Er verweilte immer länger in der Küche und immer kürzer am Bett der Alten. Seine betenden Lippen entgleisten immer öfter zu einer unbewußten Kaubewegung. Er hatte die ganze Nacht gewacht — er bedurfte wahrlich einer Stärkung. Sein Leben überhaupt — santo cielo! — es war kärglich genug damit bestellt. Und so gelbe, zarte Eiernudeln fanden selten oder überhaupt nie den Weg zu seinem Magen... Wieviel Messen würde wohl die Babettina lesen lassen für die schöne Erbschaft? Und die Leute in Amerika? Gestern hatte er schon hingeschrieben, daß es mit der Alten zu Ende gehe. Er würde nachher gleich den Tod melden. Die würden dann wohl auch ein paar Messen bestellen...

Als er wieder ans Bett der Alten trat, sah die ihn mit neugierig glänzenden Äuglein an. »Sind sie fertig?« fragte sie hoffnungsfreudig.

»Gott ist gnädig!« antwortete der Curato und schob ihr den Rosenkranz zwischen die Finger, denn nur mit dem gelangte sie ins Himmelreich.

Die Alte lächelte. »Ja, gnädig ist er!... Und meine Paparelle? Macht Babettina meine Paparelle — von zwei Eiern, Maestro?«

Das stumpfsinnige Mädchen vernahm das Flüstern. Sie kam angestolpert und brachte das Nudelbrett ans Bett. »Seht hier — die kriegt Ihr — in einer halben Stunde sind sie fertig! Ganze zwei Eier sind drin!«

Der Curato wehrte ihr. Die profane Sache an einem Sterbelager! ... Der schöne gelbe Teig — mit Butter mußte man nachher die Nudeln übergießen ...

Und Gott war der Seele dieser braven Alten gnädig, und alle Heiligen baten für sie.

Die Alte lächelte und schloß die Lider. Sie dachte: Eine halbe Stunde? Die läßt mir der Herr noch ab von der Ewigkeit! Die warte ich noch! Habe ich vierundsiebzig Jahre auf meine Eier-Paparelle gewartet, so warte ich auch noch eine halbe Stunde ... Gott ist gnädig!

Mit viel Geräusch, schluchzend und betend, voll Eile schnitt Babettina nun die Nu-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deln. Bekümmert sah der Geistliche diese überflüssige Mühe, und dabei überlegte er, woher wohl Butter — genügend Butter — zu beschaffen sei. Er trat endlich vor die Tür und vertraute einer daherkommenden Frau flüsternd an, daß ein wenig Butter nötig sei für die arme Sterbende... Die Frau nickte verständnisvoll, schlüpfte davon und kam bald mit einem Klümpchen Butter auf einem Weinblatt zurück. Der Curato nahm es und legte es bedächtig auf den Küchentisch. Erfreut warf es Babettina sofort in den Tiegel, um es zu zerschmelzen. Die Nudeln tanzten bereits im siedenden Salzwasser.

Und dann häufte Babettina alle, alle Nudeln in eine Schüssel, goß alle, alle Butter darüber, und der Abwehr des Geistlichen nicht achtend, trat sie laut ans Bett der Alten und schrie, halb schluchzend, denn das Wachsgesicht erschien ihr so starr — so erschreckend starr: »Silvia — Eure Paparelle — von zwei Eiern! Ich habe sie Euch gemacht — ich habe immer für Euch mehr getan als Eure leiblichen Kinder! Und nun Ihr mir alles hinterlaßt, so eßt noch diese Paparelle — Ihr habt sie noch essen wollen ... Ihr müßt sie noch essen!«

»Dieser Speise bedarf sie nicht mehr!« sagte mit salbungsvoller Stimme der Geistliche. Der köstliche Butterduft stieg ihm dabei verführerisch in die Nase und machte seinen Magen rebellisch.

Babettina aber rüttelte die Schlummernde und schrie: »So seht doch wenigstens her!«

Und die alte Silvia sah her. Sie hatte ihre Äuglein — erwachend — geöffnet und sah nun erfreut die volle, duftende Schüssel. Babettina schob ihr flugs einen Löffel voll Nudeln in den Mund — und die Alte besann sich nicht lange: sie kaute und schluckte. Und sie vertilgte Löffel um Löffel und hörte nicht auf, bis die Schüssel leer war. Dann faltete sie lächelnd die Hände um den Rosenkranz, gab dem Curato einen vertraulichen Blick und sagte: »Jetzt aber gehe ich meiner Wege! Der Herr wird warten! Nun habe ich alles — jetzt mache ich mich fort!« Und zufrieden schloß sie die Äuglein.

Sie schlief mehrere Stunden. Das Mahl hatte sie gekräftigt, denn so gut hatte sie seit langem nicht gegessen... Und als ihr Babettina andern Tags wieder Paparelle gab, meinte die Alte, nun könne sie wohl bald aufstehen, so gestärkt fühle sie sich. Und nach der dritten Schüssel Nudeln erhob sie sich wirklich und suchte wieder ihren alten Platz auf einer der Kirchenstufen auf ... Das Geld, das die Kinder für die Messen geschickt hatten, floß nur zum Teil der Kirche zu. Babettina verlangte den Rest für Paparelle, die machte sie unverdrossen, sooft es die alte Silvia wünschte ... Und der gute Curato wartet noch heute auf seinen Messingleuchter und auf seine baumwollene rote Bettdecke.

Sonett der Müden

Gut' Nacht! Nun will ich endlich schlafen gehen,
Langsam erlischt mein Herz — und gute Ruh'.
Der Träume Last drückt mir die Lider zu.
Ich seh' mein Bett ganz weiß und wartend stehen.

Ich bin so müde, wie ein armes Kind,
Nicht Schmerz noch Liebe machen mir Beschwerden.
An lieber Brust tief eingeschläfert werden,
Da Müdigkeit durch meine Glieder rinnt,

Das wäre süß! — Und morgen zu erwachen —
Ganz in Erfüllung. Keine Sehnsucht mehr —
Und gute Augen schläfrig anzulachen,

Und sich zu dehnen, müßig, weit und schwer,
Aufs neue dann die Augen zuzumachen
Und leis' zu hören: »Du, ich lieb' dich sehr!«

Johannes Herdan

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frank Wedekind

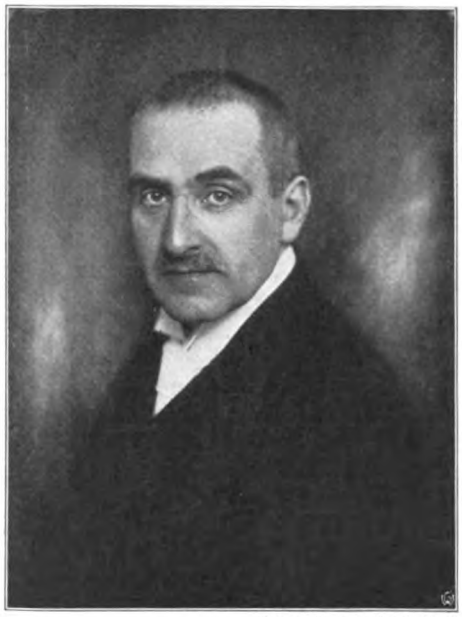
Von Julius Bab

Jene große, keineswegs nur auf das literarische Gebiet erstreckte Revolution des geistigen Lebens, die man die naturalistische Bewegung nennt, liegt nun schon mehr als ein Menschenalter zurück. Vieldeutig und unsicher wie der Begriff »Naturalismus« war das Gewühl von Kräften, in dem sich damals das Denken, Fühlen, Schaffen der europäischen Völker verjüngen wollte. Vielleicht war nichts all den Trägern dieser Bewegung wirklich gemeinsam als der Wille, nun einmal wieder »Ernst« zu machen mit den Formen der geistigen Arbeit. Die Philosophie sollte nicht mehr ein logischer Sport, sondern leidenschaftliche Erörterung drängendster Lebensfragen sein; die Kunst nicht mehr eine angenehme, von der rauhen Wirklichkeit ablenkende Unterhaltung, sondern das große Mittel, diese Wirklichkeit zu ergründen, zu gestalten, umzubilden. Wenn irgend etwas die führenden Geister dieser Generation verband, so war es der moralische Ernst, das Gefühl, mit seinen Pflichten in einen Kreis größeren Lebens gebunden zu sein.

Aber diese Denker und Dichter fühlten nicht nur das Ziel, sondern auch die Herkunft ihres Willens durch die Gemeinschaft, durch das Leben des Ganzen bestimmt. »Vererbung« und »Milieu« waren die großen Schlagworte der Zeit; was als Vergangenheit vor uns war, was als Gegenwart um uns ist, das bestimmt schon vollkommen unsre Zukunft. Was wir aber die menschliche Freiheit nennen, der Einsatz neuer, aus dem Geheimnis der Persönlichkeit springender Kräfte in den Ablauf des Geschehens, das spielte für diese Generation keine Rolle. Der Mensch, der seine Gebundenheit als Schicksal und Pflicht zugleich erkannte, war das Thema dieser Jugend, die ja auch ganz und gar von sozialen Reformideen durchglüht war. Künstlerisch gesprochen ist solch ein Mensch, der nur die Summe von hundert Verflechtungen ist, eigentlich ein episches Geschöpf. Das Wesen der dramatischen Gestalt, die als eine in sich geschlossene, aus sich selbst wirkende Summe von Lebenskraft vor uns stehen muß, ist von dieser »naturalistischen« Stimmung aus kaum zu gewinnen.

In der Tat ist selbst bei dem größten Talent dieser Generation, bei Gerhart Hauptmann, immer ein Widerstreit zwischen seinem Menschengefühl und dem Wesen der dramatischen Form zu spüren, immer gerät seine Szene mehr zum Zustandsbild als zum Kampfspiel, wie denn auch der Gipfel seiner bisherigen Produktion wohl in einem Epos, dem großen Christusroman, zu suchen ist.

Indessen war das Jahrzehnt, in dem während der achtziger Jahre sich die naturalistische Stimmung siegreich ausbreitete, noch nicht vorüber, als eine entgegengesetzte Strömung an der Oberfläche spürbar wurde. Die Wirkung Friedrich Nietzsches, die freilich schon mit der Glanzzeit des Naturalismus zugleich begonnen hatte, trat hervor und drängte sozialistische Gedankenreihen vielfach zurück. Der abgeschlossene, der außersoziale Mensch, das Individuum, die wollende, handelnde, aus sich selbst bewegte Person war es, die



Phot. Becker & Maaß, Berlin

Frank Wedekind

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man, dem dumpfen Druck der herrschenden Atmosphäre zu entfliehen, herbeisehnte. Kurz — und wiederum vom besonderen Kunststandpunkt aus gesprochen: eine echt dramatische Stimmung war es, die sich am Jahrhundertende hervorwagte und Gestalt forderte. Von solchem grunddramatischen Sinne schien aber die Dichtung gezeugt, die, schon Anfang der neunziger Jahre entstanden, erst am Jahrhundertende, in der Stimmung der damals Jüngsten Widerhall und Wirkung fand: »Frühlings Erwachen«.

Der Dichter aber, der mit diesem Werke zuerst Beachtung erzwang, hieß Frank Wedekind.

»Frühlings Erwachen« war eine Kindertragödie. Wie das Leben der Jugend in den Jahren der Geschlechtsreife in wilder Bewegung gegen die festgemauerte Welt der Erwachsenen andrängt und in gefährlicher Dumpfheit in sich selber gärt, das war das Thema. Der Stil aber, in dem dieser wilde Wechsel pathetischer und grotesker Szenen vorgetragen ward, kam unmittelbar von Georg Büchner, dem großartig zynischen Pathetiker des »Danton« und »Wozzeck«, her. In Büchner hatte sechzig Jahre vor Wedekind der Stil der deutschen Sturm- und Drangdramatik seine Auferstehung erlebt; und was die Lenz und Klinger, der junge Goethe und der junge Schiller geschaffen hatten, das war der Form nach nichts als die deutsche Verarbeitung Shakespearischen Stils. Und so auf dem großen Erzvater dramatischer Menschendarstellungskunst schien der Stammbaum des neuen Talents zurückzugehen, das mit dieser Kindertragödie frohe Hoffnungen weckte. Shakespearisch ist die Art, wie sich aus wühlender, kämpfender, leidenschaftlich erhitzter Rede Menschen vor uns gestalten. Kein rednerisches Pathos breitet ihr Wesen vor uns aus, kein sorgsam zusammengesetztes Milieu soll sie uns erklären; aus den Krämpfen seines Willens, der sich leidend, begehrend, tastend vor uns windet, entsteht der Mensch. Jede dieser Szenen ist von einer besonderen Stimmung zusammengehalten, aber alle zeigen sie die gleiche Kunst einer immer bewegten, durch und durch dramatischen Menschendarstellung, und durch alle hindurch wächst immer stärker die dramatische Spannung: immer hoffnungsloser, immer gefährlicher werden die Verstrickungen der Jugend, die für die Nöte ihrer reifenden Kraft bei den Erwachsenen, den Herren der geltenden Welt, statt Trost und Hilfe nur Verständnislosigkeit und tyrannisches Vorurteil findet. Wo der Szenenstil in eine fratzenhafte Karikatur umschlug — in der Schilderung des Lehrerkollegiums oder des Philistervolks, das den armen jungen Selbstmörder mit seelenloser Selbstgefälligkeit beerdigt —, konnte man an die sozusagen legitime Maßlosigkeit der Jugend glauben, und spürte doch auch hier noch denselben ganz dramatischen Furor, der all diese herb sachlichen und gerade dadurch erschütternd lyrischen Kinderszenen erfüllte.

Frank Wedekind, der mit solch einem Erstling dem innersten Bedürfnis der aus naturalistischem Druck aufwachenden Zeit zu genügen schien, war am Jahrhundertende ein jugendlich rüstiger Mann Mitte der Dreißig. Er war am 24. Juli 1864 in Hannover geboren und hatte schon ein vielbewegtes Leben hinter sich. Journalist und Schauspieler war er gewesen, als Kabarettsänger und Mitglied der »Elf Scharfrichter« in München hatte er sich durch seine großzügig frechen Lieder zur Laute zuerst einen Namen gemacht, und als ein Mitarbeiter des »Simplizissimus« von bösartigem Witz hatte er mit dem Majestätsbeleidigungsparagraphen ein verhängnisvolles Renkontre gehabt. Aus allen Äußerungen aber sprach ein kriegerisches unabhängig trotziges Temperament, das bereit und höchst geeignet schien, sich der tragsam geduldigen, melancholisch gedrückten Stimmung der naturalistischen Epoche entgegenzuwerfen und die Ansprüche eines genußfreudigen, selbstbewußten und verwegenen Ichs anzumelden.

Ein Ich aber von besonders starken Instinkten und Kräften wird auch immer ganz besonders von jenen Jugendstürmen geschüttelt werden, die die Geschlechtsreife mit sich bringt. Für jenen Moment, da sich dem jungen Menschen mit dem andern Geschlecht ein neuer, ganz ungeahnter Zugang zur Welt erschließt, pflegt das sexuelle Problem wirklich alle andern zu überschatten, und der Welt von »Frühlings Erwachen«, wie Frank Wedekind sie schildert, kommt deshalb wirklich eine große typische Bedeutung zu; so exzentrisch diese Zeichen sein mögen, sie zeigen etwas Wesentliches vom Schicksal starker

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen innerhalb der modernen Zivilisation an. Deshalb konnte man hier an das Erstlingswerk eines wirklichen Genies glauben. Aber alles kam darauf an, wie sich der menschliche Fond dieses Autors, an dessen künstlerischem Talent gar kein Zweifel war, weisen würde. In den Jugenddramen der Lenz und Klinger steckte vielleicht nicht weniger Talent, nicht weniger Gefühl und Ausdruckskraft als im »Götz von Berlichingen«; aber die umfassende Geistigkeit, der menschliche Reichtum, die erkennende Kraft waren es schließlich, die es entschieden, daß Goethe die mittelste Gestalt deutschen Dichtens und Denkens wurde, während die andern Stürmer peripherische Figuren blieben.

Bei Wedekind verblüffte zunächst die selbständige Energie des Ausdrucks so, daß man lange nicht dazu kam, die Art seiner Inhalte näher zu beachten. Sein nächstes Drama »Der Erdgeist« hatte zwar nicht mehr den lyrisch aufgewühlten Stil von »Frühlings Erwachen«, die Handlung war mit mehr programmatischer Klarheit auf vier große Akte verteilt; aber in diesen Akten war nun mit außerordentlicher Kraft der Kampf eines von allen Bedenken freien Geschlechtswesens mit den geistigen Herrschaftsansprüchen einer ganzen Schar von Männern abgebildet. Wie der Maler und der Prinz, der Rentier und der Zirkusathlet, der Schulknabe und der alte Vagabund, der große Journalist und der Dichter an Lulu, dem Erdgeist, zuschanden werden, das war mit einer szenischen Wucht gestaltet, die auch in der »Büchse der Pandora«, die orgiastisch das Schicksal der Lulu in London und Paris vollendet, nicht mehr überboten werden konnte.

Dann wurden Lieder bekannt, die bald den dumpfen Bänkelsängerton, bald ein zynisches Gezirpe, bald tragische oder matt resignierte Rhythmen mit erstaunlicher Treffsicherheit anschlugen. (Sie sind jetzt in dem Bande »Vier Jahreszeiten« vereint.) Und gleichzeitig wurden auch Wedekindsche Geschichten gesammelt, Erzählungen von großer Prägnanz und Kraft. Die interessanteste ist vielleicht der »Rabbi Esra«, der seinen Sohn darüber aufklärt, daß nur die dumpfgetragene Liebe ein Fluch, die freigewählte aber ein Segen sei; die künstlerisch stärkste ist wohl der »Brand von Egliswyhl« — die Verzweiflungstat eines Bauernburschen, der an den Weibern zugrunde gegangen ist.

Aber nun drängt sich unter der Bewunderung dieses rassigen Formtalents und der Freude an der Intensität dieser Kraft allmählich die Beobachtung hervor, daß diese Form nur einen einzigen Inhalt besitzt, daß diese Kraft sich nur in einer einzigen Richtung zu bewegen weiß. Um diesen Inhalt zu kennzeichnen, darf man nicht etwa sagen, daß es sich bei Wedekind um die »Liebe« handelt. Dies ist wohl das weiteste aller Menschenworte und kann sehr verschiedene, unendlich reiche Inhalte umspannen, kann bei der nur scheinbaren Einheit des Begriffs alle überhaupt möglichen Inhalte der Welt umfassen. Der Prozeß zwischen Mann und Frau, um den Wedekinds ganzes Schaffen kreist, ist nicht von dieser geistig vieldeutigen Art. Es ist die durchaus körpergebundene Leidenschaft, die Sexualität, die nicht nur in dem Moment jugendlichen Erwachens, sondern auch fort und fort den Inhalt der Wedekindschen Welt bildet. Der Empfindungston dieser Welt kann durch eine große Skala laut und leise hinauf- und hinuntergespielt werden — von der dumpfen Not des armen Bauernburschen in Egliswyhl bis zu jenem heiter-leichten und raffinierten Phantasiespiel »Mine-Haha«, in dem Frank Wedekind sein Ideal von einer vollkommenen Körpererziehung junger Mädchen ausmalt. Aber bei all dem bleibt es ein einziger Ton. Die körpergebundene Empfindung ist ihrer innersten Natur nach nicht variierbar wie das Gefühl — das vom Geiste begriffene und in vielfältige symbolische Beziehungen zu allen Kräften unsers Seins gebrachte Erlebnis. Wedekind aber verachtet den Symbolisten; ja, seinem erstaunlich konsequenten Materialismus ist alle uneigentliche, alle rein geistige Beziehung zwischen Menschen und Dingen im Grunde eine lächerliche Lüge. In dieser schrecklichen und grandiosen Beschränktheit auf das Physische liegt aber nun Glück und Ende all dessen beschlossen, was man Wedekinds Stil genannt hat.

Schon in »Frühlings Erwachen«, stärker noch im »Erdgeist«, war eine ganz merkwürdige Qualität des Wedekindschen Dialogs zu spüren. Die Menschen sprechen vielfach gar nicht miteinander, sondern aneinander vorbei. Jeder hat sein Thema, jeder verbohrt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich leidenschaftlich darin und glaubt einen Zuhörer im andern zu haben, der mit der gleichen Leidenschaft in sein Thema festgerannt ist und so, statt mit einer Antwort, mit dem immer erneuten Vortrag seiner fixen Idee eingreift. Das Unheimliche dieser Dialoge, die von Besessenen geführt zu werden scheinen, ist aber unmittelbare Konsequenz des Wedekindschen Materialismus. Was nämlich Menschen verbindet, was ein wirkliches Zwiegespräch zwischen ihnen ermöglicht, ist der gemeinsame Anteil an den Ideen der Menschheit, ist ihre Fähigkeit, füreinander Liebe in einem durchaus unkörperlichen Sinne zu empfinden, in einem Sinne, der mehr Willen zur Hingabe als zum Besitz in sich schließt. Wer aber der Ansicht ist: »Es gibt keine Ideen, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, die irgend etwas andres als Hab und Gut zum Gegenstande hätten«, und wer da meint, daß die höheren Güter nur deshalb so heißen, »weil sie aus dem Besitz hervorwachsen und nur durch den Besitz ermöglicht werden«, und wer mit grandioser Keckheit schließlich die letzte Konsequenz zieht: »Die Liebe zu Gott ist immer nur eine summarisch modische Ausdrucksweise für die Liebe zur eignen Person« — der hat das eigentlich Verbindende zwischen den Menschen durchschnitten, dessen Gestalten müssen wirklich in dem grausigen Abgrund einer grenzenlosen Einsamkeit versinken.

Aus dem gleichen Grunde wie Wedekinds Dialog wächst die vielgepriesene und gescholtene Groteskkomik seiner Szenenfügung. Wenn der Reporter mit seiner ungerührten Geschwätzigkeit flugs die Stätte einer Tragödie betritt; wenn der Kammersänger an der Leiche der Geliebten den Koffer packt, weil er doch den Tristan morgen singen muß; wenn dem schiffbrüchigen Idealisten ein Zirkusdirektor den Antrag macht, bei ihm als Clown aufzutreten — immer ist es der gleiche Zustand von Besessenheit, von sozialer, geistiger Unverbundenheit, aus dem heraus Wedekinds Gestalten in so grotesk fühlloser Art nebeneinander operieren, und aus dem so im Leben seiner Szene das Schlimmste und das Dümmste im grausig-komischen Nebeneinander steht.

Ganz gewiß hat diese noch in vielen Theaterstücken gezeigte Kunstübung ihren Wert darin, daß unsre Wirklichkeit reich ist an Tausenden von Erfahrungen, die dieser fühllosen Unverbundenheit des Lebens wirklich entsprechen, und die sich durch Wedekinds Kunst also »getroffen« und erschüttert fühlen. Aber man könnte sagen, daß hier die Leistung des Dichters ein äußerstes Gegenteil von dem erreicht, was die klassischen Dichter zu allen Zeiten erstrebt haben. In der Tat ist nämlich unser Leben an so grotesken Zusammenhanglosigkeiten reich, weil es vom verbindenden Geiste, von den großen Kräften des Mitfühlens, der Liebe, die da Verbindung stiften, nur sehr unvollkommen durchdrungen ist. Die Aufgabe der großen Dichter von Homer bis Goethe schien uns immer aus diesen Trümmern gleichsam die verbundene, die harmonische Welt zu konstruieren, ein inneres Abbild, ein äußeres Vorbild einer zufallslosen, von geistigen Notwendigkeiten getragenen Gemeinschaft zu errichten. Wedekind aber, der nicht vom Geiste, dem Verbindenden zwischen Menschen, sondern vom Körper, dem, was die Menschen isoliert, ausgeht, hat logischerweise das Zusammenhanglose gerade zum Thema genommen und errichtet ihm seine grausig komischen Monumente.

Wenn es in der Entwicklung dieses Wedekind eine entscheidende Wendung gegeben hat, wenn er zu seiner Apotheose der freien Sinnlichkeit und des selbstherrlichen Egoismus überhaupt noch ein zweites Motiv gewonnen hat, so lag das daran, daß man lange Zeit und zum Teil auch heute noch nicht an den Ernst seiner Sätze glaubte. Man hielt ihn für einen Witzbold, während er immer todernst war. Tatsächlich ist er nicht ein Mensch, der witzige Paradoxen erfindet, um damit in vielleicht übertriebener Form irgendeine vernünftige Idee auszudrücken, sondern er ist im Verhältnis zu unsrer sittlichen Kulturwelt wirklich ganz und gar paradox. So daß sein einfachster Überzeugungsausdruck einen Ton grotesker Unwahrscheinlichkeit gewinnt. Aber wenn er in seinem »Marquis von Keith« sagt: einer, der wie Faust zwei Seelen in seiner Brust habe, sei eine durchaus widerwärtige Figur, er finde, »man hat schon an einer zuviel«; wenn er erklärt: »Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte«; wenn er in einem »Konfession« genannten Gedicht versichert, daß er lieber eine allbegehrte Dirne als an Ruhm und Glück der reichste Mann wäre —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und ein Leib, vom Scheitel bis zur Sohle
Allerwärts als Hochgenuß begehrt —
Welchem reinern, köstlichern Idole
Nachzustreben ist das Dasein wert? —

so sind solche Aussprüche viel zu sehr als Sprossen aus einer Wurzel zu erkennen und viel zu eng mit hundert ähnlichen verflochten, als daß man daran zweifeln könnte, daß sie den höchst ernsthaften und in seiner Konsequenz immerhin rühmlichen Ausdruck des Wedekindschen Grundgefühls darstellen.

Daß der Dichter aber mit diesen Manifesten immer wieder für einen amüsanten Gaukler, einen frechen Witzbold gehalten wurde, das hat ihn einmal aufs tiefste erschüttert. Es hat einerseits seinem Gefühl von der sinnlosen Unverbundenheit aller Menschen ein großartiges Beispiel geliefert, anderseits aber seine Theorie von der rein physischen Natur aller Lebenswerte in eine merkwürdige Verwirrung gestürzt. Im Grunde nämlich verwickelt sich der Mensch, der mich mit Worten überzeugen will, daß nur im Körper Lebenswerte ruhen, schon dadurch, daß er überhaupt spricht, in einen unlösbaren Widerspruch. Daß nicht bloß der körperliche Genuß, sondern auch irgendwelche Bedürfnisse geistiger Art den Menschen verbinden, das geht ja aus der Leidenschaft hervor, mit der auch der Leugner geistiger Werte Anhänger, verstehende Geister für seine Theorie sucht. In der Tat war Wedekind abwechselnd unglücklich glücklich und höhnisch vergnügt, verzweifelt und wütend darüber, daß man seine Lehren von dem alleinigen Wert der vollkommenen Körperlichkeit und von der vollkommenen Wertlosigkeit aller Kulturschranken gegen die menschliche Sinnlichkeit, daß man diese Lehren nicht ernst nahm. Er fühlte sich als der komische Märtyrer einer großen Idee, und — hier sitzt der tiefe Grund aller geistigen Wirrnisse in seinen späteren Werken — er merkte es nicht, daß er mit dieser durchaus geistigen Leidenschaft seine eignen Lehren widerlegte.

So bildete er die seltsame Figur eines Idealisten des Materialismus. Der verlachte Prophet wurde nun neben dem skrupellosen Verfechter starker körperlicher Instinkte seine zweite Hauptfigur. Am persönlichsten hat er das wohl in seinem Carl Hettmann ausgedrückt, dem Propheten der freien Geschlechtswahl zur Züchtung einer menschlichen Edelrasse. Der hinterläßt in seinem Buche »Hidalla« eine ähnliche Schönheitslehre, wie sie Wedekind in der »Mine-Haha« gegeben hat, und er erhängt sich, weil ihm, dem buckligen Schönheitspropheten, nach seinem großen Fiasko ein Zirkusdirektor den Antrag macht, dummer August bei ihm zu werden. Und kaum weniger deutlich ist die letzte Formulierung, die Wedekind aus dem biblischen Mythos von Simson gewonnen hat, dem Manne, dessen ganzes Heldentum am Weibe hing und verging, und der von Philistern verhöhnt wird, die er schließlich zermalmt. Als der bloß sehnsüchtige und verkannte Prophet der vollkommenen Körperlichkeit findet Wedekind nun Stoff in sich, seinen wirklichen Genies des taktfesten Körpers den problematischen Gegenspieler zu schaffen. »Die Menschen sind hopphopp oder etepetete« heißt es im »Marquis von Keith«, und das gleiche Stück enthält neben dem selbstbewußtesten Hochstapler und der ihm an instinktsicherer Selbstsucht noch überlegenen Anna den vorzüglichsten Typus der andern Gattung, den Ernst Scholz, vormals Graf Trautenau, der vor lauter idealistischen Bedenken so wenig mit der Welt zurechtkommt, daß er schließlich als seinen vernünftigsten Gedanken den Entschluß produziert, freiwillig in ein Irrenhaus zu gehen.

So führt Wedekinds Idealismus doch im Kreise in den Materialismus wieder zurück. Er entdeckt in seiner eignen Begeisterung nicht den Beweis für die sehr wesentlichen rein geistigen Bedürfnisse des Menschen, sondern nur in seinem Mißerfolg den Beweis für die Aussichtslosigkeit jedes Strebens, das nicht rein physischer Natur ist.

So wesentlich solch Dokument von der einen, isolierten Seite des Menschlichen nun erscheinen mag, die große Gefahr, die künstlerisch in dieser Gesinnung lag, war bald nicht mehr zu übersehen. Ein jeder Dichter lebt von der Bewegung, von der Eroberung immer neuer Lebensgebiete. Im Reich des Geistes gibt es wohl eine unendliche Zahl von Beziehungen, Aufgaben, Problemen, an denen sich künstlerische Leidenschaft immer neu entzünden kann. Der Körper aber ist letzten Endes eindeutig. Und wer den Körper um des Körpers willen liebt, dem droht deshalb sehr bald die Gefahr der Monotonie. Die Kunstübung aber,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die auf immer gleichen Bahnen läuft, fängt an, mechanisch, stumpf zu werden, weil sie des immer frischen und erfrischenden Anstoßes durch den Genius entbehrt, der hier mit einem neuen Stoffe ringt. Tatsächlich erscheinen viele von Wedekinds späteren Theaterstücken als solche stumpfe Wiederholungen. Nicht kleinere Gefahr bedroht aber seine Kunst gerade auch durch die andre Seite, die ideologische Leidenschaft, mit der er sich für seine antigeistige Theorie einsetzt. Die Verständnislosigkeit des Publikums, die Prüderie der Gesellschaft, auch die im Grunde so harmlose Zensur der Behörden — all das sind die Dinge, gegen die in allen späteren Stücken Wedekinds eine Polemik geführt wird, die seinen Stil immer trockener, begrifflicher, immer ärmer an lyrischer Kraft macht. Der wütende Wille, zu überzeugen, verdrängt in der Sprache des Dichters immer mehr das künstlerische Bedürfnis, zu erschüttern, und so bietet Wedekinds neuere Produktion, gleichsam zum unfreiwilligen Symbol seiner Gesinnung geworden, das groteske Schauspiel einer rein begrifflich vorgetragenen Polemik gegen alles Geistige, einen wütenden Versuch, logisch den Widersinn aller Logik, instinktlos die alleinseligmachende Kraft des Instinkts zu beweisen. Lange Strecken dieser wirren und doch ganz begrifflich trockenen Deduktionen scheinen uns gefühlsmäßig ganz tot — bis man sie eines Tags doch mal von dem Schauspieler Wedekind auf der Bühne sprechen hört.

Seit nämlich Frank Wedekind zu Ruhm und Erfolg gekommen ist — was ihn übrigens durchaus nicht hindert, die Rolle des schmählich Verkannten mit altem Pathos weiterzuspielen —, ist er wieder für seine eignen Stücke Schauspieler geworden. Nun ist er zwar keineswegs ein guter Schauspieler, kein Künstler, der die Töne menschlichen Leidens und menschlicher Freude findet, die unser Herz mitschwingen machen. Aber er ist ein ausgezeichneter, ein faszinierender Sprecher seiner Rollen, und er trägt die trockensten Begrifflichkeiten, die seine Fanatiker der Unmoral zu sprechen haben, mit einer solchen verbissenen Sachlichkeit, einer so fanatischen Energie vor, daß man doch wieder fühlt, wie hinter diesen Trockenheiten die ganze leidende Menschlichkeit eines besonderen Temperaments steckt.

Frank Wedekind, der jetzt sein fünfzigstes Jahr vollendet, hat freilich die Erwartungen derer, die einen neuen, großen Dramatiker erwarteten, enttäuschen müssen. Tatsächlich lebt in ihm ein heftiger Sinn für individuelle Freiheit, und er griff deshalb das Spiel der freien Individuen, die dramatische Form mit leidenschaftlicher Energie wieder auf. Aber mit menschlich bedeutendem Inhalt ist diese Form nur zu füllen, wenn dieser Wille zur Freiheit seinen sinnvollen Untergrund in einer geistigen Weltanschauung hat. Wenn etwas am Menschen frei ist, so ist es vielleicht das, was wir seine Seele nennen, aber ganz bestimmt nicht sein Körper, der in höchst sichtbarer Weise überall in den strengen Naturablauf eingegliedert ist. Das Merkwürdige an Frank Wedekind aber war, daß er die innerste Voraussetzung des Naturalismus, der Vererbungs- und der Milieulehre übernahm: die Schätzung des Physischen als des Entscheidenden, und daß er dann für diese ganz physischen Individuen doch Freiheit verlangte — eine Freiheit, die, wie der Verlauf all seiner Stückhandlungen unwillkürlich zeigt, freilich darauf hinausläuft, daß ihre Geschöpfe sich mit Notwendigkeit untereinander umbringen. So liegt in der ganzen Grundanlage der Wedekindschen Persönlichkeit ein grotesker Widerspruch.

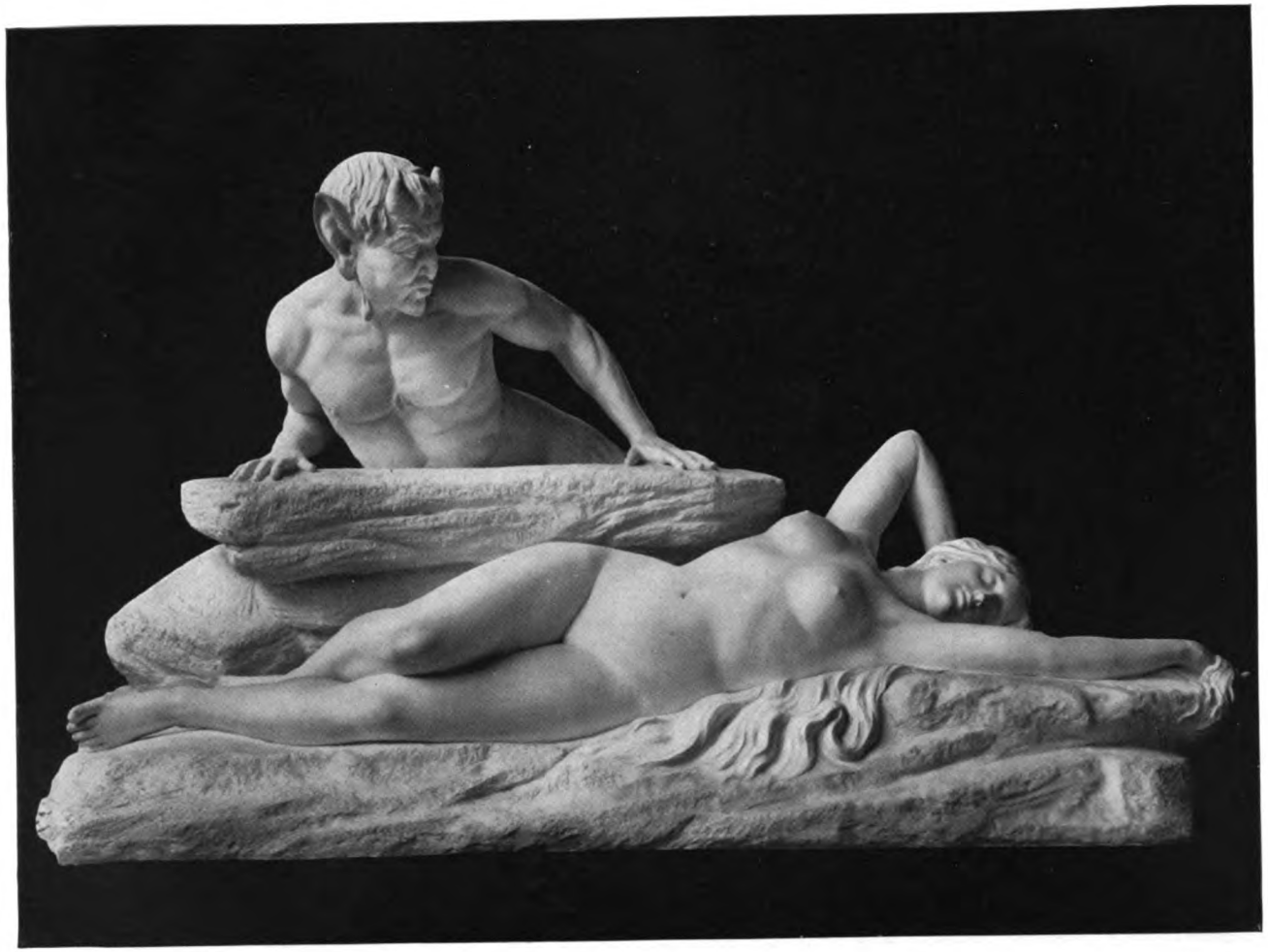
Was uns von Wedekind bleibt, ist abseits der großen Linie der Geschichte, die nun einmal die Geschichte des menschlichen Geistes ist, die gesonderte Gestalt eines Seltsamen, Zerrissenen und Besessenen, der für gewisse dunkle Verflechtungen unsrer Körperlichkeit, für vieles tierhaft Gebundene unsers Seins einen erschütternden Ausdruck gefunden hat, und der selbst mit seinem unselig doktrinären Eifer, mit der fanatischen Begier, das Widervernünftige zu lehren, das alleinige Recht des stummen Körpers zu bereden, als eine grotesk ergreifende Figur vor uns steht. Wie sein Carl Hettmann, der mit Hinkefuß und Buckel die »Moral der Schönheit« schreibt, so erscheint uns dieser von der fixen Idee besessene Prediger des ideenlosen Materialismus, wenn er als Prolog seines Erdgeistes mit Peitsche und Pistole vor die Rampe tritt und mit verzweifelter Anpreisung versichert:

Das wahre Tier, das wilde, schöne Tier,
Das, meine Damen, sehn Sie nur bei mir!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google



Arthur Schulz: Pan und Nymphe (Parkgruppe)

Photographieverlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Berlin-Steglitz

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2019-02-03 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wie sich Araber und Türken ihre Zukunft denken

Von Max Roloff
Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde

Denken? — Ein »Denken an die Zukunft«, wie wir Abendländer es tun, kennt der Orientale überhaupt nicht; er t r ä u m t nur von der Zukunft. Für einen Europäer ist es ungemein schwierig, diese Träumereien zu verstehen, denn der Orientale ist an sich schon schweigsam, dem Abendländer gegenüber aber noch besonders. Da helfen keine schönen Worte, keine gnädige Herablassung, kein Backschisch; man bekommt als Antwort auf alle Fragen nur banale Redensarten, die eigentlich nichts sagen. Will ein Abendländer in das intime Geistesleben des mohammedanischen Orientalen eindringen, so muß er selbst Orientale werden, das heißt orientalisch denken und fühlen können. Das ist nicht leicht, es gehört jahrzehntelange Übung, ein langes Zusammenleben mit Mohammedanern und eine mehr als oberflächliche Kenntnis des Islams dazu; außerdem muß man noch die Regel befolgen: Je weniger man fragt, desto mehr man hört.

»Allah alam«, d. h. »Gott weiß besser, was daran ist«, das ist das letzte Wort bei jeder ernsteren Unterhaltung mit Muselmännern. Als ich mich vor einigen Jahren an einen türkischen Kadi wandte, um einige Aufklärungen zu erhalten, bekam ich folgende Antwort: »O mein Freund, was du von mir verlangst, ist zugleich unnütz und schädlich. Obgleich ich alle meine Tage in diesem Lande zugebracht habe, ist es mir doch niemals in den Sinn gekommen, die Häuser am Orte zu zählen, noch mich um die Zahl der Bewohner zu bekümmern. Wieviel Waren der eine auf sein Maultier packt, der andre in seiner Barke unterbringt, das alles sind Gegenstände, die mich nichts angehen. Was nun die Vorgeschichte dieser Stadt betrifft, Allah allein weiß es, er allein könnte sagen, mit wieviel Irrtümern die Einwohner vor der Annahme des Islams vollgepfropft waren. Für uns wäre es gefährlich, sie kennenlernen zu wollen. O mein Freund, suche nicht das zu wissen, was dich nichts angeht!« Dieser Kadi ist ein großer Philosoph in seiner Art; für eine Gesellschaft aber, nicht so sehr für den Einzelnen, müssen die Folgen einer solchen Weltanschauung verhängnisvoll werden.

Will man etwas tiefer in die bei den Moslems vorherrschenden Geistesströmungen eindringen, so empfiehlt es sich, selbst als Mohammedaner aufzutreten, sich dementsprechend zu kleiden und seine ganze Lebensführung danach einzurichten. Am vorteilhaftesten ist es, so viel als möglich die Gesellschaft von solchen Hadjis aufzusuchen, welche erst vor kurzem aus dem heiligen Mekka zurückgekehrt sind. Mit andern Worten: man muß sich im Geiste nach Mekka versetzen, denn die Bedeutung, welche Mekka als Geburtsort des Islams, als geistiges Zentrum und Ziel der Wallfahrt durch alle Zeiten für die mohammedanische Welt gehabt hat, ist nicht im geringsten vermindert. Manche Hadjis halten sich wochenlang, andre einige Monate, wieder andre ein paar Jahre hindurch in Mekka auf; sie sehen bei dieser Gelegenheit, oft das einzige Mal in ihrem Leben, etwas andres von der Welt als ihr Geburtsland. Und welchen Gewinn bringt ihnen diese mit den zweckmäßigen Verkehrsmitteln der Neuzeit unternommene Reise? In ihre Heimat zurückgekehrt, bestärken sie ihre Landsleute in ihrem mittelalterlichen Glauben, sie spornen sie an zu gewissenhafter Erfüllung der Religionspflichten und bringen nicht selten die ersten Keime von Haß gegen die Ungläubigen in ihre von diesen beherrschte Heimat, wo solche Saat oft nur allzu üppig emporschießt. Die Höherentwickelten unter diesen Pilgern sind die Träger der »mohammedanischen Bildung«, im Gegensatz zu den »gebildeten Mohammedanern«, die mit Messer und Gabel essen, Halsbinden, Krawatten und Smoking tragen und in Gesellschaft mit ihren europäischen Freunden den Islam »reformieren« wollen. »Rechnet nicht, im allgemeinen wenigstens, auf die Dankbarkeit der mohammedanischen Frau, wenn ihr sie emanzipieren wollt, sie wird euch verspotten; oder auf die Dankbarkeit des mohammedanischen Sklaven, den ihr befreien wollt, er wird euch verfluchen!«

Der dies schreibt, kennt die mohammedanische Welt seit Jahrzehnten, aber er hat auf sei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ner letzten Reise durch die mohammedanischen Länder des Mittelmeeres mehr noch als sonst die erwähnten Ratschläge befolgt; er hat alles »Abendländische« zu Hause gelassen und ist mit dem Orientalen Orientale, mit dem Muselmann Moslem geworden. Zunächst führte mich mein Weg nach Algier und Tunis. In Algier, hoch oben an der Kasbah, von wo man eine herrliche Aussicht über die Stadt und das Meer genießt, sitzen sie noch wie ehedem, diese prächtigen Arabergestalten im weißen Burnus und mit schneeweißem Barte; mit melancholischer Stimme singen sie leise das alte Lied, das in der Übersetzung etwa folgendermaßen anfängt: »Strömet, meine Tränen, es ist alles verloren! Strömet wie die Wasserbäche nach einem großen Regen! Die Ungläubigen herrschen über uns. Allah hat uns seinen starken Arm entzogen; unsrer Sünden sind gar zu viel! Strömet, meine Tränen!«

Die Touristen besuchen in der Regel nur solche arabischen Kaffeehäuser, welche im Baedeker stehen oder für den Fremdenbesuch besonders eingerichtet sind; wo man nicht auf Matten mit untergeschlagenen Beinen, sondern auf Stühlen sitzt. Dort hört und sieht man wenig vom Volkstreiben. Will man das Volk kennenlernen, so muß man zur Nachtzeit die Kaffeehäuser besuchen, die sich in den engsten Gäßchen befinden. Freilich, betritt ein Europäer diese Kaffeehäuser, so hört die Unterhaltung sofort auf, und ein drohendes Schweigen tritt ein. Selbst Fremden gegenüber, welche sich als Araber kleiden und die arabische Sprache vollkommen beherrschen, ist man sehr vorsichtig; man muß sich durch wiederholten Besuch erst das Vertrauen der Leute erwerben, bevor die Unterhaltung wieder flott in Gang kommt. Es wimmelt nämlich von französischen Spitzeln in diesen Kaffeehäusern, ein unbedacht hingeworfenes Wort kann den Betreffenden auf Jahre hinaus ins Gefängnis führen. Nur in Constantine hörte ich mehrmals in Kaffeehäusern die laut ausgesprochene Äußerung: »Oh, hätten wir nur genug Gewehre, um die gehaßten Rumis zu vertreiben!« Den alten Weltmachtstraum wollen die Mohammedaner nicht aufgeben. In Kaffeehäusern, auf öffentlichen Plätzen und in den Vorhöfen der Moscheen ist es die Lieblingsbeschäftigung der Gläubigen, einem Erzähler zuzuhören, der aus alten vergilbten Büchern »alte Geschichten« von früherem Ruhm und Glanz der mohammedanischen Waffen vorliest. Bis zum Fanatismus steigert sich der Beifall der Zuhörer oft. An fleißiges Arbeiten denkt kein richtiger Moslem, er überläßt die Zukunft Allah. Die guten Schulen, die die Franzosen den Eingeborenen gegeben haben, sind nutzlos; mit ein paar oberflächlichen Kenntnissen begnügen sich die meisten.

Bei den eingeborenen Mohammedanern Tunesiens herrscht eine andre Stimmung; zum religiösen Fanatismus und zur Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen des Alltagslebens gesellt sich hier noch eine große Portion Selbstüberschätzung und Hochmut dem Andersgläubigen gegenüber. Tunesien steht unter französischem Protektorat, hat seinen eignen »unabhängigen« Fürsten, seine eignen Truppen und eigne Gerichtshöfe; kein Ungläubiger darf eine Moschee betreten — mit Ausnahme in der »heiligen« Stadt Khairouan, die von den Franzosen erobert worden ist; eingeborene Mädchen dürfen sich nicht als Fremdendirnen in der Regentschaft niederlassen. Geradezu naive Äußerungen hörte ich oft von Arabern, die über diese »Unabhängigkeit« sprachen; sie glauben, die Franzosen würden es nie wagen, Tunesien einfach zu einer algerischen Provinz zu machen. Die Franzosen lassen dies geschehen, kontrollieren die Kaffeehäuser auch wenig, so daß man in diesen und in den maurischen Bädern, wo man nach dem Bade gern noch stundenlang politisiert, oft kräftige Reden hört. Der gewöhnliche Mann, der nur selten eine Zeitung liest, glaubt nichts von dem Mißgeschick der türkischen Waffen; es ist alles gelogen, was die Zeitungen schreiben!

Anders freilich steht es mit den höheren Klassen der Araber in Tunesien; gemeint sind hiermit natürlich nur solche, welche, obwohl sie täglich mit Ungläubigen in Berührung kommen, dennoch dem Islam bis in die kleinsten Punkte treu geblieben sind. Diesen Leuten, wie überhaupt dem Araber, kann man nicht, wie dem Türken, die Fähigkeit zu logischem Denken absprechen. Früher richteten sich ihre Augen nach Stambul, von wo sie Hilfe und Errettung von den Ungläubigen erwarteten. Jetzt ist das anders. Sie sehen ein, daß von einem Aufstande mit den Waffen in der Hand gegen den ungläubigen Herrscher jetzt nichts Gutes zu erwarten ist; sie hoffen auf den Ausbruch eines europäischen Krieges, in dem sich die christlichen Großmächte untereinander zerfleischen und Frankreich nicht mehr eine genügende Anzahl Truppen in Nordafrika unterhalten kann. Ein angesehener Araber in Tunis sagte mir ganz offen: »Seitdem die Jungtürken unsern Kalifen abgesetzt und den Unglauben als die herrschende Religion eingeführt haben, erwarten wir nichts mehr von Stambul. Bei allen Arabern, von Syrien bis nach Marokko, gilt die Parole: Warten auf den günstigen Augenblick, wo wir Allahs Hilfe gewiß sind und wieder ein großes selbständiges arabisches Reich gründen können.« Also auch hier nur der alte Weltmachtstraum, keine Spur von stiller, bescheidener Arbeit, um das zerrüttete öffentliche und private Leben in moslemischen Ländern wieder aufzubauen. Daß sich der Weltmachtstraum nur dann verwirk-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen könnte, wenn alle Mohammedaner fest zusammenhalten und ihre alten Stammes- und Nationalitätsfehden begraben, so weit reicht das Denkvermögen auch dieses Mannes nicht, obwohl er fast in jedem Jahre einmal nach Mekka und nach Konstantinopel kommt.

Von Tunis führte mich mein Weg in das Innere Tripolitaniens, zunächst in das Hauptquartier des »Chefs des unabhängigen Tripolis«, des früheren türkischen Deputierten Sliman el-Baruni. Hier fand ich eine große Erbitterung gegen die Türken, weil diese mit Italien Frieden geschlossen und das Land den Ungläubigen preisgegeben hatten. Von dem Kräfteverhältnis der beiden Mächte hatte selbst ein Mann wie Baruni keine Ahnung; die Eingeborenen glauben, daß die Türken den Widerstand nur aufgegeben hätten, um Geld zu erlangen, sie fühlen sich verkauft und fluchen dem Türken. So groß ist ihre Naivität, daß sie meinen, endlich wird es ihnen doch gelingen, die Italiener zum Lande hinauszutreiben. Auffällig ist es, wenn man beobachtet, mit welcher Verachtung die Araber Nordafrikas dem Italiener begegnen; der Eingeborene haßt die Deutschen, Engländer und Franzosen in gleichem Maße, aber er achtet sie wenigstens. Die Mißachtung der Italiener hat ihren Grund in der Tatsache, daß der Italiener oft billiger arbeitet als der Sudanneger, und daß die Bedürfnisse des Sizilianers und Süditalieners oft geringer sind als die des eingeborenen Arabers.

Die einzigen Mohammedaner, die an eine Zukunft denken, dafür arbeiten und nicht alles Allah überlassen, sind die Senussi, die in der Kyrenaika dem weiteren Vordringen der Italiener energisch Widerstand leisten. Dieser für die gesamte Zukunft des Islams ungemein bedeutungsvolle Orden hat in den letzten Jahrzehnten in Afrika eine nicht zu unterschätzende Kulturarbeit verrichtet. Der Stifter des Ordens kaufte alle durch sein Gebiet ziehenden Negersklaven frei, siedelte sie in der Nähe seines Hauptordenssitzes an, unterrichtete sie im Islam, um sie dann als Missionare in ihre Heimat zurückzuschicken. Auf diese Weise wurde in wenigen Jahrzehnten der ganze Sudan und die Länder weit darüber hinaus dem Islam unterworfen. Mehr als 150 Ordenshäuser sind über das nördliche Arabien und Nordafrika verteilt; Brunnen wurden gegraben und Karawanenstraßen gebahnt, so daß für einen Anhänger dieses Ordens bei seinen Reisen in diesen Gebieten die größte Sicherheit besteht. Die Senussi dulden keinen Türken oder Ungläubigen in der Nähe ihrer Ansiedlungen; noch keines Europäers Fuß durfte bisher den Zentralordenssitz im Hinterlande der Kyrenaika betreten. Sie stellen in Wirklichkeit den Keil dar, der sich in das morsche Gebäude des türkischen Kalifenreiches hineinzwängt; die Wiederherstellung des Imamats, eines rein theokratischen Kalifats unter einem Araber, ist das Zukunftsideal der Senussi, welches Ziel die jeweiligen Ordensscheiks kaltblütig, in stiller, unscheinbarer Arbeit verfolgen, ohne sich jemals bloßzustellen und ohne irgendwelche politischen Verbindlichkeiten einzugehen, weder mit mohammedanischen Staatsoberhäuptern noch mit ungläubigen Regierungen.

Es ist äußerst schwierig, von einem Senussi etwas über die innere Einrichtung des Ordens zu erfahren. Die Disziplin des Ordens ist bewundernswert; keiner von den Ordensbrüdern, mit denen ich zusammentraf, plauderte aus der Schule. Im Gegensatz zu andern Mohammedanern ist den Senussi der Genuß von Kaffee und Tabak verboten, sie dürfen nur Tee mit selbsthergestelltem Zucker trinken (der weiße Zucker wird von den Ungläubigen fabriziert); auch das Tanzen und Singen ist ihnen verboten. Beim Gebet halten sie die Arme kreuzweise über der Brust, so daß Daumen und Zeigefinger der rechten Hand das linke Handgelenk umfassen, während die andern Moslems die Arme ungezwungen am Körper herunterhängen lassen.

Von der Kyrenaika kam ich nach Ägypten, nach Kairo. Es war mir nicht darum zu tun, nachzuforschen, wie sich die Stellung der Engländer in den letzten Jahren befestigt, noch zu ergründen, welche Pläne die englische Regierung und der britische Prokonsul Lord Kitchener haben. Die Stimmung der eingeborenen mohammedanischen Bevölkerung — im Lande selbst wie auch auswärts — kann man in Kairo ausgezeichnet studieren, wenn man sich in die berühmte Moschee und Hochschule Gamia ul-Ascher begibt und dort nicht nur eine Woche hindurch die Predigten und Vorlesungen der bedeutendsten mohammedanischen Gelehrten mit anhört, sondern gleich den übrigen zehntausend Studenten, die aus allen mohammedanischen Ländern hier zusammenströmen, auf einer Matte in den Säulengängen schläft und mit dem hier täglich als Almosen verteilten Brot fürliebnimmt. Ich hatte in früheren Jahren schon einmal fast sechs Monate hindurch so gelebt, ohne ein einziges Mal die Gamia ul-Ascher zu verlassen und mich in der Stadt zu ergehen, so daß ich mich jetzt mit Leichtigkeit wieder daran gewöhnte und es eine Woche lang aushielt. Hundertsiebenundfünfzig Professoren lehren an dieser berühmtesten mohammedanischen Hochschule in allen möglichen und unmöglichen Fächern; fünfzehn Jahre sind nötig, um alles zu erfassen. Derjenige, welcher so lange Zeit hindurch den Vorlesungen beigewohnt hat, ist für das praktische Leben überhaupt nicht mehr brauchbar und gehört in eine Irrenanstalt; die »große Kunst macht ihn rasen«.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einem Kolleg über mohammedanische Jurisprudenz behandelte u. a. ein Professor, wohl zum tausendsten Male (er hielt seinen Vortrag mit dem mohammedanischen Rosenkranz in der Hand) über den Fall Wardani. Noch immer können die »Rechtgläubigen« in Ägypten nicht vergessen, daß trotz dem Einspruch des Großmuftis der mohammedanische Mörder Wardani, der den christlichen Ministerpräsidenten Bubros Pascha getötet hatte, hingerichtet wurde. Es war das erstemal, daß in einem mohammedanischen Lande ohne Rücksicht auf das Scheriet-Recht ein Mohammedaner um eines Mordes an einem Christen willen öffentlich und rechtlich hingerichtet wurde. Die mohammedanische Presse nützte dies seinerzeit aus und predigte Haß gegen die Engländer in Ägypten; der Mörder Wardani wurde zum »glückseligen Märtyrer« gestempelt. Ein andrer Professor behandelte das Thema »Reliquien des Propheten Mohammed« (Allah sei ihm gnädig!). In jeder heiligen Nacht wird nämlich dem Propheten in seine Grabmoschee in Medina eine große Schüssel mit Wasser hingestellt; er erscheint dann in der Regel einmal im Jahre und nimmt seine Waschung für das große Freitagsgebet vor. Nun wurden kürzlich in diesem Wasser mehrere Barthaare (des Propheten) gefunden und alsbald dem Kalifen nach Konstantinopel zugeschickt; dieser ließ sie über einige als besonders heilig geltende Städte verteilen, und so war auch ein Haar nach Kairo gekommen, wo es als große Reliquie verehrt wird.

Daß ein solcher Unterricht nur geisttötend wirkt und alles logische Denken erstickt, liegt auf der Hand. Und doch gelten gerade die ehemaligen Studenten der Gamia ul-Ascher in der ganzen mohammedanischen Welt als die bedeutendsten Lehrer. Von irgendwelchen Zukunftsplänen für den Islam hört man von diesen Studenten nichts; die Zukunft überlassen sie als gute Moslems Allah. Als ich einem arabischen Studenten, der an der ägyptischen Augenkrankheit litt, den Rat erteilte, einen tüchtigen europäischen Arzt zu befragen, hätte mir das bald eine Tracht Prügel eingebracht. Die ägyptische Augenkrankheit ist sehr alt und findet sich im ganzen Orient; die Verheerungen, die sie schon angerichtet hat und noch immer anrichtet, sind furchtbar. Die Verbreitung geschieht meistens durch Unreinlichkeit; die eiterigen Augen der Kinder werden in der Regel nur selten gereinigt, so daß die Fliegen sich scharenweise daran festsetzen. Meistens sind die Kinder so daran gewöhnt, daß sie die Fliegen gar nicht mehr fortjagen; haben sich die Fliegen nun mit dem eitrigen Stoff vollgesogen, so übertragen sie den Giftstoff leicht auf andre Menschen. Leider fragt der Orientale selten oder nie nach der Ursache einer Krankheit, und selten trifft man einen Menschen, der tiefer darüber nachdenkt. Wohl die Hälfte der Studenten leidet an dieser Krankheit; die einen sah ich als Heilmittel Zwiebelkompressen, Rauch oder Tabak anwenden, andre träufelten sich Urin in das kranke Auge; von einem der europäischen Ärzte, deren es in Kairo genug gibt, wollten die Kranken nichts wissen.

Die Araber vergleichen ihre Halbinsel mit »einem Mantel aus Kamelhaar mit der Hand gesponnen, dessen Rand mit seinen Fransen besetzt ist«. Ein arabisches Sprichwort sagt, daß man in diesem Mantel mehr Ungeziefer findet als seidene Fäden. An dies Sprichwort mögen die Jungtürken schon oft gedacht haben; nicht nur, daß die freien arabischen Stämme von einer Bevormundung von Stambul durchaus nichts wissen wollen, auch die Ägypter haben sich verhältnismäßig schnell mit der englischen Herrschaft abgefunden und die früheren »Wohltaten«, die ihnen von Stambul aus zuteil wurden, vergessen. Die Jung-Ägypter suchten wohl eine Zeitlang Fühlung mit dem Komitee für Einheit und Fortschritt, doch sie sahen bald ein, daß sie nur vom Regen in die Traufe gekommen wären. Auffallend ist es, wie schnell sich gerade die Araber der englischen Herrschaft beugen; die britischen Behörden tasten nicht im geringsten die Sitten und Gebräuche der Moslems an, sie kokettieren nicht mit ihnen, wie die Franzosen, treten fest und zielbewußt auf und zwingen auf diese Weise dem Araber Achtung ab. In Indien ist freilich vieles anders, doch das liegt zum größten Teil an den dortigen sozialen Zuständen.

Ägypten war schon seit Jahren die Zufluchtstätte für osmanische und persische Elemente, die gezwungen waren, aus irgendwelchen Gründen ihre unter einer rein mohammedanischen Regierung stehende Heimat zu verlassen. Während meiner Anwesenheit in Kairo wimmelte es geradezu von Verbannten und Flüchtlingen, die infolge des an Mahmud Schefket Pascha begangenen Mordes den Staub der heimatlichen Erde von den Füßen geschüttelt hatten. Unter andern befand sich auch der Drusenfürst Jahja-Atrasch, der jahrelang den Aufstand in Hauran unterhielt, in Kairo; er ging fast täglich bei Lord Kitchener ein und aus, und es ist zu erwarten, daß seine Anwesenheit dort den britischen Einfluß auf einzelne Stämme des Inneren Syriens noch mehr verstärkt. Ein andrer täglicher Gast des Prokonsuls war der Sultan von Lahag, einem kleinen zu Jemen gehörigen Staate; in einer Unterredung, die ich mit ihm hatte, sprach er sich ganz offen für ein englisches Protektorat über Arabien aus. Das großzügige Ziel der britischen Regierung, das Kalifat in die Hände des ägyptischen Khediven zu spielen, ist den Arabern zum Teil schon in Fleisch und Blut

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übergegangen, wie ich mich in vielen Gesprächen überzeugen konnte; daran läßt sich nichts mehr ändern, und alles Bemänteln dieser Angelegenheit hilft nichts. Zum politischen Denken und Handeln ist eben der heutige Araber unfähig, das überläßt er ein paar hochstehenden Persönlichkeiten, die ihren Vorteil davon haben, und — den Engländern!

Der weitere Weg führte mich nach Bairut und Damaskus. Hier wie in ganz Syrien haben der Haß und die Abneigung gegen die Türken einen Grad erreicht, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Äußerungen wie »sie (die Türken) stiften Aufruhr, und dadurch wird unser Reich zerrüttet; sie sind die Herren, und wir sollen zu allem schweigen. Affen, die auf Sätteln sitzen, sind diese türkischen Barbaren« werden ganz offen in Kaffeehäusern getan. Die syrischen Kinder haben das altarabische Sprichwort fast immer auf den Lippen: »Wenn dich die Türken lieben, fressen sie dich; wenn sie dich hassen, töten sie dich.« Die türkischen Beamten und Polizisten sparen freilich auch nicht mit dem Schimpfwort »Sikdir arab fellah«, das sie den Syrern zurufen und das seiner krassen Bedeutung wegen hier nicht übersetzt werden soll. Zu einem vereinten Vorgehen gegen die türkische Herrschaft werden jedoch diese syrischen Araber aus eigner Kraft nie kommen. Der Syrer ist Ultra-Fatalist, es ist seine Art, die günstige Gelegenheit zu verpassen. »Es wird wohl nichts sein«, sagt er, wenn ihm Gefahr droht; hat er einen Erfolg in Aussicht, so prahlt er so lange damit, bis der günstige Augenblick vorbei ist. Die Engländer, Franzosen und Amerikaner nützen diesen Charakter des Volkes aus und machen sich die Leute finanziell und politisch immer mehr abhängig; sie haben damit in den zahlreichen Missionaren nicht zu unterschätzende Bundesgenossen. Die Schulen und höheren Lehranstalten der verschiedenen Missionsgesellschaften in Bairut haben große Erfolge zu verzeichnen; man trifft kaum einen Lastträger, der nicht wenigstens einige englische oder französische Brocken kennt. Zu selbständigem Denken haben diese Schulen die Syrer freilich nicht erzogen.

Kurz vor meiner Ankunft hatte man in der Nähe von Damaskus einen »Schatz« gefunden; über den Wert dieses Schatzes stritt man sich in allen Kaffeehäusern und in den Vorhöfen der Moscheen. Die einen sagten: der Stab Moses, das Schwert Salomos und das Kästchen mit den zehn Geboten, andre: ein Sack voll alter Scherben. Die Klügsten und Frömmsten waren wohl jene, die sagten: »Allah ist groß, er allein weiß es!« Die Armut ist in ganz Kleinasien entsetzlich groß; alles, was irgendwie zu besteuern ist, wurde besteuert. Wer noch etwas besitzt, hält es versteckt, denn er weiß, der türkische Steuerbeamte würde es ihm nehmen. Zu diesem äußeren Elend gesellt sich bei vielen ein unglaublicher Fatalismus. Ein junger Mann wurde von seinen Verwandten zu einem amerikanischen Arzt gebracht; dieser sah bald, daß das eine Knie in hohem Grade tuberkulös war, und schlug als einzige Rettung die Herausschneidung des erkrankten Gliedes vor, wodurch das Bein wohl steif bleibe, wenn auch in gestreckter Lage und also zum Gehen sehr wohl brauchbar sei. In einem Kaffeehause berieten sich die Verwandten mit andern Dorfbewohnern, was nun zu machen sei. »Was nützt es dem Kranken, wenn er das Bein nicht mehr beugen und strecken kann. Dann wird er zeitlebens nicht mehr beten können, dann wäre es besser, er stürbe gleich.« Die Mohammedaner müssen bei ihren täglichen Gebeten genau vorgeschriebene Körperbewegungen und Kniebeugungen machen, sonst ist das ganze Gebet wertlos. Die Operation unterblieb also, und man nahm den armen Kranken wieder mit in sein Dorf.

In Smyrna ist die Lage noch trauriger; hier ist nach den Niederlagen auf dem europäischen Kriegsschauplatz alles vollständig niedergeschlagen, das Volk ist geradezu stumpfsinnig geworden. Alle waffenfähigen Männer aus dieser Gegend Kleinasiens waren zur Front geschickt worden; keine Familie wußte, ob die Angehörigen noch am Leben seien, was ja begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß die Post in der Türkei schon in Friedenszeiten schlecht funktioniert. Hier konnte man auch die Niederlagen der türkischen Armee nicht so lange verheimlichen wie anderswo; hier mußte man die schrecklichen Nachrichten *glauben*. Die Frauen vergaßen alle Vorschriften des Islams und stürmten oft in die Kaffeehäuser, um irgend etwas über ihren Mann, Vater oder Bruder zu hören. Was haben diese türkischen Frauen? Sie ängstigen sich um ihre Lieben im Heere, sie verbringen in Ängsten und Sorgen ihre Tage und ihre Nächte; eine Begeisterung für das Vaterland kennen sie nicht; das Türkische Reich ist ihnen zu groß, ein so großes Vaterland können sie nicht erfassen und demgemäß nicht lieben. Die meisten trösten sich mit dem Gedanken, daß ihre Lieben für den Glauben leiden, und daß ihnen im Paradies ein schöner Lohn zuteil werde. Einen noch traurigeren Anblick gewähren die vielen armenischen Frauen; sie müssen nicht nur für ihre Männer und Söhne auf dem Schlachtfelde zittern, sondern sie fürchten noch Verfolgungen von den Türken, die ihnen auch noch das Letzte rauben.

In einer kleinen Moschee in Smyrna, die aber bis auf den letzten Platz gefüllt war, hörte ich eines Abends einen türkischen Mollah predigen über eine der vielen »Prophezeiungen« aus früheren Jahren. Er sagte u. a. folgendes: »Wenn der Auferstehungstag naht, so werden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorher zehn Zeichen geschehen. Das erste ist das Auftreten der »Gelben« (der Europäer). Die Moscheen werden zu jener Zeit sehr zahlreich sein, aber wenige werden darin beten, und die, welche beten, werden ohne Andacht sein. Die Frauen werden auf Pferden reiten wie die Männer und auch Wein trinken; sie werden in die Basare gehen und bei Fremden ihre Einkäufe machen und wie die Rinderherden auf den Straßen spazierengehen. Wenn dieser Zustand eingetreten ist, dann wird Allah den Ungläubigen die Weltmacht geben. Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt wird auf Adrianopel gerichtet sein. Darauf werden die Christen den Frieden brechen und 900 000 Ungläubige werden sich sammeln und den Islam überfallen. Dann wird der Mahdi kommen und die Herrschaft des Islams wiederherstellen.« Die Begeisterung der Zuhörer war sehr groß. »Allah wird es schon machen«, nur ruhig weiterschlummern, das ist der Wunsch der breiten Volksmassen auch hier. Weltmachtsträume haben nur noch die Draufgänger unter den jungtürkischen Führern, das Volk sehnt sich nach Ruhe, unter welcher Regierungsform dies auch sein möge, ja, wäre es auch unter den Ungläubigen. Seit dem Auftreten der Jungtürken ist in Anatolien kein kräftiger Mann mehr verblieben, der die dringend notwendige Land- und Gartenarbeit hätte verrichten können; bald mußten sie im Jemen, bald im Hauran, in Albanien oder in Mazedonien und Thrazien kämpfen. Die zurückgebliebenen Greise, Frauen und Kinder wurstelten sich durch, so gut oder so schlecht es eben ging, um nicht zu verhungern. Das Volk lechzt nach Ruhe! Und was ist aus dem ehemals so kräftigen, kerngesunden osmanischen Volke geworden? In Vorderasien, in Smyrna und Umgebung, in Anatolien und anderswo trifft man wohl kaum ein türkisches Haus, kaum eine türkische Familie, wo nicht der eine oder der andre an einer syphilitischen Krankheit leidet. Der jahrelange Aufenthalt der jungen Männer in Kriegs- und Friedensgarnisonen unter den verschiedensten Breitengraden, dem Familienleben vollständig entrückt, mußte dieser Seuche Vorschub leisten.

Und was denkt man in Konstantinopel über die Zukunft der Türkei? Man wird heute, nach der Wiederbesetzung Adrianopels, dort auch nicht anders denken als während meines Aufenthalts. Hier im alten Byzanz tritt es erst deutlich zutage, daß der Mohammedaner von der Hand in den Mund lebt, ohne nach dem Übermorgen zu fragen. Von irgendwelchen Idealen für die Zukunft ist hier nicht mehr die Rede; die Vaterlandsliebe, mit welcher sich die Jungtürken so gern brüsten, ist im Volke erstickt. Wie oft hörte ich in den Kaffeehäusern Stambuls die Bemerkung: »Noch zehn Jahre, und es ist alles aus!« Es mag sein, daß dies nur der Ausdruck der Stimmung war, die durch die Kette von Unglücksfällen, die über die Türkei hereingebrochen sind, erzeugt wurde. Aber es verdient bemerkt zu werden, daß ich in Konstantinopel auch bei hochgebildeten Türken, die freilich nicht zu den jungtürkischen Schwärmern gehören, nichts von einem Glauben an die politische Zukunft der Türkei gefunden habe; natürlich flüsterten mir diese ihre Meinung ins Ohr, denn das Spitzelsystem blüht heute in Stambul mehr als unter Abdul Hamid.

Wer über die große Brücke von Galata nach Stambul geht, der sieht in dem unablässig herüber- und hinüberflutenden Menschenstrom den einen Teil in irgendeine morgenländische Tracht gekleidet, den andern nach fränkischer Art. Alle ottomanischen Untertanen tragen seit bald einem Jahrhundert den roten Fes. Unter dem alten Regime galt es geradezu als ein Staatsverbrechen, wenn türkische Untertanen, die viele Jahre im Auslande gelebt, bei ihrer Rückkehr den Versuch machten, an Stelle des Fes den abendländischen Hut zu tragen. Die Alttürken, mit denen aber in diesem Sinne der gesamte Kleinbürger- und Bauernstand eins ist, betrachten es auch heute noch als Verrat der religiösen wie der staatsbürgerlichen Pflicht eines Türken, wenn er sich von dem Fes emanzipieren wollte; wer in dieser Hinsicht unter den kleinen Leuten einen gut konservativen Eindruck machen will, der wickelt sich noch ein buntes Tuch (die Mollahs ein weißes) um den roten Fes. Dem jungtürkischen Führer Achmed Rifa sagt man das Wort nach — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt —, der Sieg der freiheitlichen Ideen werde erst dann vollständig sein, wenn ein Türke mit dem Zylinderhut auf dem Kopfe über die Brücke von Galata gehen könne. Was diese Äußerung bedeutet, wird man ermessen, wenn man bedenkt, daß der Mohammedaner mit bedecktem Haupte bei den vorgeschriebenen Verbeugungen im Gebet mit der Stirn den Boden berühren muß; das ist natürlich nicht möglich für den, der einen europäischen Hut trägt.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß der Orientale den Europäer und seine Absichten schneller durchschaut, als dies umgekehrt der Fall ist; der Orientale weiß sofort, was dem Abendländer imponiert und was ihm mißfällt. Daher kommt es, daß sich ein Europäer, der den Orient besucht, so oft und so leicht täuschen läßt. Der Islam erlaubt, ja gebietet seinen Bekennern die Verstellung Andersgläubigen gegenüber, wenn es der Vorteil der Moslems heischt; im mohammedanischen Recht besteht ein besonderer technischer Ausdruck für diese Art Verstellung: Taqijah. Weil dies so oft übersehen worden ist, haben auch gründliche Beobachter in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mohammedanischen Ländern, die sonst als gute Kenner galten, häufig in völliger Unkenntnis wichtige Tatsachen übersehen. Das Sehen und das Schließen aus dem Gesehenen sind immer subjektiv; doch die sich als die Objektiven schlechthin gebärden, die »Nüchternen« und »Reinsachlichen«, liegen meist am übelsten in Fesseln.

Abgesehen von dem kurzen »Freiheitstaumel« vor sechs Jahren hat sich das Volk bisher nicht geäußert, und es wird auch vorläufig nicht hervortreten. »Der Türke zieht die Mütze über die Ohren und schläft weiter.« Über sein Leben und sein Vermögen wird von den Parteistrebern in Stambul gewissenlos verfügt, mögen sie sich nun Absolutisten oder Liberale, Zentralisten oder Autonomisten nennen; und dabei verläßt sich das Volk doch nur auf die Regierung. Wie sich der einfache Landbauer in Anatolien von seinen Grandseigneurs willenlos scheren läßt, so der einfache Mann aus dem Volke in Stambul von den Effendis. Ich war erstaunt, als ich sah, daß die Spielwut der Türken in Stambul während der letzten fünf Jahre außerordentlich zugenommen hat; die Kaffeehäuser sind oft bis zum frühen Morgen mit Spielern besetzt, und keine Polizei kümmert sich darum; es ist den Machthabern offenbar lieber, die Leute vertreiben sich die Zeit mit Spielen, als daß sie anfangen zu politisieren. Was man dem Türken auch nachsagen mag, Humor besitzt er, ganz im Gegensatz zum Araber, der die Welt als echter Semit mit scharfen Augen beobachtet, aber nicht imstande ist, sich mit den Widerwärtigkeiten des Lebens durch jenes erhabene Lächeln abzufinden, das das Wesen des Humors ausmacht, das aber freilich nicht selten zu jener Gleichgültigkeit führt, die der Feind alles Fortschrittes ist.

Haarsträubend, die jetzt im Volke herrschenden Ansichten über den Gebrauch des Alkohols kennenzulernen! »In unserm heiligen Buche«, sagte mir ein ehrsamer türkischer Sattlermeister, »ist nur der Wein verboten, sonst nichts; was die übrigen Spirituosen angeht, so kommt nur das Verbot des Rausches in Betracht. Solange wir von ihnen nur so viel genießen, daß wir nicht in den Zustand der Trunkenheit versetzt werden, sind sie nicht verboten.« Eine wundervolle theologische Erfindung! Selbstverständlich wird niemand, der sich durch Schnaps oder Bier angenehm angeregt findet, zugeben, daß für ihn die Gefahr des Rausches vorliege, und rechtzeitig aufhören aus religiösen Skrupeln; bekanntlich hält sich selbst der wirklich Schwerbetrunkene noch immer für nüchtern. War es früher Übertreibung, wenn einzelne Schreiber über türkische Verhältnisse vom verkommenen Schnapstürken sprachen, so trifft diese Bezeichnung für die heutigen Bewohner der Hauptstadt zu. Die Widerstandsfähigkeit der Türken gegen Versuchungen ist äußerst gering; was die »gebildeten« Effendis tun, ahmt der Mann aus dem Volke nach. Sekt, Münchner Bier und dergleichen sind freilich für ihn unerreichbare Genüsse, so greift er denn zum Glase Schnaps.

Mancher Leser wird diese Ausführungen, namentlich das Urteil über die Türken, hart finden. Und doch glaube ich mich einen Freund der Türken nennen zu dürfen; ich sehe sie auf Abwegen und möchte ihnen gern ein energisches Halt zurufen. Wie die gesamte Islamwelt, so träumen auch die Türken den alten Weltmachtstraum; sie können nicht lernen, bescheiden zu sein und in stiller, gemeinsamer Arbeit von hoch und niedrig, von Mann und Weib eine bessere Zukunft vorzubereiten. Solange die Mohammedaner nicht anfangen zu denken, solange sie nur träumen und das weitere Allah oder ihrer jeweiligen Regierung überlassen, ist an eine Neubelebung des islamitischen Orients nicht zu denken; diese Völker werden nur noch schlapper und zur Arbeit unfähiger werden, als es jetzt der Fall ist. Die Wiederbesetzung Adrianopels, die erst nach meiner Abreise aus Konstantinopel erfolgte, wird vielleicht für einen Augenblick den Türken und dem Islam etwas Energie verleihen; aber der Rückschlag wird bald eintreten. Weder Syrer noch Araber noch Kurden, alles Glaubensbrüder der Türken, sind gesonnen, Adrianopels wegen und den Türken zuliebe auf ihre gerechten Ansprüche auf Reformen zu verzichten. Hunderttausend brave Anatolier werden nun auch noch fernerhin in Europa festgehalten werden, und das schon so lange vernachlässigte Ackerland wird noch länger brachliegen.

Für den Diplomaten und für den Staatsmann ist der Islam ein Tagesproblem von riesenhaften Verhältnissen und mit sehr verwickelten Faktoren. Welcher Orientalist, der sich seit Jahrzehnten mit dem Islam und seinen Anhängern beschäftigt, möchte behaupten, er sei vollständig in das Wesen des Islams eingedrungen, er habe das innerste Wesen des Moslems erfaßt? Fürwahr, ein Menschenalter des eifrigsten Studiums und steten Umganges mit Mohammedanern genügt für einen Abendländer nicht, den Islam und den Moslem zu ergründen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Ricarda Huch — Bücher von und für Frauen — Literarische Notizen

Ricarda Huch

Zu ihrem fünfzigsten Geburtstage (18. Juli 1914)

Seit hier Eberhard Buchners Aufsatz über Ricarda Huch erschienen ist (Augustheft 1905), hat sich die Liste ihrer Werke um sieben Bände vermehrt,* ihr literarisches Charakterbild aber, früh gerundet und großzügig ausgeprägt wie eine altitalienische Medaille, ist nur in einem, freilich höchst bedeutsamen und wertvollen Zuge bereichert worden. Wir wissen jetzt, daß wir nicht nur eine tiefsinnige Romanschriftstellerin, eine liebenswürdig humoristische Fabuliererin und — wenn wir ihre weniger bedeutende Lyrik und Dramatik übergehen dürfen — eine glänzende, Wissenschaft und Kunst zu vollendeter Einheit verbindende Literarhistorikerin in ihr besitzen, sondern daß sie einstweilen auch allein die Erfüllung jener neuen epischen Stilkunst bedeutet, die an Stelle kleiner Objekte die große Anschauung großer Mächte und Persönlichkeiten setzen und unser Verhältnis zur Geschichte auf breiterer Basis mit weiterem Horizont und höherem Zenit gründen möchte.

Phot. Elvira, München

Ricarda Huch

Mit dem historischen Roman von einst, auch wenn wir an seine besten Vertreter denken, haben Ricarda Huchs »Geschichten von Garibaldi«, die zwei starke Bände füllen (»Die Verteidigung Roms« und »Der Kampf um Rom«), kaum noch etwas zu schaffen. Hier herrscht nicht mehr die bürgerliche, anekdotisch zugespitzte Episode, hier zielt alles auf eine geschlossene Gesamtanschauung einer Zeit, einer Kulturbewegung, einer Persönlichkeit. Der alte historische Roman war analytisch, das neue historische Epos ist synthetisch. Es streckt eine Hand hinüber zu dem ehrwürdigen Volksepos; nicht auf die Erfindung eben nur historisch gestützter Gestalten und Geschehnisse kommt es an, sondern auf die suggestive Vergegenwärtigung leibhaftiger, wirkender Menschen und sicher überlieferter Ereignisse. In der natürlichen Atmosphäre ihrer Zeit und Heimat werden die starken Persönlichkeiten oder das Volk insgesamt neu lebendig gemacht; aus ihrer Wurzel sollen sie erfaßt, bis in die feinsten Fasern ihres Wesens und Handelns begriffen werden. Die Phantasie, einst behaglich auf die ausschmückenden Elemente bedacht, treibt ihren Saft jetzt unmittelbar in den Stamm selbst. Es ist kein Ruhm mehr, spannende Verwicklungen zu erfinden und originelle Charaktere zu zeichnen; der Ehrgeiz gipfelt vielmehr in der Kunst der »historischen Phantasie«, d. h. in der Überzeugungskraft geschichtlicher Tatsachenwahrheit. Was dieser neue epische Stil will, ist die stärkste Verneinung der Novelle; nicht der scharf silhouettierte, hervorstechende Einzelfall, sondern das Gesamtbild in seiner Einheit und Geschlossenheit bildet sein Ideal: Geschichte in sich selbst verklärt.

Aus dem Bann der Romantik ist die Dichterin des »Ludolf Ursleu« und des »Vita somnium breve« hinausgeschritten zu einer Verherrlichung des wirklichen Lebens und des tätigen Anteils an der Welt. Weit realistischer als in ihren früheren Schöpfungen, gehorsam der historischen Wahrheit, nur mit Betonung und Ausmalung des Bedeutungsvollen, mit Ausscheidung oder Verdichtung des Nebensächlichen und in ihrer unvergleichlichen malerisch-plastischen Darstellungsweise, schildert sie — nie ohne dichterische Intuition! — zunächst die Vorgeschichte und die Hauptepisoden des wechselvollen Kampfes, den Garibaldi in den Jahren 1848 und 1849 um die ewige Stadt führte, darauf, im zweiten Bande,

* Die neueren Werke erschienen im Inselverlage, die älteren in der Deutschen Verlagsanstalt.

Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der im Jahre 1859 mit dem italienisch-französischen Kriege gegen Österreich einsetzt, die ruhmreichste Tat im Leben des italienischen Nationalhelden: die Eroberung und Befreiung Siziliens durch die Schar der »Tausend«, bis der Weg dann schnell bergab führt, hin zur Katastrophe von Aspromonte (1862), wo der Befreier Italiens von Soldaten des befreiten Landes verwundet und gefangengenommen wird ... Hier wie dort aber waltet die gleiche leidenschaftslose, hoheitsvolle Gelassenheit, die etwas von der großartigen Unbekümmertheit der Natur hat und ganz objektiv, ganz episch ist.

Dieses mannhafte, nichts weniger als bequeme und einschmeichelnde herb-realistische Verfahren hat die Dichterin fünf Jahre später (1912) aus der neuzeitlichen Einigungsgeschichte Italiens auf das Jahrhundert des »Großen Krieges in Deutschland« übernommen. Die historisch-sagenmäßige Behandlung großer nationaler Stoffe, hier zuerst aufs Vaterländische angewendet, darf sich diesmal freilich eines so dankbaren Stoffes, wie in den Geschichten von Garibaldi, nicht erfreuen, aber die dichterische Kraft der Anschauung, der Verlebendigung und Vergegenwärtigung eines ganzen Volkes ist noch gewachsen, so daß man diesen Zweibänder wohl ein Gegenstück zu Hauptmanns »Florian Geyer« hat nennen dürfen. Doch der Vergleich hinkt, denn aus diesen Darstellungen hebt sich kein Held hervor, es entwickeln sich überhaupt keine individuellen Schicksale mehr, und an die Stelle fest umschriebener Charaktere, die den Lauf der Ereignisse bestimmen, treten allgemeine historisch-menschliche Zusammenhänge und Verkettungen, vor denen der Mensch zum Objekt herabsinkt. Auswahl, Gliederung, Abstufung, Gruppierung, Wertung und Steigerung der Ereignisse untereinander, mit einem Wort: Komposition ist alles, und wenn stilvolle Architektur für das Epos die höchste Kunststufe bedeutet, so ward sie hier erreicht. Über die historische Zuverlässigkeit der Zeichnung ist viel und heiß gestritten worden. So viel aber scheint gewiß: sentimentale Empfindungen aus der Gegenwart hat Ricarda Huchs objektive Kunst ihrer Darstellung fernzuhalten gewußt: diese Bilder ruhen allein in den Angeln ihrer eignen Zeit und Weltanschauung. So stählern die Hand aber auch sein mag, die diese düster schwelenden Bilder aus deutscher Zerrissenheit geballt hat, die Lyrik, die seelische Innigkeit fehlt auch diesem Werke nicht. Zumal in den Landschaftsschilderungen, die das Ganze durchweben, sprengt sie öfter den Riegel spröder Verhaltenheit. Wer die architektonischen Schönheiten allein als Ausweis dichterischer Größe nicht gelten lassen mag, der nehme die Gewißheit, bei einer auserwählten Dichterin zu Gaste zu sein, aus diesem freundlichen, doch immer organischen Schmuck, der wie Blumen aus den grausamen Trümmern der Zerstörung heraufblüht. F. D.

Bücher von und für Frauen

Eine ungeheure Literatur über den Anteil der Frau am öffentlichen Leben ist in verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden; um so dringender das Bedürfnis nach einer knappen, übersichtlichen und objektiven Zusammenfassung. Solch gedrängte, aber doch persönlich belebte Behandlung gibt Gertrud Bäumer, die unter den Schriftstellerinnen der modernen Frauenbewegung einen hervorragenden Platz einnimmt, unter dem Titel Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart im fünften Bande des von Lamprecht und Helmolt herausgegebenen Sammelwerkes »Das Weltbild der Gegenwart« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 6½ ℳ). Gründliches Wissen und klarer Blick bewahren sie vor allem Doktrinären, Fanatischen und Utopistischen, das so manchen, besonders den politisch tätigen Vorkämpferinnen der Bewegung anhaftet. So versteht sie es denn auch, das menschlich Berechtigte, das politisch und nationalökonomisch Notwendige in der Frauenbewegung überzeugend herauszuarbeiten. Den gewaltigen Stoff, bei dem sie aus praktischen wie inneren Gründen vor allem die deutschen Verhältnisse berücksichtigt, hat sie in zwei große Hauptabschnitte: »Die neuen Tatsachen« und »Die neuen Anschauungen«, gegliedert. Im ersten behandelt sie »Die Frau und die Volkswirtschaft«, ihre Stellung und Tätigkeit in Haus und Beruf, und »Die Frau in Staat und Gesellschaft«, ihre Arbeit auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und der Wohltätigkeit, in der gesetzlichen Berufsvertretung, in Gemeinde und Staat. Der zweite Abschnitt führt uns die eigentliche Frauenbewegung nach ihren geistigen Grundlagen, ihren Zielen und ihrer Organisation vor und gibt einen Überblick über die Stellung der modernen Gesellschafts- und Staatstheorien zur Frauenfrage. Immer tritt uns aus dieser Darstellung auch die fein und warm empfindende Frau entgegen, die nie vergißt, daß menschliche Dinge auch menschlich begriffen werden wollen.

*

Das Frauenbuch. Unter Mitwirkung sachkundiger Frauen herausgegeben von Eugenie von Soden (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung; geb. ℳ 4.50). Der dritte und letzte Band des »Frauenbuches«, dessen früher erschienene Bände Frauenberufe und Ausbildungsstätten sowie die Frau als Mutter, Gattin und Hausfrau behandelten, befaßt sich haupt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sächlich mit dem Wirken der Frau im öffentlichen Leben und mit den Aufgaben, die ihr dort zufallen. Auch hier sind die einzelnen Kapitel von sachverständigen Frauen geschrieben, die sich durch ihre soziale Arbeit bereits einen Namen gemacht haben. Die Herausgeberin selbst eröffnet den Band mit einem allgemeinen Aufsatz über die rechtlichen Grundlagen unsers öffentlichen Lebens. Dann folgt eine umfangreiche Abhandlung von Dr. jur. Marie Raschke über die rechtliche Stellung der Frau und Mutter und über alles, was die Frau vom Bürgerlichen Recht wissen muß. Martha Voß-Zietz tritt in ihrer Abhandlung »Die Frau in der Politik« energisch für das Frauenstimmrecht ein. Über die verschiedenen Gebiete der sozialen Frauenarbeit, die alle eingehend berücksichtigt werden, berichten Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner, Auguste Kirchhoff u. a. Eugenie von Soden beschließt den Band mit einer Rundschau über die deutsche Frauenbewegung, worin noch einmal all die mutige Energie, gediegene Sachlichkeit und vorwärtsdrängende Begeisterung der Frauenwelt von heute eine zusammenfassende Würdigung findet.

*

»Die Bücher der Frau« nennt sich eine neue, bei der Union (Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) erscheinende Büchersammlung, die für die gebildete Frauenwelt bestimmt ist. Sie soll in zehn Bänden alles das behandeln, was der Frau von heute wertvoll und nützlich sein kann, und so gewissermaßen einen eisernen Bestand für sie bilden. In der Sammlung spricht der Arzt wie die umsichtige moderne Hausfrau und Mutter, die Dame der Gesellschaft und die schöngeistige Frau wie die erfahrene Köchin und Kunstgewerblerin. Erprobte und gewandte Mitarbeiter sind dafür gewonnen worden. In den beiden ersten (zusammenhängenden) Bänden behandelt der Berliner Frauenarzt Dr. W. Liepmann mit Hilfe zahlreicher instruktiver Abbildungen alles das, was die Frau von Körper und Kind wissen muß (geb. je 4 ℳ); das Programm der weiteren Bände stellt sich folgendermaßen dar: 3. Dr. Hessen, Wege zur Frauenschönheit; 4. B. Schulze-Smidt, Billiger Haushalt; 5. E. Krukenberg-Konze, Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit; 6. A. v. Gleichen-Rußwurm, Die gebildete Frau in Literatur, Kunst und Wissen; 7. Laura Frost, Zu Hause und in der Gesellschaft; 8. Hedwig Heyl, Behagliches Heim; 9. R. Szczesny, Rezeptschatzkästlein für die praktische Frau; 10. Kleffel von Westernhagen, Gesunde Küche. Wie die beiden ersten Bände, so sollen auch die meisten andern mit Abbildungen geschmückt sein.

Aus Rahel Levins Briefen hat Dr. Augusta Weldler-Steinberg die Entwicklungsgeschichte dieser so anregungskräftigen Frauenpersönlichkeit zusammengestellt, und der Verlag von Kiepenheuer in Weimar hat durch gefällige Ausstattung dafür gesorgt, daß der Band zu einem hübschen Geschenkwerke geworden ist. In gleicher Ausstattung und ähnlich aufgebaut haben wir daneben zugleich eine Biographie der Henriette Herz von Dr. Hans Landsberg bekommen. Im Briefwechsel mit Börne, Humboldt, Schleiermacher u. a. offenbart sich hier rückhaltlos die Seele dieser geist- und gemütvollen Frau, spiegelt sich ihr berühmter Berliner Salon, der eine Weile der Mittelpunkt des geistigen Lebens in der preußischen Hauptstadt war. Viel ungedrucktes Material tritt zum erstenmal hervor, und es ist keineswegs die Persönlichkeit der Heldin allein, es ist ihr ganzer Freundeskreis und ein gut Stück ihrer Zeit überhaupt, was in diesem mit charakteristischen Porträten geschmückten Bande lebendig wird.

Madame de Staëls berühmtes Buch »Über Deutschland« hat Paul Friedrich in Auswahl und mit Einleitung gleichfalls bei Kiepenheuer und in derselben Ausstattung herausgegeben, so daß man mit diesen drei Büchern zusammen, denen übrigens in nächster Zeit gleich ansprechend ausgestattete Bände verwandten Inhalts folgen sollen, schon den Grundstock zu einer historischen Frauenbibliothek legen kann. Auch die Memoiren der Frau von Staël haben wir neuerdings in sorgsamer Bearbeitung von Gertrude Kircheisen erhalten (Berlin, Morawe & Scheffelt). Man darf wohl sagen, daß diese bedeutendste französische Schriftstellerin ihrer Zeit der Romantik erst Theorien, Ideen und Kritik verliehen hat. So wird man guttun, die beiden wichtigsten Dokumente ihres Denkens und Schaffens neben die übrigen Bücher der Romantik zu stellen.

*

Von Frauendenkwürdigkeiten aus neuer Zeit können wir nur drei oder vier Bücher empfehlen. Da sind zunächst die Erinnerungen der Freifrau Hildur Marschalck, geb. Freiin Wedel-Jarlsberg, die Else Freiin von Hammerstein bei Martin Warneck in Berlin unter dem Titel »Eine Norwegerin auf deutschem Boden« herausgegeben hat, und die uns bald eine außerordentlich eigenkräftige Persönlichkeit von seltener Frische und Tiefe, Tatkraft und Menschlichkeit lieben lehren; sodann die jetzt neu bearbeiteten Erinnerungen Adelheid von Schorns, die mit Abbildungen, namentlich Bildnissen, geschmückt, bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart unter dem Titel »Zwei Menschenalter« erschienen sind. Sie erstrecken sich von den dreißiger Jahren bis in unsre Tage und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben Weimar und Rom zu Mittelpunkten ihrer Ereignisse und Beobachtungen.

Ein zwar ganz anders geartetes, aber nicht minder ernstes und gehaltvolles Buch ist das »Tagebuch einer russischen Frau«, das Charlotte Pingoud übersetzt hat (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Die passive Heldin dieser meistens höchst temperamentvoll niedergeschriebenen Tagebuchblätter ist eine typisch russische Frauengestalt mit all der Leidenschaft, aber auch mit all der Zwiespältigkeit, die für die denkende russische Frau bezeichnend. Es ist eine Geschichte des Leidens am Leben und an sich selbst, die hier in echt dramatischer Form erzählt wird, und das Rußland der letzten fünfundzwanzig Jahre, soweit das intellektuelle Leben solcher Empfindungsmenschen auf die zähe Masse dieses Staates Einfluß hat, strahlt aus dem merkwürdigen Büchlein mit flimmernder Lebendigkeit wider.

Durch »Fünfzig Jahre Krieg und Frieden« geleiten uns die Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau, die Abda Freifrau von Liliencron, geb. Freiin von Wrangel kurz vor ihrem Tode niedergeschrieben hat (Berlin, R. Eisenschmidt). Als Gemahlin eines Offiziers des 3. Garde-Ulanenregiments erzählt sie in anheimelnder Weise von ihrem Familien- und dem gesellschaftlichen Leben in Potsdam, aber auch von den sorgenvollen Stunden, die die persönliche Pflege des in Frankreich schwer krank daniederliegenden Gemahls ihr brachte. Früh Witwe geworden, sucht sie Trost und Befriedigung in unermüdlich sich betätigender Nächstenliebe, die vor allem unsern Truppen in Südwest gilt. Von diesem Felde ihrer vaterländisch-humanitären Tätigkeit haben die »Monatshefte« früher selbst einige ihrer Erinnerungen gebracht. Hier entrollt sich ihr ganzes Leben, das Leben einer tapferen, vorbildlichen Offiziersfrau, die glühende Vaterlandsliebe mit milder Menschlichkeit zu vereinigen weiß.

*

Im Ruderboot durch Deutschland — das wäre an sich noch nichts Besonderes. Ist schon öfter dagewesen und auch mit Feder und Zeichenstift geschildert worden. Aber die Sache bekommt sofort ein andres Gesicht, wenn man erfährt, daß es eine Dame, eine alleinfahrende Dame ist, die wochen- und monatelang ihr Boot lenkt, und daß diese Dame nicht eine von den allerjüngsten kecken »Wandervögeln« ist, die ihre frühflügge Selbständigkeit als Erbgeschenk schon in die Wiege gelegt bekommen, sondern ein gesetztes Fräulein, dessen Geburtsjahr vor unsern nationalen Einigungskriegen liegt. Was aber am Ende doch das Bemerkenswerteste an diesem bei S. Fischer in Berlin erschienenen und mit 16 Abbildungen hübsch ausgestatteten Buche bleibt, weil es das Entscheidende für den Leser: diese Dame weiß nicht nur mit Ruder und Zeltpflöcken umzugehen — wie manche Nacht hat sie am Ufer in menschenferner Einsamkeit kampiert! —, sie weiß auch die Feder zu führen, und es ist eine Lust, sie erzählen zu hören. Die »Gegenden«, durch die sie kam, die Fahrten auf der Havel, Werra, Weser, Oder, sind nicht gerade verschrien wegen ihrer »Sehenswürdigkeiten«, doch wie Meister Fontane Goldkörner in des »Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse« gefunden hat, so versteht seine couragierte Berliner Landsmännin auch der schweigsamsten Ortschaft, dem verschlafensten Winkel, dem müdesten alten Bauwerk ihre eigentümlichen Reize abzusehen und ihre verklungenen Geschichten abzuhören. Wie lebt das alles vor uns auf! Mit welcher offenen Vertraulichkeit kommt es uns an der Hand dieser Kultur- und Landschaftspförtnerin entgegen! Wie frei und fröhlich atmet es sich vor diesem Freiluftbuche, das auch seine vielleicht mühsam erforschte Geschichts- und Kulturweisheit auf leichten, anmutigen Händen darbietet, unter Wasserlilien, Goldhafer und Honiggras versteckt, als hätte die Verfasserin auch dies mühelos vom Boot aus gepflückt, so im Vorübergehen!

*

Gertrud Storms Lebensbild ihres Vaters Theodor Storm ist mit einem zweiten Bande nun zur Vollendung gediehen (Berlin, Karl Curtius). Es ist ein ganz persönliches, an familiengeschichtlichem Material, Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen äußerst reiches Werk, das wesentlich dem Menschen Storm gilt, das aber von hier aus, wie es seiner ganzen Art und Kunst nach selbstverständlich, auch für die tiefere Erkenntnis des Dichters viel Neues und Erhellendes beizusteuern hat.

Literarische Notizen

Nichts leichter heute, als sich eine gute, gewählte Unterhaltungsbibliothek zusammenzustellen, in der nicht gerade immer die bedeutendsten, aber doch die bekanntesten, berühmtesten und auch für uns noch fesselndsten Roman- und Novellenbücher der Weltliteratur vertreten sind. Man braucht sich dabei nur von einer jener Sammlungen leiten zu lassen, die bei verschiedenen Verlegern, meistens in gediegener Ausstattung und zu höchst bescheidenen Preisen, nach und nach erscheinen: etwa bei Hesse & Becker in Leipzig. Dort gibt es seit einiger Zeit in dem gleichen lila Einband eine Reihe von »Romanen der Weltliteratur«, wobei der Nachdruck auf die noch heute lebendige Wirkung der ausgewählten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werke gelegt ist. So gibt es dort von Auerbach den sozialen Roman »Auf der Höhe«, von Alexis den »Roland von Berlin«, den »Falschen Woldemar« und natürlich die »Hosen des Herrn von Bredow«, von Brachvogel den Musikantenroman »Friedemann Bach«, von Hamerling die »Aspasia«, von Scherr den »Michel«; aber auch berühmte Romanbücher fremder Literaturen fehlen nicht: Bulwers einst so heißhungrig verschlungene »Letzte Tage von Pompeji« stehen wieder auf, Cooper schickt seine »Freibeuter«, Dickens den »Oliver Twist«, Marc Twain den »Tom Sawyer« und »Huck Finn«, Wallace den »Ben Hur«, Cervantes den »Don Quijote«, Sienkiewicz sein »Quo vadis?«, aber zur Freude stillerer Gemüter auch Jacobsen seinen »Niels Lyhne« und Selma Lagerlöff ihr »Jerusalem« aufs neue in die Welt.

Mehr auf feinere literarische Reize ist die ebenfalls bei Hesse & Becker erscheinende Sammlung von »Meister-Novellen neuerer Erzähler« gestellt. Heyse und Laistner mögen in ihrem einstmals blühenden Novellenschatz in der Auswahl und Gruppierung programmatischer vorgegangen sein, aber auch hier wird man so leicht keinen der Namen vermissen, an die sich der bescheidene Ruhm unsrer gegenwärtigen Novellistik knüpft. Von älteren Meistern der Erzählung grüßen uns Anzengruber, Wilhelm Jensen, Adolf Stern, Detlev von Liliencron, Adolf Pichler, Otto Roquette, Ernst Eckstein, Ilse Frapan, Peter Rosegger, Marie von Ebner-Eschenbach, von jüngeren bringen Clara Viebig, Ricarda Huch, Rud. Greinz, Albert Geiger, Wilh. Arminius, Lienhard, Zahn, Bartsch, Ertl, Wilh. Fischer, Julius Havemann, Ossip Schubin, Strobl, Hermine Villinger, E. von Wolzogen, Kurt Münzer, Hugo Salus u. v. a. ihre wechselvollen Gaben dar, und es ist auffallend, aber ehrenvoll für beide Teile, daß fast keiner dieser zehn Bände (geb. je 2½ *M*) ohne wenigstens eine Novelle aus Westermanns Monatsheften auskommt.

*

Deutsches Sehnen und Kämpfen. Ein Wachau-Roman von Karl Bienenstein (Stuttgart, Bong & Ko.). Die herrliche Donaulandschaft zwischen Melk und Krems, vor allem das romantische Dürnstein ist der Schauplatz, auf dem sich die leidenschaftlich bewegte Handlung dieses Romans abspielt. In ihrem Mittelpunkt steht ein junger katholischer Priester, Franz Langmann, von seiner Mutter zur Sühne ihres Fehltritts dem geistlichen Stande geopfert. Aber in seinen Adern fließt das Künstlerblut seines Vaters, und es entsteht ein harter Kampf zwischen Priestertum und Sehnsucht nach freiem Künstlerleben, der noch dadurch verstärkt wird, daß in dem jungen Priester eine tiefe Liebe zu der Nichte seines Freundes, eines Malers, erwacht und der nationale Kampf zwischen Deutschen und Tschechen, die auch die schöne Wachau erobern möchten, ihn gegen den Wunsch seiner Vorgesetzten auf die Seite der Deutschen drängt. An der Bahre der Mutter findet Langmann seinen Vater, den berühmten Künstler Steinberger, und dieser führt ihn nun ins freie Leben hinein. Alle Personen sind mit treuem Griffel dem Leben nachgezeichnet, die Probleme, seien sie nun rein seelische, künstlerische oder politische, sind scharf erfaßt und nötigen den Leser zu warmer Teilnahme. Die Schilderung der Wachau verrät in jeder Zeile den begeisterten Naturfreund.

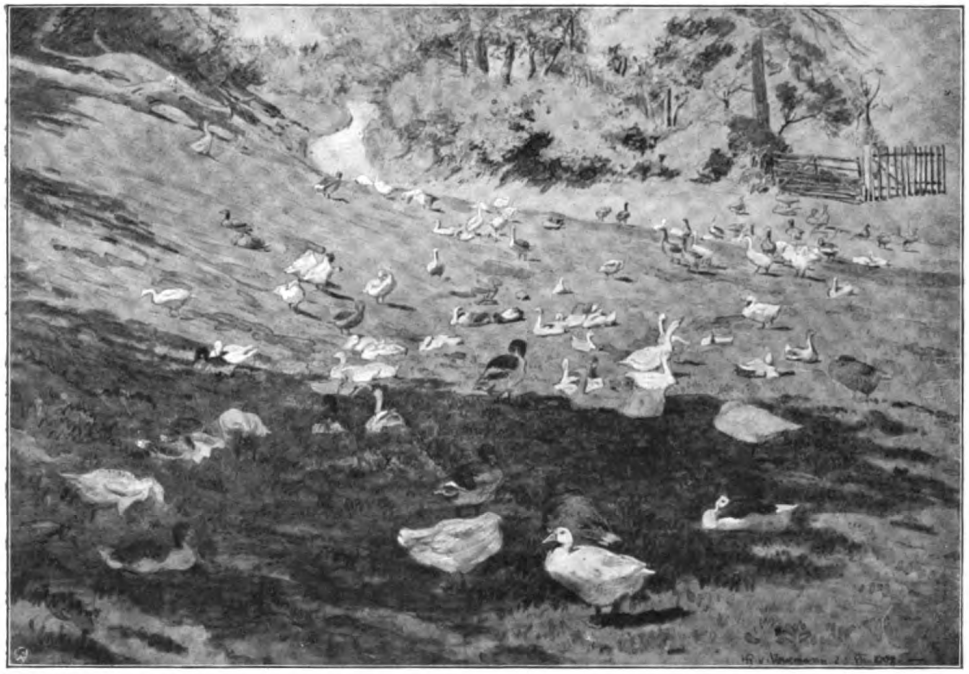
*

In den Fußtapfen Wilh. Heinr. Riehls, des unvergeßlichen Erziehers zur Volks- und Heimatliebe, wandelt eine neue Sammlung von Landschafts- und Volkstum-Monographien, die unter dem Titel »Deutsche Wanderungen« von der Berliner Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege bei Westermann in Braunschweig herausgegeben wird. Mit Führern und Leitfäden haben diese frisch geschriebenen und hübsch ausgestatteten Bändchen nichts zu schaffen: sie wollen nicht lehren und leiten, sondern den Leser unmittelbar teilnehmen lassen an den Naturschönheiten, den geschichtlichen und volkskundlichen Schätzen, die jede Landschaft von nur einigem Charakter aufzuweisen hat. Und wie für Riehl all sein Wandern ein Suchen nach den tieferen Zusammenhängen des völkischen Gesamtgeschehens war, so sind auch all diese Bändchen, das Josef Galles über die Lüneburger Heide, das Paul Schneiders über Kyffhäusergebirge und Unstruttal, die Westpreußischen Wanderungen von Alb. Luntowski, die Schilderungen Christ. Jensens von der nordfriesischen Inselwelt, die Darstellungen, die Karl Meyer-Frommhold vom Riesengebirge und Müller-Rüdersdorf vom Isergebirge und seinem schlesischen Vorland entwerfen, durchpulst von der Liebe zum deutschen Volkswesen.

*

Die Erinnerungen zweier österreichischer Offiziere aus den sechziger Jahren, politische Denkwürdigkeiten, aus denen wir im Juni- und Juliheft einen Auszug gebracht haben, sind jetzt unter dem Titel »Als Venedig noch österreichisch war« in Buchform bei Rob. Lutz in Stuttgart erschienen (Memoirenbibliothek, 5. Serie, 3. Band; geh. 6, geb. *M* 7.50). Ihrer schon damals gegebenen Charakteristik und Empfehlung haben wir nur noch hinzuzufügen, daß das Buch auch mit zeitgenössischen Bildnissen, Marinebildern und Karten ausgestattet ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Hans von Volkmann: Gänseweide. Aquarell

Typ. Hermann Boll, Berlin

Von Kunst und Künstlern

Franz Hoffmann-Fallersleben: Westfälisches Dorf; Gartentor; Prozession an der Waldkapelle — Franz Eichhorst: Im Korn — Karl Krafft: Boote am Havelufer — Clemens Oskar Schanze: Weibliches Bildnis — Ludwig Habich: Betender Knabe — Arthur Schulz: Pan und Nymphe — Hans von Volkmann: Gänseweide — August Lüdecke: Sommertag — Walther Bondy: Kinderbildnis

Franz Hoffmann-Fallersleben, der nun auch schon betagte Sohn unsers vaterländischen Sängers, tritt den Lesern in diesem Hefte mit drei Bildern entgegen, die auch gute Kenner seiner Art und Kunst nicht gleich auf den ersten Blick als Schöpfungen seines Pinsels ansprechen werden. Denn für gewöhnlich schwingt in den Bildern dieses Malers irgendeine sagenhafte, geschichtliche, volkskundliche oder auch literarische Reminiszenz mit. Namentlich in Westfalen, wo ihm in Corveys alten Mauern ererbte fürstliche Freundschaft stets eine gastliche Herberge für friedliche Arbeit bereithält, hat er mit Vorliebe solche Stätten gemalt, die zuvor schon der Genius der Sage oder der Dichtung, wenn nicht mit strengerer Hand die Göttin der Geschichte geweiht hatte. Eines Dichters Sohn kann und will nun mal auch als bildender Künstler die literarische Abstammung nicht verleugnen, obgleich sie in der Kunstkritik augenblicklich recht niedrig im Kurse steht. Ein Bild soll sich selbst erklären, womöglich ganz ohne Unterschrift bleiben, jedenfalls keinen Kommentar oder gar gleich eine Geschichte fordern. Hoffmann-Fallersleben kennt diesen Zeitgeschmack sehr gut, und wer einmal die Freude hatte, mit ihm die schier unerschöpfliche Studiensammlung seiner Atelierschränke durchzugehen, der glaubt ohne weiteres, daß es ihm ein leichtes wäre, sich dieser Kunstmode anzupassen. Aber er ist nun mal einer von den Phantasiebegabten, dem die Externsteine im Teutoburger Wald oder das Kreuz bei Dreizehnlinden oder auch Goethes Gartenhaus im Weimarer Park mehr sagen als ein beliebiger Felsblock am Wege oder eine im Blau vorüberschwebende Abendwolke. Manchmal hat er sich von solchen literarischen oder mythologischen Motiven wohl geradezu leiten lassen auf seinen unermüdlichen Malerfahrten durch Nord und West, ist etwa den Spuren Annettens von Droste-Hülshoff oder auch denen seines Vaters, Freiligraths und Wilhelm Raabes nachgegangen.

Aber — und damit kommen wir auf unsre drei Blätter zurück — er braucht diesen Stab nicht. Er weiß das Malerische auch zu sehen und festzuhalten, wenn es schlechthin ein westfälisches Dorf ohne poetische Vergangenheitsstaffage ist, vor dessen Straße er seine Staffelei aufstellt, wenn ihm auf der Wanderung plötzlich ein Gartentor begegnet, das ihn durch sein edles, von Baumgrün und Blumenflor umhülltes Grauweiß fesselt, oder wenn er auf eine Prozession an der Waldkapelle stößt, und das vielfach gebrochene, grüngedämpfte Licht auf dem roten Baldachin, den blanken Geräten und den Fahnen eigentümliche geheimnisvoll-melancholische Reflexe her-

Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

vorruft. Diese »Prozession« zählen wir zu den malerischsten Bildern, die je aus Hoffmann-Fallerslebens Werkstatt gekommen sind, wenn er selbst in seiner heute fast altmodisch gewordenen Schätzung des gut handwerklich Vollendeten und Abgeschlossenen ihr auch kaum mehr als Studienwert zusprechen möchte. Es wird — mit Recht — so viel von Uhdes späteren Lichtproblembildern geschwärmt, manchmal etwas übertrieben, als bedeuteten daneben die früheren Gemälde des Meisters rein gar nichts mehr — hier ist, ohne tiftelndes Theoretisieren, unbewußt entstanden, das Bild eines schlichten, nirgend genialen, aber immer gediegenen und wahrhaftigen Künstlers, das sich ohne Scheu in die Nachbarschaft jener vielgerühmten Werke wagen darf.

Auch der noch nicht dreißigjährige Berliner Franz Eichhorst (geb. 7. April 1885) hat die Neigung zum Erzählen in sich, und vielleicht ist es dieser Zug, der ihn, so viel Anerkennung seine meistens aus dem hessischen Bauernleben geschöpften Bilder gefunden haben, noch nicht recht zur Zufriedenheit mit sich selber kommen lassen will. Verstehen wir seine Selbstkritik recht, so möchte Eichhorst noch mehr als bisher zum Reinmalerischen vordringen und die unmittelbare, impressionistische Technik über das Interesse an Erzählung und Charakterschilderung vollends siegen lassen. Ob das Ziel so begehrenswert, ist eine Frage; aber vielleicht gelingt es diesem ernst an sich arbeitenden Künstler, beides miteinander auszusöhnen und zu einem Stil zu kommen, der gerade jetzt höchst fruchtbar werden könnte. Eichhorst ist hauptsächlich Schüler Kallmorgens und früh, schon seit 1907, in den Großen Kunstausstellungen zu Berlin, München, Dresden und Düsseldorf hervorgetreten. In seinen Bildern aus der Schwalm, den Berliner Laubenkolonien, wie überhaupt dem Feste feiernden Volksleben hat er Werke aufzuweisen — wir erinnern nur an das »Waldfest«, das »Laubenkolonniefest« und die »Andacht« —, mit denen wir ihn ungern brechen sehen möchten. — Das von uns farbig wiedergegebene Bild »Im Korn« ist, wie die Trachten der Erntearbeiter verraten, hessischen Ursprungs; eine gewisse Verwandtschaft des Sehens und Gestaltens verbindet es mit dem im vorigen Heft veröffentlichten Bilde »Auf dem Felde« von Franz Martin Lünstroth.

Ein ausgesprochen märkisches Motiv hat der aus Schleswig stammende, aber auf der Berliner Akademie unter Vorgang, Saltzmann, Hans Meyer und Hertel ausgebildete Radierer Karl Krafft für seine »Boote am Haveluser« gewählt. Diese stille, lauschige Wasserecke mit der Fernsicht auf den glitzernden

August Lüdecke: Sommertag

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phot. Hermann Boll, Berlin

Walter Bondy: Kinderbildnis — Aus der ersten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin, Sommer 1914

Fluß und der langsam vorüberziehenden Segeljacht ist für den intimen Zauber der märkischen Wald- und Wasserlandschaft ungemein bezeichnend. Wir geben dies Bild — wie auch Renoirs »Spazierritt (vgl. Osborns Aufsatz «Die bildenden Künste«) — in Tiefdruck wieder, um der Wirkung des Originals so wenig wie möglich schuldig zu bleiben.

Das Porträt, sonst mit besonderer Liebe von uns gepflegt, ist in diesem Heft nur mit einem Einschaltbild vertreten. Was Clemens Oscar Schanze in seinem »Weiblichen Bildnis« gibt, ist das Werk eines noch jungen Künstlers, der hart mit sich gerungen hat und schwer und langsam zu sich selbst gekommen ist. Schanze (geb. 8. Februar 1884 in Dresden) war zunächst Handlungsgehilfe, und es hat Mühe genug gekostet, bevor er das Kontorpult der Berliner Lokomotiv- und Feldbahnfabrik, vor dem er noch 1905 saß, mit der Staffelei vertauschen konnte. Seine Studienzeit, sechzehn Semester an der Dresdner Akademie unter den noch heute begeistert verehrten Lehrern Sterl, Zwintscher und Gotthard Kuehl, hat ihn dann eng und enger an die Natur herangeführt; »mit ihr Arm in Arm durch dick und dünn zu gehen« ist er heute fester denn je entschlossen. Er fühlt mancherlei Begabungen in sich — namentlich Frau Musika hat es ihm angetan —, aber eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

früh ausgebildete Selbstkritik hat ihn gelehrt, sich wenigstens praktisch auf die eine, die malerische, zu konzentrieren. Sein Hauptfach war von jeher das Bildnis. Das Psychologische eines Menschen zu erfassen, dünkt ihn die höchste Aufgabe der Malerei. Das Arbeiten geht ihm nur langsam von der Hand, weil er nur schwer mit sich selber zufrieden ist und sich nirgend mit dem schönen Schein der Oberfläche begnügen mag. Man sieht, scheint uns, auch diesem weiblichen Bildnis den schwerblütigen, fast melancholischen Ernst der Arbeit an, obgleich doch auch das Temperament im Pinselstrich nicht zu verkennen ist. Diese strenge Linienführung, diese Herbheit der Farben zueinander, das Vorherrschen kalter Töne — Werk und Persönlichkeit des Schöpfers finden sich zu einer Einheit zusammen. Mit einem Wort: deutsche Kunst, die nicht gleich auf den ersten Blick besticht, aber dem geduldigen Betrachter desto mehr zu geben hat. Wer nur ein wenig von Luftstimmung versteht, dem braucht nicht erst gesagt zu werden, daß dies Bildnis vom ersten bis zum letzten Strich im Freien gemalt ist.

Von Ludwig Habich, dem einstigen Mitbegründer der Darmstädter Künstlerkolonie und jetzigen Lehrer der Bildhauerkunst an der Kunstakademie in Stuttgart, zeigen wir den »Betenden Knaben« (oder »Adoranten«). Es ist eine der jüngsten Arbeiten des schnell zur Reife und Ruhe gediehenen Plastikers, gleichzeitig mit dem vergoldeten Bronzehirsch entstanden, der das neue Stuttgarter Kunstgebäude von Theodor Fischer krönt. Nur Kurzsichtige können in diesen jüngsten ausgeglichenen Plastiken Habichs einen »Abfall« von dem jugendlichen Furioso etwa der beiden in Andernacher Sandstein ausgeführten Portalfiguren entdecken, die vor dem Ernst-Ludwig-Haus in Darmstadt stehen. »Modern« in dem Sinne von »umstürzlerisch« und »originalitätssüchtig« war Habich auch in seiner Darmstädter Frühzeit nicht. Schon sein für Bremerhaven geschaffenes Kolumbus-Denkmal verrät die Hinneigung zu einer gewissen klassizistischen Monumentalität, wie ihm denn auch von jeher eine ehrfürchtige Hochachtung für die Schöpfungen einer großen Vergangenheit und für die Tradition seiner Lehrer (Volz in Karlsruhe und Ruemann in München) eingepflanzt war. Für Jünglingsgestalten aus dem herben Übergangsalter vom Knaben zum Manne hat Habichs Kunst frühzeitig eine besondere Vorliebe gezeigt. Man denke an den Reliefbrunnen vor dem Hause Olbrich oder an das Jung-Goethe- und das Gottfried-Schwab-Denkmal in Darmstadt. In Stuttgart ist ihm ähnliches in dem Eberhardsbau-Brunnenrelief und im Burckhardtdenkmal gelungen. Und auch für die krönende Kolossalfigur, die Fischer für seine neue Jenaer Universität wünschte, hat Habich einen überlebensgroßen ruhenden Jüngling gewählt, der wuchtig ist, ohne brutal zu werden. Der »Betende Knabe«, dem wir zuerst auf der vorjährigen Stuttgarter Ausstellung begegneten, ist dagegen zarter, fast lieblich gehalten, und Gustav Pazaurek in seiner Charakteristik des Künstlers (»Die Stuttgarter Kunst der Gegenwart«, 1913) trifft das Rechte, wenn er diesem Bildwerk zu seiner vollendeten Wirkung eine Stelle etwa in einer kreisförmigen Pergola auf einem Hügel wünscht.

Ins Freie, in einen öffentlichen Park oder privaten Garten, ausgeführt in Marmor oder Bronze, gehört auch die Gruppe »Pan und Nymphe« von dem Berliner Bildhauer Arthur Schulz. Vor »moralischen Einwänden« schützt dieses Werk wohl schon das deutlich erkennbare Streben des Künstlers, wie bei all seinen bisherigen Schöpfungen so auch hier den menschlichen Körper in seiner schönsten und edelsten Form darzustellen, nicht nur irgendein Modell sklavisch naturalistisch zu kopieren. Schulz (geb. 16. August 1873), ein Schüler Geyers, hat bereits eine große Anzahl öffentlicher Denkmäler geschaffen; wir nennen nur als zwei seiner frühesten Werke das Denkmal Albrechts des Bären in Ballenstedt und den Rathausbrunnen in Quedlinburg, als zwei seiner neueren das Herder-Denkmal in Bückeburg und das Denkmal für Julius Wolff, den Dichter des »Wilden Jägers«, das im September d. J. in Treseburg, dem Schauplatz jener romantischen Mär, enthüllt werden soll.

Den Text dieser Rubrik »Von Kunst und Künstlern« begleiten drei Bilder aus den letzten größeren Kunstausstellungen. Hans von Volkmanns »Gänseweide« (Aquarell) und August Lüdeckes »Sommertag« (Ölgemälde) bedürfen als allgemein verständliche Naturbilder keiner weiteren Erläuterung; Walther Bondys »Kinderbildnis« (aus der jüngsten Ausstellung der Freien Sezession in Berlin) wird dem Kundigen seine pariserische Schule nicht ganz verbergen können: wie Bondys »Spanische Sängerin« von 1904 und seine »Pedicure« von 1910 zeigt auch dieses Bild bei scharfer Zeichnung jenes feine bleiche Kolorit, das nur an der Seine daheim ist. F. D.

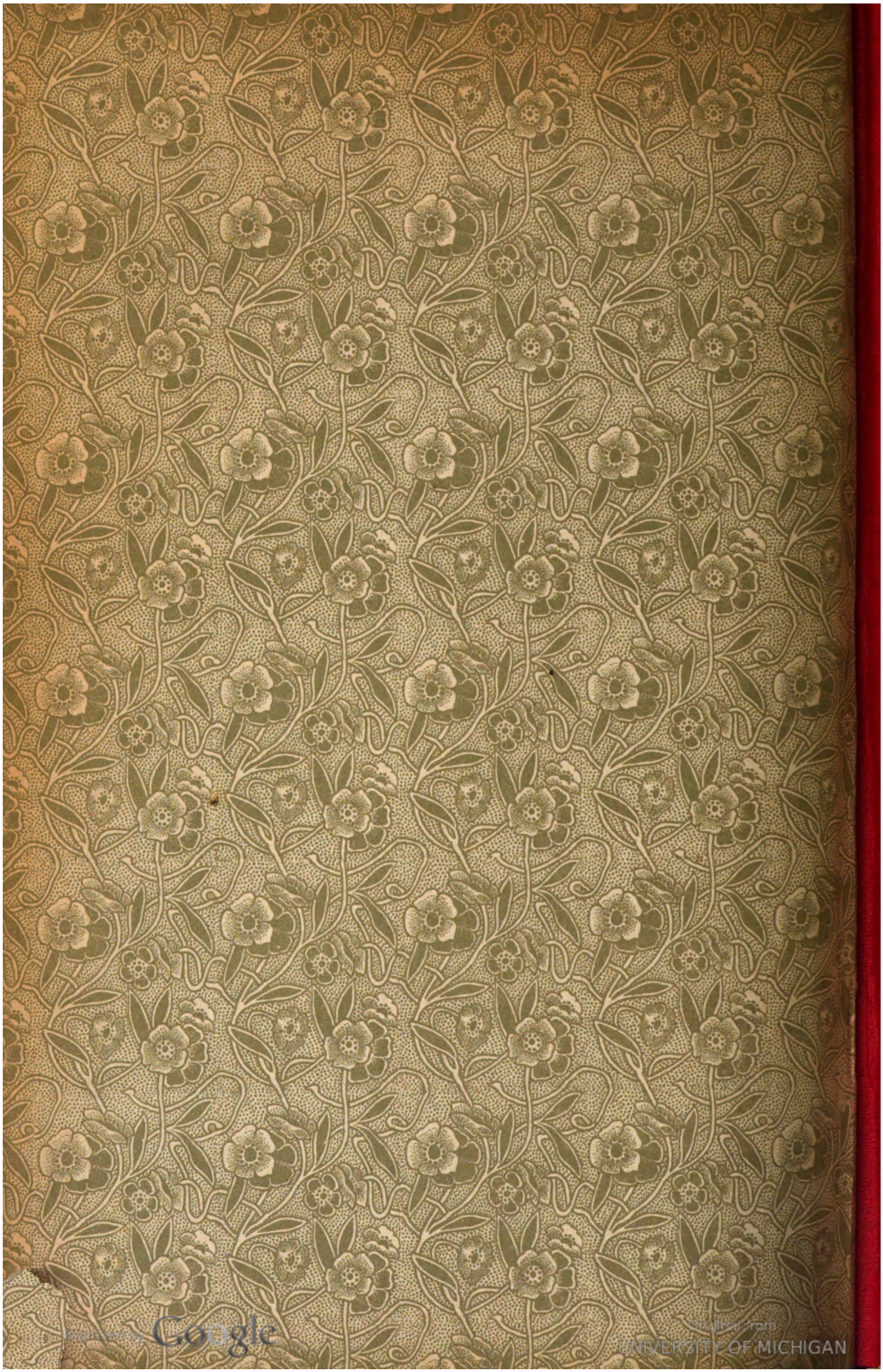
Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

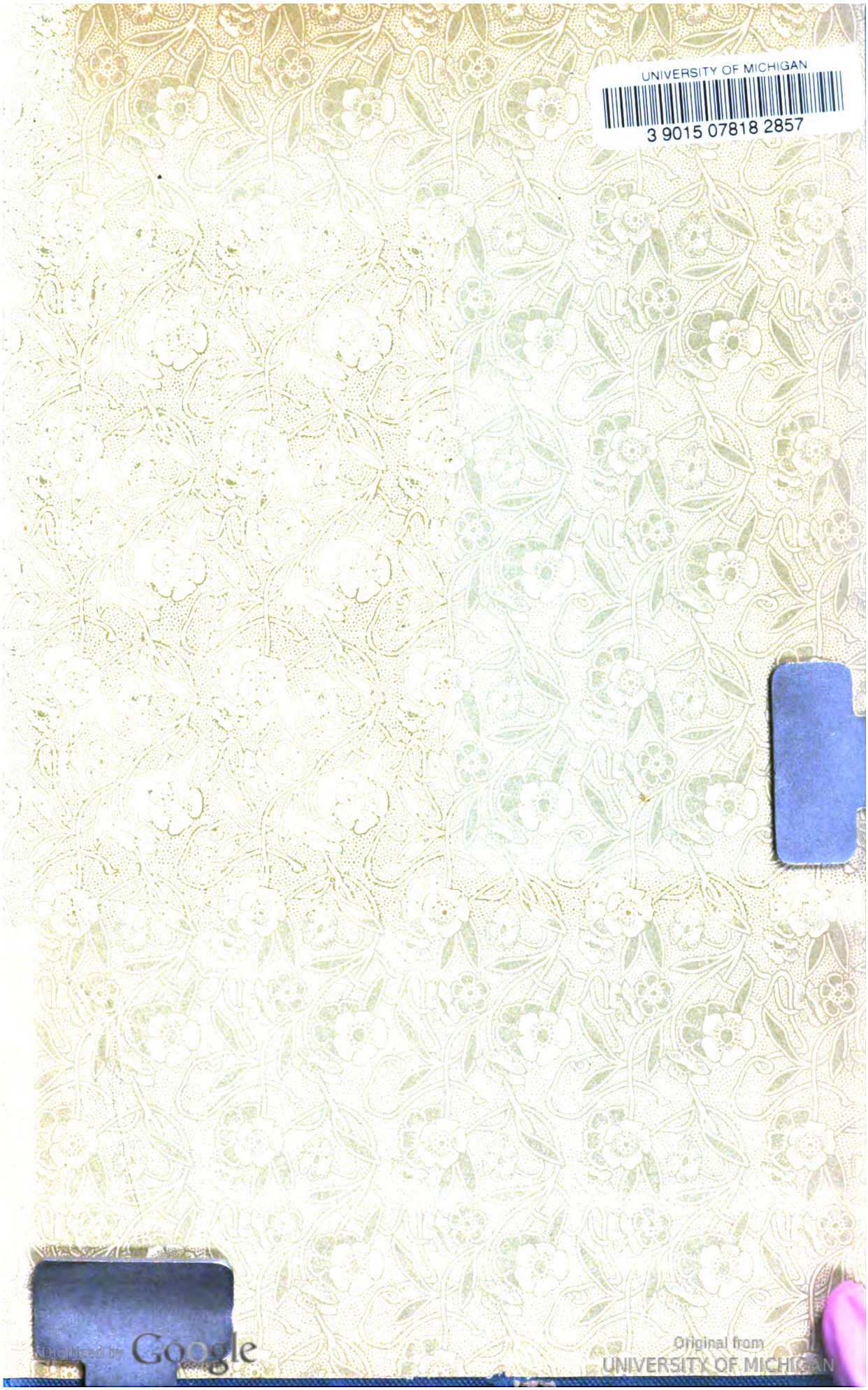
Generated on 2019-02-03 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

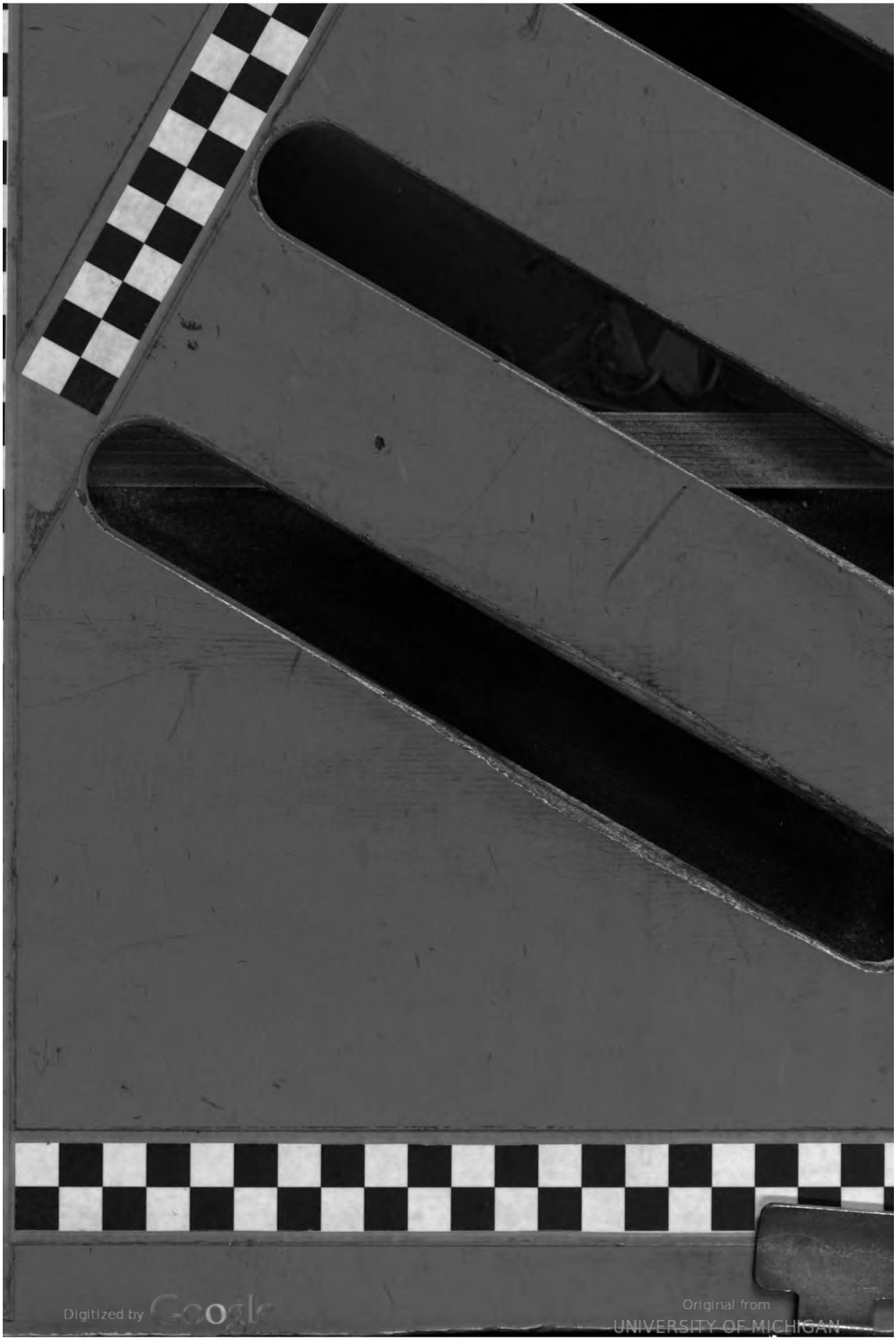
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

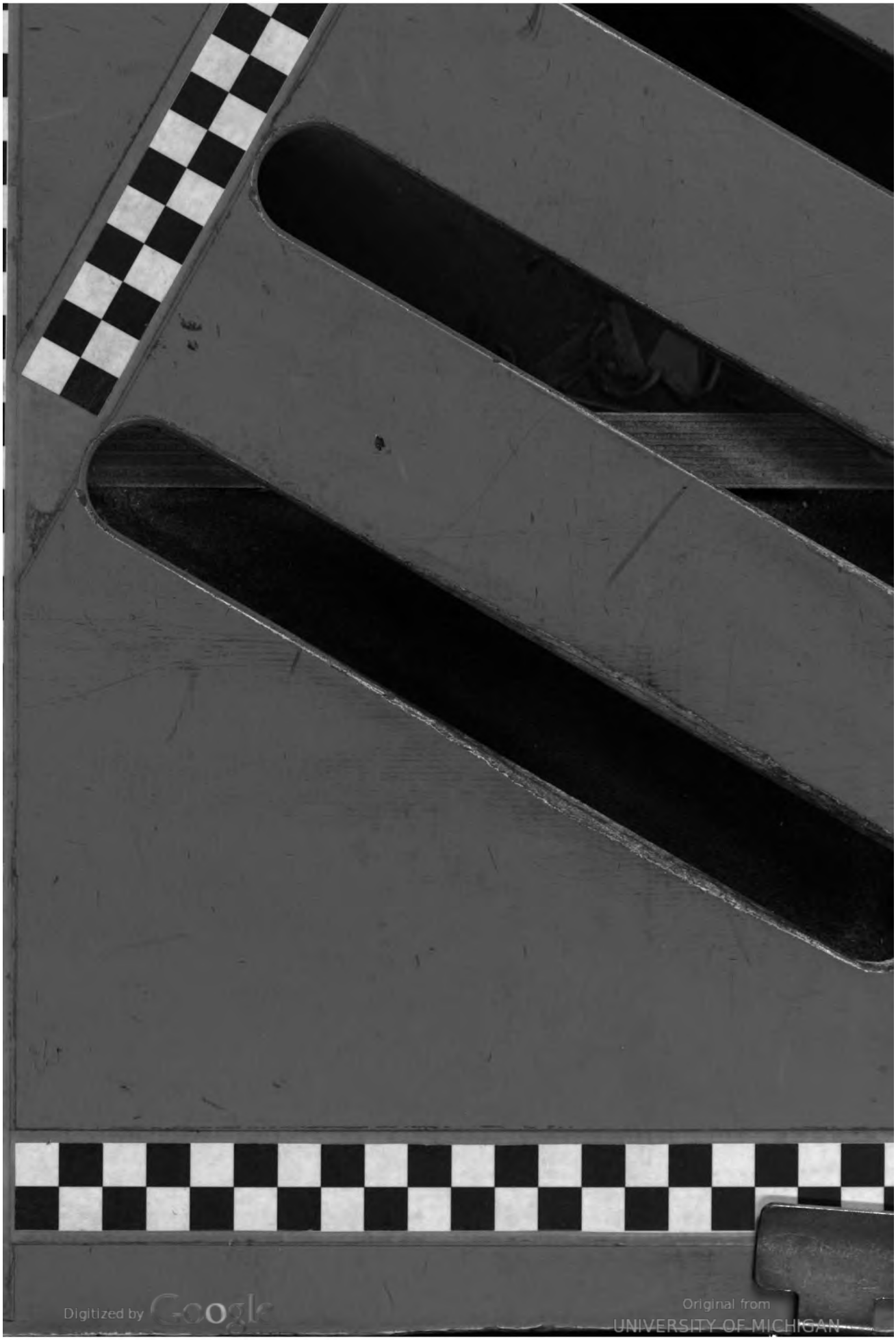

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2857
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

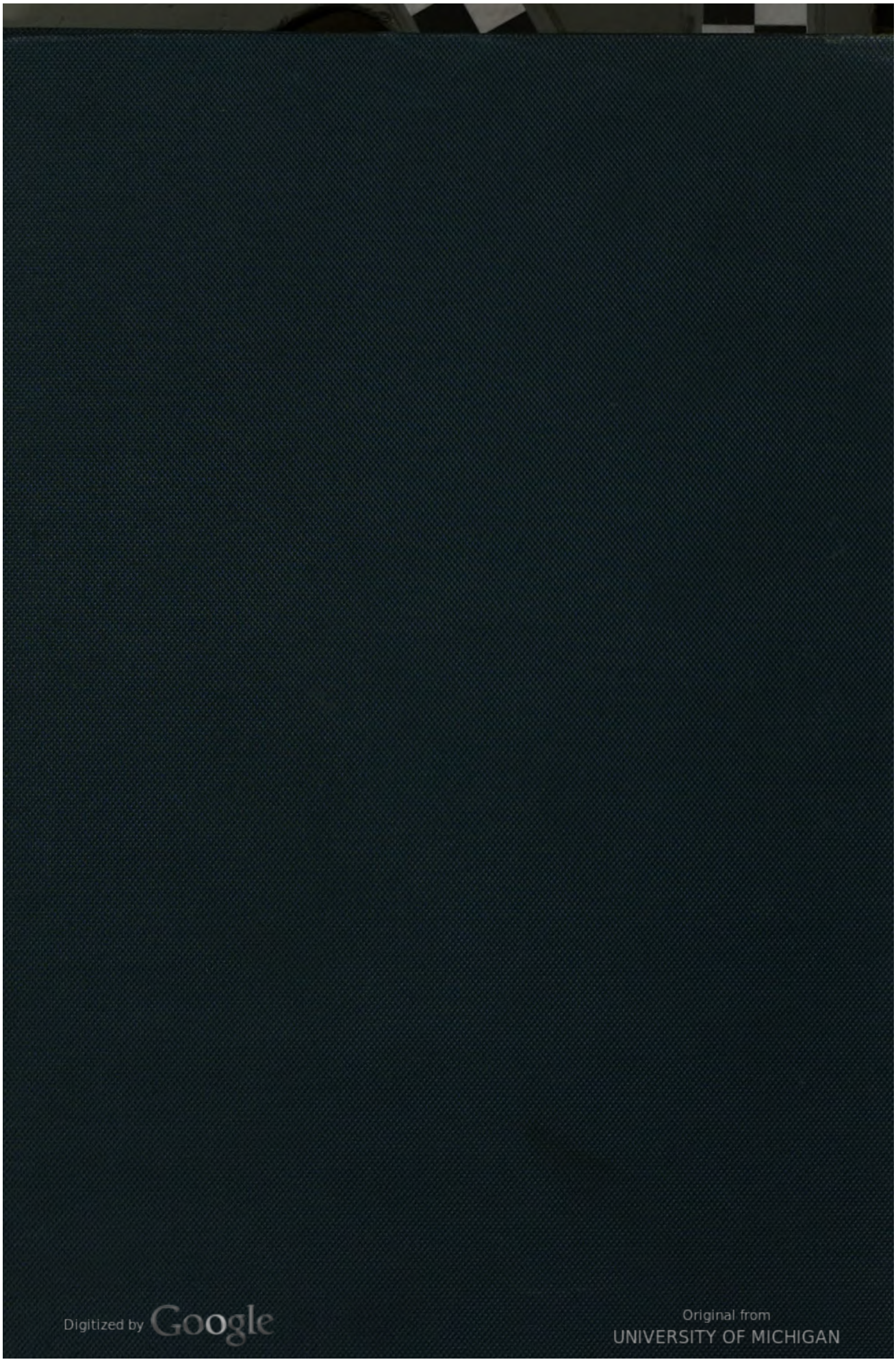


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2019-02-03 15:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015078182857
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google